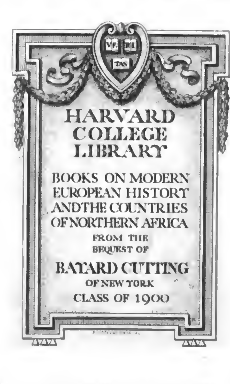


Sammlung bernischer Biographien

Historischer Verein des Kantons Bern


VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
BOOKS ON MODERN EUROPEAN HISTORY AND THE COUNTRIES OF NORTHERN AFRICA
FROM THE BEQUEST OF
BAYARD CUTTING
OF NEW YORK
CLASS OF 1900



Sammlung
Bernischer Biographien.

Herausgegeben

vom

Historischen Verein des Kantons Bern.

Vierter Band.

Bern.
Verlag von Schmid & Francke.
1902.

Sammlung

Bernischer Biographien.

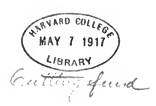
Herausgegeben

vom

Historischen Verein des Kantons Bern.

Vierter Band.

Bern.
Verlag von Schmid & Francke.
1902.



Buchdruckerei K. J. Wyß, Bern.

Inhaltsverzeichnis

zur

„Sammlung bernischer Biographien"

Band IV.

(Die fett gedruckten Namen sind in eigenen Artikeln behandelt, die übrigen nur kurz erwähnt.)

A. d. Biogr. = Allgemeine deutsche Biographie.

Verfasser.

August Gottfried Ferdinand Emmert.

1777—1819.

Ferdinand Emmert war der ältere Sohn des Johann Heinrich Emmert, der als Professor der neueren Sprachen von Göttingen aus im Jahr 1792 nach Tübingen berufen worden war.

Der Sohn fing 1754 in Tübingen an Medizin zu studieren unter den Professoren Gloßius, Ploucquet, Kielmeyer, Storr und Autenrieth, der Vizekanzler war. Unter diesem machte er eine Dissertation, und die Fakultät erteilte ihm aus eigenem Antrieb den Doktorgrad. Hierauf gieng er ein Jahr auf Reisen, kehrte 1801 nach Tübingen zurück, fing an zu praktizieren und hielt Privatvorlesungen.

Im Herbst 1805 erhielt er einen Ruf an die neu errichtete Akademie in Bern als ordentlicher öffentlicher Professor der Anatomie und Physiologie, welchen er annahm und so einer der ersten Lehrer an dieser akademischen Lehranstalt wurde.

Die Einweihung dieser Anstalt am 2. November 1805 geschah in recht feierlicher Weise im großen Saale der Stadtbibliothek Berns in Gegenwart sämtlicher berufener Professoren, Schullehrer und Schüler, letztere über 200 an Zahl in ihren neuen Uniformen. Der damalige Präsident der Akademie, Ratsherr v. Mutach, hielt eine sehr ansprechende, gehaltvolle Rede, und erflehte den Segen des Allerhöchsten für diese Anstalt. Hierauf wurden den Professoren und Lehrern die verschiedenen Diplome erteilt. Die schöne Feier machte auf alle Teilnehmer einen erhebenden Eindruck und blieb ihnen in steter Erinnerung.

Wie groß damals den bernischen Aerzten das Bedürfnis nach einer höheren medizinischen Bildungsanstalt war, ergiebt sich aus der von Dr. Bitzius unterzeichneten, vom 30. Christmonat 1798 datierten und im Namen der medizinischen Gesellschaft in Bern an ihre helvetischen Mitbürger gerichteten Mitteilung, worin sich die Gesellschaft bereit erklärte, über alle Teile der medizinischen Wissenschaften unentgeltlich Vorlesungen zu halten.

Der Anfang dieser Vorlesungen wurde auf 7. Januar 1799 angesetzt. In der That waren in dem betreffenden Lektions-Kataloge für das Frühjahr 1799 die meisten medizinischen Fächer vertreten.

In dem ersten Semester der neuen akademischen Lehranstalt wurden in der medizinischen Fakultät folgende Vorlesungen gehalten:

Von Ferdinand Emmert: Anatomie, zwölf Stunden wöchentlich von 8—10 Uhr mit Unterricht im Secieren im Bürgerspital;

Von Tribolet materia medica nach Arnemann, Pathologie nach Sprengel, und täglich Klinik im Civilhospital;

von Schiferli, medizinische Chirurgie, Augenkrankheiten und klinischer Unterricht im Militär-Hospital.

Am 3. Mai 1808 verheiratete sich Ferdinand Emmert mit Amalie, der Tochter des Rechtskonsulenten Kloß in Tübingen. Er verblieb in seiner Stellung an der Berner Akademie während zehn Jahren, nachdem ihm noch zur Anatomie und Physiologie, Pathologie und Therapie übertragen worden waren. In den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Bern war er außer den genannten Kollegen noch mit seinem jüngern Bruder, mit Hofstetter und Mayer zusammen. Er war auch Dekan der medizinischen Fakultät und Rektor der Akademie.

Im Jahr 1815 wurde Ferdinand Emmert als ordentlicher öffentlicher Professor der Anatomie und Physiologie an Stelle des Leibmedikus Dr. Froriep nach Tübingen berufen. Er nahm diesen Ruf an, besonders weil ihn dieser in die Nähe seines betagten Vaters führte, der ja auch Professor in Tübingen war.

Ferdinand Emmert war nicht nur ein geschätzter Lehrer, sondern auch ein fleißiger, selbständiger Forscher, der sich durch mehrere wertvolle schriftstellerische Arbeiten Verdienste erwarb, so daß er am 29. Oktober 1818 abermals einen Ruf an eine deutsche Universität erhielt und zwar nach Bonn. Man suchte ihn jedoch in Tübingen festzuhalten, und er lehnte den Ruf ab.

Leider war seine Gesundheit nicht die stärkste; gleichwohl war er in seinen Arbeiten unermüdlich, so daß man ihn oft bis spät in die Nacht hinein an seinem Schreibpult stehen sah und ihm das Licht löschen mußte. Zu seinen Arbeiten gehörten unter anderem auch viele Versuche über toxikologische Gegenstände. Es werden auf diesem Gebiete auch heute noch Arbeiten von ihm angeführt.

Emmert starb verhältnismäßig frühzeitig, schon im Jahr 1819 im Alter von 42 Jahren und fünf Monaten, wesentlich in Folge seiner anstrengenden Arbeiten, indem er nach einer keineswegs bedeutenden Knieverletzung nicht der absolut notwendig gewesenen Ruhe

pflegte, so daß sich eine chronische, eitrige Kniegelenkentzündung bildete, welche zu aufreibender Eiterung führte. Der Tod trat aus Schwäche, ohne Schmerzen, in einem halbbewußten Zustande mit stillen Delirien ein.

Alle Fachgenossen, welche mit Emmert in näheren Beziehungen gestanden sind, anerkennen dessen hohe Wissenschaftlichkeit in allen seinen Arbeiten und die Liebenswürdigkeit seines Charakters.

Prof. Dr. C. Emmert.

Ludwig Carl Friedrich Emmert.

1779—1834.

Friedrich Emmert, Vater des Verfassers dieser Biographie, war der jüngere Sohn des Johann Friedrich Emmert, Professor der neueren Sprachen in Tübingen. Er wurde daselbst im Jahr 1779 geboren und starb 1834 in Interlaken.

Er wurde, wie sein Bruder, im Jahr 1812 an die neu gegründete bernische Akademie als ordentlicher öffentlicher Professor der Chirurgie und Entbindungskunst berufen. Später wurde er auch Vorsteher der unter seiner Leitung neu errichteten Entbindungsanstalt (1815) und der Tierarzneischule (1816), an welcher er ebenfalls Vorlesungen hielt. In diesen Stellungen blieb er bis an das Ende seines Lebens.

Er war verheiratet mit Friederike Dann, einer Tochter des Pfarrers Dann in Weilheim bei Tübingen. Der Bruder dieses Pfarrers war der bekannte Stadtpfarrer Dann in Stuttgart, ein sehr geschätzter Kanzelredner, der mehrere populäre religiöse Schriften verfaßt hat. Er war ein sehr frommer Mann, und seiner äußern Erscheinung nach ein wahrer Apostel.

Die Friederike Dann brachte einen großen Teil ihrer Jugendzeit in dem Hause des berühmten Arztes und Professors v. Ploucquet in Tübingen zu und wußte von dessen vielen Besuchen von Seiten hoher Persönlichkeiten und seinen öfteren Berufungen an den königlichen Hof in Stuttgart gar manches zu erzählen.

Der Studiengang Friedrich Emmerts war demjenigen seines älteren Bruders ganz ähnlich. Er promovierte im Jahr 1805 unter Kielmeyer in Tübingen. Seine Dissertation handelte de venenatis acidi borussici in animalia effectibus.

Nach einem Verzeichnis der Vorlesungen in Bern vom Jahr 1830 war die Zusammensetzung der medizinischen Fakultät und die Vertretung der einzelnen Fächer geordnet nach der Zeit der Berufung der einzelnen Lehrer folgende: Tribolet (1805) für Therapie und Arzneimittellehre, Friedrich Emmert (1812) für Chirurgie und Entbindungskunst, Ith (1819) für Physiologie und Pathologie, Brunner (1821) für pharmazeutische und technische Chemie, Joh. Schnell (1827) für Naturgeschichte und Botanik, Hermann (1829) für Anatomie, gerichtliche Medizin und Diätetik.

Die letzten Vorlesungen, welche Friedrich Emmert noch in seinem Todesjahr 1834 für das Sommersemester ankündigte, waren: 1. Entbindungskunde theoretisch und praktisch am Phantom täglich um 10 Uhr und Samstag von 2—5 Uhr, 2. Klinik in der Entbindungsanstalt, 3. Medizinische Chirurgie der Haustiere, zweiter Teil, Montag, Mittwoch und Freitag, Morgens 7 Uhr im Tierspital.

Präsident der Akademie war der bereits erwähnte Ratsherr von Mutach, und der Curator der medizinischen Fakultät, Friedrich May, Staatsschreiber.

Außer seiner vielfachen Lehrthätigkeit hatte Friedrich Emmert auch noch eine ausgedehnte chirurgische und geburtshülfliche Praxis und wurde vielfältig von den jüngeren Aerzten in schwierigen, namentlich operativen chirurgischen und geburtshülflichen Fällen in Anspruch genommen.

Im Jahr 1817 sollte er wegen Errichtung einer Veterinäranstalt in Stuttgart dahin berufen werden, wozu er jedoch keine große Neigung zeigte, so daß die Verhandlungen zu keinem Resultate führten.

Die tötliche Krankheit, welche dem thätigen Leben des namentlich als geschickter und glücklicher Operateur im chirurgischen und geburtshülflichen Fache geschätzten Lehrers ein unerwartetes Ende setzte, war eine chronische Lungenentzündung, zu welcher hauptsächlich die vielen nächtlichen Besuche in der Entbindungsanstalt zur Winterszeit und Mangel an Schonung Anlaß gaben. Diese Anstalt befand sich anfänglich im untern Teil der Stadt am Ende der Junkerngasse. Schreiber dieses hat seine ersten geburtshülflichen Studien auch in dieser Anstalt gemacht, die allerdings sehr ungünstig gelegen war.

Ueberhaupt hatten die neuerrichteten praktischen Anstalten der Akademie, die geburtshülfliche Anstalt und die Tierarzneischule, deren Vorstand Friedrich Emmert war, anfänglich für ihren Bestand und ihre weitere Entwicklung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß die Leitung dieser Anstalten keine leichte Aufgabe war.

Schließlich glaube ich wohl sagen zu dürfen, daß die beiden Professoren Ferdinand und Friedrich Emmert der neu errichteten akademischen Anstalt gleich anfangs nicht bloß zu ihrem Rufe, wovon die Berufungen von hier aus Zeugnis geben, sondern auch zu ihrer weiteren Entwicklung und Ausbildung, wie der gegenwärtige Zustand dieser Anstalten beweist, wesentlich beigetragen haben, so daß die hohen Regierungsbeamten, welche damals die Berufung dieser beiden Professoren vermittelten, dadurch, und ich gedenke hiebei namentlich des ersten Kanzlers der Akademie, sich um diese bernische Lehranstalt, welche später durch Großratsbeschluß vom 5. März 1834 zu einer Hochschule erweitert worden ist, Verdienste erworben haben.

Prof. Dr. Emmert.

Adolf Roth.

1834–1893.



In den ersten Tagen des Jahres 1893 begleiteten die Kirchenglocken von Wangen a./A. mit ihren Trauertönen einen Wanderer zu seiner letzten Ruhestätte, den wir noch lange, lange gerne unter uns behalten hätten.

Adolf Roth, Nationalrat und Gemeindepräsident, hat den 7. Jan. 1893, betrauert von seinen lieben Angehörigen und der ganzen Gemeinde, seine Augen für immer geschlossen. Er erlag einem tückischen Gehirnleiden, das den sonst so rüstigen, thätigen Mann Ende September zuvor aufs Krankenlager gelegt hatte, von dem er sich nicht mehr erholen sollte.

Adolf Roth war geboren den 8. Oktober 1834 und erreichte somit ein Alter von 58 Jahren. Er war der älteste Sohn des Jakob Roth, Pferdehaarfabrikanten in Wangen a./A. Unter strenger Zucht

im elterlichen Hause aufgewachsen, besuchte er als Knabe das in den vierziger und fünfziger Jahren berühmte Knabeninstitut Rauscher in Wangen a./A. Der strebsame Knabe kam sodann in die Kantonsschule nach Aarau, wo er bis 1852 verblieb. Im Jahre 1853 finden wir ihn am Polytechnikum in Karlsruhe, um seine Studien zu vollenden.

Heimgekehrt ins Vaterhaus, beschloß sein Vater, daß er sich dem Handel widmen müsse. Bei einem Onkel, Besitzer einer großen Buntweberei im Toggenburg, sollte er eine dreijährige Lehrzeit machen; doch bald wurde dem Jüngling das Staben und Schreiben zu langweilig; es trieb ihn hinaus in die freie Natur, und er beteiligte sich als Ingenieur am Bau der Vereinigten Schweizerbahnen. Doch auch hier sollte seines Bleibens nicht lange sein. Das Geschäft seines Vaters gewann an Ausdehnung, und es genoß zudem sein jüngerer Bruder Robert nicht die beste Gesundheit. Also mußte er nach Hause, um seine Thätigkeit dem eigenen Geschäfte zu widmen.

Am 1. September 1864 gieng er zu Kirchberg die glückliche Ehe ein mit Bertha Walther, der Tochter des Dekans Walther, Pfarrers in Wangen a./A. Schon in der Jugendzeit hatte es ihm nicht an idealen Bestrebungen gefehlt. Er war jetzt namentlich ein großer Förderer des Turnens. Wie oft sind wir nicht ihm und seinen beiden Brüdern an kantonalen und eidgenössischen Turnfesten begegnet! Sie machten sich gegenseitig die Preise streitig. Zu dieser Zeit blühte unter seiner Leitung ein schöner Turnverein in Wangen, und manch Einer erinnert sich mit Freuden an diese längst verflossene Zeit.

Wie sein Vater, wollte auch er zur Artillerie; denn beim Vater galten die andern Waffen nichts. Er war ein eifriger, pflichtgetreuer Offizier, dazu äußerst praktisch, von seinen Untergebenen und Höherstehenden geliebt und geachtet. Er brachte es bis zum Oberstlieutenant der Artillerie. Dem Vaterlande hat er treu gedient. Eine seiner schönsten militärischen Erinnerungen war die Okkupation in Genf vom Jahr 1860, wo er als junger, feuriger Offizier unter dem wackern Batteriechef Vogt Dienst that. Er erzählte gerne und viel von jener Zeit. Im Jahre 1872 finden wir ihn mit Oberstkorpskommandant Wieland in fremder Mission nach Oesterreich beordert.

Ende der Siebzigerjahre starb sein geachteter Vater. Vereint mit seinem jüngern Bruder Alfred Roth, Oberst, betrieb er die Pferdehaar-Spinnerei mit Erfolg weiter.

Am 12. März 1878 verlor er seine Gattin, welche ihm 4 Söhne und 4 Töchter geschenkt hatte. Dieser Verlust that ihm weh; er be-

schloß seinen Austritt aus der Armee zu nehmen und sich ganz der Erziehung seiner Kinder zu widmen.

Am 12. Oktober 1883 verehelichte er sich zum zweiten Mal zu Kirchberg mit Ida Walther, Schwester seiner ersten Frau, die ihm ebenfalls noch ein Mädchen und einen Knaben schenkte, welche er in seinen letzten Jahren ganz besonders liebte.

Schon sein Vater stund ein Vierteljahrhundert lang der Einwohnergemeinde als Gemeindepräsident vor. Adolf folgte ihm im Amte nach. Von 1871 bis zu seinem Hinschiede hat er 21 Jahre lang in hingebender, uneigennützigster Weise und mit voller Kraft der Gemeinde vorgestanden. In dieser langen Spanne Zeit leistete er manches Gute für die Schule und das Gemeindewesen; als großer Kinderfreund lag ihm die Erziehung der Jugend sehr am Herzen. Die Lehrer fanden an ihm einen treuen Freund, der fest- und zielbewußt zur Schule stand. Was er alles in der Gemeinde gethan hat, ist schwer zu sagen. Oft zum eigenen Schaden seines Geschäftes opferte er sich für seine Gemeinde auf, manchmal mißkannt und mißverstanden, was aber nie vermochte, ihn vom geraden Wege abzubringen. Eine ganz besondere Thätigkeit entwickelte er, als es galt, Wangen den Schienenstrang zu sichern. Mit zähem Eifer widmete er sich dieser für unsere Ortschaft so wichtigen Frage. Die in jüngster Zeit erstellte Wasserversorgung war auch sein Werk.

Während einer langen Reihe von Jahren war er auch ununterbrochen Mitglied des bernischen Großen Rates. Im Jahre 1890 wurde er auch als Vertreter unseres Kreises in den Nationalrat gewählt.

Adolf Roth war in der Politik kein sogenannter Systemler, der durch dick und dünn den ausgegebenen Weisungen folgte. Er gieng, auf seiner Ueberzeugung beharrend, den eigenen Weg und stimmte in den Räten nach seiner eigenen inneren Ueberzeugung. Er huldigte allem Fortschritt und freute sich besonders, das Ansehen und die Kraft des Bundes zu stärken.

Als langjähriges Direktionsmitglied der Ersparnis-Kassa des Amtes Wangen hat er ganz wesentlich zur Reorganisation und Befestigung dieses Institutes beigetragen.

Adolf Roth war eine echte, zähe Bernernatur. In allen Stellungen arbeitete er mit Pflichttreue. Wohl hielt er noch fest am guten, alten Hergebrachten; allein für praktische Neuerungen stund er voll und ganz ein. Hatte er einmal etwas begonnen, so wurde es auch durchgeführt. Unter einer rauhen, oft etwas herben Schale war ein guter, edler Kern verborgen. Die Lauterkeit seines Charakters,

sein treues, aufrichtiges Wesen, seine schlichte Einfachheit sicherten ihm nah und fern viele Freunde.

Nicht nur für diese hatte er Liebe und Anhänglichkeit, das ganze Volk liebte er. Mit besonderer Vorliebe verkehrte er auch mit dem Manne im halbleinenen Kleide, während umgekehrt er vermöge seiner Bildung sich in jeder Gesellschaft zu bewegen wußte. Er war ein feuriger Patriot; hinauf auf die Höhen des Jura zog es ihn wohl tausendmal mit seinen Kindern; dort erfreute er sich am Anblick des schönen Vaterlandes, das er so unendlich lieb hatte.

Jakob Roth-Sommer.

Karl Krieger.

1817–1874.



Karl Günther Laurenz August Krieger wurde den 20. April 1817 zu Wasseralfingen bei Aalen im Königreich Württemberg geboren. Sein Vater, Karl Friedrich Wilhelm[1]) war Hüttenamtskassier daselbst, seine Mutter, Karoline Römer, die Tochter des Oberkriegsrates Günther Friedrich August von Römer[2]) in Stuttgart. Karl hatte noch sechs Geschwister, einen Bruder, Gottlob Günther Lorenz August, geb. 4. Oktober 1823, der sich als Droguist nach Portsmouth (in Amerika) begab und fünf Schwestern, Auguste, Bertha,

[1]) Derselbe erhielt bei seiner Beförderung nach Stuttgart in Anerkennung seiner langjährigen Dienste den Orden der Württembergischen Krone, der ihn berechtigte, sich „von Krieger“ zu nennen und zu schreiben; doch geht hiebei der Adel als rein persönlicher Verdienstadel nicht auf die Kinder über.

[2]) Derselbe hatte ebenfalls den genannten Orden, die Tochter aus dem nämlichen Grunde ohne „von“.

Lina, Maria und Emilie. Der Vater wurde zu Anfang der Zwanzigerjahre als Stadtkameralverwalter nach Weil im Schönbuch[1]), von da nach Cannstatt und 1842 nach Stuttgart versetzt. Schon im siebenten Jahr mußte Karl das Elternhaus verlassen und kam nach Nürtingen, wo er bis zu seiner Konfirmation im Jahre 1831 die Lateinschule besuchte. Sein Fleiß und seine geweckte, heitere Gemütlichkeit gewannen ihm rasch die Herzen der Menschen; auch fand er als trefflicher Sänger leicht Zutritt in Familienkreisen und geschlossenen Gesellschaften.

Im Jahre 1833 kam Krieger auf das Gymnasium in Stuttgart, wo er zwei Jahre blieb, trat dann im Jahre 1835 in das evangelisch-theologische Seminar in Maulbronn und von dort in das theologische Stift in Tübingen. Sich eifrig den philologischen, philosophischen und theologischen Studien widmend, hatte er schon wiederholt als Kandidat der Theologie mit glänzendem Erfolge gepredigt, als es ihm in seinem Innern je länger je mehr klar wurde, daß er in dem geistlichen Berufe kein Genügen finden könne. Er entschloß sich daher, Reallehramtskandidat zu werden und besuchte deshalb von 1838—1839 das damals noch „Königliche Gewerbeschule" genannte Polytechnikum in Stuttgart, wo er die Vorlesungen von Prof. Dr Kurz über Botanik, Geologie, Mineralogie und Zoologie und von Prof. Kindt über englische Sprache anhörte. Um sich die Mittel zu seinen weitern Studien zu erwerben, erteilte er den beiden Knaben des Adjutanten des Königs, des Freiherrn von Rüpplin, Privatunterricht in der lateinischen und deutschen Sprache. In dieser Stellung erwarb er sich durch seinen anregenden und gründlichen Unterricht, sowie durch seine Gemütlichkeit die Anhänglichkeit seiner Zöglinge, wie die Achtung und Zufriedenheit des Vaters.[2]) Im Frühjahr 1840 bot ihm ein Jugendfreund eine gut bezahlte Hauslehrerstelle in der Familie des Herrn von Tscharner[3]) von Bellerive am Thunersee (in der Nähe von Gwatt) an, worauf Krieger mit Freuden einging und seinen Posten

[1]) Der Ausdruck „im Schönbuch", womit dieses Weil von andern gleichnamigen Orten Württembergs unterschieden wird, rührt von dem wegen seiner schönen Buchenwälder so genannten Wald- und Jagdreviers her, inmitten wessen der Ort Weil liegt.

[2]) Mit rotem Lacksiegel versehenes Zeugnis des königl. Adjutanten und Majors Freiherrn von Rüpplin d. d. Stuttgart, 12. Februar 1840. Krieger hatte diese Stelle 1839 angetreten.

[3]) Karl Ludwig Emanuel von Tscharner geb. 25. Februar 1798, Offizier in Holland, quittierte 1826, Mitglied des Großen Rates 1827, verh. 21. August des nämlichen Jahres mit Emma Katharina Fischer von Bellerive, gest. 30. Januar 1854.

in diesem schönen Landsitz am 11. März 1840 antrat. Er hatte hier zwei Knaben zu unterrichten, von denen der ältere **Karl Emanuel Friedrich**, damals 12, der jüngere **Ludwig Friedrich Heinrich** 11 Jahre alt war, beide später österreichische Kavallerieoffiziere und k. k. Kämmerer. Auch in dieser neuen Stellung, die er bis zum 17. Mai 1841 bekleidete, erwarb er sich rasch die Liebe seiner Zöglinge, sowie die volle Würdigung und Anerkennung der Eltern.[1]) Allein sein unermüdliches Vorwärtsstreben ließ ihm keine Ruhe. In seinem Herzen war der Entschluß zur Reife gediehen, Arzt zu werden. Seine Blicke richteten sich daher nach der Universität **Bern**. In dieser Stadt war damals gerade an der Realschule die Lehrerstelle für Geographie und Naturgeschichte vakant geworden, die nun provisorisch Krieger übertragen wurde. Der provisorischen Anstellung folgte nach günstigem Prüfungsergebnis eine bleibende.[2]) Die freien Stunden neben seinem Lehramte benutzte er mit unermüdlichem Eifer zu dem erwählten medizinischen Berufsstudium. Zur Beschaffung der nötigen Geldmittel nahm er eine zweite Lehrstelle am Progymnasium[3]) an, wo er in allen 6 Klassen den Unterricht in Latein und Geographie erteilte, und endlich noch die Hilfslehrerstelle am städtischen Waisenhause.[4]) Trotz dieser zugleich mit seinen ärztlichen Studien ausgeübten Lehrthätigkeit fand Krieger in der zweiten Hälfte des Jahres 1841 Muße, die mineralogische Sammlung im Museum durchsehen und neu ordnen zu

[1]) Zeugnis des Herrn von Tscharner von Bellerive d. d. Bellerive bei Thun den 17. Mai 1841.

[2]) An der frühern Berner Realschule wirkte Krieger von 1841—1844 und leitete mit dem Mathematiklehrer Dr. **Rudolf Wolf** die drei ersten sog. Meyerreisen in den Jahren 1842—1844. (**Schlußbericht über die Realschule der Stadt Bern** von **A. Lüscher**, Direktor der Realschule. **Bern**, Stämpflische Buchdruckerei 1880. Seite 61 und 71).

[3]) Laut Staatskalender von 1844 (in welchem er zum ersten Male unter dem Lehrerpersonal erscheint) wurde Krieger 1843 an das Progymnasium erwählt und war seit 1844 auch Lehrer der Naturkunde an der Industrieschule (einer Unterabteilung des Progymnasiums). Aus den folgenden Staatskalendern bis 1857 (in welchem er nicht mehr genannt ist) geht hervor, daß er 1849 an das höhere Gymnasium kam und dasselbe jedenfalls bei Anlaß der Eröffnung der neuern Kantonsschule im Jahre 1856 wieder verließ. In Fetscherins „Geschichte der Kantonsschule von 1856—1880“ erscheint Krieger nicht mehr. Nach seinen eigenen hinterlassenen Papieren war er Lehrer am Progymnasium von 1843—1851, an der Industrieschule von 1844—54. Gefl. Mitteilung von Frl. Emilie Krieger in Stuttgart.

[4]) Laut Protokoll der Direktion des Knabenwaisenhauses vom 1. Mai 1843 bis zum Juli 1844. (Gefl. Mitteilung des Herrn Waisenhausvorstehers W. **Glur** V. D. M.)

helfen, wodurch er sich den Dank der Aufsichtsbehörde erwarb.[1]) Durch seine klare und anregende Lehrweise, sowie durch seine Leutseligkeit behauptete Krieger während seiner zwölfjährigen Wirksamkeit als Lehrer die Anhänglichkeit der Schüler und die Zufriedenheit der Aufsichtsbehörden, wie die jährlichen Prüfungsberichte es ausweisen. Schon 1841 war er der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft beigetreten, deren Mitglied er bis zu seinem Tode geblieben ist. In die Anfangszeit seiner Anstellung am Progymnasium fällt auch seine Gründung eines eigenen Hausstandes, indem er sich am 3. Oktober 1844 zu Bern mit Marie Karoline Louise Schaffter, der Tochter des damals in der Stadt sehr angesehenen Pfarrers Schaffter, verheiratete, aus welcher Ehe am 20. April — seinem eigenen Geburtstage — 1846 eine Tochter Helene als einziges Kind geboren wurde. Um nunmehr seinem Adoptivvaterlande ganz anzugehören, ließ er sich am 23. Januar 1847[2]) als Burger von Neuenstadt aufnehmen. Von 1850—1852 studierte er an der Berner Hochschule Medizin,[3]) bestand im Jahre 1852 mit gutem Erfolge die medizinische Staatsprüfung und wurde noch im nämlichen Jahre als Arzt patentiert. Auch erwarb er sich die Doktorwürde. Nichtsdestoweniger übernahm er an der im April 1853 neu eröffneten Fortbildungsklasse der „Neuen Mädchenschule" den Unterricht in Naturwissenschaften und Geographie unentgeltlich[4]) und als er am 9. Oktober 1854 von letzterem Fache zurücktrat, behielt er die Naturkunde und schaffte viele Lehrmittel, wie Veranschaulichungsobjekte, Apparate u. dergl. auf seine Kosten für die Schule an.[5]) Er verlegte sich ganz besonders auf das Studium der Homöopathie, die er in Paris studierte, und für die er durch den berühmten Dr. Severin gewonnen wurde, der längere Zeit in Clarens am Genfersee wohnte und den Krieger stets als Mentor hochverehrt hat. In der Ferienzeit reiste er nach England, um die Wirkungen der viel verlästerten Heillehre am Krankenbette zu beobachten. Bald kam ihm großes Zutrauen und ein rasch wachsender Ruf als Arzt entgegen, so

[1]) Unterstützt wurde Krieger dabei durch stud. phil. Hentzi; das Dankschreiben der Museumskommission an Krieger vom Februar 1842 s. Bd. I. des Manuals derselben. (Gefl. Mitteilung des Hrn. Dr. phil. Edm. v. Fellenberg-v. Bonstetten).

[2]) Dieses genaue Datum verdankt der Verfasser der Freundlichkeit des Herrn Burgersekretärs A. Schnider in Neuenstadt.

[3]) Personalverzeichnisse der Hochschule Bern.

[4]) So der uns vorliegende Nekrolog.

[5]) Gefl. Mitteilung des gegenwärtigen Vorstehers der Neuen Mädchenschule Hr. Pfr. G. Dumermuth, der die Unentgeltlichkeit des Unterrichts nicht erwähnt, wohl aber die auch im Nekrolog genannte Schenkung dieser Lehrmittel.

daß er wegen sich stetsfort mehrender ärztlicher Beschäftigung im Jahre 1854[1]) dem bereits liebgewonnenen Lehramte entsagen mußte, um ausschließlich seiner ärztlichen Praxis zu leben. Diese führte ihn allwöchentlich nach Neuenburg hinüber. Da reichte ärztlicher Brotneid gegen den Homöopathen aus einem andern Kantone Klage beim Staatsrate ein, der indessen Krieger die Bewilligung zur Wanderpraxis erteilte. Im Winter 1856 gründete er mit zwei aus Amerika zurückgekehrten homöopathischen Schweizerärzten, Dr. Bruckner von Basel und Dr. Zopfy von Schwanden im Kanton Glarus, den Verein homöopathischer Ärzte in der Schweiz, dessen Vorstand Krieger bis zu seinem Tode blieb. Seine eigentliche Glanzepoche als Berner Arzt fällt nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen ungefähr in das Dezennium von 1857—1867, zu welcher Zeit er nicht nur von vielen aristokratischen Familien Berns, sondern auch von der hier verweilenden fremden Diplomatie sehr gesucht war. Auch nach Zürich, Freiburg, Lausanne, Genf und Interlaken wurde er viel gerufen. In diese nämliche Periode seines Ruhmes als Arzt fällt aber auch das große Unglück seines Lebens: der Tod seiner Tochter Helene, die am 5. Dezember 1863 erst etwas über siebzehn Jahre alt in der ersten Blüte holder Jungfräulichkeit starb.[2]) Es war dies ein schwerer Schlag für ihn, von dem er sich wohl nie mehr ganz erholt hat. Seit dem Hinschied dieser ihm unvergeßlichen Tochter unternahm er jedes Jahr eine größere Reise ins Ausland, wie z. B. nach Norddeutschland, Holland, Italien, oder machte fleißige Besuche in der alten Heimat bei Geschwistern und Verwandten in Baden und Württemberg. Bei diesen Ausflügen lernte er stets eine große Zahl homöopathischer Ärzte kennen, deren Wirksamkeit er beobachten und so neue Kenntnisse sammeln konnte.

[1]) So der Nekrolog; in den Staatskalendern von 1855 und 1856 erscheint Krieger immer noch unter dem Lehrerpersonal des höhern Gymnasiums.

[2]) Zur Zeit dieses Todesfalles bewohnte die Familie das Haus Junkerngasse 165 (seit 1882 Nr. 63), wohin sie seit Ende der Fünfzigerjahre aus dem Erlacherhof umgezogen waren. Diese Wohnung hatten sie nach 1872 inne (Alte Adreßbücher). Erst in seinen letzten Lebensjahren bewohnte Krieger das Haus Christoffelgasse 186 e f (Volksbank; seit 1882 Nr. 6 und 6 a). Die Tochter Helene wurde am 9. Dezember 1863 auf dem Monbijoufriedhofe begraben (Grab Nr. 151); als zwanzig Jahre später die Schwarzthorstraße in ihrer Verlängerung durch den südlichen Teil dieses Gottesackers durchgeführt wurde, wobei viele Gräber weichen mußten, brachte man Helenens irdische Überreste im September 1883 nach dem Bremgartenfriedhof, wo dieselben an der Innenwand der Umfassungsmauer, welche der Murtenstraße parallel geht, bestattet wurden. Später wurde hier auch ihre Mutter neben ihr begraben.

Als im Jahre 1869 im Kanton Bern das Referendum eingeführt wurde, hatte Krieger als nunmehriger Kantonsangehöriger ebenfalls Gelegenheit, sich in dieser Hinsicht durch Ausübung seines Stimmrechtes in seinen Bürgerpflichten zu bethätigen. Er that dies stets mit der größten Gewissenhaftigkeit und in voller Unabhängigkeit der eigenen politischen Ueberzeugung. Entschieden freisinnig und für jeden zeitgemäßen Fortschritt begeistert, waren ihm jedoch bei seiner ganzen edeln und gemütvollen Charakteranlage politische Treibereien und ränkesüchtiges Parteiwesen in tiefster Seele zuwider.

Seine kräftige, große und wohlgenährte Körpergestalt schien ein Urbild von Gesundheit zu sein, die ein hohes Lebensalter versprach. Dennoch nagte eine tückische Krankheit an derselben, ein chronischer Durchfall, den er in festem Glauben an seine Heilmethode bekämpfte, aber bei nicht entsprechender Schonung nicht zu bewältigen vermochte. Allmählig schwand seine üppige Fettleibigkeit, und es stellte sich eine Erschlaffung des Herzens und Wassererguß im Herzbeutel ein. Eine schwere Entzündung des letztern im Jahre 1873 machte Krieger in hohem Maße der Ruhe und Erholung bedürftig, weshalb er sich im Oktober nach Vivis begab und dort im Hotel d'Angleterre Quartier nahm, um den Winter an den milderen Gestaden des schönen Genfersees zuzubringen. Im November siedelte er von dort nach der in schöner Umgebung etwas erhöht, aber dabei doch mild und geschützt gelegenen Pension Ketterer in Clarens über, wo er bis zu seinem Ende verblieb. Während dieses sechsmonatlichen Aufenthaltes, der anfangs einen günstigen Erfolg hatte, reiste Dr. Krieger im Dezember nach Bern und dann auf Neujahr 1874 nach Genf, wobei er einer Einladung der Fürstin Gortschakoff Folge leistete, die in dieser Stadt zu seinen Patienten gehörte. Als er aber von einer zweiten Reise nach Bern im Februar 1874 nach Clarens zurückgekehrt war, verschlimmerte sich sein Zustand. In Folge des Herzübels trat eine allgemeine Wassersucht ein, welche unter beängstigenden Beschwerden seine letzten Kräfte aufzehrte. In dieser zweimonatlichen Leidenszeit boten Verwandte, Freunde und frühere Patienten von nah und fern alles auf, was ihnen möglich war, um dem teuren Kranken seine Leiden zu lindern und erträglicher zu machen. Auch von der Familie des Wirtes Ketterer und den Gästen des Hauses durfte er die liebevollste Theilnahme und Aufmerksamkeit erfahren. Zwei Wochen vor seinem Tode hatten sich indessen die peinigenden Schmerzen und die beängstigende Atemnot verloren, so daß es ihm noch vergönnt war, in schmerzlosen Stunden das Glück treuer Geschwisterliebe und liebe-

voller Hingebung, die ihm die letzten Augenblicke freundlich erleichterten, ungestört zu genießen. Mit tiefgefühlten Worten der Liebe und Dankbarkeit für seine Umgebung und alle seine Freunde schied Dr. Krieger in der neunten Morgenstunde des Montag 27. April 1874 aus seinem thatenreichen und segensvollen Leben, nachdem er gerade noch eine Woche vorher, am 20, sein 57. Altersjahr erreicht hatte. Mittwoch den 29. April wurde seine irdische Hülle um 3 Uhr Nachmittags von der Pension Ketterer aus auf dem Friedhofe von Clarens bestattet.

Der „Bund" widmete in seiner Nr. 116 vom Dienstag 28. April 1874 [1]) dem Dahingeschiedenen einen kurzen, aber höchst ehrenvollen Nachruf, welchen auch das „Intelligenzblatt" vom 29. April [2]) wörtlich wiedergab.

Seine Gattin überlebte ihn um etwas über zwanzig Jahre und starb erst am 23. Februar 1895 in Basel. [3]) Ihre letzte Ruhestätte befindet sich ihrem Wunsche gemäß auf dem Bremgartenfriedhofe zu Bern neben ihrer Tochter Helene.

Krieger war durch seinen klaren Kopf und durch sein edles Gemüt voll reiner und uneigennütziger Menschenliebe ganz zu einem tüchtigen und glücklichen Arzte geschaffen. Als solcher hatte er einen ungemein sichern Blick und ein rasches, selten fehlgehendes Erkennungsvermögen des Zustandes seiner Patienten. Aber er hatte noch mehr als das: ein hohes persönliches Interesse und herzliche, liebevolle Theilnahme für seine Kranken. Am Krankenlager fühlte er mit den Leidenden, teilte die Sorgen der Angehörigen, belauschte mit liebevoller Geduld und Ausdauer stundenlang — auch zur Nachtzeit — den Gang einer Krankheit, den Leidenden dabei Trost und Beruhigung spendend. In seinem Berufe als Lehrer und als Arzt hatte er sich eine große Menschenkenntniß erworben, die ihn mit seltenem Geschicke leitete auf der Bahn edeln und nachhaltigen Wohlthuns, das er in humanster Weise mit der Ausübung seines ärztlichen Berufes verband. Viel und oft hat er still im Verborgenen die Thränen der Armen getrocknet und durch reichliche Spenden die der ärztlichen Behandlung entsprechende Lebensweise zu ermöglichen gesucht. Wo seine Hilfe nicht ausreichte, da verstand er als edler Menschenfreund die edle Kunst, die Teilnahme seiner reichen Gönner seinen bedürftigen Kranken in der

[1]) Seite 4, Spalte 1; rechts in Spalte 3 befindet sich die Todesanzeige.

[2]) Seite 6 unter „Lokalchronik".

[3]) So die Randbemerkung des uns vorliegenden Nekrologes.

Hütte der Armut zuzuwenden. In jedem gegebenen Verhältnisse sagte ihm sein klarer Verstand alsbald, ob der Familie überhaupt oder einem Einzelnen geholfen werden müsse. Ihm genügte nicht nur momentane materielle Hilfe, sondern er suchte durch Erziehung und Belehrung die Bedürftigen in einen dauerhaft besseren geistigen und leiblichen Zustand zu versetzen, indem er bald die bessere Erziehung von Kindern braver, aber verarmter Eltern ermöglichte, bald für eine entsprechende Berufsbildung derselben sorgte. Man kann wohl sagen, daß diesem edeln Manne sein ärztlicher Beruf eine heilige Herzenssache gewesen sei.

Auch da, wo es sich um Errichtung oder Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen handelte, hatte er stets eine offene Hand.

Seinen vielen Freunden, die er ohne viele Worte durch seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine heitere Geselligkeit leicht gewann, war er stets ein treuer und wahrer Freund, der ihnen in jeder Lebenslage mit Rat und That beistand. Die Angelegenheiten seiner Freunde waren stets auch die seinigen, und für jeden Freundesdienst war er stets dankbar. Seine größte Herzensfreude bestand darin, andere zu erfreuen; für sich selbst war er anspruchslos. In traulichen Freundeskreisen war er stets der belebende Geist. Hier sprudelte ungehemmt der mitunter derbe Mutterwitz, dem aber die angeborene schwäbische Gutmütigkeit stets die Spitze brach. In gemischten Gesellschaften verstand er es vortrefflich, der Stimmung Meister zu werden und dieselbe auf gute Bahnen zu lenken. Mit seiner ausgezeichneten Tenorstimme bahnte er sich als geborener Liedersänger wie ein zweiter Orpheus den Weg zu aller Herzen. In dichterischen Ergüssen pflegte er besonders freudige wie auch traurige Familienereignisse zu verewigen und dadurch die schönsten Seiten seines reichen Gemütes zu entfalten. Große und vornehme Gesellschaft suchte er nicht, wurde aber als liebenswürdiger und fröhlicher Gesellschafter nichtsdestoweniger öfter in solche gebeten und konnte sich solchen Einladungen nicht immer entziehen. Empfand er alsdann mitunter die Anforderungen der Etikette als allzu lästig, so flüchtete er sich gerne aus solchen glänzenden Gesellschaften in bescheidene Freundeszirkel und ließ dann der unterdrückten heitern Laune die Zügel los.

Als Lehrer — der bei Dr. Krieger über dem Arzte und Menschenfreund nicht vergessen werden darf — unterrichtete er mit vorzüglicher Lebendigkeit, Klarheit und Begeisterung. Mit größter Geduld erklärte er immer wieder Unverstandenes und verstand es trefflich, über Gelerntes abzufragen. Als er in den Fünfzigerjahren an der

Fortbildungsklasse der Neuen Mädchenschule den Unterricht in den Naturwissenschaften erteilte, war dieses Fach an den Patentexamen noch nicht als Hauptfach angesehen wie später; daher kam es denn auch, daß hie und da eine jüngere Schülerin nicht so viel Gewicht und Fleiß darauf verwandte, als der treue, eifrige Lehrer wünschte. Das schmerzte ihn dann freilich, aber zur Ungeduld kam es nicht, höchstens zu einem leicht sarkastischen Worte, das von einem freundlichen Lächeln begleitet war. Als einst eine Schülerin in der Elektrizität nicht recht Auskunft geben konnte über gute und schlechte Leiter, vollendete Dr. Krieger den angefangenen Satz, der keinen Abschluß bekam, indem er lächelnd sagte: „Ja, ja, es verhält sich gerade so wie mit den Köpfen, „einige fassen's und behalten's; andere fassen's und behalten's nicht „und noch andere fassen's gar nicht." Dieser Schule hat er auch später, als er nicht mehr an derselben wirken konnte, sein Wohlwollen bewahrt. Ein ebensolches bewies er auch der Pension der Fräulein Julie Müller, indem er derselben für die Pensionsbibliothek eine Anzahl von Büchern schenkte, die ihm aus der Verlassenschaft des niederländischen Generalkonsuls Fäsi-Willading zugefallen waren. Auch als Arzt diente er dieser letztern Anstalt in uneigennützigster Weise, wofür das Folgende als kleines Beispiel dienen kann. Als er einst um Zusendung seiner Rechnung ersucht worden war, schickte er als Antwort hierauf einen Kuchen, welchem ein Couvert beilag mit der Aufschrift: „Doktor-Note für die Zimmerfrauen." Dieser letztere Ausdruck rührte davon her, daß einst ein kleiner Junge aus der Verwandtschaft der Pensionsvorsteherin das Wort „Frauenzimmer" in „Zimmerfrauen" verwandelte, was Dr. Kriegers Heiterkeit in so hohem Maße erregte, daß er von da an die letztere Bezeichnung scherzweise auf die Pensionärinnen von Fräulein Müller anwandte. Als das Couvert geöffnet wurde, fand sich darin nicht eine Doktornote, sondern ein vom Geber selbst verfaßtes launiges Gedichtchen,[1] in welchem er die Mädchen nach den Stoffen und Pflanzen, aus denen der Kuchen hergestellt worden sei, nach deren Stellung im System u. s. w. fragte, für richtige Lösung dieser Aufgabe ein Buch versprach, volle Selbständigkeit der Beantwortung verlangte, ein mildes Urtheil in Aussicht stellte und in der letzten Strophe zum Essen aufforderte, ohne aber dabei die gestellte Frage zu vergessen, indem er sonst — und mit dieser scherzenden Drohung schließt das Gedichtchen — den wenn auch längst im Magen vergrabenen Kuchen wieder zurückfordern müßte.

[1] Gedicht und Couvert befinden sich im Besitz von Fräulein Müller.

Dr. Kriegers Name ist in Bern, da er keine Nachkommen hinterließ, nicht fortgepflanzt worden, aber sein Andenken, welches auch bei denjenigen, die ihn noch persönlich gekannt haben, in dankbarer und freundlicher Erinnerung fortleben wird, verdient es, in hiesiger Stadt stets wach erhalten zu werden um der Verdienste willen, die er sich sowohl im Stillen als öffentlich um seine Mitmenschen erworben hat. Als Schriftsteller hat er sich nur wenig bethätigt. Den brieflichen Verkehr mit seinen Kranken und Freunden hat er aber pflichtgetreu fortgesetzt, bis endlich die zunehmende Schwäche die Feder der zitternden Hand entfallen ließ. Vielen hat er wohlgethan mit einem liebevollen Herzen. Mit Recht ist auf seinem Grabstein zu lesen: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Quellen: Nekrolog „Dr. Karl Krieger in Bern“ von Dr. August Feierabend vom Juni 1874 in der „Allgemeinen homöopathischen Zeitung“ S. 191; das vorliegende Exemplar mit Randbemerkungen von der Hand der Schwester des Biographierten, Frl. E. Krieger in Stuttgart. — Briefliche Mitteilungen der Nämlichen aus den Papieren des Verstorbenen. — Nachruf von E. Brand, Lehrerin an der Neuen Mädchenschule, vom Juni 1874 in den „Mitteilungen aus der Neuen Mädchenschule“ S. 46—47. — Mitteilungen von Frl. Julie Müller und von Herrn Stadtschreiber Dr. Bandelier.

R. v. Diesbach.

Rudolf Friedrich Fetscherin.

1829—1892.

Rudolf Friedrich Fetscherin, bekannt als hervorragender Irrenarzt, wurde am 27. Juni 1829 in Bern geboren als der zweite Sohn des damaligen Vorstehers des Knabenwaisenhauses und späteren Regierungsrates Bernhard Rudolf Fetscherin[1]) und der Sophie Adriane geb. König. Von seinem ungemein thätigen, anregenden Vater erbte er die unversiegliche Arbeitslust, von seiner trefflichen Mutter das reiche Gemütsleben, jene beiden Eigenschaften, die ihn von Jugend auf bis zu seinem Tode so vorteilhaft kennzeichneten; überhaupt wurde ihm das Glück zu Teil, gemeinsam mit seinem nahezu drei Jahre älteren Bruder Franz Rudolf

[1]) Siehe „Sammlung bernischer Biographien“, Bd. II., Seite 585 ff.

eine schöne Jugendzeit in dem traulichen Elternhause genießen zu dürfen.

Beide Brüder durchliefen die Schulen ihrer Vaterstadt und giengen sodann an die bernische Universität über; **Rudolf** widmete sich der Theologie, **Fritz** der Medizin. Letzterer hat sich neben seinen speciellen Fachstudien besonders gerne mit Botanik und Geologie abgegeben und es darin zu Kenntnissen gebracht, wie sie infolge der veränderten Verhältnisse beim heute studierenden Mediziner nur selten gefunden werden. Doch war er nicht allein ein fleißiger „Studierender", sondern auch fröhlicher „Student", zwei Begriffe, die sich bekanntlich nicht immer decken. Studententurn- und Gesangverein zählten ihn zu den Ihrigen. Schon vor Bezug der Hochschule hatte er sich in die Sektion Bern des Zofingervereins aufnehmen lassen, deren eifriges und tüchtiges Mitglied er bis zum Abschluß seiner Studienjahre war, wie er auch bis an sein Ende der Zofingia treu und ergeben geblieben ist. Sein Leben als akademischer Bürger kann in kurzen Zügen nicht besser charakterisiert werden, als sein Freund und Studiengenosse Pfr. Ammann in Lotzwyl es bei seiner Leichenfeier gethan hat: „Fetscherin war einer der fröhlichsten und liebenswürdigsten Genossen. Welch reiches Leben sprudelte in dem stürmischen, thatendurstigen Krauskopf! Wie brannte in dieser Feuerseele die reinste, edelste Begeisterung für die hohen Ideale, für Vaterland, Freundschaft und Wissenschaft! Wie freute man sich seiner Gegenwart und Teilnahme beim geselligen Zusammensein, in wissenschaftlichen Vereinigungen, auf fröhlichen Turnfahrten! In den damaligen Kämpfen unter der studierenden Jugend um Ansehen und Bedeutung der einzelnen Verbindungen nahm er eine hervorragende, aber immer versöhnliche Stellung ein. Wir trugen nicht die gleichen Farben, ein jeder gieng dabei seinen eigenen Weg; aber Achtung und Freundschaft blieben dadurch unversehrt. Sein liebenswürdiges und nobles Wesen schlug die Brücke über die trennenden Unterschiede, und wir suchten und fanden allezeit die höhere Einheit in der Liebe zu Vaterland und Wissenschaft und in der Pflege des Guten, Wahren und Schönen. Durch alle Stürme des akademischen Lebens jener Zeit hat sich die Freundschaft gerettet in das praktische Leben hinaus, in dessen ernsten Aufgaben man sich zusammenfand, um gemeinsame Jugendideale zu verwirklichen, und auf so manchem Gebiete ernsten Strebens ist man zusammengetroffen und hat die Kräfte vereint".

Nach trefflich bestandenem Examen, und auf Grund einer Dissertation über die pathologische Anatomie des Hirngewebes zum Dr. med. promoviert, bezog Fetscherin zu seiner weiteren Ausbildung noch die

Universitäten von Prag, Wien und Paris. In diesen Städten war es wohl auch, wo er sich seine große Liebe zur Kunst und den feinen Geschmack in derselben erworben hat.

Kaum in die Heimat zurückgekehrt, wurde er durch die Regierung nach dem jurassischen Dorfe Corban (Amtsbezirk Delsberg) gesandt, wo eine schwere Typhusepidemie herrschte, aber ein Arzt fehlte. Den Seinen bangte für ihn; ihm selbst aber war es eine Freude, dort, wo er wie ein Retter in der Not begrüßt wurde, seinem Berufe leben zu können. Bald darauf ließ er sich in Neuenstadt nieder und verheiratete sich mit Frl. Louise Fueter, der Tochter seines kurz zuvor verstorbenen hochverehrten Lehrers Professor Dr. Ed. Fueter[1]) von Bern. Diese sehr glückliche Verbindung hatte für ihn um so höhern Wert, da seine nächsten Angehörigen um jene Zeit ihm rasch nach einander durch den Tod entrissen wurden: im Februar 1855 sein Vater, im Herbst des gleichen Jahres seine Mutter, die sofort nach seiner Vermählung zu ihm nach Neuenstadt übergesiedelt war, und im Mai 1857 sein Bruder Rudolf, Pfarrer in Abligen; so fand er denn in seiner eigenen aufblühenden Familie Ersatz für die erlittenen Verluste. Ebenso gewährte ihm seine ärztliche Praxis reichliche Befriedigung.

Gleichwohl sollte Fetscherins Aufenthalt in dem lieblichen Gelände am Bielersee nicht viel länger als vier Jahre dauern. Sein Freund Rudolf Schärer, Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Waldau, bot ihm nämlich die Stelle des zweiten Arztes an, und obgleich die zahlreichen Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, die er erhielt, ihm das Scheiden erschwerten, entschloß er sich, jenem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. Eine Notiz, die Samstag den 11. Februar 1860 in dem Blatte « Le Vignoble » erschien, berichtet in schlichter Kürze: « A l'occasion du départ du Dr. Fetscherin pour son nouveau cercle d'activité, la musique fanfare de Neuveville lui a donné une sérénade mercredi dernier. La ville et les environs perdent beaucoup: les riches un médecin dévoué, les pauvres un homme charitable, tous un homme d'une conduite exemplaire ».

Indem der in seinen besten Lebensjahren stehende, allgemein geachtete Arzt sein bisheriges Arbeitsfeld verließ, um eine ihm noch wenig bekannte Bahn zu betreten, vollzog er einen über seine ganze Zukunft entscheidenden Schritt, und schon mancher vorzüglich geschulte Mediziner, der Ähnliches wagte, hat später sein Unterfangen bitter bereut; denn die Psychiatrie erfordert nicht bloß gründliche wissen-

[1]) Siehe „Sammlung bernischer Biographien", Bd. II., Seite 572 ff.

schaftliche Kenntnisse, sondern auch besondere Gaben und Fähigkeiten, die nicht sehr häufig in harmonischer Verbindung vorkommen. Von Fetscherin dagegen darf bezeugt werden, daß er durch seinen Eintritt in die praktische Irrenpflege gerade dasjenige Fach zu seiner Hauptaufgabe erwählt hat, für welches er alle Vorbedingungen in sich vereinigte; er fand sich deshalb viel leichter und schneller als mancher andere auf dem neuen Gebiete zurecht, lebte mit Leib und Seele seinem hohen Berufe und hat 33 Jahre lang mit immer gleicher Freudigkeit und mit reichem Segen in der so düstern, ja unheimlichen Welt der Trübsinnigen und Irrsinnigen gewirkt. Schon seine äußere Erscheinung kam ihm dabei vortrefflich zu statten, sein hoher, kräftiger Wuchs, sein blühendes Angesicht mit den freundlich blickenden Augen, sein imponierendes und doch so gewinnendes Auftreten. Mit der äußeren Gestalt harmonierte sein Inneres, sein goldlauteres Herz, sein fester, zuverlässiger Charakter. Zum Irrenarzt war er mit seinem scharfen Blick, seinem fröhlichen Gemüt und seiner unerschöpflichen Geduld recht eigentlich prädestiniert. Wie oft gelang es ihm, einem Schwermütigen ein Lächeln abzugewinnen, mit ermunterndem Zuruf Mutlose anzuspornen und Verzagten Trost zu spenden! Und welche innige Freude empfand er, wenn bei einem seiner Pfleglinge in geistiger Nacht ein Lichtlein zu schimmern begann, wenn dieses Lichtlein immer heller brannte, und er endlich mit Gottes Hülfe einen armen Kranken geheilt den Seinen wieder geben durfte! wie war er aber selbst in solchen günstigen Fällen weit davon entfernt, sich ein Verdienst zuzuschreiben, und mit welch' herzlichem Interesse verfolgte er den ferneren Lebensgang der Entlassenen, die ihm denn auch in unwandelbarer Dankbarkeit zugethan blieben! — Geradezu bewundernswert erschien die Arbeitskraft, welche Fetscherin in seinem schwierigen Berufe entfaltete. War er mit der Tagesarbeit zu Ende, so saß er noch bis tief in die Nacht hinein an der Korrespondenz mit Angehörigen seiner Patienten, nach allen Seiten hin wohlthuende Auskunft und einsichtigen Rat erteilend. Streng gegen sich selbst und überall persönlich mit seinem Beispiel voranleuchtend, stellte er auch an seine Untergebenen hohe Anforderungen; hinwiederum durften sie seiner Anerkennung gewiß sein, sobald er überzeugt war, daß sie ebenfalls von ganzem Herzen sich gegenüber den unglücklichen Kranken ihrem Berufe hingaben.

Zunächst war Fetscherin nun 16 Jahre lang in der Waldau thätig. In dieser Stellung hatte er reichlich Gelegenheit, die Behandlung und Pflege der Geisteskranken kennen zu lernen; hier eignete er sich auch jene Gewandtheit des Benehmens an, die ihm im Fluge das Vertrauen

der Kranken und ihrer Angehörigen erwarb. Während dieser Zeit konnte er aber auch, dank der mäßigen Entfernung der Anstalt von Bern, in hohem Maße sich an dem Wohl und Gedeihen seiner Vaterstadt aktiv beteiligen. Zehn Jahre lang bekleidete er das Amt eines Präsidenten seiner Zunft (zum Mohren), war Mitglied der Gewerbeschulkommission, Mitglied des Stadtrates; kurz, es wurde ihm nicht zu viel, neben seinen häuslichen und beruflichen Obliegenheiten noch eine Menge öffentlicher Geschäfte auf sich zu nehmen und sie mit gewissenhafter Treue zu besorgen.

Große Freude bereiteten ihm statistische Arbeiten, die er teils im Auftrage von Behörden, teils aus eigener Initiative unternahm; die bedeutendsten derselben sind eine „Zählung und Statistik der Geisteskranken und Idioten im Kanton Bern" und eine „Statistik der Taubstummen und Blinden in den Anstalten der Schweiz". Während vieler Jahre gehörte er auch dem Vorstande der schweiz. statistischen Gesellschaft an.

Durch die mannigfachen Beziehungen im privaten wie im öffentlichen Leben hatte Fetscherin sich in Bern einen bedeutenden Bekanntenkreis gesammelt; überall fand und machte er sich Freunde. Nur ungern sah man ihn scheiden, als er 1875, einem Rufe der Regierung von Luzern Folge gebend, nach St. Urban zog, um als neugewählter Direktor die Leitung jener Anstalt zu übernehmen. Hier konnte er vierzehn Jahre lang so recht seinem Herzenswunsche, Kranken und Armen ihr Los zu erleichtern, nachleben. Sein praktischer Sinn, seine in der Waldau gesammelten Erfahrungen und seine rastlose Thätigkeit kamen der luzernischen Anstalt in hohem Grade zu gut. St. Urban wurde im Lauf der Jahre zu einem der blühendsten Institute dieser Art. Die Zahl der Kranken, 1876 etwa 150 betragend, stieg in den Achtzigerjahren auf 380—400. Die Finanzlage gestaltete sich außerordentlich günstig. Umsomehr war es zu bedauern, daß von extrem-ultramontaner Seite her Versuche gemacht wurden, dem nimmermüden, gewissenhaften Direktor die Arbeit so viel als möglich zu erschweren, das Leben zu verbittern. Die „junge Schule" mochte es nicht mitansehen, wie unter dem überzeugten Protestanten, obgleich derselbe sich gänzlich vom politischen Tagesgetriebe fern hielt, die Anstalt des katholischen Kantons blühen und gedeihen konnte. Ein Beweis, wie sehr man aber auch in den Reihen jener Partei das feindselige Treiben mißbilligte, liegt in der rührenden Anhänglichkeit, die von Seite der katholischen Wärterinnen der Anstalt, Schwestern von Ingenbohl, ihrem Direktor entgegengebracht wurde.

Die Angriffe verfiengen übrigens nicht; einzig die schließlich allzuschwere Arbeitslast bewog Fetscherin im Jahr 1889, nach Ablehnung manches andern ehrenvollen Rufes einen solchen an die Privatanstalt «La Métairie» bei Nyon am Genfersee anzunehmen. Die Leitung dieses kleineren Instituts, im Verein mit einem ihm wohlgesinnten Aufsichtsrat, bei dem er für seine Gedanken und Vorschläge stets williges Verständnis fand, war für ihn eine Erleichterung im Vergleich mit der bisherigen Aufgabe. Umsomehr konnte er sich jetzt mit den einzelnen ihm anvertrauten Kranken und ihren Angehörigen abgeben. Doch war ihm die Arbeit so sehr ein Bedürfnis, daß von der eingetretenen Erleichterung nicht viel zu merken war. Immerhin konnte er sich nun auch seiner Familie wieder mehr widmen als früher. Was er seiner Gattin, die sich jeweilen treulich mit ihm in die Arbeit teilte, seinen Kindern und Großkindern und überhaupt seinen Verwandten gewesen ist, läßt sich mit kurzen Worten nicht genügend schildern.

Drei Jahre nur hat Fetscherin in der „Métairie" wirken dürfen. Ein Jahr vor seinem Hinscheide wurde der bisher kerngesunde, niemals kranke Mann durch ein Unterleibsleiden hart an den Rand des Grabes gebracht. Doch die alte Kraft vermochte obzusiegen, und eine Kur in Karlsbad schien vollends die Gesundheit wieder hergestellt zu haben. Mit Dank gegen seinen Gott kehrte er von dort zurück und unternahm noch im Frühjahr und Sommer 1892 heiteren Sinnes kleine Bergtouren, welche Erinnerungen an glückliche Jugendjahre und manche schöne Turn- und Vereinsfahrt in ihm wachriefen. Durch jene Fahrten, sowie die vielen Reisen im Dienste seiner Patienten hatte er Berge und Thäler seines Vaterlandes bis in die entlegensten Gegenden kennen gelernt, wie kaum ein anderer. Mit frischer Kraft gieng er nach jener Kur wieder an seine Arbeit, um ihr noch die letzten Monate seines Lebens in gewohnter Rüstigkeit zu widmen. Ganz unerwartet kam dann am 11. Oktober 1892 ein Rückfall der tückischen Krankheit. An jenem Tage wohnte er in Bern einer Sitzung bei, der als Traktandum der innere Ausbau der neuen Irrenanstalt in Münsingen zu Grunde lag, eine Sache, die, wie überhaupt die Erweiterung der Irrenpflege, ihn besonders interessierte. Am 12. Oktober kehrte er, schon fiebernd, nach Hause zurück, wo er trotzdem seine Thätigkeit noch drei Tage lang fortsetzte. Montag, den 17. Oktober entschlief er und wurde am 20. des gleichen Monats in Bern zur Erde bestattet. Allen, die ihm näher gestanden haben, bleibt sein Andenken theuer.

Dr. Ed. Fetscherin.

Georg Friedrich Heilmann.

1785–1862.

Wer heute die weitläufigen, neuen Stadtteile Biels durchwandert, dessen Häusermeer den breiten Thalgrund zwischen der ersten Jurakette und den Molassehügeln von Mett und Madretsch bedeckt, und schon an den steilen Rebhängen emporzusteigen beginnt, hat Mühe, sich das kleine fürstbischöfliche Landstädtchen vorzustellen, wie es noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts bestand, und mit seinem reichen Turmkranz in so vielen älteren Stichen und Aquarellen der Nachwelt überliefert ist. Aber noch ist das alte Biel nicht ganz verschwunden. Noch lagert sich um die hochgelegene Kirche das mittelalterliche Städtchen mit Bogengängen, engen Gäßchen, hochgiebligen Häusern, weit ausladenden Erkern und mit Bildwerk gezierten Brunnen. Auch das Biel des 18. Jahrhunderts läßt sich noch erkennen aus manchem ehrbaren Bürgerhaus, hinter breiter Front eine ganze Flucht von wohlräumigen Sälen, Gemächern und Korridoren bergend, und an die Emigranten- und Empirezeit erinnern da und dort die hinter hohen Gartenmauern über alten Baumkronen emporragenden französischen Dächer stattlicher Landsitze mit weitläufigen Dependenzen, noch heute Kunde gebend von Wohlstand und behaglichem Dasein.

Man ist gerne geneigt, das Leben in einer alten Kleinstadt sich möglichst kleinlich vorzustellen. Daß aber in diesen engen Verhältnissen nicht selten eine Bildung und Lebensauffassung zu Hause war, die eines geringschätzigen Mitleides der heutigen Generation sicherlich nicht bedarf, beweist die Geschichte einer im 18. Jahrhundert in Biel eingewanderten und seither ausgestorbenen Familie, die in ihren drei Vertretern, Großvater, Vater und Sohn, das Bild eines tüchtigen weitblickenden Bürgertums gewährt. Es ist die Familie Heilmann.

Am 30. April 1734 wurde, wie die Ratsmanuale berichten, der Buchdrucker Johann Christoph Heilmann, geboren 1702 in Marburg, in das Bürgerrecht der Stadt Biel aufgenommen und ihm die Errichtung einer Buchdruckerei gestattet.

Johann Christoph Heilmann, dessen Vater Georg Reinhard Heilmann 1704 im spanischen Erbfolgekrieg umgekommen war, folgte in der Wahl seines Berufes alten und ehrwürdigen Familien-

überlieferungen, waren doch seinerzeit zwei Glieder seiner Familie, die Brüder Anton und Andreas Heilmann, in engen Beziehungen mit Johann Gutenberg, dem Erfinder der Buchdruckerkunst, gestanden und erscheinen als Beteiligte in dessen geschäftlichen Unternehmungen. In der Folgezeit scheint die vornehme Familie Heilmann von Praumheim, die sich auf eine lange Reihe von Ahnen berufen konnte und selbst den in Tacitus' Annalen, Buch III, Kap. 40, genannten Aeduer Julius Sacrovir als Vorfahren in Anspruch nahm, in ihren Vermögensverhältnissen heruntergekommen zu sein, wurde aber durch Johann Christoph, der sich wieder dem ehrbaren Gewerbe zugewandt hatte, zu neuem Ansehen gebracht. Im Jahre 1731 mit Susanna Thurneisen von Basel, der Tochter des bekannten Kupferstechers Johann Jakob Thurneisen, jun., verheiratet, arbeitete er als Geschäftsteilhaber in der Firma seines Schwiegervaters, welche durch ihre vortrefflichen Leistungen auf dem Gebiet der Reproduktion alter Meister einen europäischen Ruf genoß. Nachdem er sich im Jahre 1734 in Biel niedergelassen hatte, entfaltete er als Buchdrucker und Verleger eine erstaunliche Thätigkeit.

Die große Zahl der während fast 40 Jahren aus den Pressen der Heilmann'schen Offizin hervorgegangenen, meist religiösen und didaktischen Druckwerke beweist nicht nur die Regsamkeit und geschäftliche Tüchtigkeit des Verlegers, sondern legt auch Zeugnis ab von einem ungemein starken Bedürfnis nach Belehrung und Erbauung von Seiten der damaligen Generation. Johann Christoph Heilmann soll ein Mann von umfassenden Kenntnissen gewesen sein. Sein Name, sowie derjenige seines Sohnes Nikolaus, werden unter den Mitarbeitern an der von Diderot und d'Alembert gegründeten « Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des Arts et des métiers » genannt. Er starb im Jahre 1773.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß durch seine Verheiratung mit Susanna Thurneisen die Familie Heilmann Anwartschaft auf einen Teil jenes gewaltigen Vermögens erhielt, das ein 1676 in Venedig verstorbener französischer Kaufmann Jean Thierry, seinen Verwandten und deren Nachkommen, als welche neben vielen andern Familien auch die Thurneisen von Basel erscheinen, vermacht hatte. Nachdem aber schon die venezianische Regierung sich geweigert hatte, die 57 Millionen Livres betragende Erbschaft herauszugeben, bemächtigte sich 1797 General Buonaparte derselben, die zwar im Laufe der Zeit auf 20 Millionen herabgeschmolzen war. Doch half dies den erbberechtigten Verwandten wenig, denn die französische Regierung weigerte

sich, die Summe auszubezahlen. Alle Bitten und Bemühungen der Erben, zu denen auch die beiden Historiker Augustin und Amédée Thierry gehörten, waren umsonst, obwohl noch bis 1825 auf gerichtlichem Wege vorgegangen wurde. Auch die Anstrengungen der Familie Heilmann blieben natürlich vergeblich. Wer die nunmehr im Stadtarchiv von Biel befindlichen Akten dieser Erbschaftsangelegenheit durchgeht, thut wohl, sich der resignierten Worte zu erinnern, die ein anderer Mitberechtigter seinen, diesen nämlichen Handel betreffenden Papieren beifügte: « Si quelqu'un de mes héritiers parcourt ces papiers, qu'il ne se laisse pas tenter de faire quelque démarche, tout l'argent et le travail qu'il dépenserait pour cela seraient perdus sans compensations. »

Nikolaus Heilmann, der Sohn Johann Christophs, geboren 1739, trat schon früh in das väterliche Geschäft ein, und blieb an der Spitze desselben, bis es 1788 durch Verkauf in andere Hände übergieng.

Vom Fürstbischof von Basel mit öffentlichen Ämtern betraut und mit der Herrschaft Rondchâtel belehnt[1]) und zudem durch seinen Reichtum unabhängig gestellt, widmete er sich, soweit seine Stellung als obrigkeitlicher Schaffner für die Landschaften Biel und Erguel es ihm gestattete, mit Vorliebe litterarischen und historischen Arbeiten.[2])

Als die Revolution den Fürstbischof von Basel, zu dessen weltlicher Herrschaft bekanntlich Biel gehörte, aus seinen Landen vertrieb, wurde Nikolaus Heilmann nebst andern Anhängern des Alten von dem landesflüchtigen Fürsten, Bischof Freiherr Franz Xaver von Neveu, mit der Regentschaft über die Gebiete Erguel, Münster, Neuenstadt und Biel betraut. Er war es auch, der mit Meyer Wildermett und Bürgermeister Moser den Entwurf jener Transaktion zwischen dem flüchtigen Bischof und der Stadt Biel verfaßte, nach welcher der Fürst ersucht werden sollte, die Regierung der in der helvetischen Neutralität inbegriffenen und von den Franzosen noch nicht besetzten Landesteile des Bistums, dem Meyer, Burgermeister und Rat der Stadt Biel zu übergeben. Falls bei einem abzuschließenden Frieden der Bischof nicht mehr in seine Herrschaftsrechte über

[1]) Diese Belehnung durch den Fürstbischof gab Heilmann und seinen Nachkommen das übrigens von ihnen selten benutzte Recht, dem Familiennamen den Titel « Baron de Rondchâtel » beizufügen.

[2]) Von seinen gedruckten Arbeiten erwähnen wir die „Topographische Beschreibung des Meiertums Biel“, erschienen im IV. Bande der „Beobachtungen der ökonomischen Gesellschaft zu Bern“.

die erwähnten Gebiete eingesetzt würde, so sollte die Stadt Biel unabhängig erklärt und ihr die Herrschaft über dieselben zugesprochen werden. Biel pflichtete diesem Entwurfe, der ihm Unabhängigkeit und Vergrößerung seiner Herrschaft in Aussicht stellte, bei und beauftragte einen seiner besten Bürger, Stadtschreiber Franz Alexander Neuhaus, früher Professor an der Universität Nantes, die Genehmigung des französischen Direktoriums zu dieser Transaktion einzuholen. Bekanntlich mißglückte diese Mission; war doch in Paris die Aneignung der bis jetzt noch neutralen Landschaften Erguel, Münster und Biel beschlossene Sache.

Die Besitznahme Biels durch die Franzosen am 5. Februar 1798, und die diesem Ereignisse folgenden schmählichen Zustände, die in der gewissenlosen Verschleuderung und Verteilung der Gemeinde-Güter gipfelten, waren für den patriotisch gesinnten Heilmann eine schwere Prüfung. Erbittert durch die Fremdherrschaft und die in ihrem Gefolge einreißende Anarchie, gelobte er, nie seinen Fuß auf französisches Territorium zu setzen und hielt sich streng an dieses Gelübde, wie uns nachfolgende, wohlverbürgte Thatsache meldet. So lange Biel unter französischer Herrschaft stund, ließ er Tag für Tag seine Equipage vor seinem Hause an der Schmiedengasse vorfahren, bestieg das Gefährt auf einer eigens dazu hergestellten Brücke, ohne die Straße zu betreten und ließ sich über die nahe Grenze auf bernisches Gebiet bringen, wo er ausstieg und sich auf Schweizerboden erging. Als der letzte Franzose Biel verließ, galt sein erster Ausgang der Pfarrkirche, um an geweihter Stätte Gott für die Befreiung seiner Vaterstadt zu danken.

Seine patriotische Gesinnung und sein hoher persönlicher Mut zeigt sich auch darin, daß er schon in den auf den 5. März 1798 folgenden traurigen Tagen es unternahm, angesichts der übermütigen Sieger, die für ihr Vaterland gefallenen Soldaten durch ein Denkmal zu ehren. Auf dem noch frischen Grabhügel, der die Gebeine der im Gefecht von St. Niklaus gebliebenen 16 Berner deckte, ließ er eine einfache Holzsäule errichten mit einem Schutzdache für folgende, von seiner Hand geschriebene Inschrift:

Hier liegen begraben
16 treue Schweizer,
Sie starben als Helden im Feld
den rühmlichen Tod
für Volk und Freyheit und Vaterland
durch Trug und Schwert und Feuer
der alles zerstörenden Franken.
Bürger! Du
verworfener, mit Franken-Sinn
befleckter Mitstifter
unseres Jammers,
Schandfleck der tapfersten, treuesten Nation,
fliehe von dannen; entweihe nicht mit deinem
treulosen Blicke das Grab dieser Edlen.
Zittre!
Engel Gottes bewachen es mit dem Schwert der
Rache.
Du aber, treugesinnter Schweizer,
Gott und Vaterland Verehrer,
stehe still
beim Grabe deiner Brüder,
Zolle
den Theuren eine Thräne des Dankes,
der Freundschaft und Hochachtung!

Französische Soldaten rissen zu wiederholten Malen beim Vorbeimarsch die Inschrift ab, die aber vom mutigen Ersteller des Denkmals immer wieder aufs neue ersetzt wurde.

Nikolaus Heilmann starb 1816. Ein freundliches Geschick wollte, daß der vaterländisch gesinnte Greis den endgültigen Anschluß Biels an die Schweiz erleben und sich freuen durfte der vorzüglichen Dienste, die sein einziger Sohn seiner Vaterstadt in diesen wichtigen Zeiten geleistet hat.

Georg Friedrich Heilmann, Sohn des Vorigen und der Elise Bourquin von Sonceboz, wurde geboren am 5. Januar 1785. Sein Vater ließ ihm eine vorzügliche Erziehung zu teil werden. Nachdem Georg Friedrich zunächst in seinem Vaterhause durch Privatlehrer den ersten grundlegenden Unterricht genossen hatte, unternahm er in der höchst anregenden Begleitung seines Präceptors J. R. Wyß, bekannt als Verfasser des Schweizerischen Robinson, mehrere

größere Reisen zu seiner Ausbildung nach Deutschland und studierte von 1804—1807 auf den Universitäten Halle und Heidelberg Jus und nebenbei naturwissenschaftliche und litterarische Disziplinen. Nach der Heimat zurückgekehrt, besuchte er noch das Fellenberg'sche Institut in Hofwyl, um sich die zur Bewirtschaftung des großen väterlichen Grundbesitzes nötigen landwirtschaftlichen Kenntnisse zu erwerben.

Am 31. August 1813 verheiratete er sich mit Elise Haas Tochter des Großweibels Friedrich Haas von Biel, dessen Bruder Johann Jakob das Amt eines Venners und Stadtchirurgen bekleidete. Durch seine Verheiratung entging er dem Schicksal der ihm drohenden Konskription, nach welcher sämtliche waffenfähige ledige Mannschaft Biels unter Napoleons Fahnen gezwungen wurde. Bald darauf sollte er, trotz seiner Jugend, in hervorragender Weise im öffentlichen Leben hervortreten, befähigten ihn doch unabhängige Stellung, Talent und Bildung, wie keinen andern, seine Vaterstadt in den damaligen unruhigen und kritischen Zeiten nach außen zu vertreten.

Am 5. Februar 1798 war Biel von den Franzosen besetzt und mit seinem Stadtbann und den Ortschaften Orvin, Prêles und Pieterlen als Kanton der Souspréfecture de Delémont dem Département du Haut-Rhin einverleibt worden und blieb die ganze Mediationszeit hindurch französisch. Der Sturz Napoleons nach der Schlacht von Leipzig warf daher seine Wellen auch in das kleine Landstädtchen am Jura, das die Misere der französischen Fremdherrschaft genugsam erfahren hatte und nun unerwarteter Weise den Augenblick, die alte Freiheit wieder zu gewinnen, gekommen sah. Freilich schienen die Unabhängigkeits-Bestrebungen Biels dadurch gefährdet, daß sein Gebiet, sowie das frühere, nunmehr von den Alliierten wiederbesetzte Bistum provisorisch einem Generalgouverneur unterstellt wurde, bis ein in Wien zusammenzuberufender Kongreß weitere Entscheidungen über dieses Gebiet getroffen haben würde. Zudem wurden von den Heeren der Alliierten über dieses seit fast 20 Jahren französisch gewordene Gebiet, das infolge dessen als Feindesland behandelt wurde, unerschwingliche Requisitionen verhängt, die das durch die Kriegswirren und die damalige Kontinentalsperre verarmte Biel nicht zu tragen vermochte. In dieser Not wurde eine Deputation, der auch Heilmann angehörte, in das Hauptquartier der Alliierten nach Vesoul abgesandt mit dem Auftrag, dem Fürsten von Schwarzenberg die völkerrechtlichen Verhältnisse Biels darzulegen, das von jeher als zugewandter Ort zur Eidgenossenschaft gehört habe und erst vor einigen Jahren

von den Franzosen gegen seinen Willen besetzt worden sei. Dieser Schritt war nicht erfolglos, denn die Deputierten brachten in ihre Vaterstadt die wichtige Proklamation des Fürsten Schwarzenberg vom 12. Januar 1814 mit, nach welcher Biel nicht als französisches Gebiet, sondern als zu der neutralen Schweiz gehörig zu behandeln sei. Diese schriftliche Erklärung ersparte der Stadt und ihrem Gebiet wenigstens eine halbe Million Franken Kriegssteuer. Wenige Tage später reiste Heilmann mit Präsident Dachselhofer nach Basel, um von den alliierten Monarchen die Bestätigung der Schwarzenberg'schen Proklamation zu erwirken. Auch diese Deputation erreichte ihren Zweck. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Kaiser Franz den Bieler Abgeordneten ächt wienerisch gemütlich den Bescheid gab: „Ihr seid halt Schweizer und sollt Schweizer bleiben.“ Heilmann war es auch, der anfangs April 1814 an die in Zürich versammelte Tagsatzung abgeordnet wurde, um zu bewirken, daß Biel wieder in die bis zum Jahre 1798 bestandenen staatsrechtlichen Verhältnisse zur Eidgenossenschaft aufgenommen werde. In Biel selber herrschte über diese Fragen große Uneinigkeit. Eine Partei, geleitet von dem verdienstvollen, später aber von seinen Mitbürgern mit Undank belohnten Regierungs-Präsidenten Dachselhofer, erstrebte Vereinigung mit Bern, während eine andere Fraktion der Bürgerschaft, an ihrer Spitze Heilmann, auf die Bildung eines aus den reformierten Gebietsteilen des ehemaligen Bistums, mit Biel als Hauptstadt, zu gründenden Kantons hinarbeitete, in welchem Bestreben sie sich durch den Generalgouverneur Freiherrn von Andlau gehemmt glaubte. Daher beschloß Rat und Bürgerschaft, einen besonderen Abgeordneten an den in Wien sich versammelnden europäischen Kongreß zu ernennen, obwohl die eidgenössischen Gesandten angewiesen waren, für die Unabhängigkeit Biels, als ehemals freies mitverbündetes Glied der 13 alten Orte, Stellung zu nehmen. Am 4. Oktober wurde vor versammelter Burgerschaft die Instruktion für den nach Wien zu sendenden Gesandten verlesen und genehmigt. Als solcher wurde ernannt der erst 29jährige „Herr Hauptmann Georg Friedrich von Heilmann“, dessen Auftrag dahin lautete, zu bewirken, daß Biel nicht dem, von Gouverneur von Andlau geplanten Kanton Pruntrut einverleibt, sondern als freies selbständiges Glied mit der Schweiz vereinigt werde.

Am 6. Oktober reiste Heilmann von Biel ab und langte am 16. in Wien an. Über seine Bemühungen, im Sinne der ihm von seinen Mitbürgern aufgetragenen Instruktion zu wirken, geben seine

zahlreichen Briefe an seinen, an die Stelle des abgesetzten Dachselhofer, zum Präsidenten des provisorischen Regierungsrates ernannten Vater ein anschauliches Bild. Freilich sah er bald ein, daß die Erfüllung seines Herzenswunsches, für Biel die Stellung einer Hauptstadt eines größeren oder kleinern Kantons zu erwirken, immer mehr in die Ferne rückte, und eine Einverleibung seiner Vaterstadt mit Bern, unter mehr oder weniger günstigen Bedingungen das voraussichtliche Resultat der Verhandlungen sein werde.

Immerhin that er sein Möglichstes und scheute keine Gänge, wenn es galt, die Interessen seiner Vaterstadt zu verfechten. Bezeichnend für seine Sinnesweise ist die Antwort, die er dem Gesandten Berns gab, der ihm vorstellte, wie Biels Vereinigung mit Bern beschlossene Sache sei und er daher von seiner Instruktion abstehen und mit Bern eine Übereinkunft treffen möchte, wobei er persönlicher Vorteile versichert sein könne:

« Monsieur le conseiller », lautete Heilmanns Antwort, « chez moi tout intérêt particulier n'entre pas en considération, quand il s'agit du bien de ma patrie; celui-ci exige que je déffende ses droits aussi longtemps que possible, ainsi que mon honneur et mes sentiments me commandent de me tenir à mes instructions. »

Nachdem die Einverleibung Biels mit Bern trotz seiner Bemühungen entschieden war, gieng sein eifrigstes Bestreben dahin, seiner Vaterstadt als Entschädigung für den Verlust ihrer Unabhängigkeit möglichst günstige Bedingungen auszuwirken. Am 23. März 1815 erfolgte die entscheidende Erklärung des Kongresses betreffend die schweizerischen Angelegenheiten. Die Kongreßakten sprechen sich über das Schicksal des Bistums Basel und der Stadt Biel folgendermaßen aus: „Die mit dem Kanton Bern vereinigten Bewohner des Bistums Basel, sowie jene von Biel sollen in jeder Hinsicht der gleichen bürgerlichen und politischen Rechte teilhaftig werden, welche die Einwohner des alten Kantons genießen und werden genießen können."

Nach Biel zurückgekehrt, und von seinen Mitbürgern im Triumph empfangen, wurde Heilmann vom Vorort Zürich zum Kommissär an die, den Anschluß Biels an Bern begleitenden Verhandlungen ernannt. In dieser Stellung gelang es ihm, für seine Vaterstadt im Vereinigungsvertrag wichtige Vorrechte und Finanzquellen zu reservieren, die später Bern mit schwerem Gelde loskaufen mußte. Doch konnte er nicht verhindern, daß Biel, statt Hauptstadt eines Amtes

zu werden, dem Bezirk Nidau zugeteilt wurde, bei welchem es bis 1832 verblieb.

Es ist begreiflich, daß das Gemeinwesen den jungen, aber wohlerprobten und verdienstvollen Mitbürger reichlich mit Ämtern und Ehrenstellungen bedachte. So brachte ihm das Jahr 1816 die Ernennung zum Amtsstatthalter und Richter und zum Mitglied des bernischen Großen Rates. Auch seine militärische Carriere war keine unehrenvolle. Nachdem er schon 1813 durch die Organisation eines Freiwilligenkorps[1]), dessen Hauptmann er wurde, sich verdient gemacht hatte, avancierte er 1824 zum Major und bald darauf zum Obersten. In Biel war er der Mittelpunkt aller gemeinnützigen und humanen Bestrebungen, während seine feinen Umgangsformen und seine günstigen Vermögensverhältnisse ihn dazu bestimmten, seine Vaterstadt bei allen vorkommenden Gelegenheiten nach außen zu vertreten. Groß waren seine Verdienste zur Verschönerung der Stadt durch Errichtung von geschmackvollen Anlagen, namentlich war der 1828 auf aussichtsreicher Höhe am Ufer des Sees eingeweihte, tempelartige Pavillon „Felseck" sein Werk. Auch mit dem Projekt einer Juragewässerkorrektion hat er sich befaßt. In einem Memorial, datiert vom Jahre 1820, verfocht er den bemerkenswerten Plan, die Schüß, welche gerade in dieser Zeit durch Überschwemmungen beträchtlichen Schaden stiftete, in die, im Pieterlenmoos entspringende Leugenen und durch deren Bett, bei Staad in die Aare zu leiten. Er war es auch, der im Jahre 1826 zu Gunsten der unglücklichen, in ihren Freiheitskämpfen gegen die Türken verblutenden Griechen eine Kollekte von Haus zu Haus unternahm, die den für das damals wenig mehr als 2000 Einwohner zählende Biel ganz enormen Betrag von 1200 L. abwarf.

Als im Mai 1827 das Freischießen in Basel aus allen Gauen des Vaterlandes die wehrkräftige Jugend zum friedlichen Kampfe versammelte, da war es wiederum Heilmann, der an der Spitze des Bieler-Kontingentes stand, das durch seinen stattlichen Aufzug in der Feststadt und den besonders gelungenen Vortrag eines von dem Bieler Dichter Molz auf diesen Anlaß hin gedichteten Liedes, welches der neuerwachten vaterländischen Begeisterung in freudiger Weise Ausdruck gab, allgemeinen Beifall fand. Am 10. Juni 1828 ehrte der Rat von Biel seinen verdienstvollen Mitbürger durch Überreichung einer prächtigen, silbernen, im Empirestil ausgeführten Punschbowle

[1]) Die mit dem kaiserlichen Adler gezierte Fahne dieses Korps, das den Namen garde d'honneur trug, befindet sich heute im Museum Schwab in Biel.



mit der Widmung „Die Stadt Biel ihrem Mitburger Georg Friedrich Heilmann, als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit für die besonders anno 1814 und 1815 geleisteten Dienste."

Neben seiner dem öffentlichen Wohl gewidmeten Thätigkeit beschäftigte sich Heilmann mit Vorliebe mit Kunst und Wissenschaft. Neben der Malerei, für die er große Begabung zeigte, widmete er sich auch litterarischen Arbeiten und der Pflege der Musik. Den Winter über bewohnte er seine mit einer reichen Bibliothek, einem Familienarchiv und vielen Kunstgegenständen ausgestattete, an der Schmiedengasse gelegene Stadtwohnung, bis 1846 im ursprünglichen Heilmannschen Hause, kirchwärts der nun abgebrochenen Grosjeanmühle, nachher im ererbten Moserschen Hause an derselben Gasse, während er den Sommer auf seinem herrlich gelegenen Landsitze Bellevue bei Port zubrachte, dessen Anlagen, Grotten und Bogengänge in den topographischen Werken der damaligen Zeit rühmend erwähnt werden.

Trotzdem wurde es ihm in den kleinen Verhältnissen, in denen er sein ganzes Leben zubringen sollte, zu eng. Zwar suchte er durch häufige Reisen ins Ausland und einen fast einjährigen Aufenthalt in Paris die Zerstreuung, die ihm in Biel fehlte. Doch genügte ihm diese Lebensweise immer weniger, und so begann er nach einer neuen Laufbahn sich umzusehen.

Im Anfang des Jahres 1829 bewarb er sich um eine Offiziersstelle in dem neu zu kapitulierenden Berner-Regiment Wyttenbach im Dienste des Königreichs beider Sicilien. Seine Bewerbung hatte Erfolg, wenn er auch nicht mit dem Range eines Obersten, mit dem er bisher im schweizerischen Heere gedient hatte, angenommen wurde, sondern mit demjenigen eines Hauptmanns sich begnügen mußte. Am 10. Juli verreiste er in Begleitung seines Freundes, des feingebildeten G. Scholl, nach Neapel, um seine Stelle als Hauptmann in der Füsilierkompagnie des 4. Schweizerregimentes anzutreten. Kriegerische Lorbeeren konnte er sich freilich nicht erwerben, da seine 15jährige Dienstzeit in der neapolitanischen Armee in eine Zeit des Friedens und der Ruhe fiel. Dafür konnte er um so ungestörter in Hof- und Offizierskreisen seinem Bedürfnis zu frohem Lebensgenuß und heiterer Geselligkeit nachgehen. Doch blieb er auch seinen ernsthafteren Neigungen zu Kunst und Wissenschaft treu, schrieb Novellen und Reisebilder, leitete und veranstaltete Ausgrabungen römischer Altertümer, und übte sich fortwährend im Zeichnen und Malen, worin er es, für einen Dilettanten, zu wahrer Meisterschaft gebracht hatte. Ein vorzügliches Werk aus seiner Hand von bleibendem Werte ist sein in großem Format

(0,3 Meter hoch, 3,3 Meter lang) in Aquarell ausgeführtes, durch Kupferstich vervielfältigtes Panorama von Neapel [1]), aufgenommen vom Kastel St. Elmo aus. Dieses Meisterwerk, vorzüglich durch topographische Richtigkeit und künstlerische Auffassung, brachte ihm die schmeichelhaftesten Auszeichnungen von Seiten Ferdinands II. und der Königin Mutter ein.

1844 verließ er Neapel und seine Stellung im Regiment und zog sich wieder in seine Vaterstadt Biel zurück. Er traf veränderte Zustände an, mit denen sich zu befreunden es ihm vielleicht anfangs nicht ganz leicht wurde. Obwohl fortschrittlich gesinnt und keineswegs das Zeitalter der Aufklärung verleugnend, in welchem er aufgewachsen und erzogen worden war, sah er sich doch bald von der in den 40ger Jahren rastlos vorwärtsdrängenden, jüngern Generation überholt und schloß sich immer mehr, wenn auch nicht ohne Vorbehalt der konservativen Partei an, an deren Spitze sein Mitbürger, Landammann Eduard Blösch stand. Als Mitglied des Großen Rates beteiligte er sich auch in der Debatte über die Berufung Professor Zellers, mußte aber wegen seiner in dieser Sache gehaltenen und durch Druck veröffentlichten Rede von der gegnerischen Presse bittere Worte hören. Überhaupt sollte er bald fühlen, daß die Großzahl seiner Mitbürger seine politischen Meinungen nicht teilte. In diesen aufgeregten, leidenschaftlich bewegten Zeiten, deren Wogen in Biel hoch genug gingen, waren seine Verdienste, die doch hauptsächlich in der Vergangenheit lagen, von dem nach neuem Kurs in die Zukunft steuernden Geschlechte der Gegenwart vergessen worden, während seine Stellungnahme zu den die damalige Generation bewegenden, politischen Fragen in weiten Kreisen seiner Vaterstadt Verstimmung und lebhafte Kritik hervorrief. Übrigens war Heilmann zu sehr Weltmann und Philosoph, um sich durch einzelne Anfeindungen, die man hüben und drüben nicht sparte und die auch er sich gefallen lassen mußte, erbittern zu lassen. Werke der Wohltätigkeit und des gemeinen Wohles fanden in ihm fortwährend einen selbstlosen, unermüdlichen Förderer. Mitglied des Baudepartementes von 1846—1850, trug er vieles bei zur Erstellung der Straßen von Biel nach Solothurn und von Lyß nach Münchenbuchsee. Als im Mai 1852 in Biel eine Kollekte zur Tilgung der Sonderbundsschuld veranstaltet wurde, scheute der alte Herr die Mühe nicht,

[1]) Panorama di Napoli e suoi dintorni, disegnato dal Castel St. Elmo, da G. F. Heilmann de Rondchatel, capitano del 4° Regg^{to} Svizzero al servizio di S. M. il Re delle due Sicilie.

die Sammlung persönlich zu leiten, und noch anfangs des Jahres 1857, als in Folge des Neuenburger=Handels der Ausbruch eines Krieges mit Preußen bevorstand, meldete er sich zum freiwilligen Kriegsdienst und gehörte mit seinem Jugendfreund und Waffengenossen, Kommandant G. Scholl, dem Komitee an, das zur Organisation des zu bildenden Freikorps sich konstituiert hatte. Indessen nötigten ihn Ende der 50ger Jahre zunehmende Altersbeschwerden, seinen öffentlichen Ämtern und Stellungen zu entsagen und sich gänzlich in die Stille des Privatlebens zurückzuziehen.

Sein Lebensabend wurde verdüstert durch den Tod seiner drei Töchter und seines einzigen Sohnes.[1]) Doch sollte der Vater seine Kinder nicht lange überleben; denn am 24. Juli 1862 machte der Tod seinem reich bewegten Leben ein Ende. Er starb, der letzte der schweizerischen Linie seines Geschlechtes. Seine Gattin, nachdem sie ihre ganze Familie und alle Altersgenossen hatte ins Grab sinken sehen, starb hoch betagt 1875, eine Frau, ausgezeichnet durch treffliche Gaben des Charakters und des Geistes, eine Wohltäterin der Armen, und ein Vorbild aus guter alter Zeit für ihre Nachkommen.

Georg Friedrich Heilmann, bis in sein Alter eine ritterliche Erscheinung, verband die gewinnenden Umgangsformen des XVIII. Jahrhunderts mit einem durchaus modernen Geist, der sich auch in den gänzlich veränderten Verhältnissen der neuen Zeit zurecht zu finden wußte. Militär, Diplomat, Künstler, Hofmann und Beamter eines bescheidenen Gemeindewesens, bietet er das Bild dar einer glücklichen Vielseitigkeit, die man heutzutage vielleicht nur deswegen als Dilettantismus gering achten zu müssen glaubt, weil man sich scheut, einzugestehen, daß man im Grunde ihren Besitz doch beneidenswert findet.

Unzulängliches findet sich freilich auch in seinem Leben. Bisweilen mag der Weltmann wohl zu sehr hervorgetreten sein; doch den Lebensgenuß, der ihm Bedürfnis war, hat er auch andern gerne gegönnt und die Herzensgüte, die nicht die Leiden anderer mit ansehen kann, ohne zu helfen und zu mildern, ist ihm zeitlebens eigen gewesen. Endlich muß ihm die Anerkennung gezollt werden, daß er für das Wohl seines Vaterlandes und seiner engern Heimat keine Opfer scheute. Insbesondere seine Vaterstadt hat Ursache, ein dank=

[1]) Die Töchter aus Heilmanns Ehe waren Frau Carrard in Lausanne, Frau Oberst Anton Engelhardt in Murten und Frau Dr. Lanz in Biel. Der einzige Sohn Fritz war schweiz. Infanteriehauptmann, Polizeiinspektor von Biel und starb ledig am 28. Juni 1860.

bares Angedenken ihrem Mitbürger zu bewahren, der nicht nur in schweren Zeiten für ihre Selbständigkeit eintrat, sondern auch in späteren Tagen sich verpflichtet glaubte, überall seine Mitwirkung zu gewähren, wo es ihr Gedeihen verlangte.

Wir glauben, die Grenzen der geschichtlichen Treue und Wahrhaftigkeit nicht zu überschreiten, wenn wir diese Arbeit mit den Worten schließen:

Mit Georg Friedrich Heilmann ist eine der bedeutendsten und liebenswürdigsten Gestalten des alten und neuen Biel dahingeschieden.

Quellen. a. Gedruckte: G. Blösch, Geschichte der Stadt Biel; G. Blösch, Chronik von Biel; A. Zeerleder, die Vereinigung der Stadt und Landschaft Biel mit dem Kanton Bern, Archiv des Historischen Vereins VII; Maag, die ersten Buchdrucker in der Stadt Biel, Berner Taschenbuch 1891; Maag, Georg Friedrich Heilmann als Gesandter der Stadt Biel am Wienerkongreß 1814–1815, Berner Taschenbuch 1892; S. Scholl, Georges Frédéric Heilmann, Nekrolog in «Le Jura» 1862, Nr. 32; Ch. Thierry-Mieg, La Succession de Jean Thierry de Venise, Revue Alsacienne 1886.

b. Heilmannsche Familienpapiere, mitgeteilt durch die Herren Dr. Lanz in Biel; Mitteilungen von Familiengliedern und Verwandten Heilmanns; Memoiren von Alexander Perrot im Besitze des Verfassers.

Ed. Bähler, Pfarrer in Thierachern.

Abraham Adolf Gerster.

1811–1875.

Einer der originellsten unter den Pfarrern, welche um die Mitte des XIX. Jahrhunderts an der moralischen Förderung des Bernervolkes gearbeitet haben, war unstreitig der Pfarrer Gerster in Ferenbalm. Am 4. Mai 1811 in Nidau geboren und in Twann heimatberechtigt, erhielt Abraham Adolf Gerster seine Erziehung zum Teil in der höhern Schule (dem sog. Collège) in Biel, begab sich aber bald nach Bern, wo er nun hauptsächlich unter dem Einfluße des ausgezeichneten Professors S. Lutz sich dem Studium der Theologie zu widmen begann. Im Jahre 1835 ins Predigtamt aufgenommen und durch einen Aufenthalt in Berlin noch weiter vorbereitet, leistete er während einiger Zeit Aushülfe als Vikar, trat dann aber in den Schuldienst über, indem er 1838 einem



Rufe folgte an dieselbe Lehranstalt in Biel, der er einst als Schüler angehört hatte. Nach 5 Jahren, 1843, wurde er zum Pfarrer von Ferenbalm erwählt, als Nachfolger des gelehrten Pfarrers und gewesenen Professors David Kocher.

Länger als ein Menschenalter und bis an sein Lebensende sollte er in dieser aus bernischen und freiburgischen Dörfern zusammengesetzten Gemeinde thätig sein. Er war kein großer Prediger; kunstvolle Anlage, bilderreiche Sprache, rhetorischer Schwung und hinreißende Beredsamkeit war nicht seine Sache; aber den einfach belehrenden Ton wußte er trefflich zu finden, um die alten Wahrheiten des Heils seinen Hörern verständlich zu machen und eindrucksvoll ans Herz zu legen. War er auch rastlos bemüht, beim Gottesdienste seiner Gemeinde das Beste zu bieten, so lag doch die eigentliche Stärke seines Wirkens weniger in der Kirche, als in seinem eigenen Hause, das er vermöge seiner ebenso schlichten als allseitig gebildeten Persönlichkeit ungesucht zu einem geistigen Mittelpunkte für engere und weitere Kreise zu gestalten wußte.

Pfarrer Gerster war einer von den seltenen Menschen, welche nie alt werden. Wie Wenige hat er ernst gemacht mit dem Satze, daß wir niemals ausgelernt haben und niemals fertig sind mit uns selbst. Wohl bewandert, wie in der Theologie, so nicht minder in den mathematischen Wissenschaften, die er in der Jugend als Lieblingsfach betrieben hatte, in der Kenntnis der alten Sprachen und der klassischen Schriftsteller, folgte er mit immer jungem Eifer auch dem Gange der neuesten Litteratur. In seinem mit Büchern vollgestopften Studierzimmer fand man eine Bibliothek von ungewöhnlicher Vollständigkeit und Vielseitigkeit; auf seinem Schreibtisch lag der neueste Roman von Auerbach neben Platon's und Spinoza's Werken. Aus allen Gebieten wußte er seine geistige Nahrung zu ziehen. Als selbstständig denkender Philosoph hat er kein System hinterlassen; aber beobachtend, sinnend, vergleichend, grübelnd, sich immer von Neuem in die Rätsel der Weltordnung versenkt und ganz vorzüglich mit den Problemen sich beschäftigt, welche die Gesetze des Seelenlebens, das Verhältniß der verschiedenen Funktionen des menschlichen Geistes betreffen. Es war ihm Bedürfnis, Glauben und Wissen in Einklang zu setzen, nach Wahrheit und Klarheit zu ringen.

Er war geschickt in der Führung der Zeichenfeder, ein Liebhaber der bildenden Kunst und ein Kenner ihrer Geschichte. Zwei Reisen nach Italien boten dieser Seite seines Wesens reichen Genuß und verschafften ihm Eindrücke, die er gerne auffrischte im Kreise der Berner Künstlergesellschaft, welcher er als Mitglied angehörte.

Aber nicht zu einem Stubengelehrten hat ihn dieses Bildungs- und Denkbedürfnis gemacht. Das ungewöhnlich reiche Geistesleben stand Allen offen, wie den Amtsbrüdern und den befreundeten Lehrern, so dem Ärmsten in der Gemeinde, die fortwährend in seinem Hause verkehrten. Zum Schreiben hatte er keinen Beruf; nur eine kleine Arbeit hat er verfaßt: „Das Gefecht im Rusel," eine Episode vom Jahre 1798 aus seiner engern Heimat am Bielersee, gedruckt im Berner Taschenbuch von 1865.

Sein Wesen und sein Wissen stand vollkommen im Dienste aufrichtigster Menschenfreundlichkeit und eines unerschöpflichen Wohlwollens, im Dienste der Seelsorge im weitesten Sinne des Wortes, indem seine Lebenserfahrung jedes allzu rasche Urteil mäßigte, seine milde Weitherzigkeit alles von der besten Seite ansah, sein schlichtes Gottvertrauen den Mißmut verscheuchte und seine Treue keinen Gang zu weit und zu beschwerlich achtete, wenn er einen guten Rat zu bringen hatte. Kein Wunder, daß das gastliche Pfarrhaus in dem seitabgelegenen Thal des Bibernbaches mächtige Anziehung ausübte, fast wie ehemals, als die Kapelle in der Höhle nebenan ein Wallfahrtsort war. Dazu trug freilich auch sein Familienleben nicht wenig bei. Pfarrer Gerster war drei Mal verheiratet. Zuerst verband er sich, noch als Lehrer in Biel, 1840 mit M. Klingenstein, die ihm aber schon 1845 wieder entrissen worden ist. Im folgenden Jahre führte er Elise Engel von Twann heim; doch auch sie starb ihm nach wenigen Monaten hinweg und hinterließ ihm nur ein neugebornes Knäblein. Nur mit Mühe erholte er sich von diesen Schicksalsschlägen, und erst 1852, nachdem er auch die Mutter verloren, entschloß er sich zur dritten Ehe, mit Karoline Scheuermeister, der durch ihre energische Thätigkeit zur Hebung der Armut bewährten Tochter des Pfarrers zu Madiswyl. Sie folgte ihm am 23. September 1852 nach Ferenbalm und wurde nun seine rechte Hand in der Ausübung einer fast beispiellosen, aus unendlicher Güte hervorgehenden Freigebigkeit und Gastfreundschaft.

Seinen Eifer für die Jugenderziehung und seine pädagogische Erfahrung bethätigte der Pfarrer von Ferenbalm während längeren Jahren auch außerhalb der Gemeinde als Schulkommissär. In weitern Kreisen hat Gerster als Mitglied des Komitees des bernischen protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins gewirkt. Wie oft wanderte der rüstige Fußgänger Stunden weit im Kanton Freiburg herum, die einsamen Schulhäuser der reformierten Bewohner aufsuchend oder teilnehmend an irgend einer Beratung über den Bestand dieser Gemeinden. Als Mitglied der reformierten Kirchensynode von Murten und ihrer

engern Vorsteherschaft übte er einen nicht gering zu schätzenden Einfluß aus und hat thätig mit geholfen, dem protestantischen Teile des katholischen Kantons Freiburg eine freie Kirchenverfassung zu beraten, welche sich wohl bewährt hat und neben den zahlreichen gesetzgeberischen Experimenten auf diesem Gebiete alle Beachtung verdient.

Gerster gehörte während einigen Jahren auch der bernischen Kirchensynode an. Nicht oft sprach er hier seine Meinung aus; nur einmal glaubte er sie mit aller Kraft geltend machen zu sollen, damals nämlich, als nach seiner Überzeugung einem Manne Unrecht geschehen war, den er besser kannte, als diejenigen, die seinen Christenglauben in Zweifel zogen. Es handelte sich um den Pfarrer Chavannes zu Motier, der den damaligen kirchlichen Stürmen zum Opfer fallen mußte. Schwer hat Pfarrer Gerster sich die Ruhe wieder erkämpft nach der tiefen Aufregung jener peinlichen Verhandlung; es war ihm überaus schmerzlich, den meisten seiner ältern Freunde als Gegner gegenüber stehen zu müssen. An eine kirchliche Partei hat er sich niemals gehalten; sein Eifer entsprang ebenso wenig der Parteisucht, als seine Toleranz der Gleichgültigkeit.

In den letzten Jahren wurde das Pfarrhaus noch belebt durch eine Tochter aus der dritten Ehe und durch den heranwachsenden Sohn, der bald als Student der Medizin in den Ferienzeiten seine Freunde mitbrachte, bis alle Räume angefüllt waren. Auch sie haben bleibende Erinnerungen mit sich genommen von dem für allen jugendlichen Humor zugänglichen, aber alles Unedle von selbst ablehnenden Pfarrer Gerster, von seinen klugen, gemütvollen Augen und seinem stillen und doch so anregenden Wesen. Eine zweite Reise nach Italien führte ihn in Begleitung des Sohnes bis nach Sizilien und auf den Ätna hinauf, und noch hatte er die Freude, den Sohn als Arzt an seiner Seite wirken zu sehen, als eine kurze aber heftige Krankheit unerwartet zu einem tötlichen Ausgange führte. Am 5. Januar 1875 ist er gestorben und am 8. bei seiner Kirche begraben worden. Wenn der Erfolg pfarramtlicher Thätigkeit seiner Natur nach unsichtbar ist, so kann man von Pfarrer Gerster vielleicht ganz besonders sagen, daß er mehr bedeutete durch das, was er w a r, als durch das, war er g e t h a n hat.

Quellen: Nekrologe im „Murtenbieter" vom 20. u. 21. Jan. 1875. (W. Bähler) — im Volksblatt für die reformierte Kirche vom 16. Jan. (E. Blösch) — im Centralblatt des Zofingervereins. (H. Kasser) — Mitteilungen der Familie und eigene Erinnerung.

B l ö s ch.

Rudolf Wenger.

1831—1899.

Pfarrer Rudolf Wenger war eine weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannte und einflußreiche Persönlichkeit, so daß sein Andenken den spätern Geschlechtern zur Nacheiferung überliefert werden darf.

Geboren wurde er als der zweite Sohn des Hrn. Gottlieb Wenger und seiner Gattin Marie, geb. Küpfer, am 28. Febr. 1831. Die ersten Schulkenntnisse wurden ihm während 4 Jahren in der Privatschule seines Vaters beigebracht, dessen Wirksamkeit späterhin für einen Teil der heranwachsenden männlichen Bevölkerung Berns so tiefgreifend wurde, und zwar war es die Mutter, die in den untersten Klassen größtenteils den Unterricht erteilte. Der Knabe war nicht hervorragend begabt. Seine guten Zeugnisse hatte er mehr seinem Fleiße und seiner Treue zu verdanken. Als 10jähriger Knabe erkrankte er lebensgefährlich und brachte infolgedessen einen ganzen Sommer zur Erholung in Sigriswyl zu. Obschon völlig genesen, verbot ihm doch der Arzt während der Jünglingsjahre alle körperlichen Anstrengungen wegen seiner schwachen Brust. Wer hätte damals geglaubt, daß es ihm vergönnt werden würde, mehr als 40 Jahre lang fast ohne Unterbrechung öffentlich als Prediger zu wirken! Nach sechsjährigem Gange durch die damalige Realschule mit ihrer Litterarabteilung trat er in das Obergymnasium ein und bezog 1847 die Universität in Bern zum Studium der Theologie. Da Prof. Tholuck aus Halle im elterlichen Hause Hausfreund war, so fand er später während seines Aufenthaltes in Halle bei demselben freundliche Aufnahme und viel Anregung.

Im Jahre 1853 bestand Wenger die Prüfung als Kandidat der Theologie und wurde Vikar an verschiedenen Orten im Kanton Bern. Er hat, wie er selbst sagte, nie etwas gepredigt, das er nicht selbst glaubte, und jede Predigtvorbereitung war für ihn eine Glaubensprüfung. Die damalige Regierung hatte das letzte Wort bei den Pfarrwahlen. Die Gemeinden mußten einen Doppelvorschlag machen, und es ward in der Regel der Erstvorgeschlagene bestätigt. Aber so oft er auch von einer Gemeinde gewünscht, resp. in ersten Vorschlag gebracht worden war, so oft wurde er übergangen, ein Los, das einige andere, gleichgesinnte, ernstgläubige Männer mit ihm teilten. — Wäh-

rend seiner Vikariatszeit leitete er einige Zeit die Privatschule seines Vaters, die damals gegen 200 Knaben zählte. Der jüngere, als Nachfolger für den erkrankten Vater bestimmte Bruder hatte seine Studien noch nicht vollendet. In diese Zeit fiel auch seine Verlobung mit Sophie Furer, der Tochter des Pfarrers von Wengi. Als Vikar ins schwiegerelterliche Haus versetzt, verheiratete er sich 1858. Er mußte es als Gnade ansehen, daß ihm 1860 die Helferei Trubschachen übertragen wurde, ein Posten, den er mit großer Treue und im Segen ausfüllte. Als „Helfer" mußte er jedem Pfarrer des Bezirks aushelfen. Als eigentliche Arbeit hatte er den kirchlichen Unterricht und die Seelsorge in der Gemeinde und dazu die seelsorgerliche Bedienung der Anstalt Bärau bei Langnau. Wie sehr er geschätzt war, zeigt, daß, trotzdem er wohl der jüngste Geistliche im Bezirk war, er 1859 die 4 Raubmörder, wahrscheinlich die letzten im Kanton Bern hingerichteten, zum Tode vorbereiten und die sog. Standrede halten mußte. Viele trugen von jener Rede einen unauslöschlichen Eindruck nach Hause. — Da er an der Grenze von Luzern wohnte, so war ihm auch die Pastorierung der in der Nähe wohnenden Protestanten übertragen, und es wurde ihm bei einem solchen Amtsgange einmal die Schmach zu teil, von luzernischen Polizeidienern abgefaßt und auf einem offenen Wägelchen ins Gefängnis transportiert zu werden. Die Regierung von Bern machte dieser Haft natürlich bald ein Ende.

Sein Wirkungskreis erweiterte sich, als er 1864 die Pfarrstelle in Eriswyl erhielt. Dort hatte, zwar nicht unmittelbar vorher, der unvergeßliche Pfarrer Küpfer, seiner Mutter Bruder, längere Zeit hindurch im größten Segen gearbeitet. So fand er einen empfänglichen Boden, und der Zudrang zu den Predigten des jugendlichen, selbst tief ergriffenen Mannes war ein so großer, daß die Kirche oft lange nicht alle Zuhörer fassen konnte. Dies führte ihn auch in Berührung mit den „Gemeinschaften" hin und her, und daß diese in ruhigem, nüchternem Geleise und dadurch ein Salz geblieben sind, ist vielfach seinem Einflusse zu verdanken. Als Seelsorger wurde er so in Anspruch genommen, daß er häufig, um Ruhe zum Predigtstudium zu finden, sich in den Kirchturm einschloß. Später, als dieses Versteck ausfindig gemacht worden war, verließ er vor Tagesanbruch sein Dorf und quartierte sich für einige Stunden in einem abgelegenen Bauernhofe ein. Die Missionssache, die schon im elterlichen Hause eine Stätte gefunden hatte, war ihm Herzensangelegenheit. Er stund auch sozusagen mitten drin. Eine Tante war im Missionsfelde gestorben; ein Vetter arbeitete in Calcutta, während ein jüngerer Bruder in Indien und eine Schwester

in Afrika standen. Ein Bruder seiner Gattin war Missionar der Brüdergemeinde in Paramaribo und die Schwester, Anna, Lehrerin auf der Goldküste. Vom Jahre 1853 bis gegen den Schluß seines Wirkens hat er kaum ein Missionsfest in Basel versäumt, und er wußte für seine Gemeinde und für seine spätere ausgedehnte Thätigkeit reichlich zu verwerten, was er gesammelt hatte Wir fügen noch bei, daß seine jüngste Tochter sich vor wenigen Jahren mit einem Missionar verheiratet hat und im Dienste der Basler Mission nach Afrika gezogen ist.

Aus seiner reichen Thätigkeit im heimatlichen Kanton wurde er im Jahre 1873 herausgerufen, und zwar führte eine sogenannte zufällige Begegnung dazu. Während einer Eisenbahnfahrt kam er mit einem Herrn ins Gespräch, der schon längere Zeit sich mit dem Plane befaßt hatte, einen Erholungsort zu gründen, wo ein entschieden christlicher Geist bei dem leitenden Personal und den Angestellten herrschen sollte. Das Heinrichsbad bei Herisau war dazu in Aussicht genommen; aber es fehlte an einem Leiter für die ganze Sache. In seinem Reisegefährten Wenger glaubte er nun den richtigen Mann gefunden zu haben, und nähere Erkundigungen führten zu dessen Berufung an die Stelle eines Hausvaters, Leiters und Seelsorgers der neuen Anstalt. Die vielen tausend Gäste, die seit 1873 Heinrichsbad besuchten, und die Anziehungskraft, die es ausübte, geben Zeugnis von der nüchternen, klaren, ruhigen und glaubensvollen Art, in der dort das Wort ausgeteilt wurde. — Da Wenger in frühern Jahren hatte lernen müssen, sich mit den kleinsten Dingen zu befassen, so besaß er einen praktischen Blick für alle äußeren Dinge; daneben hatte er ein großes Zartgefühl für die Geringen dieser Welt. Er war ein Hausvater, der aus seinem Schatz hervornahm Altes und Neues. Stets hatte er ein reiches Tagewerk. Es begann schon Morgens um 6 Uhr mit einer Morgenandacht für die Angestellten des Hauses; um 1/2 9 Uhr fand der Gottesdienst für die Gäste statt, und Abends nach Tisch war wieder eine Ansprache. Zwischen hinein bewältigte er eine große Korrespondenz und war für jedermann zugänglich, der seelsorgerlichen Rat suchte. Die Leitung der ganzen Anstalt lag auf ihm. Bald wurde Heinrichsbad bekannt, und die Gäste kamen aus allen Teilen Europas herbei. Manches Freundschaftsband wurde dort unter den Gästen geknüpft, es entstand eine Gemeinschaft, die über alle Denominationen hinausragte.

In spätern Jahren, als die Besorgung der Ökonomie ihm abgenommen wurde, fand er auch Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten.

Seine schriftlichen Zeugnisse werden bleibenden Wert haben. Wir nennen seine fortlaufenden Andachten über das Evangelium Markus, sodann „Stille Stunden", Vorbereitungspredigten zum heiligen Abendmahl, und im Krankenzimmer wird wohl sein letztes Büchlein „Für Zeit und Ewigkeit" am liebsten gesehen sein. Sein Einfluß ragte bis nach Amsterdam und Berlin, und gar viele Amtsbrüder fanden bei Wenger neue Anregung für ihr Amt.

Seit dem Beginn der Neunzigerjahre zeigten sich hie und da Störungen in seiner Gesundheit, vorübergehende, leichtere Anfälle von Herzkrämpfen. Im Frühling 1895 brach seine Kraft fast plötzlich zusammen. Ein längerer Aufenthalt an der Riviera brachte nicht nur keine Linderung, sondern Vermehrung der Leiden. Er kehrte im Frühjahr 1896 fast sterbend ins Heinrichsbad zurück, wo ihm in der Dependence „Waldeck" ein Heim bereitet worden war. Er erholte sich jedoch wieder, war aber nicht mehr arbeitsfähig und zog im Herbst 1897 mit seiner Familie in seinen Heimatkanton Bern und ließ sich in Thun nieder. Abgesehen von Schlaflosigkeit und oft heftigen Bangigkeiten lebte er noch mehrere Monate daselbst, stets sich freuend über den lieblichen Wohnsitz und die herrliche Natur, die ihn umgab. Im Juni traf zu seiner großen Freude seine Tochter mit ihrem Manne und einigen Enkelkindern von der Goldküste ein. Im November feierte er im stillen Kreise seiner Familie bei verhältnismäßigem Wohlbefinden den 40. Hochzeitstag; aber von da an mehrten sich die Beschwerden. Doch war er stets imstande, seine Familie durch kurze Andachten zu erbauen. In den letzten Tagen verließ ihn das Bewußtsein, und er entschlief am Abend des 15. Februar 1899, 14 Tage ehe er sein 68. Lebensjahr vollendet hatte.

A. Wenger.

Johannes Walther.

1811—1879.



Johannes Walther wurde geboren im Dezember 1811 zu Mett bei Biel. Sein Vater[1]) war ein tüchtiger Landwirt, welcher, angeregt von dem bekannten Pomologen Zehender im nahen Gottstatt, den damals von unserer bernischen Landbevölkerung sonst sehr vernachläßigten Obstbau in rationeller Weise betrieb. Nebenbei war er lange Jahre im Forstfache thätig. Große Stücke Wald wurden unter seiner Leitung angepflanzt. Dem Sohne teilte sich etwas von diesen Neigungen des Vaters mit; bis in sein Alter waren ihm schönes Obst und gut gewachsene und gepflegte Bäume eine besondere Freude. Der Vater, der sich außerdem gern mit Schreinerarbeiten beschäftigte, hatte seinen Johannes zum Schreiner bestimmt. Aber in Gottes Rat war es anders geordnet. Der Ortspfarrer, auf die geistigen Anlagen des Knaben aufmerksam geworden, weckte in ihm die Lust zum theologischen Studium und veranlaßte dessen Versetzung aus der Dorfschule von Mett in eine Lateinschule zu Nidau, die vom dortigen Helfer geleitet wurde.

Später kam er zu seiner weitern Ausbildung nach Bern und wurde in die philologische, ungefähr das Pensum eines höhern Gymnasiums nach damaliger Auffassung abwickelnde Abteilung der Akademie

---

[1]) Rudolf Walther, s. Z. in der Gegend als gew. Hauptmann einer Grenadierkompagnie unter dem Namen „Hauptmann Walther" bekannt. Als 18 jähriger Jüngling hatte er anno 1798 das Gefecht bei St. Niklaus mitgemacht und wäre dort beinahe von eigenen Leuten, von Soldaten der Bern treu gebliebenen waadtländischen Legion Rovéréa erschossen worden, die ihn für einen Franzosen hielten, da er, bei der Musik stehend, eine der französischen ähnliche Uniform trug. . . Wegen seiner ausgesprochenen altbernischen Gesinnung der helvetischen Regierung verdächtig, gehörte er zu den Geiseln, die sich diese aus verschiedenen Landesgegenden stellen ließ.

aufgenommen. Ein Jahr nach seinem Eintritt in die theologische Abteilung der Akademie erfolgte deren Umwandlung zur Hochschule. Ausgezeichnete Lehrkräfte, Männer wie Lutz, Schneckenburger und Hundeshagen, wirkten an der theologischen Fakultät. Namentlich war es die imposante Persönlichkeit von Professor Lutz, welche auf die ganze damalige Theologengeneration den nachhaltigsten Einfluß ausübte. In wahrer Verehrung hing er an diesem Lehrer und bewahrte ihm zeitlebens ein dankbares Andenken. Mit Ernst und Fleiß widmete er sich dem theologischen Studium. Nebstdem zog ihn die Geschichte, welches Fach an der Hochschule in Professor Kortüm vorzüglich vertreten war, mächtig an. Auch in spätern Jahren beschäftigte er sich gerne mit historischen Studien, und zwar interessierte ihn besonders das römische Altertum, und was damit zusammenhing. Cäsars Commentarien « de bello Gallico » gehörten bis zuletzt zu seiner Lieblingslektüre.

„Von der Wiege bis zur Bahre — sind die schönsten die Studentenjahre." Für Walther waren es jedenfalls schöne Jahre, wie er selber oftmals mit Liebe bezeugt, Jahre eines frischen und freien, aber von edlem Geiste getragenen Lebens. Schon auf der Akademie schloß er sich dem Zofingerverein an und war ein rühriges Glied desselben. Hier wurde das Feuer einer vaterländischen Begeisterung angefacht, das nie in ihm erlosch; hier fand er treue, gleichgesinnte Freunde, mit deren manchem er bis zum Tode verbunden blieb; hier auch mannigfache Förderung seines wissenschaftlichen Strebens. So lebhaften Temperamentes der Jüngling war, — der Umgang mit edlen Studiengenossen, eine ideale Geistesrichtung, Fleiß und wissenschaftlicher Eifer und nicht am wenigsten ein ernster religiöser Sinn, genährt namentlich durch Lutzens tiefgründige Schriftauslegung, hielten ihn in steter Zucht und ließen ihn nie sein hohes Ziel aus dem Auge verlieren. Als er nach vorzüglich bestandener Prüfung im August 1836 die Ordination erhalten und ins Ministerium aufgenommen worden war, trat er verhältnismäßig wohlausgerüstet ins öffentliche Leben ein.

Der Anfang wurde ihm nicht leicht gemacht. Es war ihm eine der größten Landgemeinden, Herzogenbuchsee,[1]) übertragen worden, deren geistliche Leitung er zwar nur unter dem bescheidenen Titel eines Vikars, aber mit der ganzen Bürde des Amtes zu übernehmen hatte. Als er von der Seeberghöhe aus die Kirche von Herzogenbuchsee erblickte, da wurde ihm, wie er sagte, recht bange zu Mute, und er

[1]) Erst Anfangs der 60er Jahre wurde für die Kirchgem. Herzogenbuchsee eine zweite Pfarrei geschaffen.

hätte mit Moses sprechen mögen: „Herr sende, welchen du willst." Aber er ging mit Gottvertrauen ans Werk, und vermöge des ihm eigenen praktischen Geschickes arbeitete er sich eher ein, als er zu hoffen gewagt hatte. Seine frischen, lebendigen Predigten, sein offenes, frohgemutes Wesen, dabei er doch nie vergaß, was er dem Amte schuldete, gewannen ihm die Herzen. Acht Jahre, damals nichts ungewöhnliches, blieb er in dieser Stellung als Vikar und schlug feste Wurzeln in der Gemeinde Herzogenbuchsee, zumal er daselbst auch seine Gattin fand, an deren Seite ihm ein schönes häusliches Glück erblühte. Zu dem kam ein reger, freundschaftlicher Verkehr mit einem Kreise von Männern, die in jener geistig bewegten Zeit der dreißiger Jahre voll idealer Bestrebungen für Volk und Vaterland waren. Kein Wunder, daß ihm der Abschied von Herzogenbuchsee schwer fiel, als im Jahr 1844 wider Erwarten seine erste Bewerbung um eine Pfarrstelle von Erfolg gekrönt war und er zum Pfarrer von Wangen gewählt wurde.[1])

Fünfunddreißig Jahre des Wirkens an dieser Gemeinde waren ihm beschieden. „In Wangen fand der neue Pfarrer bald die rechte Stellung. Die Tüchtigkeit seines Wesens und sein freudiges Arbeiten brachten ihm bald verdiente Anerkennung. Den Mittelpunkt seiner Arbeit sah er allerdings in der Verkündigung des Evangeliums in Predigt, Seelsorge und im Unterweisungsunterricht. Aber er zog jederzeit auch das gemeinnützige Wirken in Bekämpfung der Armut, in Förderung des Schulwesens,[2]) in Unterstützung der Werke der Barmherzigkeit mit in den Kreis seiner Thätigkeit. Wo auf dem Boden der eigenen Gemeinde oder in weitern Kreisen etwas angebahnt wurde, das zur Hebung des Volkswohls dienen konnte, da war durch lange Jahre hindurch Pfarrer Walther dabei, und sein Wort und sein Rat galten etwas. Ihm und der Arbeit gleichgesinnter Männer ist es unter andern zu danken, daß durch viel böse Zeiten hindurch die Armenerziehungsanstalt des Amtbezirkes Wangen, dieses Kind seiner Liebe und Sorge, erhalten worden ist.

[1]) Der originelle, neuerdings durch seinen von Pfarrer Joß in Herzogenbuchsee veröffentlichten interessanten Briefwechsel mit „Jeremias Gotthelf" in weiteren Kreisen bekannt gewordene Amtsrichter Burkhalter, mit dem auch Walther bis zu dessen Tode in freundschaftlichem Verkehr stand, war gerade bei ihm, als er das Ernennungsschreiben zum Pfarrer von Wangen erhielt. Beide Männer waren ergriffen, und die Thränen traten ihnen in die Augen.

[2]) Eine Reihe von Jahren, bis die Beaufsichtigung der Primarschulen ständigen Inspektoren übertragen wurde, war er „Schulkommissär".

Aber wie sehr Walther auch an mancherlei gemeinnützigen Bestrebungen sich beteiligte, seine Hauptkraft lag doch auf Seiten seiner kirchlichen Wirksamkeit. Sie war vor Allem seiner Gemeinde gewidmet. Aber seine Kenntnisse in kirchenpolitischen und staatlichen Dingen, sein Takt und organisatorisches Talent führten ihn bald auch ein in eine nachhaltige, langjährige Thätigkeit in den kirchlichen Angelegenheiten des Bezirkes und des Kantons. Von 1857 hinweg bis zur Einführung der neuen Kirchenverfassung im Jahr 1874 war er ununterbrochen Dekan der Bezirkssynode Langenthal. Lange Jahre hindurch war er einer der Vertreter des Bezirks in der Kantonssynode, an deren Verhandlungen er sich in nachhaltiger Weise beteiligte. Eine Reihe von Jahren hindurch war er ein einflußreiches Mitglied des Synodalausschusses, der obersten kirchlichen Verwaltungsbehörde. Bis zu seinem Tode lag auch das Präsidium des oberaargauischen Pfarrvereins in seiner Hand. Der besonnene Mann bildete den natürlichen Mittelpunkt des Vereins. „Es fehlte allemal etwas, wenn er nicht dabei war."

Für eine solche Stellung eignete er sich besonders, gerade weil er bei allem, im besten Sinne des Wortes würdevollen Auftreten doch von der steifen Würde eines Kirchenmannes nicht die Spur an sich hatte. Wie er selber nicht hoch von sich dachte, ließ er auch andere keine Überlegenheit fühlen; allen kam er mit aufrichtigem, herzlichem Wohlwollen entgegen. Es war nichts Gemachtes an ihm. Gleißendem Schein war er aus tiefster Seele abhold; alles mußte natürlich sein, auch die Frömmigkeit. Dazu kam ein liebenswürdiger, niemals verletzender Humor. In nicht gewöhnlichem Maße besaß er die Gabe, Ernst und Humor zu verbinden. Seine unzähligen Ansprachen und Tischreden, die er in geselligem Freundeskreise, bei Pfarrinstallationen und sonstigen Anlässen hielt, waren ebenso gemütvoll als weise, mit natürlichem Takte stets den richtigen Ton treffend. Ebenso verstand er es, bei sich bietender Gelegenheit ohne patriotische Phrase ein warmes, vaterländisch begeisterndes und zugleich von ernstem, religiösem Geiste geheiligtes Wort zu sprechen. So war er s. Zeit auch ein von Offizieren und Mannschaft geschätzter Feldprediger. Zweimal zog er mit dem oberaargauischen Bataillon ins Feld; im Sonderbundskriege und bei der Grenzbesetzung am Rheine im Jahre 1849. Das erste Mal wurde ihm die Auszeichnung zu teil, nach der Übergabe von Luzern in der ehemaligen Jesuitenkirche vor Truppen verschiedener Kantone und Waffengattungen eine Predigt zu halten; das zweite Mal hatte er die dankbare Aufgabe, auf dem Schlachtfelde von St. Jakob a. d. Birs zu seinen Bernersoldaten zu reden.

„Als Theologe und Pfarrer war er ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, beides: ein Rufer zur Buße und ein Bote des Friedens, daraus göttliche Gnade kommt zur Vergebung der Sünden. Daß im Evangelium Jesu Christi, im recht verstandenen und herzlich ergriffenen, der Grund des Heils für Herzen und Völker, der höchste Trost im Leben und im Sterben gegeben sei, und daß dem Menschen keine Weltweisheit und keine Bildung, keine Kunst und Wissenschaft das ersetzen könne, was ihm das Wort von der göttlichen Gnade giebt, das war sein im eigenen Leben erfahrener Glaube. Dabei war er weitherzig und weit entfernt davon, nur diese oder jene eine Form der Lehrdarstellung oder der Erklärung der Geheimnisse des Evangeliums gelten zu lassen, er konnte im wesentlichen Glaubensgrund sich auch mit solchen eins wissen, die in der begrifflichen Auffassung der Heilswahrheit von ihm abwichen, sobald sie nur im Glauben an den lebendigen Gott und im Bedürfnis nach dem Heil in Christo mit ihm einstimmten."

Sein Dekanatsamt fiel in die Zeit lebhafter kirchlicher und religiöser Kämpfe. Wie er sich zu ihnen stellte, das hat er deutlich ausgesprochen in einer Präsidialansprache, womit er 1867 die Versammlung des bernischen Kantonal-Pfarrervereins in Burgdorf eröffnete. Unumwunden sprach er sich in derselben dahin aus, daß verschiedene Richtungen in der Kirche nicht nur zuläßig, sondern daß sie ihr sogar förderlich seien, vorausgesetzt, daß sie ihren Aufbau bezwecken und nicht ihre Zerstörung. Ist die Freiheit die unentbehrliche Bedingung aller gedeihlichen Entwicklung und alles gesunden Lebens, so ist die Freiheit der Forschung insbesondere ein Lebensprinzip der protestantischen Kirche, aber wohlverstanden: Freiheit der Forschung nicht bloß der kirchlichen Dogmatik, sondern auch jedem philosophischen System gegenüber, so glänzende Namen auch an seiner Spitze stehen mögen. Die Diener der Kirche dürfen es nie vergessen, daß ihre Hauptaufgabe nicht darin besteht, dogmatische Formeln oder wissenschaftliche Systeme zu lehren, welche beide wechseln und veralten wie ein Gewand, sondern durch das Evangelium christliches Leben, Leben aus Gott, zu pflanzen und zu fördern. — Wenn er es also ganz in der Ordnung fand, daß sich die verschiedenen Richtungen geltend zu machen suchten, so warnte er dagegen mit großem Ernste vor erbittertem, leidenschaftlichem Parteieifer im Kampfe der Ansichten, vor dem Gebrauche der Waffen des Fleisches statt des Geistes und der Wahrheit. Bei demselben Anlasse forderte er in einem humorvollen und doch den Ernst nicht verleugnenden Toaste, anknüpfend an die damalige neue Bewaffnung des schweizerischen

Heeres, die Amtsbrüder auf, im Geiste der Zeit, mit „gezogenen Waffen" zu kämpfen. Dringend legte er's ihnen ans Herz, über dem Trennenden das Gemeinsame nicht außer Acht zu lassen und mahnte in beweglichen Worten zur Einigung: im Namen der Kirche Angesichts des gemeinsamen Feindes, der nicht nur dem Christentum, sondern aller Religion, ja allen höchsten und idealen Gütern den Krieg erklärt; aber auch im Namen ihrer Gemeinden: „Was müssen sie von uns halten, wie können sie sich an uns anlehnen, in uns Vorbilder der Herde erblicken, wenn wir ihnen nicht nur das jämmerliche Beispiel der Zerrissenheit und Zerfahrenheit geben, sondern uns unter einander beißen und fressen und dies vielleicht im nämlichen Augenblick, wo der Mund oder die Feder von Liebe überströmt?" „Nicht um erkünstelte Einheit handelt es sich, nicht um einen faulen Frieden oder um charakterlose Toleranz, wohl aber um eine Einigung auf dem Boden der Liebe, die bei aller Verschiedenheit der Meinungen sich ihrer höhern Einheit in Christo bewußt bleibt." — Was schließlich im Kampfe den Sieg davon tragen werde, war ihm übrigens keinen Augenblick zweifelhaft; er vertraute der Macht evangelischer Wahrheit.

Jugendlich warm bis ins Greisenalter schlug sein Herz. Doch fühlte er in den letzten Lebensjahren unter dem Einflusse mannigfacher, körperlicher Beschwerden wohl, daß seine Tage gezählt seien. Der wenige Monate vor seinem eigenen Tod erfolgte Hinschied der geliebten ältesten Tochter, welche am Orte selber verheiratet, von der Seite ihres Gatten und acht unerzogener Kinder hinweggenommen worden war, hatte ihn aufs Tiefste ergriffen. Am Neujahrstag 1879 predigte er über Moses Abschied, wie er vom Berge Nebo hinüber schaute in das Land der Verheißung. Er führte dabei aus dem bekannten Hebelschen Liede den Vers an: „Der Chilchhof isch nit wit, wer weiß, wer bald dört lit?" Und wirklich sollte er nach seinem sterblichen Teil bald dort liegen. Nachdem er noch am ersten Sonntag des Jahres seine letzte Predigt, wie ein Vermächtnis an die Seinen, über das Wort Luc. 12, 31: „Trachtet nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Übrige zufallen," gehalten, mit dem Lied: „Alle Menschen müssen sterben," trat den 12. Januar der Todesengel in Gestalt eines Herzschlages plötzlich an ihn heran, ihn abzurufen in die ewige Heimat.

Sollen wir am Schluß den Eindruck, den seine Persönlichkeit und sein Wirken hinterließ, kurz zusammenfassen, so kann das nicht besser geschehen, als mit den Worten der Leichenrede: „Ein freier Sinn und die patriotische Richtung seines Gemütes bewahrten ihm allezeit in politischen und religiösen Fragen die Selbständigkeit eigener Überzeu-

gung, aber auch die Fähigkeit, abweichenden Ansichten gerecht zu werden. Seine Liebe zum Volke, aus dem er hervorgegangen, seine feine Beobachtungsgabe, seine vielfache Kenntnis der Anschauungen, der Vorzüge und Schäden des Volkslebens ließen ihn die wahren Bedürfnisse des Volkes erkennen und würdigen, aber bewahrten ihn auch vor jener Richtung, die das Volk nur im eigenen Interesse oder zu einseitigen Parteizwecken mißbrauchen will. Er war nach Richtung und Begabung nicht sowohl ein Gelehrter, als vielmehr ein Leiter, Ordner, Regierer und hätte auch manche andere Laufbahn, als die theologische, mit Erfolg betreten können. Es war etwas von einem Staatsmann im besten Sinne des Wortes an ihm: die Noblesse der Gesinnung, die Selbständigkeit, der klare Blick, die feine Leutseligkeit im Umgang, die Selbstbeherrschung, die sich auch in geselligen Kreisen keinen Augenblick vergißt und dann das gastliche Haus."

So schied mit ihm ein Mann, der durch seine Persönlichkeit, seine tüchtige, zusammenhaltende Kraft einen segensreichen Einfluß ausgeübt hat. Dekan Walther darf füglich den Männern beigezählt werden, welche in schwieriger Zeit das Schifflein der bernischen Kirche mit weiser Hand durch die Wogen steuerten.

Quellen: Rede bei der Beerdigung, gehalten von Hrn. A. Rütimeyer, gew. Pfarrer in Herzogenbuchsee. — Nachruf im „Oberaargauer." — Eigene Erinnerungen.

A. Walther, Pfarrer in Wangen a/A.

Samuel Gobat.

1799–1879.

Le 26 Janvier 1799 naissait à Crémines Samuel Gobat; à ce moment la Paroisse de Grandval, dont Crémines faisait partie, était réunie à celle de Court et par une anomalie qu'on a de la peine à s'expliquer cet état de choses se continua jusqu'en 1829; le pasteur résidant dans la dernière de ces localités ne se rendait à Grandval que tous les quinze jours, aussi les parents se hâtaient-ils de profiter de sa venue pour présenter leurs enfants au baptême. Samuel fut baptisé le lendemain de sa naissance par Samuel Himely, de Neuveville, alors pasteur en charge.

La famille du jeune garçon vivait dans la paix et le travail, l'été la campagne et ses labeurs, l'hiver la classe et ses fatigues (David, le père de Samuel était l'instituteur de sa commune); ce n'est pas qu'au fond du val retiré on ait été complètement épargné par les agitations de cette époque funeste. Sincèrement attachés à leur pays les parents de Gobat ressentirent l'amer-



tume des idées nouvelles: la fuite du Prince Evêque en 1792, l'occupation de la partie germanique du pays par les troupes françaises, la crainte de voir la Prévôté envahie à son tour, que de sujets faits pour porter le trouble dans des âmes simples et candides; aussi le citoyen Liomin, émissaire du gouvernement français, en déchirant l'antique bannière de la Prévôté, souvenir de tant de siècles de liberté et de bonheur, avait du même

coup laceré les cœurs patriotes. — Aux souffrances morales viennent s'ajouter dans la petite famille les soucis matériels, car la Révolution avait surpris et troublé la position extérieure de plusieurs; et malgré cela c'est le plus tendre amour qui environne la jeunesse de Samuel; soumis à une discipline sévère, mais toujours juste le jeune garçon apprend de bonne heure à aimer et à respecter les auteurs de ses jours et comprend que cette tendresse de leur part demandait en retour une obéissance prompte et entière. — Envoyé à l'école dès l'âge de quatre ans Samuel Gobat témoigna bien vite le désir d'apprendre et de savoir; c'est en vain que sa sœur ainée, aux jours de mauvais temps, s'esquivait en cachette de la maison, le petit frère savait bien, après elle et malgré la neige, retrouver le chemin de l'école et le banc sur lequel il passait une matinée à écouter, sans les comprendre beaucoup, les leçons du régent. — Gobat, avec sa nature ouverte et gaie, était de tous les jeux; intrépide jusqu'à la témérité il conduisait ses camarades dans les escalades les plus risquées et rapportait de ses voyages de découverte dans les grands roches qui dominent son village des trésors qu'il cachait soigneusement dans son sein: serpents ou salamandres, plantes ou pierres.

La jeune intelligence s'ouvrait, Samuel retenait tout assez facilement sauf le chant — je n'ai jamais pu apprendre à chanter — dit il dans son «curriculum vitæ»; toutefois sa préparation scientifique eut manqué d'une base solide si, aux leçons de l'école ne s'étaient ajoutées celles prises à la maison et chez le pasteur du village.

Ses parents connaissant la valeur du Livre Saint cherchaient à familiariser leur enfant avec lui; ils lui en faisaient apprendre des portions par cœur, sans pédanterie ni rigueur, le si bien qu'à l'âge de sept ans Samuel connaissait déjà le Nouveau Testament et une partie de l'Ancien. — C'est à cet âge que se firent sentir les premières aspirations à la vocation missionnaire, toutefois Gobat n'embrassa avec ardeur sa nouvelle tâche que dans sa 19me année après avoir passé par une crise qui brisa en lui toutes les résistances. — En 1821 il entre dans la maison des Missions de Bâle après avoir pendant quelques mois remplacé l'instituteur de son village; ce stage dans l'enseignement fut une belle époque dans la vie du jeune homme qui savait se donner aux enfants cœur et âme et qui accomplissait sa tâche avec une conscience rare. — Aussi le jour du départ fut-il un jour de

deuil pour la petite troupe des écoliers qui s'étaient profondément attachés à leur maitre provisoire.

Grande fut la joie de ce vaillant lorsque les portes du séminaire s'ouvrirent devant lui; son désir allait se réaliser — je suis maintenant au nombre de ces messagers qui doivent aller porter la parole de paix sur les montagnes du monde païen. — Trois ans d'étude à Bâle et en Novembre 1823 nous retrouvons Gobat à Paris où il étudie l'arabe, puis à Londres où il se prépare à sa mission en Abyssinie. — Dans la première de ces villes, notre compatriote consacre le temps que lui laissent ses travaux scientifiques à soulager les misères matérielles et morales qui émeuvent son cœur plein d'amour; c'est vers les Juifs qu'il se tourne avec le désir de les ramener au Messie rejeté, puis vers les soldats auxquels il offre de bonnes lectures, enfin il cherche à réveiller l'intérêt pour la cause missionnaire dans cette population dont les pensées vont ailleurs; en relation avec les savants de la grande cité (Stapfer, Kiefer, Fredéric Monod) et, avec les hommes politiques (l'evêque Grégoire), Gobat fait de rapides progrès et acquiert une expérience qui devait lui être utile dans son futur ministère. — Deux jours après son arrivée à Londres le comité de la Société des Missions de l'Eglise anglicane lui demandait s'il consentirait à se rendre en Abyssinie comme premier missionnaire. En Abyssinie! cette proposition résonnait à ses oreilles comme une douce musique; n'est-ce pas à ce pays qu'il songeait déjà lorsque prenant congé de son comité de Bâle il disait au président: « verriez-vous des difficultés « à ce que je me rendisse à mes risques et périls en Abyssinie « pour y prêcher l'Evangile, en gagnant mon pain par le travail « de mes mains »? poussé dans cette direction n'avait-il pas lu le récit des travaux des Jésuites en Abyssinie au XVIme siècle et cette lecture à la maison des Missions n'avait-elle pas éveillé en lui un vif intérêt et une réelle compassion pour les habitants de ces montagnes! Et puis l'Abyssinie n'était-ce pas cette terre dans laquelle l'Eternel avait semé ses merveilles comme dans sa propre patrie?

Gobat est fixé. « Ce champ de travail est déjà ma chose, » dit-il. — A la fin de 1825 il revient à Crémines prendre congé des siens, et il quitte ce petit vallon où restera une partie de son cœur.

C'est vers Malte qu'il se dirige; le travail qui l'attend est difficile: il devra corriger les épreuves de traités que l'on pub-

lie pour les Arabes, composer une grammaire maltaise, surveiller l'impression d'un livre de prières destiné aux indigènes, prêcher en anglais et en français au sein d'une population profondément démoralisée — c'est pour Gobat une école de patience car il souhaite ardemment de voir son Abyssinie; enfin le 25 Août 1825 le missionnaire quittait cette île au sujet de laquelle il avait pleuré bien des fois: «c'est la plus impure corruption, «la plus misérable pauvreté» dit-il dans une de ses lettres. — Méconnu par ce peuple ignorant et superstitieux, persécuté jusques sur la rue, Gobat devait être encore outragé et bafoué sur le vaisseau qui le porte à Massouah; le capitaine ne l'avait du reste accueilli qu'avec méfiance et à contre-cœur; il craignait qu'il ne fût en danger dans la compagnie de ses matelots et de plusieurs passages maltais comme eux «Dieu m'appelle en Abyssinie, avait objecté le vaillant héros, je dois partir, je partirai;» les pressentiments du capitaine se réalisèrent et le pauvre missionnaire fut en butte à des tracasseries et à des ennuis sans nombre jusqu'au jour où par son calme au milieu d'une effroyable tempête et par sa foi inébranlable il commande l'admiration de ses adversaires les plus acharnés.

Trois ans durant Gobat dut attendre au Caire que le chemin de l'Abyssinie lui fût ouvert, il mit ce temps à profit en étudiant à fond l'amharique. C'est dans la ville des califes qu'il fait la connaissance de Girgis, un jeune Abyssin, qui allait devenir un aide précieux «l'étoile qui brille dans la nuit». Girgis envoyé par son roi à la recherche d'un abouna (évêque arménien) s'attache à notre compatriote et veut le présenter à son souverain; — il lui parle d'un couvent abyssin qui se trouve à Jérusalem et qui pourrait, par ses recommandations, faciliter à l'Européen l'accès du pays noir. Gobat part pour la Palestine qu'il visite pendant trois mois: il est navré en constatant la corruption et la déchéance morale de cette Sainte cité; son cœur en saigne, il croyait y trouver la Sainteté et la lumière. Il n'y voit que la misère et la superstition; le couvent dont on lui a parlé n'est pas plus préservé de la ruine, aussi Gobat qui fondait de grandes espérances sur son séjour à Jérusalem, s'en revient tristement en Egypte; il y rencontre deux ambassadeurs de Saba Gadis, roi du tigré, Ali et Amhalo; ceux-ci chargés d'aller en Angleterre solliciter la protection du souverain, sont tombés malades au Caire; le blanc les visite, les soigne et s'en

fait des amis et des auxiliaires tellement précieux que le 29 Octobre 1829 il partait avec eux pour l'Abyssinie; le monarque de ce dernier pays avait écrit à ses ambassadeurs: «amenez le blanc, et veillez à ce que rien ne lui manque»; aussi ils l'emmenaient avec la persuasion que bientôt ils pourraient lui confier la crosse de l'abouna, et cela malgré les protestations de Gobat qui déclarait «avoir plus d'inclination à se faire paysan qu'à devenir Evêque».

Malheureusement les circonstances extérieures étaient trop défavorables pour que la mission du Jurassien eut beaucoup de succès; la guerre dévastait toute la contrée, Saba Gadis lui-même mourut bientôt sur le champ de bataille. — Gobat resta sept mois à Gondar, cherchant à y accomplir son ministère de paix et d'amour, consolant bien des infortunés et guérissant plusieurs malades et quand le jour du départ fut arrivé les foules assiégèrent sa maison cherchant à le retenir; on s'était attaché à lui comme à un être d'un autre monde avec beaucoup d'affection, mais avec une certaine crainte superstitieuse, tant son aspect rappelait le prophète ou l'apôtre. — Ce n'était du reste qu'un congé qu'il prenait, son intention étant de revenir dans l'Amhara avec un plus grand nombre de copies de l'Evangile et de pousser plus au Sud du Choa afin d'y fonder une mission.

Le 2 juillet 1833 l'exilé revoyait sa patrie et le 4 à minuit il frappait à la porte de la maison paternelle; tout le village était en fête, mais hélas il ne lui appartient plus, il est au service de son Maître et il doit obéir; à Londres où il se rend Gobat obtient un crédit pour organiser une seconde expédition en Abyssinie. — Le 23 Mars 1834 il célébrait à Grandval son mariage avec Marie Zeller fille du Directeur de Beuggen, et le 25 Octobre de la même année il est déjà à Suez. Cette seconde expédition qui commençait dans la joie (Gobat l'appelait son voyage de noces) devait se terminer pour les pauvres époux dans la plus cruelle des douleurs. — Le projet du missionnaire était de se rendre à Gondar directement, mais après avoir été retenu dix-neuf mois à Adowa par la maladie il reprenait le chemin de l'Europe au travers du désert impitoyable où les pauvres parents laissent la dépouille de leur cher premier-né. Madame Gobat avait aussi cruellement souffert du choléra pendant que son mari était aux portes du tombeau.

Aussi les parents de Crémines euront-ils d'autant plus de bonheur en revoyant, le 11 Mai 1837, ce fils qu'ils croyaient

mort: les forces reviennent lentement. Gobat et sa femme durent à deux reprises, faire une cure à Kreuznach et abandonner tout espoir de jamais retourner sous le soleil des tropiques, ce fut pour le missionnaire un réel sacrifice, car son cœur était resté dans le premier pays de ses luttes.

En 1841 le comité de Londres envoya son ouvrier chez les Druses du Liban où il est aux prises avec mille dangers auxquels il n'échappe que par l'intervention merveilleuse de Celui qui le réserve pour de grandes choses. — Le séjour de deux ans qu'il fit en Suisse, à Wiedlisbach au pied du Weissenstein, fut consacré à des excursions dans les vallées environnantes auxquelles Gobat voulait faire connaître et apprécier la cause missionnaire. — Gobat désirait se fixer quelque part comme pasteur dans une petite paroisse, mais son chemin n'était pas là; envoyé à Malte en 1845 comme directeur du Gymnase protestant que l'Eglise anglaise venait de fonder dans cette île, il y reçut en 1846 un appel aussi honorifique qu'inattendu: Frédéric Guillaume IV, roi de Prusse, lui offrit la place d'Evêque à Jérusalem pour veiller sur les protestants de Syrie, d'Asie mineure, d'Egypte, d'Abyssinie et de Palestine.

La tâche était immense; le premier Evêque nommé en 1841 était mort avant d'avoir pu former un troupeau quelconque, aussi le premier soin de Gobat fut-il de fonder la communauté protestante de Jérusalem; dès la première année le pasteur baptisa plusieurs néophytes et en 1849 malgré l'opposition des Turcs la dédicace de « l'Eglise du Christ » avait lieu: trois cultes évangéliques devaient s'y célébrer, deux en anglais et un en allemand; Gobat cherche aussi à attirer les Juifs à l'Evangile, mais le travail est difficile comme aussi auprès des Grecs qui « sont froids et semblent ne rien vouloir de l'amitié qu'on leur offre ». Notre compatriote conserve encore un grand attachement pour l'Abyssinie; il entre en relations avec Theodoros auquel il envoie des missionnaires, et le monarque de son côté est heureux de recevoir les conseils du blanc jusqu'au jour où des intrigues amenèrent chez lui un changement d'opinion; Gobat reste aussi lié à plusieurs savants et grands personnages qu'il avait connus autrefois à Champollion, l'égyptologue distingué, à Rostand, le professeur de Paris, au fils du vice-roi d'Egypte, Ibrahim Pascha, ainsi qu'au premier ministre Boghos Bey.

Les occupations ne manquaient pas au courageux Evêque, sa foi du reste était conquérante, et il ne songeait à rien moins qu'à faire pénétrer la lumière de l'Evangile jusqu'au centre du continent noir, en fondant une mission à Kartoum, ce projet devait rencontrer de trop grandes difficultés pour jamais être réalisé. — En attendant Gobat parcourt son vaste diocèse dans tous les sens, cherchant à ouvrir partout de nouvelles portes à l'Evangile, visitant les écoles qu'il avait fondées et laissant partout une trace lumineuse d'amour et de dévouement. Désireux de prendre soin des âmes qui lui étaient confiées, il ne l'était pas moins de nourrir et de soigner les besoins corporels de ses ouailles: après les écoles ce furent les hôpitaux pour lépreux et pour les autres maladies et tous ces travaux Gobat les accomplit malgré des oppositions violentes de la part des Turcs qui voyaient en lui un hérétique, de la part des Juifs et de celle de la Haute Eglise anglicane qui le trouvait trop évangélique. « Hélas, soupirait le pasteur, je vois bien que la mitre d'Evêque ressemble beaucoup à la couronne du Crucifié, mais comme toutes ces flèches sont dirigées contre moi, je sens que, m'inspirant de l'exemple de mon divin Ami, je n'ai qu'à me taire en priant pour mes adversaires et en les recommandant à celui qui juge justement. »

Les heures passées avec la famille sur la montagne de Sion, les voyages dans le diocèse, mais surtout les séjours en Suisse, furent de bien douces compensations à ces douleurs; Gobat aimait à revoir son vallon tranquille, il jouissait du ciel sans nuage, de la paix de ses chères forêts, et de l'amitié simple, mais cordiale de ses frères campagnards, il était encore et toujours l'enfant de nos montagnes. — Rien dans les allures du grand personnage pour intimider ou pour éloigner: c'est avec un bonheur sans mélange qu'il allait heurter à la porte la plus humble et qu'il causait dans le gai patois d'autrefois avec les camarades de sa jeunesse; et comme il savait s'intéresser à la vie de son vallon cet Evêque, le commensal des rois, l'ami des savants illustres!

La dernière visite du digne vieillard en Suisse se fit au printemps de 1878; à ce moment là la famille s'était dispersée et sous le toit paternel il ne restait plus qu'un enfant avec les parents, les autres s'en étaient allés construire leurs nids; c'est alors que Gobat et sa femme se mettent en route pour venir visiter les

parents et les amis en Europe. Le Jura se réjouissait de revoir son enfant qui, malgré ses quatre-vingts ans, possédait une santé excellente ; malheureusement une attaque d'apoplexie l'empêcha de rester longtemps au pays ; avant qu'il soit trop tard l'Evêque désirait revoir encore les lieux où s'était écoulée la meilleure partie de sa vie. Dans le courant de Novembre il reprenait le chemin de Jérusalem ; son corps s'affaissait de jour en jour, sa faiblesse ne lui permit plus d'assister au culte public, une seule fois à Pâques 1879 il reparut dans l'Eglise où si souvant et pendant 33 ans il avait édifié les fidèles. — Dès ce jour le malade ne quitta plus la chambre et le 11 Mai 1879 il expirait au milieu des siens, laissant à tous le souvenir d'un homme dévoué au service de son Dieu et à l'édification de ses frères.

La tombe fut creusée dans le champ du repos que Gobat avait lui-même acquis pour la communauté protestante, à l'ombre d'oliviers au feuillage triste, et c'est là que, quelques semaines plus tard, la fidèle et précieuse épouse vint rejoindre celui qu'elle avait chéri comme son âme. — Un seul monument s'élève dans l'enclos où ils dorment et ces mots sont gravés dans la grande pierre « heureux les morts qui meurent « dans le Seigneur, oui dit l'Esprit, il se reposent de leurs tra- « vaux et leurs œuvres les suivent. »

E. Krieg, past.

Sources. « Samuel Gobat, sa vie et son œuvre. » Traduit librement de l'Allemand par A. Rollier past.

« Dr Samuel Gobat » dans les Biographies jurassiennes par E. Krieg, past.

Correspondance de l'Evêque Gobat communiquée par sa famille et par la Maison des Missions de Bâle.



Abraham Kyburz.
(1704—1765).

Soll eine Reihe von Biographien ein wirkliches Spiegelbild der Geschichte und Kultur liefern, so darf neben dem trefflichen Staatsmann, dem berühmten Krieger, dem großen Gelehrten oder vortrefflichen Arzte, dem ausgezeichneten Geistlichen und dem wackern Bürger und Berufsmann zur Abwechslung auch ein Mann nicht fehlen, der die gewohnten Bahnen verließ und durch Absonderlichkeit in Wandel und Schriften die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Insofern mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn die folgenden Zeilen sich mit dem Berner Pfarrer Abraham Kyburz beschäftigen.

Da und dort in älteren Berner Häusern trifft man noch heute eine sechsbändige „Historien-, Kinder-, Bet- und Bilder-Bibel" an, die mit geschmacklosen Kupferstichen und noch weit geschmackloseren Reimsprüchen geziert ist und in der Behandlung der biblischen Geschichte und den auf den Unterricht berechneten Randfragen einen sonderbaren Begriff der Naivetät oder der Moral des Herausgebers gibt. Diese Bibel rührt von Abraham Kyburz her und ist sein Hauptwerk. Kyburz hat aber auch gedichtet, und darum hat ihm Jakob Bächtold in seiner Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz einen Artikel gewidmet, der allerdings von „Spott und Schande trieft."

Abraham Kyburz aus Erlinsbach im Aargau ist zirka 1704 — sein Geburtsdatum läßt sich nicht genau feststellen — im Heimberg bei Thun geboren worden, wo sein Vater ein kleines Heimwesen besaß. Zum Studium der Theologie bestimmt, besuchte Kyburz die bernischen Schulen und durchlief die sogenannte Akademie. 1728 wurde er ins bernische Ministerium aufgenommen, und am 25. August des folgenden Jahres erhielt er seine erste Stelle, indem er zum Vikar in Biglen erwählt wurde, zwar nur ad interim.

Zwei Jahre darauf hatte er eine Streitigkeit mit dem Kirchen-Convent, seiner vorgesetzten Behörde. Am 29. April 1731 beschloß der Kirchenrat: „Herr Kyburz soll wegen seines eingelegten Zeduls, darinnen er zur Entschuldigung, daß er nit in Grund wolle, allzu ungeziemende Reden gebraucht, die ernstliche Censur von MHH. Decan empfahen." Wahrscheinlich handelte es sich dabei um die beschwer-

liche Pfarrstelle im Grund (Innertkirchen im Oberhasli), deren Inhaber abwechselnd Sonntags je in dem drei Stunden entfernten Gadmen und in dem zwei Stunden weit entlegenen Guttannen zu predigen hatte. Durch allzu offene Meinungsäußerung also setzte sich Kyburz gleich anfangs in Widerspruch mit der Behörde. Aber ein zweites Vergehen kam bald darauf dazu. Am 14. November beschloß der Rat, der Kandidat Kyburz solle wegen der Verbreitung des glaubensgefährlichen Nürnberger-Kalenders, der irrige Meinungen enthalte, examiniert werden, ebenso der Buchdrucker Hortin, der jenen Kalender nachgedruckt hatte. Das Ergebnis der Untersuchung war für Kyburz ungünstig. Die Erlaubnis zu predigen (potestas concionandi) wurde ihm entzogen und ihm zugleich eingeschärft, „daß er bei denen Ordnungen bleiben und durch gute conduite sich wieder solle bewährt machen."

Kyburz verließ nun den Kanton Bern und trieb sich im Gebiete des Kantons Zürich herum. Dabei führte er ein zehnjähriges Thurgauer Mädchen mit sich, von dem er behauptete, es sei inspiriert, und suchte die Reden dieses erleuchteten Kindes zum Druck zu befördern. Das erregte das Mißfallen des zürcherischen Ministeriums, welches sich wegen des ärgerlichen Gebahrens des Kandidaten Kyburz beim bernischen Kirchenrat beschwerte. Die Antwort des Kirchenrates, welche der Rektor Egger (Professor Philosophiæ, † 1736) verfassen mußte, teilte mit, daß Kyburz die potestatem concionandi zwar erlanget habe, aber wegen zweierlei Delikten suspendiert worden sei (30. August 1733).

Zwei Jahre später, nachdem Kyburz von dieser geistlichen Wanderschaft zurückgekehrt war, fand man seine «conduite» gut genug, um ihn als Vikar nach Kirchberg bei Burgdorf zu schicken. Im Juni kam er dorthin; aber im Oktober mußte er schon wieder gemaßregelt werden. Das Burgdorfer Kapitel verklagte ihn beim Rat, weil er im Lande herumfahre und den Landleuten die Berleburger-Bibel, „so mit gloßen den Origenismum beibringend gefüllt," aufdringe und beliebt zu machen suche. Die Verbreitung dieser Bibel, die unter Protektion des Grafen Casimir von Berleburg entstanden und mit Anmerkungen aus Dippel, Böhme und Origenes versehen war, zeigt Kyburz' schwärmerische, mystische Richtung. Dieser Handel mag die Ursache gewesen sein, daß er von Kirchberg fortkam.

Zwei Jahre später erhielt Kyburz seine erste eigentliche Pfarrei, nämlich Bümpliz. Die Wahl erfolgte am 23. Dezember, und der neue Pfarrer erhielt die üblichen Begünstigungen, nämlich Zollbefreiung für sein Mobiliar und die „gewohnten drei Kronen". In



Bümpliz hielt Kyburz es ganze acht Jahre lang aus, für einen Mann seiner Art eine lange Zeit. Um sein Einkommen zu verbessern, beschäftigte sich Kyburz da mit der Abfassung theologischer Schriften. Vor allem entstand in dieser Zeit die schon erwähnte umfangreiche Bibel, gedruckt in Augsburg, im Verlag des Kupferstechers J. A. Pfeffel. Diese Bibel, d. h. den ersten Band des Werkes, präsentierte Kyburz nebst einer Vorstellung seines „trankmütigen und elenden Zustandes" dem Rate und erhielt dafür eine Gratifikation zugesprochen (September 1738). Er schrieb auch einen „Heidelbergischen Katechismus in einem kurzen Begriff" und suchte dieses Buch für die Unterweisung in Gebrauch zu bringen.

Die Ruhe wurde aber bald gestört. Als 1739 der Visitator Meley seinen Besuch in Bümpliz machte, mußte er viele Klagen der Gemeinde gegen ihren Hirten hören. Die Sache kam vor den Rat und wurde von diesem an den Kirchen-Konvent gewiesen. Die Behörde fällte den Entscheid, der Prediger solle „wegen eint und anderer Expressiones," die Bauern aber wegen „Animosität" ermahnt werden. Offenbar handelte es sich um allzustarke Ausdrücke, die Kyburz auf der Kanzel gebraucht hatte. Der Friede ward hergestellt; Kyburz blieb in Bümpliz, befand sich aber finanziell in schlimmer Lage und wandte sich deshalb wiederholt an den Rat mit der eindringlichen Bitte um Verbesserung seiner Pfrund. Endlich erhielt er (11. November 1745) eine „Assistenz" von 50 Kronen, aber mit dem Vermerk, „daß er sich der Ihme bereits hiervorig verpottenen äußeren Correspondenzen gäntzlich müessige, sonsten Ihr. Gn. auf widermalige einlangende Berichte dero Mißfallen wurden empfinden lassen." Einen Monat später erhielt er auch noch für die Dedication seiner Kinderbibel eine Gratifikation von 30 Kronen.

Ob Kyburz in Bümpliz neue Streitigkeiten hatte, oder ob die Versetzung eine Verbesserung seiner Lage sein sollte, weiß ich nicht. Aber Kyburz kam im April 1746 nach Schwarzenegg und blieb dort als Pfarrer, immer nebenbei schriftstellerisch beschäftigt, bis 1750. Bald zeigten sich seine alten Fehler wieder, Schwärmerei und Streitsucht, daneben Nachlässigkeit im Amt. Er mußte sich persönlich vor dem Rat verantworten und wurde von den Heimlichern einvernommen. Die wichtigsten Klagen waren: Kyburz habe zwei Leichenpredigten versäumt; auch seien Kranke in seiner Abwesenheit ohne geistlichen Beistand gestorben; er halte die sonntägliche Kinderlehre „straks nach der Predigt," brauche seinen eigenen Katechismus, halte die Katechumenen zu lange auf, oft bis ins zwanzigste Jahr, lasse als

Taufzeugen solche zu, die noch nicht communiciert hätten, und endlich währe sein Hausstreit — Kyburz war verheiratet — noch allezeit. Die Klagen sind nur zum kleinsten Teile schwerwiegend, die meisten lächerlich. Aber zwei Vorwürfe sind schlimm: die Nachlässigkeit im Amt und der Hausstreit. Ein Pfarrer, der nicht einmal im eigenen Hause Frieden halten kann, ist allerdings ein klägliches Vorbild für seine Gemeinde, mag er daneben noch so salbungsvolle Schriften über „Christlichen Zeitvertreib", über den „klugen Hauß-Vatter" und „kluge vernunft- und schriftmäßige Kinderzucht" herausgeben. Nach seiner Verantwortung vor dem Rate wurde Kyburz vom Kirchen-Convent brüderlich zum Frieden ermahnt. Aber er stritt sich nach dieser Ermahnung vom 14. Juli weiter mit seiner Gemeinde. Neue Klagen liefen ein, und der Rat setzte ihn deshalb wegen Widersetzlichkeit gegen den Amtmann und sonstiger ärgerlicher Aufführung als einen „strafbaren Pfarrer und untüchtigen Seelenhirten" förmlich ab. Nicht nur die Pfrund, sondern auch den Charakter als Pfarrer verlor er und durfte künftig weder die Kanzel besteigen noch pastorale Pflichten ausüben. Am 1. September 1750 erfolgte die Absetzung, und am 2. wurde sie Kyburz vom Kirchen-Convent mitgeteilt, der für andere Besetzung zu sorgen beauftragt wurde.

Kyburz kam nun nach Bern und schrieb da seines Lebensunterhaltes wegen eine große Anzahl theologischer und zum Teil auch poetischer Schriften. Kümmerlich genug gieng es ihm dabei, da die Schriften meist im Selbstverlag erschienen und dazu noch eine sehr strenge Censur durchzumachen hatten. Ohne Beihülfe hätte er sich nicht durchschlagen können; doch nahm sich Frau Maria Willading, Gemahlin des alt Schultheißen von Büren und Tochter des Schultheißen Hieronymus von Erlach, seiner Familie an als Taufpatin eines seiner Kinder. Er bezeugte ihr dafür in der Vorrede seiner „Gespräche über die Gottseligkeit" (1753) öffentlich seinen Dank. Die Strafzeit dauerte lange. Noch im Januar 1755 wurde er mit seiner Bitte, sich wieder um eine Pfarrei bewerben zu dürfen, abgewiesen, und auch sein Gesuch um eine Geldunterstützung für seine Kinderbibel wurde im August desselben Jahres abschlägig beschieden, nachdem ihm der Rat vorher schon wegen seiner elenden Umstände, „da er ohne Ihro Gnaden Milde nicht subsistieren kann," eine Assistenz von 30 Kronen bewilligt hatte. Endlich aber fand er doch wieder Gnade, wohl auf Verwendung Hallers, dessen Schutz und Fürsprache er sich angelegentlich empfahl. Am 18. Dezember 1755 nämlich wurde er vom Rate als Landhelfer von Saanen gewählt.

Diesmal dauerte die Herrlichkeit aber nicht ein halbes Jahr. Kyburz war ein religiöser Schwärmer, der trotz seiner saftigen Schriften gegen Sekten selbst von der strengen bernischen Rechtgläubigkeit leicht abwich. Daneben war er immer der alte Hitzkopf. In einer Predigt griff er den Pfarrer Studer heftig an und erregte auch sonst durch seine Begriffe und Prinzipien Anstoß. Am 29. Mai 1756 beschloß deshalb der Rat, Kyburz habe sich innert 24 Stunden nach Erhaltung des Befehls in Bern zu gebührender Verantwortung zu stellen. Die Predigt lag als corpus delicti dem Rate vor. Kyburz erschien, wurde wieder vor die Heimlicher gewiesen; es wurde ihm untersagt, das Amt Saanen zu betreten, und am 19. Juni erfolgte die Absetzung in aller Form. Er verlor seinen Pastoral-Charakter wegen der irrigen Lehrsätze in seinen Schriften und Predigten. Auch wurde ihm verboten, künftig etwas ohne die strengste Censur drucken zu lassen. Am 27. Juni teilte ihm der Kirchen-Rat seine Absetzung mit.

Nun war es ihm in der Heimat beinahe unmöglich, sich zu erhalten, da ihm auch der Erwerb durch Druckschriften abgeschnitten war. Er bat den Kirchen-Convent demütig um ein Testimonium, und als ihm am 25. Juli desselben Jahres ein solches bewilligt worden war, das der Archi-Diacon Siegfried (Isaak, seit 1752 oberster Helfer) „mit aller ersinnlichen Sorgfalt" abfassen mußte, begab sich Kyburz nach Deutschland und wurde als Feldprediger bei der Reichsarmee angestellt. Hätte Kyburz statt seiner theologischen und poetischen Schriften eine Selbstbiographie verfaßt, so wäre er für die Folgezeit ein weit nützlicherer Mann geworden. Leider erfahren wir nichts über seine Erlebnisse im siebenjährigen Kriege. Er geriet in preußische Kriegsgefangenschaft, vermutlich nach der Schlacht bei Roßbach, und kehrte erst 1760 in die Heimat zurück.

Seine Familie ließ er indessen in Bern. Schon 1750 hatte der Rat „der Kyburzin und ihren drei ohnerzogenen Kindern" eine Assistenz von 30 Kronen gewährt. Als Frau Kyburz 1756 auf Wunsch ihres Mannes an den Rat mit der Bitte gelangte, ihr „Gütli" im Heimberg verkaufen zu dürfen, erhielt sie die Bewilligung nicht. Statt deren wurde ihr ad interim ein Vogt bestellt, um sich ihrer Sache anzunehmen. So sorgte der Rat für die Familie des Feldpredigers.

Als Kyburz 1760 zurückkehrte, erhielt er auf seine Supplication hin am 23. März das Gutachten des Kirchen-Conventes, er könne wieder angestellt werden; doch solle er probeweise ein Vikariat bekommen. Am 27. April wurde ihm die Erlaubnis zum exercitium ministerii in Gnaden wieder erteilt; zugleich sollte seine Klage gegen

seinen Nachfolger in Saanen, den Helfer Schnell, der ihn nicht befriedigt hatte, erledigt werden. Noch stand er unter scharfer Aufsicht des Conventes und erhielt erst am 27. Februar 1763 die Wahlfähigkeit wieder. Am 19. März 1764 wurde dann der alt Feldprediger Abraham Kyburz als Helfer nach Thun gewählt und beschloß dort am 8. Dezember 1765 sein abenteuerliches Leben. Was aus seinen Nachkommen geworden ist — einen Sohn wollte er als Arzt ausbilden lassen — vermag ich nicht zu sagen; doch leben noch heute Leute seines Namens in Bern.

Die Schriften des Abraham Kyburz sind sehr zahlreich und, wie es bei seinem Stande natürlich ist, meist theologischen Inhalts. Neben verschiedenen Bibelwerken und Predigten gab er auch einige Schriften heraus, die zu dem kirchengeschichtlichen Gebiet gehören, so über die Verfolgung der Evangelischen in Österreich, über die Wiedertäufer und Separatisten in Genf und namentlich „Das entdeckte Geheimnis der Bosheit in der Brüggler-Sekte", worin er ausführlich von dem sektiererischen und unsittlichen Treiben der Brüder Christen und Hieronymus Kohler von Brügglen und der Hinrichtung des letztern spricht und sich zugleich bemüht, ihre Irrlehre zu widerlegen. Alle diese Schriften sind ziemlich selten geworden, mit Ausnahme der oben erwähnten Bibel. Kyburz bewies aber eine besondere Vorliebe für den Reim. Nicht nur versah er die Kupfer in seinen Schriften mit erbaulichen Reimsprüchen und besang den Tod des Hieronymus Kohler, er verfaßte auch zahlreiche andere Lieder und verstieg sich endlich zu einem naturhistorisch-religiösen Lehrgedicht unter dem vielversprechenden Titel «Theologia naturalis et experimentalis». Dieses Büchlein hat eine gewisse litterarhistorische Bedeutung erlangt. Es besteht aus drei Teilen, von denen jeder in vier Lieder zerfällt: „Schweizerisches Arznei- und Kräuterbüchlein", „Freymütige Gedanken über die niederer gelegenen schweizerischen Gebirge" und „Schweizerische Berg- und Hirtenlieder". Die ausführliche Besprechung, die Jakob Bächtold dem Machwerk (s. u.) gewidmet hat, überhebt mich der Mühe, auf Einzelheiten einzutreten. Wie Kyburz die Strophen aus Hallers „Alpen" teils unverändert, teils verstümmelt in sein Gedicht herübergenommen hat, wie er die ganze Alpennatur nur als Apotheke für die Gebrechen der Menschheit auffaßt, das hat Bächtold ausführlich nachgewiesen. Aber gerade die Ausführlichkeit Bächtolds beweist, daß es ihm gegangen ist, wie jedem, der das Schriftchen in die Hände bekommt, daß es nämlich als Curiosum durch die unfreiwillige Komik des derb realistischen und dann plötzlich wieder höchst salbungsvollen Pfarrer-Dichters

sehr erheiternd wirkt und mit Vergnügen gelesen wird. Verblüffend ist es zum Beispiel, wenn Kyburz in der Vorrede zu seinem Gedicht, das er den Landleuten widmet, zur Entschuldigung, daß er sich mit so ungeistlichen Stoffen abgebe, bemerkt: „Landleute sind große und hohe Dinge zu fassen nicht fähig". Der Ärger über das Plagiat an Haller verschwindet, wenn wir erfahren (was Bächtold nicht gewußt hat), daß Kyburz eines seiner Gedichte in seiner Unverfrorenheit Haller selbst zueignen wollte und den Versuch, Haller nachzuahmen, unumwunden eingestand.

Es ist im ganzen kein erfreuliches Bild, das sich uns in dem Leben des sonderbaren, gelehrten und schwärmerischen Pfarrers darstellt, der in der Welt ein Fremdling blieb, überall Anstoß erregte und zu keinem rechten Wirken gelangen konnte. Aber es ist ein nicht uninteressantes Stück Kulturgeschichte aus dem aufgeklärten, philosophischen achtzehnten Jahrhundert.

Zum Schlusse lasse ich denn noch zwei bisher unbekannte Briefe des Kyburz folgen, die als Muster seines Stils dienen mögen und für den Charakter des Mannes von Belang sind.

Abraham Kyburz an A. von Haller.

(Ms. Bern. Briefe an Haller. Bd. 49).

1.

Hochgeehrter, wohledelgebohrner Herr.

Wie aus beyliegendem Billet zu sehen, hat mich ein guter Freund encouragiert, diese carmina Ihnen zu dediciren. Er hat mir auch von Ihrer Höflich-Leutselig-Menschen-Freundlichkeit, die er bey einem empfangenen Besuch von Ihrer Ehren-Person wahrgenohmen, so vieles gerühmet, daß mich darzu resolviren wollte. Ja ich hatte wirklich angefangen eine Zuschrift in ligata zu machen; davon mir noch folgendes im Gedächtniß verblieben:

Wer Doktor Hallern will
  Ein neues Buch zuschreiben,
Der lasse Titul nur
  Und Ehrenaemter bleiben.
Der Nahme an sich selbst
  Ist schon so groß auf Erden
Als alles, was von Ihm
  Mit Ruhm gesagt kann werden.

— — — — — — — —

Verwunderet man sich,
Daß ein so kleines Werke
So einem großen Mann
Von solcher Geistesstärke
Ich dediciren darf — — — —

Hier wollte ich die Ursachen der Länge nach anführen, so mich dazu bewogen. Wann mich nicht irre: Ihre große Liebe zum Schweizerischen Vatterland, deßwegen Sie auch in der Welt an Ehr und Gut vieles verlaugnet. Ihre verschiedene Alp-Reisen, Ihre Neigung, diejenigen zu produciren, die dem publico mit ihren Talenten suchen nützlich zu seyn. Ihre Gedichte von den Alpen, worein ich verliebet, und selbige zu imitiren mich bemühet, wiewohl mit schlechtem success &c.

Aber, aber! da ich ob dieser Arbeit war, bin ich einsmahls wankelmüthig gemacht worden, durch einen anderen Freund, der mir es im höchsten Grade mißrahten, seine Gründe waren:

Herr Hoofraht seyn das Haupt aller gekrönten Poeten, habe den obersten Gipfel des Parnassus erstiegen, andere, die unten an klettern, mögen Ihm wie Heuschrecken und Ameisen vorkommen, quid scarabæus cum aquila? Man möchte es für einen affront aufnehmen, einem so großen Vater eine so kleine, unzeitige Geburt zur Protektion anzubefehlen u. s. f.

Ich wußte darauf nichts zu repliciren: Vox faucibus hærebat; dachte aber bey mir selbst, was ehemals Lutherus: Secede frater in angulum, et ora χύριε ἐλέησον. Bleibe in angulo cum tuo libello, wie Thom. a Kempis saget. Mithin hieße es: manum de Tabula.

Inzwischen sehen Sie, Hochgeehrtester Herr! meinen guten Willen welcher öfters für das Werk selbsten aufgenohmen wird. Hoffe also, Sie werden es gleichwohl sich anbefohlen sein lassen. Wegen dieser Kleinigkeit aber wollen Sie sich nicht verköstigen. Halt dero Knecht Gnade gefunden in ihren Augen, so wird's in der Würde, so Sie rühmlich bekleiden, an Gelegenheiten nicht fehlen, Ihme Ihre Gewogenheit angedeyen zu lassen.

Wie dies Tractätli nur ein parergum und horis succissivis gemacht worden, so dienets auch nur, bey müßigen Stunden zu lesen. Das Billet belieben Sie der Bringerin diß wieder zuzustellen.

Der Höchste lasse Sie diß angetrettene Jahr mit vielem Vergnügen zubringen, zu Gottes Ehre, des Vatterlandes Nutz, den Geehrtesten Angehörigen und allen Freünden zum Trost. Der Herr bewahre Sie vor betrübten Zufällen, und seine Engel begleiten Sie überall auf allen Wegen und Stegen, ja tragen Sie auf den Händen, daß Ihr Fuß nicht gleite, oder an einen Stein stoße.

Bey diesem Anlaß befehle mich Ihrer als eines großen Maecenaten Wohlwollenheit, Sie aber der hohen Gunst, Liebe, Treu, Gnade und Protektion des großen Gottes und unseres Heilands Jesu Christi. Habe die Ehre mit gebührender Hochachtung zu verharren

Meines hochgeehrten, wohledelgebohrnen Herrn

Schuldwilligster Diener

Bern, den 16. Jenner 1754. Abrah. Kyburtz, V. D. M.

2.

Hochgeehrter, Wohledelgebohrner, Grund Gelehrter Herr und hoher Gönner.

Das geehrteste, höfliche Schreiben ist mir seiner Zeit wohl behändigt worden. Es war noch mit einer silbernen piece chargirt. Ich habe gewiß dieses nicht gesucht, vielmehr abgebeten, dann es mir leid ist, wann gute Gönner meinetwegen zu Kosten kommen. Indessen statte ich für solche Liberalität schuldigen Dank ab, noch mehr aber, daß Sie mich Ihres hochgeschätzten Patrocinij versichern. Dieses habe gegenwertig zu gebrauchen. Wann Sie vermuhten, daß die Tractetli[1]) allhier nicht dürfte öffentlich debitirt werden, so will es in andern Eydgenössischen Städten distrahiren lassen. Viel nützlicher aber wäre es mir, wan es auch hier seinen cours hat. Gründe dafür sind genugsam. Es ist nicht nur in Basel, sondern auch hier durch die gewohnte Censur gegangen, und zum Trucken permittirt worden. Man bestellet censores librorum, die sich auf die Sache aus dem Fundament verstehen, und wann diese es gut heißen, warum nicht auch andere?

Es ist mir wohl zu Ohren kommen, daß junge Herren sich darüber alterirt, vermuhtlich wäre es ein effekt des Gewissens. Sie haben gemuhtmaßet, ich sey Author, und ich habe über ihre letzte Schlittenfahrt satirisirt und Sie mit lebhaften Farben abgemahlet und Sie deshalb prostituirt. Habe ich Sie doch nicht einmahl gesehen, und war das Traktätlein schon vor Jahr und Tag getruckt, habe es auch ferndriges Jahr durchs avis-blat publiciren lassen, es ungescheut auch an die vornehmste Personen des Standes verkauft, und hat doch im geringsten keinen motus gegeben. Lutherus sagt: das Evangelium und gepredigte Wort muß rumoren, sonst wirds vergeblich verkündiget. Und da dieß unschuldige Traktätli auch etliche Massen rumoret,

[1]) In der Theologia naturalis finden sich Seite 33 und 36 medizinische Anmerkungen; dagegen fehlt eine Satire auf eine Schlittenfahrt und der Appendix über den Friesel. Auch war diese Ausgabe — eine frühere, nur das Kräuterbüchlein umfassende erwähnt K. selbst — nicht anonym. Ich muß vorläufig die Frage offen lassen, ob eine andere und welche Dichtung K's. hier gemeint ist.



angegrifen und überzeuget, so wäre es schad gewesen, wan es unter dem Gester wäre versteckt worden. So ist mir auch niemals und von niemandem es zu bistrahiren verbotten worden.

Darf ich Sie hochgeehrter Herr! bitten, nur mit ein paar Herren, die am Steuer-Ruder sitzen, deßhalb zu reden (vielleicht haben Sie es schon gethan und meine parthie genohmen wider solche, die darüber geschmählt, und wäre es schon nicht geschehen, aus Gewogenheit gegen mir, so mag Sie doch die Natur und Beschaffenheit der Sache selbsten darzu vermocht haben) und Sie eben aus diesem Brief zu edificiren. Wan solche es dann für zuläßig erkennen, so will es das erste mahl ins Wochenblat setzen laßen. Sie werden auch einige nicht unschickliche Anmerkungen gewahren, p. 33 und 36. Der Appendix vom Friesel ist ebenfalls approbirt worden. Ich bitte dann noch Mggh. mich je eher je lieber einer geneigten Antwort zu würdigen. Weiters will Sie an ihren wichtigen Geschäften nicht aufhalten. Habe die Ehre mit aller Hochachtung zu verharren

Ms. hochgeehrten Wohledelgebohrnen Herrn

Schuldigst gehorsamster Diener

Bey Hause, d. 15. Mertz 1754. Abrah. Kyburtz.

Quellen: Manual des Rates und des Kirchen-Conventes im Staatsarchiv. Leu, Helvet. Lexikon XI. 283/84. Lutz, Moderne Biographien, p. 276. — Zu vergleichen: Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, p. 516 f. und Anmerkungen 163—169.

Dr. Rudolf Ischer.

Samuel Gottlieb Hünerwadel.

1771—1848.

Samuel Gottlieb Hünerwadel wurde am 29. Januar[1]) 1771 zu Koppigen geboren, wo sein Vater Johann Heinrich Hünerwadel von Lenzburg (1732—1811) damals Pfarrer war. Der Einfluß, welchen die frommgesinnte Mutter, Rosina Kaufmann von Bern, auf das Gemüt des Knaben ausübte, bestimmte ihn von früh dazu, sich dem Stande des Vaters zu widmen. Im 8. Jahre kam er deshalb in seine Vaterstadt Lenzburg, um die dortigen Schulen zu besuchen, und im 13.

[1]) So nach dem noch vorhandenen Taufzettel und einer eigenhändigen Notiz in den uns gütigst zur Verfügung gestellten Familienpapieren. Die Angabe im Berner Taschenbuch, welches den 31. Jan. nennt, ist demnach zu berichtigen.

nach Bern an die Akademie, wo der gelehrte, hochgesinnte Professor Johann Ith mit besonderem Erfolge auf die Jugend einwirkte. Obwohl er noch während seiner Studienzeit wiederholt, zuletzt im Hause des spätern Schultheißen Freudenreich, Hauslehrerstelle versah, bestand er doch schon 1793 das theologische Kandidaten-Examen. Kurze Zeit diente er als Vikar zu Staufberg bei Lenzburg, begab sich dann aber zur Vervollständigung seiner gelehrten Bildung nach Tübingen und Göttingen, und hier befestigte sich bei ihm die theologische Richtung, der er zeitlebens treu bleiben sollte, die Ueberzeugung von der wesentlichen Übereinstimmung der menschlichen Vernunft und des Offenbarungsglaubens. Wieder heimgekehrt, wurde er 1797 Gehülfe seines unterdessen nach Bätterkinden übergesiedelten Vaters und hatte hier Gelegenheit, in den Tagen der französischen Invasion dem Dorfe einen großen Dienst zu leisten, indem er durch persönlichen Mut die Gefahr einer gewaltsamen Einäscherung abzuwenden wußte. Verhältnismäßig jung erhielt er 1802 das Pfarramt der Stadt Zofingen. Hier verheiratete er sich (16. April 1806) mit Katharina Frickert, pflegte aber auch seine wissenschaftlichen Verbindungen und zog durch einige kleine Arbeiten in theologischen Zeitschriften die Aufmerksamkeit auf sich. Im November 1808 erreichte ihn infolgedessen ein Ruf nach Bern als Professor an die kurz zuvor neugegründete Akademie, und im April 1809 trat er diese Aufgabe an als Lehrer der systematischen und historischen Theologie. Seine Vorlesungen zeichneten sich mehr durch Gründlichkeit aus als durch Lebhaftigkeit, obwohl er die lateinische Sprache, in welcher sie gehalten werden mußten, in Rede und Schrift mit mehr als gewöhnlicher Gewandtheit beherrschte. Zu schriftstellerischer Thätigkeit fand er keine Muße mehr; doch empfing er 1828 von der Basler Universität den Ehrentitel eines Doktors der Theologie. Seine Arbeit beschränkte sich nicht auf sein akademisches Lehramt; er erteilte den Religionsunterricht am Gymnasium und einen gern besuchten Konfirmanden-Unterricht. Als Professor der Theologie war er Mitglied des Kirchen-Convents. Seit 1810 gehörte er auch der Censurbehörde und seit 1816 dem Kirchen- und Schulrate an. In dieser letztern Eigenschaft hatte er bedeutenden Anteil an der Umarbeitung der Predigerordnung von 1824, wie an den Anordnungen zum Reformationsfest von 1828, zu dessen Feier er die Festkantate und ein Lied dichtete, auch eine lateinische Abhandlung über die symbolischen Bücher verfaßte. Bei der Einsetzung einer Kirchensynode 1832 wurde er Mitglied auch dieser Behörde und hatte in einer Spezial-Kommission mitzuwirken an der Revision der Liturgie. Aber auch

das amtliche kirchliche Wirken genügte seinem Eifer nicht. Er war eines der thätigsten Mitglieder der Berner Bibelgesellschaft, und ihm verdankte man hauptsächlich die neue Ausgabe der in Bern noch immer gebräuchlichen Bibelübersetzung von Piscator. Von 1830 an war er Präsident jener Gesellschaft und verfaßte als solcher die jeweilen nachher gedruckten Jahresberichte.

Nachdem er 25 Jahre lang in dieser Weise seine Professur ausgeübt hatte, so daß der größere Teil der Berner Geistlichkeit ihn als ihren Lehrer verehrte, erfolgte 1835 die Umgestaltung der Akademie in eine Hochschule. Diese Wandlung wollte Hünerwadel nicht abwarten; er trat zurück und übernahm nun, an der Stelle von Professor S. Lutz, das Pfarramt an der Kirche zum hl. Geist. Mit Hingebung und Pflichttreue widmete er sich nur noch der Predigt, der Seelsorge und ganz vorzüglich auch der Armenpflege, bis er, zuletzt von einem Vikar unterstützt, in seinem 78. Lebensjahr, am 6. Dezember 1848, abgerufen wurde.

Ins Berner Burgerrecht war er schon 1816 eingetreten. Er war ein Mann von eben so umfassender als vielseitiger Bildung, ein Kenner der Kunst und ihrer Geschichte, ein Freund der Litteratur, selbst geschickt im praktischen Ausdruck, ein liebenswürdiger Charakter, bei welchem Menschenfreundlichkeit und Frömmigkeit Eins gewesen ist, ein Mann der alten Zeit, aber ein versöhnendes Element, welches die beginnenden kirchlichen Kämpfe gemildert und den Übergang in neue Zustände erleichtert hat.

Quellen: Ein Wort der Rückerinnerung an Hrn. Dr. S. G. H., Bern. 1848 (von K. Wyß). — Kirchenblatt 1848. Nr. 25. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1849, S. 44—46 (von Fiala). — Bericht der Bibel- und Missionsgesellschaft 1849 S. 22. — Berner Taschenbuch 1855, S. 218—221 (von L. Lauterburg).

Bloesch.

Johann Jakob Hermann.

1790—1861.



Joh. Jak. Hermann stammt aus einer Familie, welche seit 1617 in Bern eingebürgert ist.[1]) Am 10. November 1790 in Vivis geboren, verlor er schon am 9. Tage seines Lebens die treffliche Mutter. — Sein Vater befand sich damals in Vivis als Beamter der Republik Bern in geachteter Stellung. Er war ein Mann von strenger Rechtlichkeit, begeistert für alles Schöne und Gute, ein warmer Freund seines Vaterlandes. Diese Charakterzüge und Eigenschaften gingen in hohem Maße auf den Sohn über, einen bei reicher geistiger Begabung schlichten, bescheidenen Mann voll Edelsinn und Herzensgüte.

Erst 1801 verheiratete sich sein Vater in zweiter Ehe mit Fräulein Maria Margaretha Rohr, welche dem nun schon im elften Jahre stehenden Knaben eine sorgsame und liebevolle Mutter und Erzieherin wurde und ihm das Glück eines durch und durch freundlichen Familienlebens zu Teil werden ließ. Doch auch dieses Glück sollte ihn nur bis in seine Jünglingsjahre geleiten, denn schon 1810 wurde die treue Mutter ihrer Familie durch den Tod entrissen.

Seine acht ersten Kinderjahre brachte der Knabe in Vivis zu, bis beim Einzuge der Franzosen in die Waadt sein Vater, als Beamter

*) Laut Burgerbuch datieren die Hermann v. Schmieden v. 1586, diejenigen zu Affen v. 1617.

der Berner Regierung, flüchten mußte und ihn zunächst dem deutschen Pfarrer in Lausanne zur Obhut übergab. Einige Wochen später (Februar 1798) konnte ihn dann der Vater zu sich nach Bern kommen lassen, welche Reise für den kleinen Flüchtling nicht ohne Gefahr war; doch kam er glücklich als „Citoyen" durch die republikanische Soldateska. —

An die Ufer des schönen Leman, wo seine Wiege gestanden, fühlte sich Hermann bis ins Greisenalter mächtig hingezogen. Bei der Kirche von St. Martin in Vivis, am Grabe seiner Mutter, die er nie gekannt, angesichts der erhabenen Gebirgswelt, hat er als Jüngling die schönsten, geweihtesten Stunden verlebt, in denen wohl auch die tiefsten Impulse zu seinem nachmals erwählten Lebensberufe zu suchen sind, da er „Tausenden bei ihrem Eintritte ins Leben mit seiner Kunst schützend und helfend zur Seite stand"[1]) und ihre ersten Tage sowie das Leben ihrer Mütter sorgsam bewacht hat.

Der achtjährige Knabe trat, nachdem er in seiner Vaterstadt etwas akklimatisiert war, zunächst in das „Meißner-Institut" ein, bis die reorganisirte Kantonsschule eröffnet war, die er dann durchlief, bis er 1808 als stud. med. auf der bernischen Akademie immatrikuliert wurde.

Während seiner Studienzeit waren es die anatomischen Fächer, in denen Hermann mit besonderer Vorliebe arbeitete. Manche Nacht brachte er teilweise oder ganz am Präpariertische zu. Er erwarb sich mehrere Prämien, namentlich aber das besondere Wohlwollen und die Freundschaft des unter den Gelehrten als Anatom und Physiologe in hohem Ansehen stehenden, später nach Tübingen berufenen Professor Emmert, älter, sowie des damaligen Prosektors Hofstetter. Noch bis in sein spätes Alter erinnerte sich Hermann mit Freuden jener Studienjahre, die neben angestrengter Arbeit viel erheiternde Stunden boten. In jene Zeit fällt auch die Begebenheit, die er später in Zschokkes „Erheiterungen" (1817 H 4) unter dem Titel: „Eine Nacht auf der Anatomie" humoristisch geschildert hat.

Nach drei Jahren fleißiger Studien nahm der junge Mann am Ostermontag 1812 den Wanderstab in die Hand, um im Auslande seine Kenntnisse zu bereichern. In Erlangen, wohin er sich zuerst wandte, war seines Bleibens nicht lange, da einerseits ein etwas wild

[1]) Worte aus dem Nachruf des Herrn Großrat L. Lauterburg im „Bernerboten", erschienen den 26. Juni 1861. (Nr. 51).



ausgeartetes, ernsten Studien hinderliches Korpsleben ihn abstieß, anderseits ein tiefes Heimweh sich seiner bemächtigte. Er lebte erst wieder auf, als er den Entschluß gefaßt hatte, seine liebe Schweiz, die Seinen und vor allem die ihm damals schon teuer gewordene Freundin — seine spätere Lebensgefährtin — zu besuchen. Er überraschte denn auch wirklich ganz im Stillen seine Lieben. Doch nach kurzen, glücklichen Ferientagen, am heimischen Herde verlebt, wanderte unser Studio wieder frisch und munter über den Rhein, um die Universität Würzburg zu besuchen. Der Name Adam Elias v. Siebold, der als Professor der Geburtshülfe und Vorsteher des dortigen Frauenspitals zu den ersten Koryphäen seines Faches gehörte, zog ihn mächtig an. Indem er demselben persönlich näher treten und später auch in dessen Hause sein Domizil aufschlagen durfte, war ihm reichliche Gelegenheit geboten von ihm zu lernen. Das freundlichste Verhältnis scheint ihn übrigens auch mit der Familie v. Siebold verbunden zu haben, denn 30 Jahre später wurde der Sohn, Theodor Hermann, auf seiner Studienreise mit besonderer Zuvorkommenheit zu dem Physiologen, Professor Siebold in Erlangen, dem Neffen des Obigen, eingeladen, in dankbarer Erinnerung an den einstigen Hausfreund, der ihn so oft auf den Knieen geschaukelt.

Die Universität Würzburg entsprach nun den Erwartungen und Bedürfnissen Hermanns vollkommen. Kliniken und Hörsäle regelmäßig besuchend, widmete er sich mit besonderem Eifer dem Spitaldienste und zwar speziell im Frauenspitale. Besonders ehrte und schätzte er die Lehren seines Meisters Siebold, dessen Jünger er zeitlebens geblieben ist. Indessen blieb der Würzburger-Student auch geselligen Genüssen nicht fremd. Als angenehmer Gesellschafter wurde er in verschiedene, zumal musikalische Zirkel, sowie in engere Familienkreise eingeführt, wo er sich bald heimisch fühlte. Bei dem damals hoch in Blüte stehenden Burschenwesen durfte er auch bei Commersen und auf dem Fechtboden nicht fehlen. Öfter, als er es wünschte, wurde er zu Schlichtung von Händeln, oder als Sekundant eines Schweizerkameraden aus dem Arbeitszimmer weggeholt. Für seine eigene Person stand er nie auf der Mensur, wohl aber wiederholt für Andere. So geschah es z. B. einmal, nachdem er in seinem patriotischen Eifer einem Landsmann einen „dummen Jungen" gestürzt, der auf rohe Weise über die Berner-Regierung räsonniert und den damaligen Schultheißen v. Wattenwyl beschimpft hatte.

Gegen das Ende seines Aufenthaltes in Würzburg wurden die

wissenschaftlichen Studien aufs empfindlichste beeinträchtigt, indem die Armee Napoleons auf ihrem Rückzug aus Rußland auch diese Stadt in großen Massen durchzog. In ganz Deutschland, besonders unter der studierenden Jugend, erwachte die Reaktion gegen das Franzosentum, sodaß auch in Würzburg bei dem vielen französischen Militär, das stets um und in der Stadt lag, unzählige Reibereien und Duelle zwischen Offizieren und Studierenden vorkamen, wobei erstere fast immer den Kürzern zogen.

Im großen Militärspital von Würzburg lagen damals bei 400 kranke und verwundete Franzosen, unter denen der Typhus schrecklich hauste. Da deutsche Aerzte, welche die erkrankten Franzosen besorgen sollten, sich dieser schweren Arbeit entschlugen, erboten sich endlich vier Schweizer: Stapfer, Salchli, Wyttenbach und Hermann, aus sachlichem Interesse und von Mitleid erfüllt, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Allein es waren traurige Tage des Jammers, der Entbehrung und roher Behandlung, welche ihnen als Dank für ihre menschenfreundliche Aufopferung geboten wurden. Als die Beschwerden jedoch bis zur Unerträglichkeit gewachsen waren, verließen alle vier mit einander den Ort des Schreckens, und Hermann kehrte in seine Heimat zurück. Es war im Oktober 1813. Noch in seinen späten Tagen erzählte er nur mit Abscheu von dem, was er während jenes Spitalaufenthaltes hatte sehen und erfahren müssen.

Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, sollte nun das Staatsexamen absolviert werden. Allein bald wurde die Präparation auf dasselbe durch neuen Kriegslärm unterbrochen; denn nach wenigen Wochen (um Weihnachten 1813) marschierten schon die Alliierten durch die Schweiz, und in Bern auf der Schützenmatte (im Schützenhaus) wurde ein Militärspital errichtet, für welches man auch Hermann requirierte. Kaum hatte er aber 14 Tage lang seinem beschwerlichen Dienste vorgestanden, als er selbst vom schwersten Spitaltyphus ergriffen wurde. Lange lag er hoffnungslos darnieder, während sechs Wochen befand er sich in bewußtlosem Zustande und steten Delirien, so daß täglich sein Ende erwartet werden mußte. Erst im Frühjahr 1814 genas er langsam, doch vollständig von dieser schweren Krankheit.

Unterdessen hatte sich ganz Deutschland in ein Feldlager umgewandelt. Alles griff zu den Waffen, den Befreiungskriegs mitzufechten. Überall bildeten sich Freiwilligenkorps, und Hermann wurde durch Vermittlung des Herrn Hofrat v. Schiferli nolens volens ebenfalls

in ein solches eingereiht. Er kam als Bataillonsarzt in preußischen Dienst zu den preußisch-bergischen Jägern zu Fuß, ein Freikorps aus jungen Leuten der gebildeten Klasse zusammengesetzt, welche ihre Offiziere und Unteroffiziere aus ihrer Mitte frei wählten und einzig ihren Obersten von der Regierung erhalten hatten, einen Mann, dessen ganze Haltung Achtung und Liebe gebot.

Im Mai 1814 traf Hermann bei diesem Freikorps ein, welches dann schon im September gleichen Jahres nicht lange nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris, wieder abgedankt wurde. Es stand bei den Reserven und kam zu keinem erheblichen Treffen. Die Belagerung und Beschießung von Mainz durch die Alliierten und der Einzug derselben in die Stadt und Festung, während die Franzosen auf der gleichen Heerstraße dieselbe verließen, gehören zu den interessantesten Episoden aus Hermanns damaligem Kriegsleben. Nach Abdankung des Freikorps wollte er keine militärische Stellung in fremden Heeren mehr annehmen, obschon seine Empfehlungen ihm eine schöne weitere Laufbahn als Militärarzt in Aussicht gestellt hätten.

Nach Bern zurückgekehrt, ward die Absolvierung des Staatsexamens von neuem verzögert, indem sein Jugendfreund, der nachmalige Oberfeldarzt Dr. Flügel, im Begriffe von Locle nach Bern überzusiedeln, ihn veranlaßte, die dort von ihm verlassene Stellung anzunehmen. Eine provisorische Bewilligung gestattete die Niederlassung als praktischer Arzt in Locle, und erst nachdem Hermann sich schon eine befriedigende Existenz geschaffen hatte, wurde er unerwartet nach Neuenburg zum Examen berufen, das er mit bestem Erfolg absolvierte.

Doch kaum hatte der junge Arzt sich in die Praxis des aufblühenden jurassischen Bergdorfes eingelebt, als ihn neuer Kriegslärm derselben entriß. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba besetzten die Eidgenossen die französische Grenze. Mit einer neuenburgischen Artillerie-Kompagnie bei der Division Pourtalès mußte Hermann 14 Wochen im Felde stehen. Sie waren bis Pontarlier vorgerückt, als sie nach dem zweiten Sturze Napoleons wieder entlassen wurden.

Im Herbst 1815 erhielt nun Hermann die in Bern vakant gewordene Stelle eines Prosektors der Anatomie, wurde 1816 als Dozent der Osteologie habilitiert und machte 1817 das bernische chirurgische Staatsexamen. Als kurz darauf die schon seit Jahren bestehende Hebammenschule mit der damals im Inselspital sich befindenden Not-

fallstube für arme Wöchnerinnen vereinigt und beide reorganisiert worden waren, übergab man ihm den praktischen, und im folgenden Jahre 1818 auch den theoretischen Teil des Unterrichtes.

Wir sehen ihn somit schon 1816 die Laufbahn des akademischen Lehrers betreten, die er bis ans Ende seines Lebens nicht mehr verließ. In den verschiedenartigen Stellungen und unter den Schwankungen menschlicher Gunst, die er oft in empfindlicher Weise erfuhr, wirkte er stets mutig und pflichttreu, im festen Gottvertrauen unerschüttert weiter zum Wohle der Leidenden. 1819 wurde er besoldeter Dozent der Anatomie. — Mit Professor Mekel, der in Ersetzung des nach Bonn berufenen Professor Meyer, im Jahre 1821 auf den Lehrstuhl der Anatomie berufen wurde, stund er bis zu dessen Ende im Verhältnis gegenseitiger Achtung und Freundschaft. Nach acht Jahren wurde dann der von ihm so hoch geschätzte Mann aus diesem Leben abberufen und seine Stelle zum Concurs ausgeschrieben. Hermann hatte die Satisfaktion mit seiner Concurs-Arbeit, die er neben Froriep und Mohl eingab, den Sieg davonzutragen und damit seine erste Professur zu erhalten als Lehrer der Anatomie sowohl, als auch der gerichtlichen Arzneikunde und Diätetik. In dieser Stellung blieb er bis zur Gründung der Hochschule 1834. Kataloge und Berichte über die anatomische Präparatensammlung sowie in seinem Nachlaß vorgefundene, fleißig ausgearbeitete Hefte über gerichtliche Arzneikunde und Diätetik beweisen das Interesse und den Erfolg, mit welchen Hermann sich seines Amtes annahm. Das Patent als Stadtarzt war ihm schon 1831 erteilt worden.

Unterdessen hatte der Professor der Anatomie sein Lieblingsfach nicht vernachlässigt. Die geburtshülfliche Privat-Praxis lag zwar damals größtenteils in der Hand des allgemein geachteten Operators Leuch. Die freundlichen Beziehungen zu diesem vielerfahrenen Beobachter der Natur und ausgezeichneten Praktiker, der bei vielen schwierigen Entbindungen ihn beizog, waren für Hermann von größtem Nutzen.

Da von jeher die Neigung und der Wunsch Hermanns auf den Lehrstuhl der Geburtshülfe gerichtet war als eines Faches, das seinem Streben nach direkter Bethätigung zum Wohle der Leidenden weit höheres Genüge bot, als die allerdings auch höchst wichtigen und interessanten Doktrinen der Anatomie, so ist es selbstverständlich, daß er sich bei der Eröffnung der Hochschule um diesen Lehrstuhl bewarb, umsomehr als er sich in diesem Fache bereits einen Namen erworben

hatte, der zwar nicht weithin, aber im engeren Kreise um so reiner klang. Er wurde denn auch nach einem kurzen Provisorium schon im Jahre 1835 zum außerordentlichen Professor der Geburtshülfe erwählt, als welcher er theoretisch und praktisch zu lehren hatte. Im nämlichen Jahre wurde ihm gleichzeitig mit Herrn Leuch, Flügel und Fueter von der medizinischen Fakultät das Doktor-Diplom überreicht.

Die dazumal dem geburtshülflichen Unterricht zur Verfügung stehenden Anstalten waren äußerst bescheiden. In einem frühern Privathause befand sich ein kleines Etablissement zum Zwecke einer geburtshülflichen Klinik, im Inselspital die oben erwähnte Notfallstube; ferner existierte eine Klinik für Hebammenschülerinnen. Alle drei Anstalten, indirekt zusammenhängend, waren auch nur teilweise unter der Direktion des Professors der Geburtshülfe. Im Jahre 1836 nun wurden dieselben in einem Hause an der Brunngasse (unter dem Namen der vereinigten Entbindungsanstalten) zusammen verbunden und zugleich deren Bettenzahl vermehrt. Die ganze neue Anstalt kam dabei unter die Direktion Prof. Hermanns. Wer heutzutage das stattliche Frauenspital auf der großen Schanze sieht mit seinen schönen, den wissenschaftlichen sowohl als den humanen Zwecken entsprechenden Einrichtungen, der kann sich kaum vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten und Unzukömmlichkeiten der erste Vorsteher dieser Anstalt zu kämpfen hatte. Die Arbeitslast war eine sehr große, da er auch die ganze Oekonomie des Hauses zu besorgen und lange Jahre, bis 1853, keinen Assistenten hatte. Die einzige Hülfe bestund in einem Kredit von 60 Franken alte Währung zur Honorierung eines Studierenden für Mithülfe in der Buchführung. Neben seiner Professur hatte Hermann noch die Aufgabe eines Lehrers der Hebammenschule. Dank seiner Arbeitskraft und Pflichttreue gedieh das neue Institut der vereinigten Entbindungsanstalten rasch. Im Jahre 1860 war z. B. die Zahl der Geburten von zirka 150 schon auf 350 gestiegen, wovon etwa ein Drittel poliklinisch. Erst 1853 kam Prof. Hermann um die Kreierung einer Assistentenstelle ein, die denn auch ohne Anstand bewilligt und in der Person seines Sohnes und spätern Nachfolgers besetzt wurde, der sich glücklich schätzte, seinem Vater einen Teil der Arbeitslast abnehmen zu dürfen.

„Mit großem Erfolg und zum Wohle Vieler wirkte Prof. Hermann nun bis zu seinem im Jahr 1861 erfolgten Hinscheid als Lehrer der Geburtshülfe in Bern. Seine Schüler und Schülerinnen schätzten ihn hoch und verehrten in ihm nicht allein den trefflichen Lehrer, sondern

auch den liebevollen und treuen Arzt. Zu Stadt und Land genoß er den Ruf eines vortrefflichen Frauenarztes und Geburtshelfers und hatte infolge dessen auch eine große Privatpraxis zu besorgen. Zudem wurde er viel und oft von Aerzten zu Konsultationen berufen." [1])

Zu größerer schriftstellerischer Thätigkeit fehlte dem Vielbeschäftigten die Muße. Doch erschienen in den Zwanzigerjahren in der damals vielgelesenen medizinisch-chirurgischen Zeitschrift bisweilen Arbeiten von ihm: teils Abhandlungen, teils Rezensionen meist französischer Schriften aus dem Gebiete der Chirurgie und der Geburtshülfe. Eine Anzahl seiner Aufsätze befindet sich im Archiv der medizinisch-chirurgischen Kantonalgesellschaft, von welchen namentlich seine Eröffnungsrede am 25. Jahrestage der Gesellschaft (22. Juli 1835) als ein interessantes geschichtliches Gemälde derselben dem Drucke übergeben wurde. 1824 war sein Manuel des sages-femmes erschienen, das er 1832 ins Deutsche übersetzte und 1856 umarbeitete, — ein damals sehr geschätztes Buch. Noch sei erwähnt das zu damaliger Zeit in Bern sehr beliebte Schriftchen: Anleitung zur Krankenpflege rc., 1839.

Ein bleibendes Verdienst hat sich J. J. Hermann auch erworben durch seine auf Anordnung der Erziehungsdirektion gedruckte Arbeit: Über das Bedürfnis von Taubstummenanstalten im Kanton Bern (eine Inauguralrede, gehalten am 12. Juni 1833). Sie erfreute sich der anerkennendsten Rezensionen im In- und Auslande und rief, ihrem Zwecke entsprechend, namentlich in unserm Kanton solche Anstalten ins Leben, die mit ihren segensreichen Folgen diesem zur unberechenbaren Wohlthat wurden. Um die Notwendigkeit derselben zu beweisen, bedurfte es hauptsächlich auch einer genauen und zuverlässigen Statistik über die Zahl der Taubstummen im Kanton Bern. Da die amtliche Zählung dem Verfasser ungenau erschien, unternahm er persönlich eine solche im Amte Bern und besuchte in diesem ausgedehnten, bevölkerten Bezirke (mit Ausnahme der Stadt) jedes Haus, um nach Taubstummen zu forschen. Während Wochen saß er halbe und ganze Tage zu Pferde, jede Mühe und zahlreiche Schwierigkeiten geduldig überwindend, um seinen Zweck sicher zu erreichen. Das Resultat war, daß statt nach amtlicher Zählung nur 188, nach der seinen 305 Taubstumme (1 : 65 Seelen) im Amte sich fanden. Während

[1]) Dr. Albert Wyttenbach in Bern.

vielen Jahren war er denn auch ein thätiges Mitglied der Privat-Taubstummenanstalt an dem Aargauerstalden bei Bern, wo er u. A. auch ein unglückliches Kind auf seine Rechnung erziehen ließ.

Als 1832 die Cholera zum ersten Mal unsere Stadt bedrohte, wurde Prof. Hermann von der Sanitätsbehörde um Abfassung einer betreffenden Krankenwärter-Instruktion angesucht. Aus jenen Tagen liegt noch ein Dankschreiben der Regierung vor für freiwillige Übernahme eines Krankenwärterkurses.

In den Jahren 1826—33 war J. J. Hermann Sekretär und bis 1838 Mitglied des Sanitätskollegiums. Zu dieser Zeit demissionierte er mit den meisten Mitgliedern desselben in Folge einer nach ihrer Ansicht die Würde dieser Behörde schwer kompromittierenden Verfügung der Regierung. Volle 40 Jahre — von 1821 bis zu seinem Tode — war Prof. Hermann Mitglied, 1833—37 Präsident, der medizinisch-chirurgischen Kantonalgesellschaft. Er war lange wohl eines der thätigsten Mitglieder derselben und hatte meist eine Mitteilung aus der neueren Literatur oder eine interessante Beobachtung aus seiner Praxis in Bereitschaft. Die Zusammenkünfte dieser Gesellschaft, zum Zwecke wissenschaftlicher Mitteilungen und engern Anschlusses der Fachgenossen unter sich, gehörten zu den angenehmsten und vergnügtesten Stunden seines vielbewegten Berufslebens. Sein Eifer für die Sache, sein heiteres, anspruchsloses Wesen, sein nie verletzender Humor und treuer gerader Sinn machten ihn nicht nur zum gerngesehenen Gesellschaftsgenossen, sondern auch bald zum Freunde Aller.

Seit 1839 war Prof. Hermann Mitglied der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Als Kunstliebhaber trat er der bernischen Künstlergesellschaft bei, der er in den ersten Jahren seiner Teilnahme viele genußreiche Stunden verdankte.

Nach seinen politischen Grundsätzen war Hermann ein Altberner im edelsten Sinne des Wortes. Die erhebende Geschichte des engern und weitern Vaterlandes erfüllte ihn mit Achtung vor den alten Zeiten, und er ehrte daher ihre Institutionen. Mit ruhig prüfendem Sinn anerkannte er jedoch gerne auch das Gute neuerer Schöpfungen. Freiheit mit Ordnung, ruhiger Fortschritt mit humanen Rücksichten — Unterordnung des Bürgers unter das Gesetz, das jedem sein Menschenrecht wahrt — und Ehre dem Ehre, vor allem durch Verdienst, gebührt — das waren Prinzipien, die seinem innersten Wesen entsprachen. Zudem ließ seine tiefreligiöse Überzeugung ihn nur da

das Staatsleben als ein gesundes und segenbringendes ansehen, wo dasselbe mit den Grundsätzen der christlichen Kirche übereinstimmt.

Im öffentlichen Leben suchte er nie eine hervorragende Stellung; doch gingen keine der so vielfachen in verschiedener Richtung sich bewegenden Stürme, die er miterlebte, ohne rege Teilnahme an ihm vorüber, und wo es galt, seinen Mann zu stellen — sei es mit der Waffe in der Hand oder an der Wahlurne — da ließ auch er sich finden. Anno 1831 und 32 z. B. sah man ihn als Wachtmeister der Bürgerwehr mit seinen Schülern als Soldaten die Wache aufführen, an welche Begebenheit er sich stets mit Vergnügen erinnerte. Auch im weiteren und engeren Gemeindeleben verweigerte er seine Dienste nicht, wo er zu solchen berufen wurde. Zu Anfang der Dreißigerjahre finden wir ihn als Mitglied des großen Stadtrates bis zu dessen Auflösung 1835. Von 1831 bis zu seinem Tode, also während 30 Jahren, war Prof. Hermann Mitglied des Vorgesetztenbottes, von 1857 an auch Almosner der burgerlichen Gesellschaft zu Affen, in welchen Stellungen sein stets gemeinnütziges Wirken, seine väterliche Fürsorge für die Hülfsbedürftigen ihm das Andenken eines edlen Mannes gesichert haben.

Im engern Freundes- und Familienkreise suchte Prof. Hermann am liebsten Ruhe und Erholung von seinen ihn immer mehr angreifenden Berufsgeschäften, da entfaltete sich auch sein reiches Gemütsleben am schönsten.

Aus zweiter Ehe seines Vaters hatte er einen Bruder, Ludwig (geb. 1802, von 1836—1874 Pfarrer in Siselen), und eine Schwester. Diese drei Geschwister hingen mit der größten Zärtlichkeit an einander, und als letztere nach kurzer glücklicher Ehe mit dem damaligen Realschuldirektor Hugendubel ihnen durch den Tod entrissen worden, verknüpfte eine doppelte Innigkeit die beiden Brüder. Eine seltene gegenseitige Hochachtung charakterisierte dieses Verhältnis zwischen dem 12 Jahre ältern Bruder und dem ebenso humorvollen als würdigen Geistlichen. — Sein eigenes Familienleben war ein äußerst freundliches und glückliches. Seine ihm im Jahre 1817 angetraute Frau war ihm in geistiger und gemütlicher Beziehung ebenbürtig, eine sorgsame Pflegerin und treue Stütze seines Hauses. Ihr Verlust nach 42 Jahren glücklicher Ehe erschütterte ihn tief. Seinen Kindern, einem Sohne und sechs Töchtern, von denen drei im zarten Alter heimgingen, war er ein Vater im umfassendsten Sinne des Wortes. Daß sein Sohn in

der Wahl seines Berufes in seine Fußstapfen trat, gereichte ihm zu besonderer Genugthuung.[1])

Die sonst starke Konstitution unseres J. J. Hermann war durch wiederholten Ansturm schwerer Erkrankungen erschüttert. Eine Kur in Ems (1860) hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die in Gesellschaft einer Tochter damit verbundene Reise durch verschiedene Gegenden Deutschlands brachte ihm indes noch reichen Genuß für Geist und Gemüt. Die treu bewahrten Jugenderinnerungen wurden neu belebt durch das Wiedersehen mehrerer seiner alten Studien- und Waffengenossen, mit denen er einst für Jugendideale geschwärmt hatte. — Es war wie ein letztes Abendglühen. — Mit der Vorahnung seines baldigen Abscheidens heimgekehrt, erschloß sich sein Herz im Kreise der Seinen noch besonders, indem er voll Dank die gnädige Hand seines Gottes pries, die ihn so treu und oft wunderbar beschützend und seine Arbeit segnend durch sein vielbewegtes Leben geführt hatte. — Im Juni 1861 wurde der geistig noch frische Greis von einem Grippenfieber ergriffen, von dem er langsam zu genesen schien, als die Krankheit plötzlich eine ernste Wendung nahm und ihn am 21. Juni unerwartet rasch seiner Familie, seinen Freunden, seinem reichen Wirkungskreise entriß. Er ließ eine große Lücke zurück. Seine Leichenfeier war eine Feier im eigentlichen Sinne des Wortes, ein laut sprechendes, ehrendes Zeugnis für den Dahingeschiedenen. Für Viele wohl mögen die schlichten Worte, die sein Grabstein trägt, aus dem Herzen gesprochen worden sein:

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr.

Quelle: „Prof. J. J. Hermann. Biographische Skizze" nach dessen persönlichen Aufzeichnungen, Korrespondenzen und andern Papieren durch seinen Sohn, Prof. Dr. Theodor Hermann, 1862 für den Freundeskreis veröffentlicht.

C. H.

[1]) Dr. Theodor Hermann ward denn auch nach dem Tode seines Vaters dessen Nachfolger als ordentl. Professor der Geburtshülfe und Vorsteher der Frauenanstalten, wurde aber seinem Wirkungskreise schon nach 6 Jahren (1867) durch den Tod entrissen.

Friedrich Hieronymus Ringier.

1810–1879.

Der am 19. Nov. 1810 geborene dritte Sohn des damaligen Pfarrers der oberländischen Berggemeinde Habkern, des Herrn Emanuel Sigmund Gottlieb Ringier von Zofingen und der Frau Barbara geb. Ritschard, wurde auf den Namen Friedrich Hieronymus getauft.

Seine Geschwister waren: zwei ältere Brüder, Gottlieb, nachmals als Pfarrer von Huttwyl — und Karl Ludwig, als aargauischer Staatsschreiber in Aarau, — und ein jüngerer Bruder, Adolf, jung und als zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Stud. med. zu Kirchdorf verstorben. — Eine ältere Schwester, Süsette, lebte und starb nach langjähriger Krankheit im Hause ihres Bruders in Aarau; von seiner jüngern Schwester Sophie wird nachstehend mehr die Rede sein.

Die sorgfältige Erziehung, die dem heranwachsenden Knaben im Elternhause zu Teil wurde, hatte, mit Weckung seiner früh sich zeigenden geistigen Begabung, das ihm durch sein ganzes späteres Leben und Wirken eigen gebliebene Angebinde gewissenhafter Zeitbenützung und freudiger Pflichterfüllung auf seinen Lebensweg mitgegeben. Vater Ringier unterhielt in Habkern eine Privatschule, in welcher er zu wissenschaftlichen Studien bestimmte Jünglinge hiezu vorbereitete. Diesem Umstande verdankten die Söhne des Hauses, daß sie weit länger, als dies sonst in der Regel möglich ist, unter dem erziehenden und bewahrenden Einflusse des Elternhauses bleiben und sich in der väterlichen Schule auf den Eintritt in die höhern bernischen Lehranstalten vorbereiten konnten.

Nach Absolvierung der Vorstudien Bürger der Berner Akademie geworden, wendete sich Ringier aus eigener Neigung und mit ernstem Eifer dem theologischen Studium zu. In seinem 23. Lebensjahre hatte er dieses, so weit es für's Examen pro ministerio damals erforderlich war, beendigt. Nach ehrenvoll bestandenen Prüfungen wurde er im Jahr 1833 in's bernische Ministerium aufgenommen. Neben den Vorlesungen der alten bernischen Theologie-Professoren Stapfer und Hünerwadel hatte Ringier auch die der Usteri, Carl Wyß und Samuel Lutz genossen, die schon zu Ende der

alten Akademie lehrten. Die Anregungen, die er von Prof. Wyß für die Führung des pastoralen Amtes empfangen hat, sind bei ihm zeitlebens fruchtbar nachwirkend geblieben; nicht weniger die vom großen Reformator des theol. Studiums an der Berner Hochschule auch schon auf seine ersten Zuhörer mächtig einwirkenden Eindrücke. Hievon geben gewisses Zeugnis Ringier's bis an sein Ende nie fallen gelassene gewissenhafte Arbeit an eigener gründlicher, wissenschaftlicher Fortbildung, wie auch die Thatsache, daß er seinem Sohne Paul, wie dieser es mit pietätsvollem Danke in seinem Buche „Über Glauben und Wissen" bezeugt, mit Prof. Immer der sicherste Führer und Berater für dessen Studien-Ziele und Studiengang geworden ist.*)

Zwischen Ringier's Eintritt in's Ministerium und dem Beginn pfarramtlichen Wirkens liegen drei von ihm pädagogischer Bethätigung zugewendete Jahre (1833—36). Wie tüchtig er zu solcher veranlagt und ausgerüstet war, zeigte sich schon in der Stellung eines Lehrers am bernischen Knabenwaisenhause, die er noch in seinem letzten Studienjahre mit dem glücklichen Erfolg bekleidete, der ihn dann als Hauslehrer in die angesehene Familie Zuber in Rixheim bei Mühlhausen führte. Als sachverständiger und einsichtiger Schulmann bewährte er sich dann auch später als Schul-Inspektor des Amtsbezirkes Seftigen, wie in der dem Schulwesen seiner Gemeinde Kirchdorf stets zum Besten gedeihenden Beratung und Unterstützung der Lehrerschaft; als trefflicher Pädagoge aber wohl am besten in der mustergültigen Erziehung seiner eigenen Kinder.

Der Aufenthalt in der Familie Zuber, den Ringier stets zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens zählte, war für seine weitere gesamte Entwicklung mindestens ebenso förderlich, als eine nach dem Examen auf fremden Universitäten zugebrachte Zeit dieses wohl geworden wäre. Im dortigen häufigen Umgang mit Gebildeten der besten höhern Stände entfalteten sich seine Anlagen zur Pflege edler Geselligkeit, wie zu jener ihm stets eigen gebliebenen taktfesten Sicherheit im Umgange mit jedem, wer er auch sei. Häufige Gelegenheit,

*) Vergl. Paul Ringier „Über Glauben und Wissen", Bern bei K. J. Wyß, 1896, und den dort angeführten Brief von Vater Ringier an seinen damals in Tübingen studierenden Sohn, in welchem der Vater dem Sohne von diesem ihm mitgeteilte theologische Skrupel in einer Weise beantwortet, die ersehen läßt, sowohl daß Vater Ringier mit dem damaligen Stand der Theologie wohl vertraut war, als auch, daß die bekannte klassische Antwort, welche einst Prof. Lutz auf die Frage: „Wer ist rechtgläubig?" gegeben hat: „Der, welcher recht glaubt", auch Vater Ringier's prinzipiellem Standpunkt zu dieser Frage entspricht.

in musikalisch fein gebildeten Kreisen zu verkehren, kam der Ausbildung seines reichen musikalischen Talentes zu gut. Bekanntlich war Ringier Meister des Violinspieles und seine Mitwirkung bei Konzerten in Bern und Thun häufig gesucht. Selbst bei der Ausarbeitung der Predigten half späterhin seine liebe Violine den vom Denken und Arbeiten eine Ruhepause sich Gönnenden zu neuer Anstrengung erfrischen. In späteren Jahren verwendete er dann seine musikalische Meisterschaft auf die Heranziehung seiner Familie zu einer kleinen häuslichen Sängerkapelle, die unter seiner kundigen Direktion den andern, das glückliche Leben der Familie weihenden Elementen ein sicher nicht am wenigsten einflußreiches beigab. —

Mit dem Jahre 1836 ging der für Ringier so wertvoll gewordene Aufenthalt im Elsaß zu Ende. Nach 24jähriger Pastorierung der Gemeinde Habkern war Vater Gottlieb Ringier nach Kirchdorf übergesiedelt und sah sich nun, nach 9jährigem dortigem Wirken, aus Gesundheitsrücksichten genötigt, sich einen Amtsgehülfen beizuordnen. Dieser ward ihm dann auch in der Person seines Sohnes Hieronymus. Als solcher kehrte dieser 1836 in's Vaterhaus zurück. Sieben Jahre hindurch erfüllte er an seinem kranken und alternden Vater in dankbarer Liebe die ihm heilige Sohnespflicht und erwarb er sich auch als dessen Vikar in jeder Beziehung das volle Vertrauen der Gemeinde.

Nach dem im Jahr 1843 erfolgten Heimgang des Vaters ward er am 3. April gleichen Jahres auf einmütigen Wunsch der Gemeinde zum Nachfolger seines Vaters gewählt, trat somit die selbständige Führung des Kirchdorfer Pfarramtes als Ringier II. an. Fortan, bis an sein am 30. April 1879 erfolgtes Lebensende, blieb Kirchdorf ihm traute Heimat und der Ort seines reichen, gesegneten Wirkens, dessen sich wohl zunächst seine lokale Gemeinde, in der Folge aber auch weit über deren Grenzen hinaus die gesamte bernische Landeskirche zu erfreuen hatte.

Im gleichen Jahre (1843) gründete er seinen Hausstand. Mit Fräulein Caroline Wenger, der an äußern und innern Vorzügen reich ausgestatteten Tochter des damaligen Pfarrers von Rüeggisberg, war ihm das Glücksloos einer an Gemüt und praktischem Verständnis für die Stellung einer Pfarrfrau in und außer dem Pfarrhause trefflichsten Lebensgefährtin und Amtsgehülfin beschieden. — Nach Gesinnung und Streben auf's Innigste mit diesem Paare verbunden, war Tante Sophie, des Pfarrherrn unverheiratete Schwester, die dritte in diesem Bunde. Geistig ebenfalls reich be-

gabt, half auch sie beständig das durch Einheit aller Glieder in gesund und wahr christlichem, von jeder Schablone freiem Geiste geweihte Leben des damaligen Kirchdorfer Pfarrhauses zu jenem so harmonischen und überaus glücklichen gestalten, welches der Gemeinde und besonders auch jedem Pfarrhause als mustergültiges Vorbild edlen christlichen Familienlebens dienen konnte und jedem unvergeßlich bleiben mußte, der länger oder kürzer dasselbe mitzuleben das Glück hatte. Wie ihr Vater und ihr Bruder, besaß auch Fräulein Sophie Ringier in hohem Grade pädagogisches Talent und gründliches Wissen, welche Gaben sie in treuer Mithülfe bei der Erziehung der 4 Kinder des Hauses, Clara, Ernst, Paul und Emil, und im häuslichen Unterricht, den diese größtenteils durch sie erhielten, mit bestem Erfolge verwertete.

Sehr verschieden kann bekanntlich ein glückliches oder ein getrübtes häusliches Leben auf Freudigkeit und Gedeihen der Arbeit dessen einwirken, der einem öffentlichen Amte und besonders einem Pfarramte vorstehen soll. Des Glückes, in seinem Familienleben den reichen Hort edelster Freude, das erfrischendste Ausruhen von angestrengter Arbeit, für alle Sorgen und Schwierigkeiten des Amtes verständnisvolle Teilnahme, Rat und neuen Mut zu deren Bekämpfung zu finden, — dieses Glückes hatte Ringier in vollem Maße sich immer zu erfreuen. Und wie in seinem engern Familienkreise, so erfuhr er auch im weitern Kreise seiner Gemeinde, daß der Hirte, welcher, mit ganzer Seele an das leibliche und geistige Wohl der seiner Hut anvertrauten Herde hingegeben, in wahrer Treue Liebe säet, auch in reichem Maße Liebe erntet.

Für sein pastorales Wirken in Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge hielt er unentwegt an dem Grundsatze fest: was ich Andern geben soll, das soll und will ich vor Allem selbst haben; für die Wahrheit, die ich predige und lehre, will ich in mir selbst das Zeugnis finden, daß sie in mir lebt und ich, ihrer gewiß, rede, weil ich glaube; der Christus, zu dessen Nachfolge auf dem Heilsweg ich Andern ein sicherer Führer werden soll, muß erst als mein eigen Leben in mir Gestalt gewonnen haben, aus diesem Leben Andern den Weg thatsächlich vorleuchten. Dienst der Liebe und Wahrheit an den Seelen Anderer, nicht ohne die Wahrheit im eigenen Geistesleben! Diese aber vom protestantischen Theologen und Prediger des Evangeliums vor Allem aus zu fordern, verlangt auch Klarheit und Gewißheit seiner Ueberzeugung. So bedingte denn die gewissenhafte Gründlichkeit, mit welcher Ringier Alles, auch das betrieb, was das äußere

Leben anging, zur beständigen Fortarbeit an der Weiterbildung seiner christlich-religiösen Persönlichkeit als selbstverständlich auch die stete Fortarbeit an der wissenschaftlichen Prüfung, Begründung und Vertiefung seiner Ueberzeugung. —

Der sein ganzes Wirken bestimmende pastorale und theologische Standpunkt Ringier's, der sich in seiner diesen beiden Postulaten gleichmäßig gerecht werdenden unausgesetzten Geistesarbeit zur ihm möglichsten Einheit von Glauben und Wissen gestaltete, — doch ohne daß er je des Selbstruhmes, ein „Fertiger" zu sein, sich getraut hätte, — läßt sich kaum anders besser darstellen, als durch die wörtliche Wiedergabe des väterlichen Rates aus jenem schon erwähnten Briefe, mit dem er gewisse theologische Skrupel seines damals in Tübingen studierenden Sohnes Paul beantwortete. „Vor allem", schreibt er diesem, „sei du ein in der wunderherrlichen, göttlich großen Persönlichkeit deines Erlösers wurzelnder Christ, — sodann besiehe dir die Systeme und menschlichen Gedanken über ihn. — Im Christentum sei ein Ganzer, in der Dogmatik ein Halber, ein Zweifelnder, ein Skeptiker, ein Eklektiker, Einer, der noch gar nicht fertig ist, noch gar nicht abgeschlossen hat und wahrscheinlich nie wird abschließen können, sondern der eben forscht und ringt, ohne dich an ein System zu verkaufen. Hast du die Wahrheit innerlich im Leben, dann wird dich der Geist der Wahrheit je länger je mehr in alle Wahrheit leiten, daß dir auch Das eine gewisse heilige Wahrheit sein wird, was du begrifflich nicht zurechtlegen kannst." — Dieser väterliche Rat an den Sohn gewährt wohl den besten Einblick in das, was Ringier selbst im Verlauf der langjährigen Entwicklung und Gestaltung seines eigenen geistigen Lebensgehaltes geworden ist: ein gewissenhafter Diener des Evangeliums, der Andern Nichts bieten will, was er selbst nicht hat, und ihnen dadurch ein sicherer Führer zum Heil in Christo wird, weil sein eigenes Leben wurzelt in dem Christus, den Herz, christliches Gewissen, innere und äußere Lebenserfahrung in Uebereinstimmung mit den Zeugnissen der Evangelisten und Apostel verkündigen als die Wahrheit und das Leben.

Als protestantischer Theologe echter Art hat auch Vater Ringier sich selbst an kein menschliches System über Christus und Christentum verkauft. Nahe berührte sich daher seine theologische Denkrichtung mit der Grundanschauung der Schleiermacher'schen christlichen Glaubenslehre, nach welcher — auch für die wissenschaftlich berechtigte Weise

der Darstellung der christlichen Lehre — vom Inhalt des christlichen Bewußtseins auszugehen und nicht der umgekehrte Weg einzuschlagen ist. Zu der von seinem wissenschaftlich-theologischen wie von seinem christlich-religiösen Gewissen geforderten Versöhnung von Glauben und Wissen gelangte Ringier von dem Punkte aus, von welchem für sein Leben und für seine Denkrichtung die letzte Entscheidung ausging. Mit dem Worte der Ethik Richard Rothe's durfte wohl auch er bezeugen: „Das Fundament alles meines Denkens ist der einfache Christusglaube, wie er — nicht etwa ein Dogma und irgend eine Theologie — seit achtzehn Jahrhunderten die Welt überwunden hat. Er ist mir das letzte Gewisse, wogegen ich jede angebliche Erkenntnis, die ihm widerstritte, unbedenklich und mit Freuden bereit bin in die Schanze zu schlagen. — Ich weiß keinen andern festen Punkt, in den ich, wie für mein ganzes menschliches Sein überhaupt, so in's Besondere für mein Denken, den Anker auswerfen könnte, außer der geschichtlichen Erscheinung, welche der Name Jesus Christus bezeichnet." —

Aus solch reichem Schatze des eigenen Glaubenslebens konnte Ringier denn auch christliches Leben spenden, pflanzen, erbauen durch seine ganze pastorale Wirksamkeit in Predigt, Unterweisung, Seelsorge an Kranken und Armen, Rat- und Trostbedürftigen, Irrenden und Gefallenen. Durch seinen psychologischen Tiefblick, seinen selbst in verwickelten Verhältnissen rasch das Richtige findenden sichern Takt und vor Allem durch seine treue Liebe zu den Seelen, die, nach einem trefflichen Worte, „die Seele der Liebe ist", ward er in jeder Beziehung der Hirte seiner ihm anvertrauten Herde, die seine Stimme kannte und verstand, wenn auch nicht immer ihr folgte. Dabei übersah er niemals, daß thatsächlich die äußern Lebensverhältnisse in nächstem Zusammenhang stehen mit denen des religiösen und sittlichen Lebens und vielfach die Gestaltung der letztern durch die Beschaffenheit der erstern wesentlich bestimmt wird.

So lebte Ringier samt seinem Hause der Gemeinde täglich vor, was er ihr von der Kanzel aus der Fülle eigenen christlichen Glaubenslebens und unterstützt von der an Herz und Gewissen dringenden Kraft seiner bedeutenden, des präzisen und für jedermann verständlichen Wortes nie fehlenden Gabe der Rede jeden Sonntag predigte. So ward er auch der seiner Unterweisung anvertrauten Jugend nicht einzig der von ihr hochverehrte Lehrer, der vor allem ihre Gewissensthätigkeit zu wecken, ihr Herz und ihre Gesinnung für die Nachfolge Jesu im

Leben und damit für den Weg des Heils zu gewinnen trachtete; er ward ihnen noch mehr: der sichere Führer, welcher ihnen den Weg, den er sie wies, selber voranging, und welchem die meisten von ihnen auch nach beendigter Unterweisungszeit in Liebe und Vertrauen für's ganze Leben verbunden blieben. Während der 36 jährigen Amtswirksamkeit in seiner Gemeinde Kirchdorf ist so Pfarrer Ringier „Vielen Vieles, den Starken ein Starker, den Schwachen ein Schwacher geworden, auf daß er ihrer Etliche gewinne", echt apostolisch „nicht als Herr über ihren Glauben, aber als Gehilfe ihrer Freude".

Das Wirken eines Mannes von Ringiers Wert und Währung war aber dazu geschaffen und bestimmt, auch über die engern Grenzen seiner Pfarrgemeinde hinaus der gesamten bernischen Landeskirche zum Segen zu werden. Schon durch seine geist- und lebensvollen Predigten, deren Zugkraft nie abnahm und sich noch lange nach seinem Heimgang in der dankbar freudigen Aufnahme der beiden von seinem Sohne Paul herausgegebenen Predigtsammlungen „Eins ist not" und „Was suchet ihr?" glänzend bewährt hat, wie durch seine das Ohr und Gemüt der Hörer stets fesselnden Reden bei Missionsfesten und andern ähnlichen Anläßen hatte Ringier's geistliche Wirksamkeit die Grenzen seiner Gemeinde längst überschritten. Schon frühe bekleidete er während einer langen Reihe von Jahren das Amt eines Juraten, d. h. eines Visitators der Amtsführung der Pfarrer und des kirchlichen Lebens von Gemeinden des Kapitels-Bezirkes, zu dem er gehörte, bis ihn im Jahre 1860 die Bezirkssynode Bern zu ihrem Dekan wählte. In die Zeit seines Dekanates (1860—67) fielen jene stürmischen Akte der innerkirchlichen Partei- und theologischen Richtungskämpfe, welche, wie unter die Mitglieder des Ministeriums, so auch unter das Volk viel Spannung und Zwietracht brachten in verschiedenen, mehr oder minder hitzigen Vorpostengefechten, massenhaft von hüben nach drüben und umgekehrt durch die Luft schwirrenden Bomben (Zeitungsartikeln, offenen Briefen, Erklärungen, Broschüren u. dgl.), um schließlich im bekannten „Leitfadenstreit" mit seinen synodalbehördlichen salomonischen Wahrsprüchen einen vorläufigen Abschluß zu finden, der dann aber neue Komplikationen und Wendungen des Streites zwischen von da an drei, statt bisher nur zwei sich bekämpfenden Richtungen im Schoße trug. Manchmal dem Scheitern nahe, segelte in jenen bewegten Zeiten das bernische Kirchenschiff auf von Grundwellen wild bewegter See. Um es — wenn auch nicht ganz ohne einige Havarien — zwischen Scylla und Charybdis hindurch zu retten, waren ihm erfahrene Steuermänner vonnöten. Derselben Einer war Ringier als Dekan

und Präsident der Bezirkssynode Bern und als einflußreiches Mitglied des damaligen leitenden Ausschusses der Kantonssynode, wie auch der theologischen Prüfungskommission.

Die Dekanatswürde samt ihrer Bürde, deren Schwere er in jenen kirchlichen Sturmzeiten sattsam erfahren hatte, legte er freiwillig im Jahre 1867 nieder. Wohl mochte neben dem Drängen seiner um seine Gesundheit besorgten Angehörigen eine gewisse Betrübnis über das Schauspiel, welches die streitenden kirchlichen Parteien dem Kirchenvolke gaben, ihn zu diesem Schritte bestimmt haben. Dennoch verkannte er keineswegs die providentielle Bedeutung der tiefgehenden kirchlichen Zeitbewegung und daß ein Sturm wohl kommen mußte, die Luft zu reinigen, vielfach verworrenen, ungesunden und unbefriedigenden Zuständen unseres landeskirchlichen Lebens Klärung und Sanierung zu bringen. Immer bestimmter und unabweislicher stellte sich die Forderung einer Neuorganisierung der gesamten kirchlichen Verhältnisse. Durch Jahre beschäftigten die vorberatenden Projekte, wie dieser Forderung eines zeitgemäßen, allseitig befriedigenden Um- und Neubaues unserer Landeskirche ohne deren Atonisierung auf dem alten und ewigen Grund am Richtigsten entsprochen werden möchte, die staatlichen und kirchlichen Behörden, Presse und freie Volksversammlungen, bis endlich dem aus all diesen Beratungen hervorgegangenen abschließlichen und durch Volksabstimmung vom 18. Januar 1874 Gesetz gewordenen Projekte gegenüber nur noch ein entscheidendes und bestimmtes Ja oder Nein zu sagen übrig blieb. Nach seiner positiven Ueberzeugung, daß die von der Reformation in allen evangelisch-reformierten Kirchen und ihren symbolischen Schriften anerkannte und festgehaltene Autorität der heiligen Schrift in Sachen der Lehre und des Glaubens unangetastete Autorität bleiben solle, und weil er in Geist und Inhalt des von Ed. Langhans herausgegebenen und bei seinem Religions-Unterricht im Lehrer-Seminar befolgten „Leitfadens" diese Autorität gefährdet sah, stand Ringier im Streit um diesen Leitfaden entschieden auf Seiten der Gegner desselben. — Aber, auch da seiner christlichen Ueberzeugung und seinen Grundsätzen unentwegt treu, durchaus konsequent an seiner in Wort und Schrift vor und während der Verhandlungen über das neue Kirchengesetz bestimmt ausgesprochenen diesbezüglichen Grundanschauung festhaltend, ging er in der Frage der Annahme oder Verwerfung des neuen Gesetzes seinen eigenen, ebensowenig von „rechts" als von „links" abhängigen Weg. Sicher hatte auch er Bedenken zu überwinden. Auch ihm ward es nicht leicht, den

altehrwürdigen Bau der bernischen Kirche abbrechen und einen Neubau aufführen zu helfen, von dem man nicht voraussehen konnte, wie er (wahrscheinlich nicht leichte) Prüfungen seiner Haltbarkeit bestehen werde. Längst aber stand für ihn fest, daß eine allgemeine Landeskirche nur auf demokratischer Basis einer Organisation noch möglich sei, die auch den verschiedenen Richtungen, sofern diese am Grund des Heils in Christo festhalten, freien Raum gebe zur Mitarbeit an der Erbauung und Pflege eines christlichen Volkslebens. Hiefür und damit zugleich für Bewahrung unseres kirchlichen Gemeinschaftslebens vor gänzlichem Zerfall erblickte er im neuen Organisationsgesetz Garantie, soweit solche damals überhaupt möglich war. Das war für ihn entscheidend, um sowohl selbst für Annahme des Gesetzes zu stimmen, als auch bei andern für sie zu wirken. Während der ersten vier Jahre der umgestalteten Landeskirche war er als Mitglied der neu konstituierten Kantonssynode und des Synodalrates Mitarbeiter mit den Vertretern der verschiedenen drei Richtungen am innern Ausbau und wohnlicher Einrichtung des neuen Hauses. Seine letzte Bethätigung als Mitglied des Synodalrates und der zur Erstellung einer neuen kirchlichen Liturgie bestellten Spezial-Kommission war die erfolgreiche Mitarbeit an ihrem 1878 glücklich zu Ende geführten und dem kirchlichen Gebrauch übergebenen Werk der Vermittelung und faktischen Besiegelung gleichen Rechtes, gleicher Pflichten und gleicher Geltung der drei theologisch-kirchlichen Richtungen innerhalb unserer Landeskirche.

Schon mit dem Jahre 1872 hatte durch den Heimgang seiner geliebten Schwester Sophie die Freude seines Lebens und Hauses eine große Trübung, der so innig verbundene Kreis der Familie Ringier's einen schmerzlichen Verlust erfahren. Aber ein noch tiefer in sein Leben eingreifender Schmerz verdunkelte seinen Lebensabend, als das ihn so reich beglückende Band, welches ihn mit seiner unersetzlichen Lebensgefährtin und Gehülfin verband, durch deren Tod im September des Jahres 1878 für diese Zeit getrennt wurde. Noch ein halbes Jahr der Trauer um die teure Dahingeschiedene, freundlich erhellt durch die väterliche Freude an dem Wohlergehen seiner Kinder — und nach kurzer Erkrankung an Lungenentzündung durfte auch er am 30. April 1879 seinen lieben Vorangegangenen dahin nachfolgen, wo denen vom Volke Gottes verheißen ist, daß sie ausruhen sollen von ihrer Arbeit.

Quellen: Eine Biographie Dekan Ringier's brachte bald nach seinem Hinscheid der Jahrgang 1881 des Berner Taschenbuches.

Sechs Jahre später zeichnete eine unter dem Titel „Hieronymus Ringier, gewes. Pfarrer und Dekan zu Kirchdorf, und sein Einfluß auf die Neugestaltung der bernischen Kirche“ mit besonderer Beziehung auf diese erschienene Schrift sein „kirchliches Charakterbild.“ (1887).

L. Hürner, Pfarrer in Wimmis.

Karl Jahn.

1777—1854.

Karl Christian Jahn wurde am 25. Februar 1777 zu Oelsnitz im sächsischen Voigtlande geboren und schon am darauffolgenden Tage getauft. Sein Vater Karl Gottlieb war Kirchner (Küster, Sigrist) daselbst; seine Mutter, Charlotte Eleonore Sofie geb. Zöpfel, erreichte später ein Alter von nahezu hundert Jahren und vererbte ihre Gesundheit dem Sohne. Ein Bruder war zeitlebens trübsinnig und menschenscheu. Den ersten Elementarunterricht scheint der kleine Karl in der Bürgerschule seiner Vaterstadt Oelsnitz empfangen zu haben. Von seinem Vater wohl auf eigenen Wunsch zum Gelehrtenberufe bestimmt, wurde Karl am 13. Juni 1790, also etwas über 13 Jahre alt, in das damalige Lyceum (jetzt Gymnasium) zu Plauen, dem Hauptorte des sächsischen Voigtlandes, aufgenommen. Am 28. April 1796 an der Universität Leipzig immatrikuliert, studierte er unter den Professoren Beck und Hermann daselbst Philologie und war 1798—1801 Mitglied der von dem Erstern 1784 gegründeten philologischen, sowie später auch der von dem Letztern 1799 gestifteten griechischen Gesellschaft. Während der Universitätsstudien setzte er seine anderweitigen, bereits am Lyceum begonnenen autodidaktischen Lieblingsstudien fort und versah zur Verbesserung der von Hause aus unzureichenden Mittel ein Präzeptorat in dem vornehmen Kästner'schen Hause; auch erteilte er hernach Unterricht in den angesehenen Familien Einert und Dörrien; im Hause der Letztern fand er auch seine nachmalige Gattin, Wilhelmine Tourbier aus der französischen Kolonie von Berlin, mit der er sich damals verlobte.

Im Sommer 1804 unternahm Jahn eine Reise nach Italien und

Frankreich, auf welcher er auch nach Bern kam, das er sich zum Ruhepunkt auf einige Wochen ausersah. Schon nach kurzer Zeit war ihm der Aufenthalt hier lieb geworden. Dies und die humane Einladung des damaligen Institutvorstehers Meisner (des nachherigen Professors der Naturgeschichte an der Akademie) den Winter über Mitarbeiter an seinem Institute zu werden, bestimmten ihn, sein Bleiben auf sechs Monate festzusetzen. Diese Zeit reichte hin, um bei ihm vollends für Bern und seine Bewohner, unter denen sich für ihn als Fremdling die wünschenswertesten und angenehmsten Verhältnisse gestaltet hatten, eine unbegrenzte Anhänglichkeit zu erzeugen. Er bewarb sich daher um eine philologische Professur an der damals neu gegründeten Akademie von Bern, wozu er von seinem frühern Lehrer Professor Hermann in Leipzig bestens empfohlen wurde, und so ernannte ihn der Kleine Rat auf Antrag des Kanzlers von Mutach durch Beschluß vom 8. Mai 1805 zum Professor „der Litteratur und deutschen Sprache" an der Akademie. Diese gesicherte Lebensstellung machte ihm nun die Begründung eines eigenen Hausstandes möglich; nachdem er seine obgenannte Verlobte in Basel, wohin er sie im Herbst 1805 von Leipzig herbeschieb, glücklich wiedergesehen hatte, verheiratete er sich mit ihr am 29. Oktober 1805 zu Waldenburg im Kanton Baselland, worauf er die junge Gattin nach Bern in das neue Heim führte.

Dasselbe bestand aus dem Erdgeschoß und einem Teil des ersten Stockes des damals sog. „Stanzenhübeli", eines geräumigen Landhauses, welches mit einer nebenan liegenden Lohgerberei dem Gerber Wyß[1]) gehörte. Mit der Wohnung war Anteil an einem großen Garten verbunden. Seinen Namen hatte der Ort von dem frühern Besitzer, dem Rotgerber Stanz, Vater des nachmals wohlbekannten Heraldikers und Glasmalers Dr. Ludwig Stanz, dessen Wiege jedenfalls auch dort gestanden hat. (Später gieng die Besitzung an Beat Rudolf von Lerber und von diesem an seine Descendenz über und wurde danach wohl auch etwa „Lerberhübeli", meistens aber „Sulgenegg" genannt. Im Frühjahr 1893 kam die Liegenschaft an Herrn Oberstlieutenant Albert von Tscharner- de Lessert, der anfangs 1894 das alte Gebäude abreißen und an dessen Stelle eine prächtige schloßartige Villa erbauen ließ). Jahn nahm diese Wohnung hauptsächlich ihrer

[1]) So nach der uns als Quelle dienenden Broschüre. Nach einem uns vorliegenden Auszuge aus dem Bern-Grundbuch Nr. 13 Fol. 261, war im Jahre 1805, als Jahn dort einzog, die Witwe des Rotgerbers Emanuel Stantz, Maria Rosine Margaretha, geb. Brunner, Besitzerin der Sulgenegg.

aussichtsreichen Lage wegen. Dort erblickten auch seine drei Söhne in den Jahren 1808—1811 das Licht der Welt und brachten ihre erste Kindheit daselbst zu. Leider mußte er dieses ihm so angenehme Heim infolge eines im Frühjahr 1812 stattgefundenen Brandausbruches verlassen und bezog im Sommer des nämlichen Jahres den dritten Stock des Ziegler'schen Hauses an der Kirchgasse (später das Zunfthaus zum Affen mit der Pension Herter), wo er mit den Seinigen den im Winter 1813 auf 1814 erfolgten Durchmarsch der Oesterreicher, oder, wie sie im Volksmunde genannt wurden, „Kaiserlichen", erlebte. Dieser aussichtsarmen und teilweise beklommenen Wohnung jedoch schon nach zweijährigem Aufenthalte überdrüssig, mietete sich Jahn im Frühjahr 1814 im dritten Stock des Simon'schen Hauses in der Mitte der Junkerngasse unterwärts des Erlacherhofes ein, wo man hinten aus fünf Fenstern die volle Aussicht auf die damals noch absolut ländliche und malerische Umgebung der Stadt jenseits der unten vorbeifließenden Aare, sowie die Fernsicht auf den Gurten, den Längenberg und auf die Gipfel eines Teils der Berner Hochalpen genoß. Dazu kam die Annehmlichkeit des Mitgenusses einer Gartenterrasse. Auch gefiel es Jahn hier so wohl, daß er bis zu seinem Lebensende vierzig Jahre lang daselbst wohnen blieb, zumal er mit dem humanen Hausherrn stets auf bestem, selbst vertraulichem Fuße stand. In dieser Wohnung wurde ihm 1823 die Tochter geboren; hier erhielt er die Todeskunde des zweiten Sohnes aus Brasilien; hier starb ihm 1843 die Gattin; von hier aus sah er seine Söhne in den Ehestand und in ihre Lebensstellungen eintreten. Hier endlich erlebte er im Jahre 1818 den großen Brand der Mühlen an der Matte, bei welchem die hochlodernden Flammensäulen das Simon'sche Haus mit höchster Feuersgefahr bedrohten, die aber durch auf den Dächern getroffene Vorsichtsmaßregeln, sowie durch die endliche Dämpfung des Brandes glücklich abgewendet werden konnte.

Nach seiner Ernennung zum Professor — und noch vor der am 2. November 1805 erfolgten feierlichen Eröffnung der Akademie — erteilte Jahn, wie späterhin neben dem Professorat, auch deutschen Sprachunterricht am Gymnasium; ein vom „Juli 1805" datierter Bericht an den Kanzler über die Methodik dieses Unterrichts ist noch vorhanden. Seine Thätigkeit an der Akademie war eine vielseitige und fruchtbare[1]). Sein Vortrag war frei von jeglicher Deklamation und

[1]) Das Verzeichnis von Jahns Vorlesungen an der Akademie siehe in der genannten Broschüre Seite 10—13, dasjenige seiner Vorlesungen an der spätern Hochschule Seite 19—23.

theatralischem Geberdenspiel, ruhig und in reinster hochdeutscher Rede dahinfließend, die Behandlung des Stoffes gründlich eingehend, so daß der Lehrer sich mit dem Zuhörer darein vertiefte. Bei Erklärung der klassischen Autoren war Jahn, nach dem Beispiele Ruhnkens, ein entschiedener Anhänger der statarischen[1]) Methode im Gegensatz zur kursorischen. Diese Art der Behandlung des Stoffes, die selbstverständlich auf ein gewisses Maß von Bescheidenheit bei den Zuhörern dringen mußte, behagte vielen aufgeblasenen jungen Leuten durchaus nicht, welche nach „Kollegienfreiheit“ und „selbständiger Bildung“ riefen. Hieraus entstand sogar in den Jahren 1821—1822 ein Konflikt zwischen Jahn und dem Studenten Gottlieb Stähli von Burgdorf und dem Professor Lutz am Gymnasium. Jahn hatte nämlich dem Erstern ein ungünstiges Zeugnis ausgestellt, in welchem es u. a. auch hieß, Stähli sei ein Liebhaber der sog. freien Vorträge. Diese seien nun aber bloß für vorgerücktere Schüler gut; bei den hiesigen Studenten sei es Bedürfnis, das Wichtigste zu diktieren und dies durch mündliche Zusätze zu erklären und zu erweitern. Diese Liebhaberei für freie Vorträge habe schon vor einigen Jahren in den Köpfen mehrerer eingebildeter junger Leute gespuckt, und da dieselben dieses dem Professor Jahn anmaßlich zu verstehen gegeben hätten, habe er Anlaß genommen, sich über diese Sache nicht nur ihnen gegenüber, sondern auch gegenüber den Personen, durch deren Schuld diese Liebhaberei in ihre Köpfe gekommen sei, recht deutlich zu erklären. Zu diesen Bemerkungen setzte nun Professor Lutz einen lebhaften Protest, weil er darin einen ungerechten Angriff auf Professor Döderlein sah; er erhielt aber schließlich von der Kuratel einen Verweis, weil er den Protest nicht hätte in das Zeugnis selbst schreiben sollen. Der Student Stähli aber, von Jahn wegen einer Ungebührlichkeit zurechtgewiesen, lief ohne weiteres aus der Vorlesung, was Jahn in seinem Bericht an die Kuratel öffentlich rügte.

Nach definitiver Organisation der Akademie war Jahn am 12. Februar 1812 vom Kleinen Rat auf den Vorschlag der Kuratel zum 1. Mai in seiner Stellung als Professor der deutschen Sprache und Litteratur bestätigt worden (mit der bisherigen Besoldung von 1600 alten Franken). In den Jahren 1816—1817 und 1828—1829 bekleidete er die Würde eines Prorektors der Akademie.

Neben seiner akademischen Thätigkeit erteilte Jahn, nach eingeholter und erhaltener Erlaubnis, auch Privatunterricht als Notbehelf

[1]) S. v. a. „stehend, verweilend“, d. i. diejenige Methode, nach welcher bei der Lektur der alten Klassiker alles einzelne genau durchgenommen und erklärt wird.

zur Verbesserung seiner ökonomischen Lage. Derselbe erstreckte sich anfänglich sogar auf Musik, insbesondere Klavierspiel, beschränkte sich jedoch später auf neuere Sprachen und ihre Litteratur, besonders die deutsche; aber auch Einführung in die englische, französische und italienische fand mitunter statt. Der Unterricht wurde hauptsächlich Söhnen und Töchtern vornehmer Bernerfamilien erteilt, wodurch sich für Jahn angenehme Beziehungen zu solchen anbahnten, die ihm eine gewisse gesellschaftliche Stellung gaben. Doch nahmen auch lernbegierige Studenten bei ihm Privatstunden. Sogar englischen Damen erteilte er Unterricht, wie z. B. den beiden Töchtern des englischen Gesandten Morier, und der oft ziemlich weite Weg zu solchen Schülerinnen, wenn sie auf Landsitzen wohnten, war ihm als rüstigem Spaziergänger nur angenehm. Weiter entstanden für Jahn auch daraus, daß in jener Epoche der Mediation und Restauration sog. „Politiker", d. h. Jünglinge höhern Standes, die sich zum Staatsdienste vorbereiteten, seine Vorlesungen besuchten, solche gute Beziehungen zum Berner Patriziat, wozu das durch Urbanität und höhere Bildung einnehmende Wesen Jahns nicht wenig beitrug. Daher wurde er öfters, meist mit Familie, zu Besuch bei vornehmen Bernern auf ihren Schlössern oder Landsitzen eingeladen, so z. B. nach Diesbach bei Thun zum Schloßgutsbesitzer v. Wattenwyl, nach Belp zum Schloßgutsbesitzer von Wattenwyl-von Tscharner, nach Kehrsatz zu den Familien von Tscharner im Schloß und im Lohn, nach Utzigen zum vorletzten Schloßgutsbesitzer von Dachselhofer, dessen Sohn, nachmals Oberrichter, als Jüngling von Jahn in die italienische Litteratur eingeführt wurde; nach Landshut zum Schultheißen von Wattenwyl, der einmal Jahn mit Familie auch zur Mittagstafel einlud; nach Tschugg zum Alt-Landvogt von Steiger zu Erlach, dessen Sohn Friedrich von Steiger, einer der Hausfreunde Jahns war; nach der Waldeck zum Kanzler der Akademie von Mutach; nach dem Gryphenhübeli zum geistreich-gesprächigen Chorgerichtsschreiber Wild; nach dem Gatschet- bezw. Bierhübeli zum Obersten Gatschet, der 1815 Blamont eingenommen. Auch wurden öfter Söhne aus solchen Familien und einmal auch eine Tochter bei Jahn in Pension gegeben. Ganz besonders befreundet war er auch mit der Familie des Albert Ludwig Otth-von Steiger, der ihn mit den Seinigen nach dem Brandunglück auf der Sulgenegg bis zum Bezug einer andern Wohnung freundlich in sein rechts von der Könizstraße bei der obern Mühle im mittleren Sulgenbach gelegenes Landhaus aufnahm, und bei Jahns drittem Sohne, der nach ihm den Namen Albert erhielt,

Patenstelle versah. Auch als er später Regierungsstatthalter zu Fraubrunnen und Büren geworden war, besuchte ihn Jahn mit seiner Gattin noch öfters. Eine vertraute Freundin der Letztern war dessen Schwägerin, Frau Charlotte Otth geb. Widemann aus Braunschweig, Gattin des mit Jahn ebenfalls befreundeten Standesseckelschreibers Otth, welche als Dichterin öfters in dem Taschenbuch: „Alpenrosen, ein Schweizeralmanach“ erscheint und deren durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Tochter Klara als Gattin des mit Jahn als Kollegen befreundeten Chemieprofessors Karl Emanuel Brunner, Mutter des zu hohen Ehren gestiegenen k. k. österr. Hof- und Ministerialrates und Telegraphendirektors Karl Brunner-von Wattenwyl wurde.

Eine weitere Nebenthätigkeit Jahns bildeten die Schriftstellerei und das Recensieren (ein Verzeichnis seiner hauptsächlichsten Druckschriften und Recensionen folgt am Schluß dieser Arbeit). Letzteres trieb er teils aus Liebe zu wissenschaftlicher Kritik überhaupt, teils auch aus ökonomischen Gründen. Während mehrerer Jahrzehnte fleißiger Mitarbeiter an der Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung stand er als solcher stets auf bestem Fuße mit deren Redaktor, Professor Eichstädt in Jena, der ihn zu schätzen wußte und gut honorierte. Seine mit C. J. unterzeichneten Recensionen, in denen er sich als feingebildeter Kenner der alten Litteratur und scharfer Kritiker bewährte, bewegten sich hauptsächlich auf dem Gebiete seiner Spezialitäten, der rhetorischen Litteratur der Griechen und Römer, sowie dem der römischen Historiographie. Obwohl gerade durch das Recensententum in eigener Schriftstellerei gehemmt, lieh Jahn doch gerne seine Feder Andern zum Feilen ihrer litterarischen Arbeiten, so z. B. dem auch als Litterat thätigen bernischen Kunstfreunde Sigmund Wagner für seine Elaborate. Andere teilten ihm die Manuskripte ihrer Werke zur Einsicht mit, z. B. Kanzler v. Mutach seine „Bernische Revolutionsgeschichte“, die freilich nicht gedruckt worden ist. Selbst auswärtigen Gelehrten lieferte Jahn Beiträge zu ihren Arbeiten.

Da inzwischen durch die lange Abwesenheit und die daherige Nichtunterhaltung das Bürgerrecht von Oelsnitz und damit das dortige Heimatrecht verloren gegangen war, so mußte Jahn, um mit den Seinigen nicht heimatlos dazustehen und um seinen Söhnen den Genuß der kantonalen Schul- und Studienstipendien zu ermöglichen, auf seine Einbürgerung im Kanton Bern durch Einkauf in eine Gemeinde bedacht sein. Die Erwerbung des Stadtburgerrechtes von Bern selbst gestatteten ihm seine Mittel nicht, und eine Schenkung

desselben als Ehrenburgerrecht, das Jahn als akademischer Jugendbildner wohl verdient hätte — er stand auch bei der damals regierenden Klasse bis zur höchsten Magistratur in bestem Ansehen — unterblieb wohl nur deshalb, weil die Zeit der Oeffnung des Burgerrechts der Stadt Bern, d. h. die Erleichterung seiner Erwerbung, damals überhaupt noch nicht gekommen war. Die Wahl des Burgerortes fiel daher nach dem Rate von Jahns getreuem Hausfreund Friedrich von Steiger von Tschugg, auf das am Bielersee hübsch gelegene Twann, dessen Gemeinderat Jahn am 6. Oktober 1826 den Burgerbrief ausstellte. Seine Naturalisation als Berner erfolgte seitens der Berner Regierung durch Urkunde vom 23. Oktober 1826.

Als 1834 nach Aufhebung der bisherigen Akademie die Gründung der Hochschule zu Bern stattfand, wurde Jahn vom Regierungsrat auf den Vortrag des Erziehungsdepartements durch Beschluß vom 12. September 1834 zwar zum Professor der Philologie und der neuern Litteratur bestellt; allein thatsächlich erhielt er nur das Patent eines außerordentlichen öffentlichen Lehrers. Letzteres war nun, nach einer fast dreißigjährigen, anerkannt verdienstlichen Lehrthätigkeit an der Akademie, eine unverdiente Zurücksetzung und darum eine Ungerechtigkeit; aber es waren damals politisch leidenschaftliche Stimmführer, denen Jahn wegen seiner guten Beziehungen zum bernischen Patriziat aristokratischer Gesinnung verdächtig schien und deswegen keine genehme Person war. Eine gewisse Genugthuung war es für ihn, daß er vom Senat der Hochschule bei dessen ersten Zusammentreten zum Sekretär gewählt wurde. Späterhin war es seitens der Regierung doch eine Anerkennung früher geleisteter Dienste, daß sie ihn durch Patent vom 18. Juli 1841 zum Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur am höherm Gymnasium bestellte.

Jahns Familienleben war ein außerordentlich zufriedenes und glückliches, wenn es gleich von schweren Schicksalsschlägen auch nicht verschont geblieben ist. Während der Jugendjahre der Kinder bestand dasselbe wesentlich in deren Erziehung in körperlicher, geistiger, religiöser und moralischer Beziehung, wobei diejenige der Söhne dem Vater und der Mutter an ihrem Teil zufiel, während Letztere vorzugsweise diejenige der Tochter besorgte. Als erzieherisches Bildungsmittel dienten dabei ganz besonders auch Spaziergänge und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung Berns. Zeigten sich bei den Kindern einigermaßen besondere, wenn auch nur kleine Talente, wie z. B. für Musik, Zeichnen und Malen, so versäumte Jahn nicht, denselben angemessene Nahrung zukommen zu lassen. Auch nach dem

Austritt der Söhne aus dem Vaterhaus wurde das Familienleben gewissermaßen in einem höhern und weitern Sinne fortgesetzt, da Jahn den Söhnen stets ein treuer und auf ihr Wohlergehen bedachter Vater blieb. An allen Ereignissen in ihrem Leben stets innigen Anteil nehmend, teilte er bei fröhlichen Ereignissen wie Verlobungen, Hochzeiten, Taufen die Freude, bei trüben Erlebnissen das Leid mit ihnen. Sein Hauswesen hielt, namentlich vermöge der haushälterischen Geschicklichkeit der Gattin, zwischen Aufwand und Kargheit eine glückliche Mitte von Anständigkeit; um demselben etwas in ökonomischer Beziehung nachhelfen zu können, wurden schon nach der Gründung des Hausstandes und später, obgleich mit Unterbrechungen, Pensionäre[1]) für Kost und Logis (selten bloß Kost) gehalten. Daneben konnte auch noch eine mäßige Gastlichkeit sowohl gegen Einheimische als gegen Ausländer durch ein- oder mehrmalige Einladung zu Tische gerne ausgeübt werden. So wurde z. B. der berühmte Komponist und Violinspieler Ludwig Spohr, als er 1816 auf einer Kunstreise Bern besuchte, von Jahn und andern Mitgliedern der Musikgesellschaft gastlich bewillkommnet und gab hierauf unter Mitwirkung der Letztern ein Konzert, welches den glänzendsten Erfolg hatte und auf das musikalische Leben in Bern nachhaltig einwirkte. Bei diesem Anlaß nennt Spohr in seinem Tagebuch Jahn, den Professor Meisner und den Fürsprecher Hermann als solche, die sich „durch ihren gebildeten Geschmack für Tonkunst besonders auszeichnen". Spohr machte hierauf einen Sommeraufenthalt in Thierachern bei Thun, wurde daselbst von Jahn mit Frau besucht und ließ sich seine eigenen neuesten Violinkompositionen, u. a. die berühmte „Gesangsscene" von Jahn am Klavier begleiten. Da Jahn nicht nur auf letzterem Instrument, sondern auch im Violinspiel (auf der Bratsche) wohl erfahren war, so trat er um 1809 einem Kreis von Musikdilettanten und als 1815 in Bern durch Verschmelzung der kleineren Musikvereine die bernische Musikgesellschaft gegründet wurde, auch dieser Letztern bei und gehörte zu deren thätigsten und verdientesten Mitgliedern. Ferner war er Mitglied der Künstlergesellschaft, der Lesegesellschaft, der 1847 gegründeten Museumsgesellschaft, der bernischen Freimaurerloge seit 1809, endlich des Schumachern-, Sommer- und Postleistes. Er pflegte Geselligkeit auch dadurch, daß er, der im Kartenspiel (wie übrigens auch im Billard) sehr gewandt war, Befreundeten und guten Be-

[1]) Sämtliche Pensionäre sind auf Seite 49 und 50 der als Quelle genannten Broschüre aufgezählt.

kannten bei sich zu Hause Whistsoireen gab und solche auch auswärts besuchte.

Elf Jahre nachdem Jahn den Schmerz gehabt hatte, seine treue Gattin im Jahre 1843[1]) an einem Brustleiden zu verlieren, erkrankte er gegen Ende Winters 1854 in seinem 77. Lebensjahre infolge einer ungenügend geheilten Brustfellentzündung an der Wassersucht und starb am 1. August dieses Jahres. Bei seinem Leichenbegängniß zeigte sich eine große Teilnahme von Leidbezeugenden jeglichen Standes.

Seiner persönlichen Erscheinung nach[2]) war Jahn etwas unter dem Mittelmaß der Größe, bis in's Greisenalter von aufrechter Haltung, von behendem und kräftig einherschreitendem, doch nicht hastigem Gange und männlich-selbstbewußtem, durch Feinheit der Umgangsformen einnehmendem Auftreten. Sein dunkelbraunes Haupthaar ergraute im Alter nur wenig, seine bläulich-grauen Augen waren so scharf und fernsichtig, daß zum Lesen und Schreiben eine Annäherungsbrille erforderlich war.

Den Grundzug von Jahns Charakter bildete eine leidenschaftslose Gemütsruhe, hervorgehend aus seiner christlichen Lebensanschauung, vermöge deren er in den Schicksalen der Menschen die Vaterhand des göttlichen Lenkers derselben erkannte, wenn er auch Gott und göttliche Dinge nicht auf der Zunge zu tragen pflegte. Gegen sich selbst sittlich strenge, war er im Urteil über die Fehler und Schwächen Anderer, sofern sie nicht in offenbare Unsittlichkeiten ausschlugen, milde und nachsichtig. Im Umgange mit Menschen gegen solche, die es verdienten, offen und herzlich, beobachtete er gegen andere kluge Zurückhaltung nach den Lehren Knigge's, die er hoch schätzte. — Unter seinen Gewohnheiten war das Frühaufstehen (sehr häufig noch vor Sonnenaufgang) zu jeder Jahreszeit und bis in's Greisenalter vorherrschend. Nur diese Gewohnheit, welche ein Nachmittagsschläfchen kompensierte, machte es ihm möglich, durch Fortstudieren mit der Wissenschaft Schritt zu halten, sich auf die Vorlesungen und Privatstunden vorzubereiten und besonders dem lohnenden Recensiergeschäft obzuliegen. Hand in Hand mit dieser Gewohnheit gieng die andere des fleißigen Spazierengehens in der nähern und weitern schönen Umgebung von Bern, die besonders seine definitive Niederlassung daselbst mitbestimmt

---

[1]) Ein uns vorliegender Auszug des Todtenregisters VI. Fol. 56 nennt als Todesdatum von Jahns Gattin den 19. Februar 1844.

[2]) Da Jahn niemals von sich eine Abbildung machen ließ, so folgt in der Broschüre auf S. 63—64 eine äußerst eingehende Beschreibung seiner äußern Person.

hatte. Ganz besonders liebte er kleinere und größere aussichtsreiche Bergpartien.

Aus seinen Studentenjahren her war Jahn ein eifriger Raucher, sowohl beim Studieren als beim Schreiben. Er bediente sich dabei hauptsächlich der langen Studentenpfeife; zur Abwechslung beim schwarzen Kaffee der holländischen langen Thonpfeife; im Alter zog er der Bequemlichkeit halber eine Tomback- oder Holzpfeife vor, die er übrigens bei Spaziergängen zum Rauchen auf Ruhepunkten stets mit sich führte. Cigarren, damals nur noch mit Federkielmundstück, pflegte er nur im Freien zu rauchen.

In Beziehung auf materielle Lebensgenüsse war Jahn ein Muster von Genügsamkeit und Mäßigkeit. Das Frühstück und den Vormittagsimbiß, letzterer bloß aus einem stark gesalzenen Butterbrod bestehend, nahm er nur stehend ein, um nicht Zeit zu verlieren. Ein Liebhaber von Schwarzbrod, kaufte er solches manchmal selbst ein und trug es unter dem Arm nach Hause; auch pflegte er die Gemüsemärkte zu begehen, um etwa Radieschen, die er besonders liebte, Meerrettige u. dergl. zu kaufen. Dabei versuchte er dann mit den Marktweibern berndeutsch zu sprechen, was ihm aber nie gelingen wollte. Eine andere Eigenheit war es, daß er im höhern Alter jeweilen für den Aufenthalt im Heimatorte Twann, den er liebgewonnen hatte, und wo er in seinen ältern Jahren die Sommerferien zubrachte, sich im Reisekoffer reichlich mit Geräuchertem versah, was dann beim Auspacken im Gasthofe den Wirtsleuten und sonstigen Anwesenden ein verblüfftes Lächeln abnötigte. Letztlich sei als Eigenheit politischer Art erwähnt, daß Jahn aus alter Anhänglichkeit an Sachsen und dessen König mit diesem für Napoleon Partei nahm und ihn, selbst nach seinem Sturze, hochhielt, dagegen die Behandlung des Sachsenkönigs und seines Landes von Seite Preußens höchlichst mißbilligte.

Aus Jahns Ehe giengen folgende vier Kinder hervor:

K a r l August Bernhard geb. auf der Sulgenegg bei Bern den 31. Juli 1808, cand. theol. 1830; erster Sekretär des bernischen Erziehungsdepartements 1837 (22. Dezbr.); Pfarrer zu Diesbach bei Büren 1849 (28. Februar); zu Kappelen bei Aarberg 1861 (11. Juli). 1886 (30. April) wurde ihm der Rücktritt in den Ruhestand mit einem Leibgeding von Fr. 1600 bewilligt unter angemessener Verdankung seiner langjährigen Thätigkeit; er starb zu Bern in der Länggasse den 18. November 1891.

Friedrich E m i l geb. das. 19. Oktober 1809; von seinem Vater ebenfalls zum Studium der Theologie bestimmt, wandte sich indessen

der Medizin zu, die er in Leipzig studierte und diese Studien nach seiner Auswanderung nach Brasilien in Rio de Janeiro vollendete, wo er doktorierte. Ein gesuchter Stadt- und Landarzt erlag er indessen bloß 33 Jahre alt im Jahre 1842 in Brasilien einem Leberleiden infolge von Reitstrapazen der Landpraxis und klimatischer Einflüsse.

Heinrich Albert geb. ebendaselbst 9. Oktober 1811, cand. theol. 1834, Dr. phil. und Dozent an der Hochschule Bern, Adjunkt des eidgenössischen Archivars 1852, Sekretär des eidgenössischen Departements des Innern 1868, Professor hon. causa der Universität Bern 1897, Philolog, Historiker und einer der bedeutendsten Archäologen Berns. Er ist auch der Verfasser der am Schluß dieser Arbeit als Quelle genannten Broschüre über seinen hier vom Schreiber dieser Zeilen mit des Verfassers gütiger Erlaubnis auszugsweise biographierten Vater.

Henriette Charlotte Wilhelmine geb. im Simonhause an der Junkerngasse zu Bern am 24. Oktober 1823, besuchte in ihrer Jugend die burgerliche Mädchenschule daselbst als eine von deren fleißigsten und begabtesten Schülerinnen, führte nach dem Tode ihrer Mutter das Hauswesen, pflegte mit treuer Hingebung ihren Vater während seiner Todeskrankheit und starb an einem infolge der daherigen Anstrengung entstandenen Typhus nur drei Wochen nach dem Vater am 23. August 1854 unverheiratet.

Jahns hauptsächlichste[1]) teils selbständig, teils in Sammelwerken veröffentlichte Druckschriften sind in der Zeitfolge die nachstehenden:

Leitfaden in den Vorlesungen über die Geschichte und Kritik der schönen Litteratur der Griechen, Römer, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Deutschen. Für seine Zuhörer in der Akademie zu Bern von C. Jahn, Professor der Litteratur. Bern 1805.

Über Beredsamkeit und Rhetorik, ein Vortrag beim Antritt des Prorektorats (1816; s. litterar. Arch. d. Akad. zu Bern IV. Bd. 3. Heft 1817).

Das Fegefeuer oder Blätter zur Kritik der neuesten Übersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller. 1. Heft: Bemerkungen über Tacitus Agricola. Deutsch. Nebst Rechtfertigungen von L. Döderlein. Bern und Leipzig 1819.

Über einen recensierenden Bischoff, nebst Anhang über das wohlbekannte Berner Duumvirat. Bern 1819.

[1]) Ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher Arbeiten Jahns mit beigefügten Notizen und Erläuterungen siehe in der Broschüre S. 24—29.

Symbolæ ad emendandum et illustrandum Pentarchi librum. De sera numinis vindicta. Mit Alb. Jahn herausgegeben in den Act. Soc. Græc. Lips. 1836. Vol. I. S. 319—350.

Über folgende Schriften verfaßte Jahn Recensionen:

Dionysius von Halikarnassus über die Rednergewalt des Demosthenes vermöge seiner Schreibart; übers. und erläut. von Dr. Alb. Gerh. Becker. Wolfenbüttel und Leipzig 1829.

Demosthenes als Redner, Staatsbürger und Schriftsteller von ebendemselben. Quedlinburg und Leipzig 1830.

C. Crispi Sallustii Orationes et Epistolae ex historiarum libris deperditis ed. J. C. Orellius 1831.

Quelle: Biographie von Karl Jahn, Professor der Philologie in Bern, 1805 bis 1834 an der Akademie, 1834—54 an der Hochschule. Ein Lebensbild aus der bernischen Kulturgeschichte in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Bern. Druck und Verlag von K. J. Wyß 1898.

R. von Diesbach.

Rudolf Kocher.*)
1828–1866.

Emanuel Rudolf Kocher wurde den 7. August 1828 in Bern geboren; er war der Sohn Friedrich Kocher's, Eisennegotiant, Mitglied des Großen Rates, wohnhaft an der Marktgasse, und der Elisabeth Herrenschwand. Der Vater, geb. 1793, war in Büren an der Aare heimatberechtigt und erwarb den 22. Mai 1828 das Bürgerrecht der Stadt Bern; die Mutter, die Tochter des alt Regierungsrates Christian Herrenschwand, Weinnegotiant, Mitglied des Großen Rates, stammte aus bäuerlichem Hause von Herrenschwanden, Gemeinde Kirchlindach; die Familie

*) Der Sohn, der um die Beschreibung des öffentlichen Lebenslaufes seines Vaters angegangen wird, muß sich darauf beschränken, Zahlen, Thaten, Aufzeichnungen u. s. w. reden zu lassen und sich der eigenen, subjektiven Würdigung enthalten. Die Feder, vom Gefühl der Pietät geführt, liefert geschmeichelte, nicht wahrheitsgetreue Bilder. — — Der Schreibende geht von der Anschauung aus, daß solche Lebensbilder ein allgemeines, geschichtliches, speziell kulturgeschichtliches Interesse bieten sollen.

Herrenschwand bewohnte und bewirtschaftete das von einem Herrn von Luternau erworbene Stuckishausgut, das heutige Belvédère, über der Neubrücke, welches später in das Eigentum des vorgenannten Friedrich Kocher überging. Dessen Associé, Ludwig Ziegler, der Gründer des Spitals gleichen Namens im Weißenbühl bei Bern, versah bei der Taufe Rudolf Kochers Patendienste.

„Meine Schuljahre,“ schreibt Kocher in seiner, dem Verfasser im Manuskript vorliegenden „Pilgerfahrt“ (1862), „gehören nicht zu meinen angenehmen Erinnerungen.... Was mir die Schule fast bis zum Ekel verleidete, das war der rohe Geist, der dort herrschte, die brutale und barbarische Disciplin, welche die damaligen Lehrer handhabten. Die gemeinsten Schimpfnamen und Prügel kamen alle Tage vor. Die Lehrmethode war pedantisch und geistlos. Dieselbe strenge Disciplin herrschte natürlich auch bei den militärischen Exercitien unseres Schülercorps, wofür uns nur die alljährliche Solennität entschädigte. Das alles, diese ganze, von oben herab anbefohlene spartanische Erziehungsart machte auf Viele, auch auf mich, einen so ernsten Eindruck, daß wir zu früh schon die kindliche Fröhlichkeit verloren ...“ „Ein Hang zu Schüchternheit und Absonderung hätte überwunden werden können, wenn ich in den so sehr zur Geselligkeit gehörenden Künsten der Musik und des Tanzes unterrichtet worden wäre ...“

Die Bestimmung zur Theologie, welche ein „sicheres Brot verspreche“, wie der Vater Rudolf's als tüchtiger Geschäftsmann meinte, suchte der Sohn mit einem schon früh sich regenden Triebe in die Ferne dahin in Einklang zu bringen, daß er sich zum Missionar bestimmte. „Aber mein Vater zuckte lächelnd die Achseln. War es ja doch in seinen Augen nichts anderes als eben ein Kindergedanke.“

Kocher erwähnt Erinnerungen aus dem Volksleben zur Zeit der Kindheit, so die Umzüge am Ostermontag, wo die Landleute der Umgegend maskiert, zu Pferde und zu Fuß einzogen, und die Tellengeschichte oder die Schlacht bei Sempach zu großem Ergötzen der Stadtleute aufführten, dann jedem der Ratsherrn einen Toast vor seinem Hause ausbrachten, „wobei wir so fröhlich von Großvaters Fenster, der dafür aus seinem Keller natürlich Tribut bezahlen mußte, auf diesen Tumult hinabschauten.“

„Meine Unterweisung,“ schließt das Kapitel von den Kinderjahren, „genoß ich bei einem frommen Geistlichen, der sich freilich etwas an meinen kritischen Fragen und Einwürfen stieß, mich aber doch nach der Konfirmation im Münster recht freundlich verabschiedete.“

Der Hang, in die weite Welt hinauszuziehen, fand in diesen Jahren Nahrung in Ausflügen und Streifzügen in Berns Umgebung, „so lernte ich früh schon die liebe, freie Natur kennen, und sie war mein teuerster Aufenthalt, meine Schule und mein Tempel. Ich lernte meine Berge und Seen lieben, und doch zog es mich noch weiter hinaus, über Berge und Seen, in die weite, weite Welt hinaus." Studienjahre in Halle und Berlin, an die sich Reisen anschlossen, brachten diese weite Welt. Vorerst sei aber noch Einiges aus den Aufzeichnungen Kochers zu der Gymnasialzeit erwähnt.

„Die Philologie", schreibt Kocher, „wurde im alten Stil gelehrt. Die Grammatik, der dürre Klepper, ward bis zum Geistaufgeben geritten, und in der That blieb am Ende wenig Geist übrig. Immer und immer nur die Form, die Sprache war es, mit der wir es zu thun hatten, in das innere Wesen, den Sinn und Geist der Klassiker, drang man gar wenig ein. Beim Homer gefiel sich ein Professor darin, zweideutige Stellen mit einem ebenso zweideutigen Lächeln zu begleiten.

Die neuern Sprachen waren sehr vernachlässigt. Auch das Gymnasialleben kann bei mir nicht auf angenehme Erinnerung Anspruch machen. Die damals politisch so gereizte und aufgeregte Zeit der Freischarenzüge und des Sonderbundskrieges machte ihre Rechte selbst bis in die Mauern des alten Franziskanerklosters geltend, und die Gymnasiasten spalteten sich in politische Parteien. Dazu kam Spaltung zwischen den Lehrern, namentlich zwischen einem finstern, deutschen Professor der Litteratur und dem freilich etwas phantastischen Lehrer der Geschichte, dem bekannten Geschichtsforscher H., der uns bei all' seinen Absonderlichkeiten und mythologischen Hirngespinsten doch für das Große und Hohe, für Freiheit, Tugend, Vaterland zu begeistern wußte. Beide hatten ihre Anhänger. Endlich die Spaltungen in der Studentenschaft, an denen wir Gymnasiasten lebhaften Anteil nahmen, wirkten ebenfalls mit, unser Gymnasialleben zu trüben.

So wurde denn mehr politisiert, als studiert. Die allzu große Freiheit, die wir genossen, und die wir natürlich gleich nach dem Eintritt dadurch beurkundeten, daß wir in beschnürtem Studentenrock, in farbigen Bändern und Mützen, die lange Pfeife im Munde, umherstolzierten, war uns nicht eben heilsam.

Ein Marktkrawall, bei dem unser Studentencorps durch die Stadt patrouillierte, ein Fackelzug, der mit einer furchtbaren Prügelei endete; ein Turnfest, bei dem ich mir den ersten derben Rausch trank; ein Nationalfest, wo ich Abends nachmalige Regierungsräte sich prügeln sah, stehen mir seit dieser Zeit noch in ziemlich deutlichem Andenken. . . ."

Dem „Studentenfeldzug von 1847" wird auch ein Erinnerungsblatt der „Pilgerfahrt" gewidmet:

„Im Herbst brach der unglückliche Sturm los, der indessen schließlich ein Glück für die Schweiz wurde, dem Föhne gleich, der zwar die Lawinen fallen macht und Dächer niederreißt, aber auch den Schnee schmilzt und den Frühling, die Auferstehung, bringt.

Die Tagsatzung hatte dem Sonderbunde den Krieg erklärt. Ich war unter den Zuhörern jener denkwürdigen Sitzung, wo allen Bitten widerstehend, endlich der Gesandte von Luzern, der Bernhard Meier, der „Blutbäni" genannt, aufstand und den Arm erhebend, das Wort sprach: „Eidgenossen, Gott wird richten zwischen Euch und uns!" dann den Saal verließ und mit ihm die Gesandten der sieben Kantone, worauf die feierliche Stille eintrat, und dann die Kriegserklärung ausgesprochen ward.

Alles war in Bewegung. Bern stand voll Militär. Staffeten flogen hin und her. Der Generalstab ritt im Galopp durch die Straßen, Fahnen wehten, schwere Batterien rasselten auf dem Pflaster dahin, Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten. Da kam auch Leben unter die Studenten. Auch sie wollten dem Vaterlande dienen und unter seiner Fahne sich Lorbeeren erringen. Man achtete jedoch ihres Heldensinns wenig. Endlich gab man uns Gehör. Man schickte uns nämlich „z'Krieg", nämlich bis Langnau, an die Grenze, vorläufig. Da wurden wir bei den Bauern einquartiert, die anfangs den Stadtherrchen sonderbare Gesichter schnitten, bald aber sich zufrieden gaben, da wir mit Allem vorlieb nahmen. Wir hatten es übrigens meist gut. Man küchelte uns sogar. Mit Exercieren wurden wir nicht übermäßig geplagt, saßen meist im Wirtshaus. . . ." Es blieb beim Wachestehen an der Grenze, ja als es Ernst galt, wurde sogar zum Rückzug nach Bern kommandiert. „Ich war der einzige nicht," erzählt mein Vater, „der, zu Hause angelangt, entrüstet seine Wehr und Waffen in eine Ecke schmiß." — —

Nach einem Aufenthalt in Lausanne, wo Kocher zusammen mit einem Solothurner eine Sektion der Studentenverbindung Helvetia gründete, wurde im Herbst 1848 die Universität Bern bezogen. „Es blieb bei dem alten Beschlusse meines Vaters," schreibt Kocher etwa 15 Jahre später in seiner „Pilgerfahrt", „ich sollte Theologie studieren. Von Kindesbeinen an hatte ich nie etwas Anderes gehört, man hatte mich auch niemals um meine Meinung gefragt. Ich kannte den eisernen Willen meines Vaters und hatte mich, ohne an etwas Anderes denken zu können, darein gefügt. Mit meiner Idee, Missionar zu

werden, durfte ich ihm auch nicht kommen. Kurz, ich war schwach genug, auch diesen Gedanken fahren zu lassen und mich zu einem Berufe vorzubereiten, zu dessen stiller, ruhiger Wirksamkeit mein unsteter Geist so wenig paßte."

Von dem damaligen Berner Studentenleben schreibt Kocher, es sei auf dem Gipfel der Roheit angelangt und die theologische Fakultät nicht sonderlich ermunternd bestellt gewesen. Kocher setzte seine theologischen Studien in den Jahren 1849/51 in Halle und Berlin fort, lag aber auch eifrig litterarischen und kunsthistorischen Studien ob.

In diese Zeit regen geistigen Lebens fallen die dichterischen Versuche, welchen Kocher wohl verdankt, daß er von dem historischen Verein des Kantons Bern als Dichter auf den Index seiner Biographiensammlung gesetzt wurde. Ein reiches Gemütsleben, dem Segen und Verderben entspringen konnte, spiegelt sich aus den 1851 in der „Stämpfli'schen Offizin" erschienenen „Vermischten Gedichten", in denen Ausdruck findet, was ein allem Menschlichen zugängliches jugendliches Seelenleben bewegt. Natur, Liebe und Freundschaft, Kunst, Freiheit und Vaterland werden in Reimen besungen. Wir begegnen auch den Vorboten heftiger Seelenstürme, welche den spätern Pfarrer und theologischen Streiter so mächtig bewegten, daß er dem Pfarramt entsagte. Das Streben nach Wahrheit, der Forschergeist, ein beschaulicher Humor, den spitzen Degen der Satyre an der Seite dort, froher Lebensmut und Geistesschärfe hier, träumerisches Sinnen und melancholisches Grübeln wechseln.

„Allen schweizerischen Patrioten" widmete Rudolf Kocher, stud. theol. aus Bern, ein Schauspiel in drei Aufzügen, „Rudolf von Erlach". Dasselbe erschien ebenfalls 1851 im Druck (in Kommission bei Friedrich Schultheß in Zürich).

Es ist noch unlängst einer Besprechung gewürdigt worden, in der „Berner Zeitung" vom Januar 1894, durch Dr. phil. Otto von von Greyerz anläßlich der Aufführung eines denselben Stoff behandelnden neuen Werks von dem Oesterreicher Franz Nissel in Bern. Als dritter im Bunde ist Adrian von Arx aus Solothurn zu nennen, dessen „Tag von Laupen" gleichzeitig mit dem Kocher'schen „Rudolf von Erlach" erschien. v. Greyerz hat die drei dramatischen Versuche am genannten Ort in Parallele gesetzt und ist dabei zu folgendem Schluß gekommen:

„Rudolf von Erlach" ist kein glücklicher Stoff zu einem vaterländischen Schauspiel, denn:

Läßt der Dichter das geschichtliche und patriotische Interesse vorwalten, so muß er seinen Erlach als den Helden vor Laupen darstellen. Das ist wohl ein Stoff für einen großartig inscenierten Festspielakt, nicht aber für ein Schauspiel. (von Arx.)

Läßt der Dichter das psychologische Interesse vorwalten, so muß er seinen Erlach im Konflikt mit Nidau darstellen. Dies ist ein vortrefflicher Stoff für ein Schauspiel, allein das historisch-patriotische Interesse an dem Sieg von Laupen bleibt unbefriedigt. Das Stück ist nur Schauspiel. (Niffel.)

Will der Dichter beides vereinigen, so kann er zwar das patriotisch-historische Interesse und das allgemein menschliche anregen, aber keines ganz befriedigen. (Kocher.)"

Prof. Ferd. Vetter thut dieser litterarischen Studie in einer Anmerkung der „Schweizerischen Rundschau" (1894) in dem Sinne Erwähnung, daß gesagt wird, Kocher's Drama teile zwar mit dem Stücke Niffel's die Schwäche, neben den großen Ereignissen, die Erlach vertritt, für eine erfundene Privatgeschichte des Helden interessieren zu wollen, zeige aber doch einige gute Scenen, die für unser Volkstheater brauchbar wären, so z. B. bei dem Ausrücken der Bürger und der zu Hülfe eilenden Waldstätter.

In froher Studentenzeit, die doch auch wieder Zeit zur Pflege alles Schönen ließ, entstanden die im „Berner Taschenbuch" auf das Jahr 1852 enthaltenen, mit dem Dramastoff verwandten „Poetereien" Erlachs Tod, Der große Brand in Bern 1405, Struthan Winkelried. Am nämlichen Ort findet sich, aus der nämlichen Zeit datierend, Aetti's Bschrybig von Bern, die nun freilich recht veraltet aussieht, aber gerade darum vielleicht einen eigenen Reiz ausübt.

Rudolf Kocher bestand 1852 als zweiter unter dreizehn die theologische Staatsprüfung. Launig schildert er, wie diejenigen, welche stets in Bern Kollegien nachgeschrieben und — bezahlt hatten, einen merklichen Vorsprung hatten. Charakteristisch ist, was von den schriftlichen Arbeiten gesagt wird: „Unter den vier schriftlichen Arbeiten war die eine der meinigen unter allen dreizehn die beste. Ja, der Professor sagte sogar, daß er gar nichts daran auszusetzen wisse. Er hatte uns ein Buch zur Benutzung angegeben. Alle übrigen folgten nun getreulich den Ansichten des Buches, ich dagegen widerlegte sie schnurstracks und — ich hatte gewonnen." Es folgten alsbald Vikariate in Rapperswyl (1852), Gottstatt und G'steig (1853), Bätterkinden (1853), Guggisberg (1853), Rütti (1854); nach der am 16. Oktober 1854 zu

Grafenried erfolgten Vermählung mit Katharina Jaggi von Reichenbach, Tochter des Regierungsrates, wurde 1854 als erste Pfarrei Adelboden bezogen. Das Adelboden von 1864 hatte mit dem heutigen sozusagen nur den Namen gemein. Vor 45 Jahren wünschte man in Adelboden keinen weitern Verkehr nach außen, keine bessere Straße. „In diesem Hang am Alten und Angewohnten," schreibt mein Vater, „geht die Gemeinde, sowohl was kirchliche als andere Dinge betrifft, entschieden zu weit, und gewiß ist, daß dieser Hang, der sie freilich vor manchem Uebel, das anderswo eindringt, bewahrt hat, sie doch zugleich auch an Fortschritten und Verbesserungen hindert. . . .", und weiter: „Manche Adelbodner (1853!) sind nicht über die Gemeindegrenze oder höchstens bis nach Frutigen gekommen, und ihre Ansichten von vielen Dingen daher höchst beschränkt. Einige gehen an die Märkte in Zweisimmen, Reichenbach, Erlenbach, Interlaken, Thun; die Mannschaft ist, Garnisons halber, meistens in Bern gewesen. Einzelne sind auch weiter in die Welt gezogen. Sonst ist der Adelboden ihr Ein und Alles. „Im ganzen Lande" heißt bei Vielen nichts Anderes als „im ganzen Adelboden". Die Engstligen, der Thalbach, heißt das „Landwasser" . . .

Eine Hauptschwierigkeit des Pfarramtes — die andere war ein Magnat! — bildete, erzählt mein Vater, die ungeheure Zähigkeit, mit welcher die Gemeinde an ihren alten und veralteten Gebräuchen festhielt, und dadurch hinter andern Gemeinden und hinter der Zeit gänzlich zurückblieb. Hier mußte einmal ein Durchbruch geschehen. Mein ängstlicher Vorfahr hatte hierfür nichts gethan. Ich wagte es. Aber hier war der Kampf schwieriger. Hier erforderte es nicht bloß Mut und Standhaftigkeit gegen den hin und wieder sich zeigenden Trotz, Eigensinn und Unverstand, sondern es erforderte noch vielmehr der Klugheit, Vorsicht, Ueberredungskunst, wenn nicht tiefgewurzelte Gefühle verletzt werden sollten. Es galt da Vorurteile zu überwinden, die in altem Aberglauben, aber oft auch in aufrichtiger, wiewohl beschränkter Religiosität ihren Grund hatten. Es galt, abgesehen von einzelnen Gebräuchen, der Gemeinde einmal zu beweisen, daß auch auf kirchlichem Gebiete ein Fortschritt jeweilen notwendig sei und geschehen müsse.

Aber das mußte, wenn auch mit Energie, doch mit schonender Vorsicht geschehen. Ich that es. Freilich erhob sich anfangs, so leise ich auch auftrat, ein Gemunkel. Ich wurde als ein Neuerer verschrieen, und einige Male erhob sich selbst lauter Widerspruch, den ich weniger fürchtete, als den passiven Widerstand, den Andere, auch mir

sehr liebe Männer versuchten. Aber ich ging ruhig meines Weges fort, und es gelang mir, die grellsten Mißbräuche zu beseitigen, so daß ich Niemanden mir deßhalb zum Feinde machte. Wer es war, und einzelne Wenige waren es, der war es auch ohnehin."

Solche veraltete Gebräuche betrafen den Kirchengesang, das anderwärts schon zu Anfang des Jahrhunderts abgeschaffte uralte Gesangbuch von Lobwasser mußte weichen. Kocher nahm das Neue Berner Gesangbuch in Verlag und verkaufte davon so viel wie möglich, stiftete einen kirchlichen Gesangverein und übte das neue Gesangbuch ein. „Die musikalischen Talente der Oberländer kamen mir dabei gut zu statten. Um Pfingsten 1856 führte ich den neuen Kirchengesang für die Kinderlehre ein, aber noch stemmte sich die ältere Generation. Indessen, je mehr das Buch bekannt und gelesen wurde, desto schwächer ward der Widerspruch. Ein Umstand begünstigte mich. Man wünschte eine Kirchenmusik zu haben. Man sprach davon, die alten Posaunen wieder einzuführen, wogegen ich protestierte. Da kam man auf den Gedanken, wie anderwärts, eine Orgel einzuführen, und es ward ein solches uraltes Möbel angeschafft und leidlich in Stand gestellt. Dies benützte ich und bewies, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen sei. Wohl gab es noch ein Drehen und Winden, aber ich achtete nicht darauf. Kurz, am 6. Juli 1856 führte ich unter einer passenden Predigt und Feierlichkeit den neuen Kirchengesang ein, und da derselbe von der Jugend und in den Familien schon ziemlich vorbereitet war, so ging es ganz gut. Die einsichtigeren Männer und gute Stimmen unterstützten das Werk. Es gelang. An die Stelle des Jahrhunderte alten und jetzt total veralteten Kirchengesangs trat der neue, harmonische, christliche Kirchengesang, begleitet von Orgelklängen. Das war ein kleiner Reformationstag für Adelboden."

Aehnlich ging Pfarrer Kocher gegen die Unsitten der Frühtaufen, welche die Kindersterblichkeit sehr erhöht hatte, vor und erzielte, daß es allgemein Sitte wurde, die Kinder nicht unter 14 Tage alt zur Taufe zu bringen.

Den Volkscharakter des Oberländers, der eine weitere Schwierigkeit für das seelsorgerische Wirken bildete, zeichnet mein Vater wohl zutreffend dahin: „Der Adelbodner, wie der Oberländer überhaupt, ist äußerst empfindlich, denn er ist eitel und bei allem Anschein von Demut oft sehr stolz und hochmütig. Er verträgt nicht leicht Tadel. Er ist gewohnt, andern lauter gute Worte zu geben und sie oft überschwänglich zu preisen, er erwartet dasselbe auch für seine Person. Dabei leidet er auch an dem Fehler der Unaufrichtigkeit. Die Falsch-

heit ist ein häufig vorkommendes Laster. Ich habe da oben zwar die lautersten und aufrichtigsten, die naivsten und kindlich reinsten Seelen kennen gelernt, aber auch die vollendetsten Heuchler. Mit der Falschheit geht natürlich oft eine sehr böse Zunge und Bosheit, namentlich aber ein gewisser Hang zur Splitterrichterei und Spöttelei über andere Hand in Hand. In dieser Hinsicht paßte ich nun schlecht dorthin. Schmeichelei und glatte Reden führen, lobhudeln, wo Tadel am Orte ist, das ist natürlich nicht meine Sache, und Falschheit war mir von jeher das verhaßteste aller Laster..."

Im Schulwesen stand es schlimm. . . . Der Religionsunterricht allein war verhältnismäßig gut, obgleich viel zu viel Gedächtniskram dabei. Alles übrige war unmethodisch, höchst mangelhaft. Zum Examen machte man Schreibhefte, in denen altfränkische Schrift in blauer, roter und grüner Tinte prangte. Seinen Gesang endigte der Altstatthalter, der zugleich einer der bessern Lehrer war, stets mit einem zierlich gewundenen Schnörkeltone durch die Nase. Viele Kinder lernten kaum lesen, geschweige schreiben. Mein Versuch, neben dem geistlichen auch den Volksgesang einzuführen, wurde mir als „ungeistlich" oder „weltlich" übelgenommen..." Dann ist von der Menschenfurcht der Kirchenvorsteher, von der Weigerung, die Kinder impfen, die Häuser versichern zu lassen u. s. w.

Rudolf Kocher hat als Mitarbeiter des „Berner Taschenbuches" (1852 bis 1865) in einem Gedicht „Adelboden" (nach der Thalchronik erzählt, s. Berner Taschenbuch auf 1865, S. 66—73), seiner einstigen Gemeinde, welche er trotz alledem liebte, freundlich gedacht. Gegenstand desselben bildet die Sage von der Entdeckung des Adelbodner Thales, das bis anfangs des 15. Jahrhunderts eine unbekannte, waldige Wildnis gewesen sein soll, bis einst ein Ziegenhirt, nach verlaufenen Ziegen suchend, wie die „Pilgerfahrt" erzählt, zu der waldlosen Thalfläche im Hintergrunde, wo jetzt die Bodenbäuert liegt, gelangte. Hier findet er, freudig erstaunt, den herrlichsten Graswuchs. Er übernachtet daselbst und kehrt des Morgens zurück, um seinen Landsleuten in Frutigen von seiner Entdeckung, dem neuen Ländchen dahinten, Kunde zu bringen; sechsundfünfzig Hausväter von Frutigen siedelten sich hier alsbald an. Wegen der großen Entfernung baten sie um einen eigenen Pfarrer. Die Regierung bewilligte das unter dem Beding, daß die neue Gemeinde die Kirche baue samt Pfarrhaus. Sie thaten das im Jahre 1433 laut noch vorhandenem Gelübdbrief und der Jahreszahl über der ältesten, dem Einsturz drohenden Kirchenthür. Auch stifteten sie ein Kirchen- und Pfrundgut.

Das Naturleben der Berge, das der jugendliche Pfarrer in vollen Zügen genoß, — „auf den Bergen ist Freiheit" — ließ die alte Liebe zu „Poetereien", wie mein Vater seine Versuche nennt, nicht erkalten, die „Sturmnacht" („Berner Taschenbuch" 1865) besingt ein Ereignis, das sich im Sommer 1856 in einem Thale des Oberlandes zutrug; die Wahrheit desselben ist durch eine amtliche Untersuchung erhärtet.

Auch historischer Stoffe bemächtigte sich die dichterische Veranlagung auch nach Beendigung der Studienzeit: „Die Gründung Berns 1191", das sich im „Berner Taschenbuch" (1853) nach Jeremias Gotthelf's „Ein Bild aus dem Uebergang 1798" findet, „Der Ueberfall in der Schaßhalde 1289", „Der letzte Heldenkampf" (Berner Taschenbuch 1865).

In der Presse („Berner Zeitung", „Intelligenzblatt" u. a.) finden sich Gelegenheitsgedichte, so erließ anläßlich eines Wildwasserschadens der ehemalige Vikar von Gsteig einen poetischen Hilferuf an die, „die wohnen — im sichern Bern".

Emanuel Rudolf Kocher ist endlich auch als Streiter und Rufer im Streit der theologischen Schulen und Richtungen in der Oeffentlichkeit hervorgetreten und zwar in vorderster Reihe. Er kämpfte für seine Ueberzeugung, ohne persönliche Ziele, mit dem Mut und der Rücksichtslosigkeit eines Reformators, ohne Falsch, aber auch ohne das Maß von Klugheit oder Schlauheit, welches andere aus solchen Kämpfen mit äußeren Erfolgen, wie Ehrenstellen und Aemter, hervorgehen läßt. Kocher nahm die kirchlichen Kämpfe der Reformrichtung und Orthodoxie als einer der Vorkämpfer der erstern nur zu tief; er ließ sich dieselben so sehr in die Seele gehen, daß er, wie seine Aufzeichnungen der „Pilgerfahrt" deutlich erkennen lassen, schweren inneren Kämpfen erliegend, die Waffen streckte — —, woran auch die Unentschiedenheit mancher Gesinnungsgenossen mit schuld war, neben unglückseligen persönlichen Einflüssen, die namentlich in seiner sich von Haus aus wenig für das Pfarramt eignenden Anlage wurzelten.

Jene Kämpfe drehten sich um Ersetzung des „Heidelberger" (Katechismus) oder „Fragenbuch", welches ein „Buchstabenchristentum und eine pure Gedächtnisreligion entwickelt" hatte, die den Geistlichen „bequem" war, sodann um die Verpflichtung des Geistlichen durch förmlichen Eid auf ein Glaubensbekenntnis, mit welcher die bernische Kirche in der Schweiz allein dastand, endlich lag eine freiere Stellung zu dem Buchstaben der Bibel als wichtigster Punkt im Streit.

Ich war der erste, schreibt Kocher in seiner „Pilgerfahrt", der in einem öffentlichen Blatte, die Bewegung anregend, mit einem Programm in Kirchensachen auftrat, das einige dieser Fragen berührte. Das geschah anfangs 1858. Bald darauf kam von Zürich, wo eine Bewegung schon seit einiger Zeit ausbrechen zu wollen schien, ein Aufruf zu einer allgemeinen Versammlung der schweizerischen Geistlichen der „freiern Richtung". Diese fand statt am 7. März 1858 in Olten. Die Berner kamen schüchtern und mit großen Bedenken. Innerer Widerspruch zwischen der theologischen Ueberzeugung der Geistlichen und dem religiösen Bewußtsein der Gebildeten unserer Zeit einerseits und andererseits der Ausdrucksweise des Geistlichen im praktischen Amte und dem gemeinen Volksglauben wurde aufgedeckt und gezeigt, daß einmal hier, um diese tiefe Kluft zu überbrücken und einem früher oder später eintretenden, gewaltigen Riffe zu begegnen, ein Schritt geschehen, und daß man namentlich das Volk über die Bibel besser aufklären müsse. Als ein Berner mit ängstlicher Miene dagegen Bedenken erhob, sagte der wackere Pfarrer Hirzel von Zürich: „Es muß einmal heraus!" Das war das rechte Wort und sagte viel.

„Durch diese Versammlung gekräftigt, stifteten die Berner der „freiern Richtung" die sog. theologische kirchliche Gesellschaft; aber die Hoffnnngen, die ich auf diese gesetzt, wurden nicht erfüllt. Der Gegner große Uebermacht schüchterte ein. Der Verein wurde als ungläubig verschrieen. Viele scheuten sich einzutreten und die, die drin waren, sich frei auszusprechen. Ja, im Schoße des Vereines, da fielen freidenkende Reden, daß manchem Christenmenschen aus dem Volke die Haare zu Berge gestanden wären, aber mit den freiern Bestrebungen hinaus ins Leben zu treten, das wagte man nicht.

„Ich war lange Zeit beinahe der einzige, der, die Feder in der Hand, den Kampf öffentlich führte. Nur einer stand mir zur Seite. Ich schrieb in Schulblätter, Kirchenblätter, Zeitschriften, besonders aber war, da für den Kanton Bern kein Kirchenblatt existierte, die „Berner Zeitung" mein Organ. Manche Artikel waren freilich etwas scharf und gingen ins Fleisch. Damit habe ich mir nicht Freunde gemacht, begreiflich. Meine Amtsbrüder sahen ohnehin mit Schrecken die ganze Bewegung, vor allem aber scheuten sie das offene Wort. Darum haßten sie das schweizerische Organ der freieren Richtung, die „Zeitstimmen", sehr. Mich haßten ohnehin persönlich manche. Als Glied der Synode Thun hatte ich mir durch mein freies Wort einst einflußreiche Prälaten verfeindet. Der Grimm der Zionswächter über meine Artikel war gewaltig. . . ."

Die Tendenz Kochers in diesen Kämpfen prägt sich am deutlichsten in nachstehendem Schlußsatze des betreffenden Kapitels der „Pilgerfahrt" aus:

„.... Und wenn ich's erleben sollte, diese Zeit, wo man wahr und offen dem Volke predigen wird, was man mit gutem Gewissen und gesunder Vernunft predigen kann, dann werde ich mich freuen, auch einst mein kleines Scherflein dazu beigetragen zu haben!"

Die „Berner Zeitung", an welcher mitzuarbeiten der nachmalige Bundesrat, damals Regierungsrat Karl Schenk mit Brief vom 12. Februar 1861 Kocher aufgefordert hatte, das schweizerische Volksschulblatt, der „freie Berner", das „Tagblatt der Stadt Biel" u. a. sahen Kocher in den Jahren 1858 bis 1866 als Publizisten eifrig thätig. Die reine Luft der Bergpfarrei Adelboden hatte Kocher, was er später bitter bereute, an die Kultur Albligens vertauscht (1858), wo er so wenig Befriedigung fand, ja mit dem Amte zerfiel, daß er dasselbe 1861 niederlegte, um dann kurze Zeit als Religionslehrer am Seminar Münchenbuchsee, dann wieder auf Einladung des Regierungsrates hin als Klaßhelfer in Büren a. A. (1863/65) zu wirken und endlich der Kanzel gänzlich Valet zu sagen und der Feder zu leben, sein Domiziel nach Biel verlegend.

Ein Unfall brachte dem „ruhelosen Geist" die Ruhe des Kirchhofes am Waldesrand zu Bern, am Weihnachtstage des Jahres 1866 wurde seine irdische Hülle zu Grabe geleitet. — —

Todesahnung begleitete den letzten Federzug des Streiters für freie Wahrheit und wahren Freisinn. Die dichterische Ader, welche in dem öden theologischen Widerstreit der Geister lange geruht hatte, fing noch einmal zu schlagen an, der Stimmung der Seele entsprechend, in scharfer, beißender, und gelegentlich auch wieder in Humor sich verlierender Satyre:

Ein Fastnachtsspiel auf das Jahr des Heils 1867. Zur dreihundert fünfzigjährigen Erinnerung an die Reformation, bei L. Heer-Betrix in Biel (1867) nach dem Tode des Verfassers erschienen. Es ist in Versen geschrieben, in dramatischer Form; die handelnden Personen sind damalige theologische und politische Größen, die heute noch wiederzuerkennen sind.

Das Fastnachtsspiel hat ein Vor- und ein Nachspiel, welch' letzteres hier Sinn und Geist des Ganzen zeichnet:

Es tritt „ein Narr“ auf und deklamiert:
Ich glaube bald, sie wissen alle nicht,
Woran sie sind, und was sie selber wollen;
Die einen machen wahrlich ein Gesicht,
Als wollten mit dem lieben Gott sie schmollen,
Daß er nicht Blitz und Donner ausgesandt,
Die Ketzer nicht zu Asche hat verbrannt.
Die andern sperren auf ihr weites Maul
Und schrei'n, es sei die Welt von Trug umnachtet,
Und einer spornt so stolz dort seinen Gaul,
Als hätt' ihm Gott allein das Recht verpachtet,
Zu predigen der Welt die Wahrheit frei;
Und ist doch selbst er kaum entschlüpft dem Ei!
Die dritten aber lassen uns im Zweifel,
Was wir noch glauben sollen. Dieser glaubt
An keinen Gott, und der an keinen — Teufel;
Den Wunderglauben hat man uns geraubt
Und weiß dafür uns Besseres nichts zu geben;
An's Jenseits glaubt der, an ein künftig Leben,
Doch jener lacht darob, nennt's eitlen Wahn.
Der Mensch, sagt dieser, ist von Gott erschaffen,
Und weil er's ist, bleibt ewig seine Bahn;
Doch jener hält sich nur für einen — Affen,
Und wenn er stirbt, so ist's um ihn gethan.
So steht's — ein Labyrinth voll Schutt und Graus,
Ganz babylonisch sieht es darin aus.
Die Sprachen all', die durcheinander tönen,
Die Meinungen, die nimmer zu versöhnen,
Sie bilden ein Gewirr so bunt und kraus,
Als wär' es ein Konzert im — Narrenhaus.
Zwar bin ich selbst ein Narr, allein man sagt:
Daß Narren oft und Kinder Wahrheit reden,
Die Narrheit ist der Wahrheit treue Magd —
Es ist genug, ihr Herrn; schließt nun die — Läden!
Die Lampen löschen, und es fehlt an Oel.
Doch halt! was huschen dort hinaus zur Thür
Zwei lange dunkle Schatten? Wer seid ihr?

Zwei Stimmen.

Hans Holbein ich!
Ich — Niklaus Manuel!

Der Narr.

So bleibt, so bleibt! Du, Holbein, mal uns wieder
So einen rechten — Basler Totentanz;
Du, Manuel, sing' wieder Deine Lieder,
Schreib uns ein Fastnachtsspiel,
doch — bernisch ganz!

Die zwei Stimmen.

Es ist zu klein uns Euer heutig Treiben,
Ein ewiges Gekrächz nur und Geschnarr;
Um Euer Elend leidlich zu beschreiben,
Genügt wohl vor der Hand ein — simpler Narr.

„An den Leser" richtet Rudolf Kocher das Schlußwort:

„Mißdeute nicht des Bildes wahren Sinn!
Es ist ein Scherz, jedoch — im Scherz auch Ernst.
Wohl mag es sein, daß ich — „nicht würdig bin",
Daß Du von mir hinfort die — Wahrheit lernst.
Such' sie bei Andern! Vielleicht, daß Du doch
Hier oder dort sie greifst beim Zipfel noch;
Das wollt' ich Dir in diesem Bild noch zeigen;
Lebwohl! Von nun an werd' ich ewig schweigen!"
— — — — — — — — — — — —

Mein Vater hat Wort gehalten, er schweigt seit 33 Jahren († 22. Dezember 1866). Andere haben das Erbe angetreten, um es wieder Andern zu überlassen, wie es der Welt Lauf ist.

Bern, im Januar 1899.

Rud. Kocher, Alt-Oberrichter.



Johann Ludwig Wurstemberger.
1783–1862

Johann Ludwig Wurstemberger.

1783—1862.

Johann Ludwig Wurstemberger wurde am 25. Februar 1783 zu Bern geboren und am 1. März im Münster daselbst getauft. Sein Vater Johann Ludwig, welcher der auf Pfistern zünftigen Linie seines Geschlechtes angehörte, war 1765 geboren, diente in seiner Jugend als Offizier in Piemont, wurde 1782 Landmajor und 1797 Oberstlieutenant des Regiments Oberland, kam 1795 bei der letzten „Burgerbesatzung" des alten Berns in den Großen Rat und unter der Mediation auch in den kleinen Kantonsrat. Am 1. März 1782 hatte er sich zu Thun mit Anna Susanna Katharina Wild, Tochter des Kastellans Abraham zu Frutigen und der Veronika Salome Wyttenbach, verheiratet. Ein zweites dieser Ehe entsprossenes Kind Maria, geb. 11. November 1787, starb schon am 23. des nämlichen Monats wieder. Die Mutter war eine liebenswürdige Frau mit schönen feinen Gesichtszügen, dabei anmutig, geistreich und lebhaft. Auch der Vater war ein Mann von schönem und stattlichem Äußern, verständig, witzig und allgemein beliebt. Durch seine Mutter Maria Steiger war das Wittikofengut in die Familie Wurstemberger gebracht worden, allein es war mit den Pflichtteilen von fünf Geschwistern belastet und das ererbte Vermögen des Ehepaares auch nur unbedeutend. Dennoch verstand es der Vater Wurstemberger durch eine umsichtige Bewirtschaftung des Gutes, verbunden mit kluger und sparsamer Führung des Haushaltes durch die Gattin, seine Umstände allmählig zu verbessern, ohne jemals irgend wie erhebliche Geldzuflüsse aus bekleideten Staatsämtern erhalten zu haben. Denn das Amt Fraubrunnen, wohin er gewählt worden war, gab er sogleich wieder ab, ohne nur dorthin übergesiedelt zu sein.

Dem jungen Johann Ludwig waren keine gewinnenden Vorzüge äußerer Schönheit beschieden, dennoch hatte er bei gesunder und kräftiger Konstitution Vieles von dem väterlichen Typus. Frühe schon zeigten sich bei ihm einerseits ein Ausdruck nicht unbedeutender geistiger Begabung und anderseits eine starke Originalität, welcher die Eltern nicht entgegentraten, sondern vielmehr ihre Freude daran hatten, da ein solches Gewährenlassen der geistigen und körperlichen Entwicklung des Sohnes durch dessen erfreuliche Herzens- und Gemütsan-

lagen ungemein erleichtert wurde. Denn neben seinen Geistesgaben war Ludwig mit einer seltenen Feinheit des Gemütes und einer jeder Empfindelei abholden Weichheit des Herzens ausgestattet, die sich ganz besonders in der Behandlung der Tiere zeigte. War z. B. beim Mähen eine Wachtel geschnitten worden, so nahm er das Nest in sein Bett, bis die kleine Brut ausbrach; fand er auf dem Weg eine Schnecke, so schob er sie behutsam bei Seite, damit sie nicht zertreten werde, und nie versäumte er es, den Winter über für die Meisen Futter zu streuen. Die Jagd mochte er als eine Grausamkeit gegen die Tierwelt nicht leiden.

Schon in seinen Knabenjahren fand Ludwig Gefallen daran, sich körperlich möglichst abzuhärten, was er so weit trieb, daß vielleicht sein Wachstum darunter gelitten hat. In seinem Schlafzimmer waren über Tag Sommer und Winter die Fenster offen, geheizt wurde dasselbe nie; sein Nachtlager bestand aus einem Spreuersack auf einer niedrigen und schmalen Bettstelle. Allein auch so war es ihm mitunter noch nicht einfach genug, denn in seinem siebzehnten Altersjahre fand ihn einmal ein Freund des Morgens auf einer dünnen Decke am Boden liegen, sein Kopfkissen bestand aus einem Sattel, und zugedeckt war er mit dem gegerbten Fell eines frühern Lieblingshundes. Seine Morgentoilette pflegte er mit Vorliebe am Hausbrunnen zu machen. In der größten Mittagshitze gieng er ohne Kopfbedeckung nach seinem bei der Elfenau gelegenen Badeplatz in der Aare, wo er, da er nicht schwimmen konnte, jeweilen bis 100 laut zählend, untertauchte. Diese Aarebäder, die er nur an den eiskältesten Wintertagen aussetzte, blieben bis in sein hohes Alter seine tägliche Gewohnheit. Kam er abends schweißtriefend vom Heuboden herunter, wo er den Knechten beim Abladen des Heues geholfen hatte, so stellte er sich gewöhnlich zur Abkühlung unter die Brunnenröhre.

In seinem zehnten Altersjahr erhielt Ludwig zugleich mit zwei Jugendfreunden (der eine war Alexander von Roverea, der Sohn des bekannten Obersten dieses Namens) von einem Kandidaten der Theologie Bachmann, nachmaligem Pfarrer in Diesbach bei Büren, seinen ersten Unterricht in Deutsch, Latein, den Elementen des Griechischen, Geschichte, Geographie und etwas Arithmetik. Seinen Eifer zum Lernen bethätigte er damals besonders dadurch, daß er gleichzeitig den Knaben der benachbarten Familie Fankhauser in denjenigen Fächern selbst Unterricht erteilte, in welchen er denselben empfieng. Mit besonderer Vorliebe trieb er Geographie und Geschichte, speziell preußische Kriegsgeschichte. Von letzterer in hohem Grade an-

geregt, war es sein Jugendwunsch, im preußischen Heere, welches damals noch vom Nimbus des großen Friedrich umstrahlt war, Dienst zu nehmen.

Nach drei Jahren häuslichen Unterrichts kam er nach Begnins bei Rolle in's Haus des Obersten Roverea, wie dessen Sohn im Wurstemberger'schen Hause gewesen war. Dort wurde er unter anderem von einem Pfarrer **Barbet** auch in der französischen Sprache unterrichtet, die er sich zum schriftlichen wie mündlichen Gebrauch in hohem Maße aneignete.

Die europäischen Kriege und die sich der Schweiz nähernde Katastrophe machten jedem weitern Jugendunterricht ein Ende. Als General Bonaparte im November 1797 durch die Schweiz reiste, hatte der Vater Wurstemberger als damaliger Regierungskommissär in Murten eine Unterredung mit ihm, welcher der damals vierzehnjährige Ludwig beiwohnte. Auf dem Tische lagen Landkarten, und im Verlaufe des Gesprächs äußerte Bonaparte, Burgund würde sich gut zur Vergrößerung der Schweiz eignen. Hier fiel der bis dahin still zuhörende Knabe sogleich mit der in lebhaften Tone gesprochenen Bemerkung ein, die alten Römer hätten das auch so gemacht, zuerst den Völkern Länder gegeben, dann ihnen hinterher alles zusammen genommen. Bonaparte war erstaunt über die Bemerkung des Knaben, mit welchem er einige Worte sprach und dann zum Vater sagte, er sei ein gescheiter Junge und es könne noch etwas aus ihm werden.

Bei der Invasion des alten Bern durch die Franzosen befehligte der Vater Wurstemberger ein Bataillon des Regiments Oberland und wurde im Gefecht von Lengnau am Unterschenkel verwundet. Noch während er im Felde stand, wurde in der Nacht vom 4. zum 5. März 1798 das Wittikofen rein ausgeplündert und der Viehstand niedergemacht. Frau Wurstemberger floh mit ihrem Sohn in's Oberland, während der Vater nach der Einnahme Berns als Geisel für die den damaligen Regierungsgliedern und deren Angehörigen auferlegte Kriegskontribution mit sieben andern Standesgenossen nach Straßburg[1]) abgeführt wurde, wo er mehrere Wochen in Haft blieb.

Die Ungerechtigkeit und Brutalität, womit sein Vaterland von den Franzosen heimgesucht wurde, machten auf das jugendliche Gemüt des damals fünfzehnjährigen Knaben einen so unauslöschlichen Eindruck, daß der Widerwille gegen alles Revolutionäre und die Abneigung gegen das Franzosentum mit Allem, was daran hängt, in ihm

[1]) Die Familienchronik nennt auf Seite 184 die Citadelle von **Besançon**.

zur zweiten Natur und zu einer eigentlichen Charaktereigenschaft geworden ist. Dieses Gefühl tritt in Wurstembergers späterem Leben nicht allein in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise und seiner Korrespondenz, sondern mitunter sogar oft auch in seinen gedruckten Schriften zu Tage.

Als im Sommer 1802 nach Abzug der französischen Truppen aus der Schweiz der Aufstand gegen die helvetische Regierung vorbereitet wurde, befand sich das Hauptquartier der Aufständischen im Wittikofen, bei welcher Gelegenheit der Jüngling mancherlei Aufträge mit Thätigkeit und Intelligenz besorgte. Bei der Beschießung der Stadt Bern am 18. September 1802 stand er beim untern Thor, als Hauptmann von Werdt da, wo jetzt dessen Denkmal steht, tötlich getroffen wurde, und half denselben forttragen. Er machte dann den sog. „Stecklikrieg" mit, bis derselbe durch die am 4. Oktober vom französischen General Rapp überbrachte Ordre des Konsuls Bonaparte beendigt wurde. Von dieser Episode seines Lebens sprach Wurstemberger noch als Greis stets mit Vorliebe; dieselbe förderte auch seinen Geschmack für militärische Beschäftigungen ganz wesentlich.

Keine zwei Jahre später nahm Wurstemberger als Aidemajor des Bataillons Kirchberger an dem sog. Bokenkrieg[1]) Teil, wobei er am 25. März 1804 im Gefechte bei Boken durch einen Schuß in den linken Oberschenkel verwundet[2]) und alsdann in Zürich bei seiner Tante von Meiß untergebracht wurde, wo er ein mehrwöchentliches Krankenlager ohne alles Wundfieber im besten Humor überstand. Wegen des ihm in Zürich allseitig bewiesenen Wohlwollens behielt Wurstemberger dieses Krankenlager zeitlebens in guter Erinnerung. Mit warmer Verehrung schreibt er von seinem Arzt Dr. Zwingli; auch befreundete er sich mit dem Dichter David Heß und Lavater[3]) und wurde auch mit dem Obersten Finsler bekannt, welcher ihn später in die wissenschaftliche Auffassung des Kriegswesens einführte und Wurstembergers lebenslänglicher väterlicher Freund blieb.

[1]) Man versteht hierunter die Niederschlagung des damals im Kanton Zürich ausgebrochenen Aufstandes gegen die Mediationszustände durch die damaligen eidgenössischen Behörden.

[2]) Wurstembergers Brief vom 29. März 1804 an seine Eltern hierüber vergl. im Berner Taschenbuch 1865 Seite 10 und 11.

[3]) Da Ed. v. Wattenwyl in seiner Biographie Wurstembergers keinen Vornamen nennt, so ist es schwer zu sagen, welcher der damals lebenden Angehörigen dieses Geschlechtes gemeint ist. An den berühmten Kanzelredner Johann Kaspar zu denken, geht nicht an, weil derselbe im Frühjahr 1804 schon über drei Jahre tot war († 2. Januar 1801).

Am 25. April machte er seinen ersten Ausgang, um dem Kriegs-rat und der Urteilsfällung über die fünf Rädelsführer des Aufstandes, Willi, Schnebeli, Heberling, Hanhart und Grob beizuwohnen. Die über die drei erstgenannten ausgesprochenen Todesurteile wurden alsbald nach Schluß der Sitzung vollstreckt. In einem Briefe gesteht Wurstemberger, daß diese Gerichtssitzung ihn, der doch kein Schwächling war, bis in's Innerste erschüttert habe.

Mit dem nämlichen Bataillon Kirchberger machte er die Truppen-Aufstellung von 1805 mit und verrichtete während derselben einige Zeit den Dienst eines Divisionsadjutanten. Durch Finslers Verwendung trat er am 13. Juli 1808 als Hauptmann in den Geniestab. Als solcher war er bei der Grenzbesetzung am Bodensee im Jahre 1808 und bei derjenigen von 1813 und 1815 mit. Im letztern Jahre wohnte er der Beschießung von Hüningen bei, dessen Festungswerke seinem Chef zu schleifen aufgetragen wurden.

Zu Hause war Wurstemberger seinem Vater, welcher im kleinen Rat saß, in der Landwirtschaft behülflich; besonders betrieb er das Studium seiner Lieblingswissenschaften mit großem Eifer. Vom gesellschaftlichen Leben hielt er sich ferne und wurde deshalb, sowie mancher Eigentümlichkeiten wegen, für einen Sonderling angesehen.

Im Jahre 1807 kam die Stiftsdame Gräfin Sophie de Larrey zu ihrer ältern Schwester, Frau Wild, Wurstembergers Tante, auf Besuch ins Wittikofen. Die verwandtschaftliche Beziehung hatte zum großen Erstaunen des beiderseitigen Bekanntenkreises die Verlobung Wurstembergers mit derselben zur Folge. Fräulein de Larrey, geboren 6. September 1784, gehörte einer Familie des Waadtlandes an, welche am Hofe von Oranien und in der Verwaltung der holländischen Kolonien in Ansehen stand. Sie selbst war Hofdame der verwitweten Prinzessin von Oranien, der Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen und lebte in dieser Eigenschaft in Berlin. In ihrem äußern Auftreten bildeten die beiden Brautleute einen vollkommenen Gegensatz. Wurstemberger, an seiner Gewohnheit äußerster Einfachheit festhaltend, und in der ganzen Haltung und Lebensweise alles selbst konventionell angenommene Wesen abweisend, war, wenn auch von geistvollem Aeußern, doch von nichts weniger als schönen Gesichtszügen und Figur. Fräulein de Larrey hingegen zeigte die ganze Eleganz eines feinen und vornehmen Hofes in ihrem Auftreten und war dabei schön und blühend. Wie es oft geschieht, so übten auch hier äußere Gegensätze, weit entfernt sich abzustoßen, eine eigentliche An-

ziehungskraft, wenn in Geist, Gemüt oder Charakter die Zuneigung Wurzel gefaßt hat.

Um ihre Hand vergeben zu dürfen, bedurfte die Hofdame der Zustimmung ihrer Prinzessin, welche durch die Schilderung des Beglückten neugierig gemacht, denselben selbst sehen wollte. So mußte Wurstemberger im Herbste 1808 nach Berlin reisen, und daselbst eine mehrwöchentliche Hofkampagne bestehen. Er wurde sofort an den königlichen Hof gezogen und wußte in der ihm so fremden Sphäre ohne Verläugnung seiner Eigenheiten mit der Sicherheit geistvoller Auffassung sich zu benehmen und Anerkennung zu finden. Insbesondere erwarb er sich durch seine merkwürdige Vertrautheit mit den Einrichtungen und der Geschichte der preußischen Armee das Ansehen der Generäle in hohem Maße. Weniger mochte er sich in seinem Elemente fühlen, wenn am Hofball die Prinzessin von Oranien ihn auffordern ließ, mit ihm zu tanzen, und der kleine Bräutigam nach Hofsitte der Einladung der schlanken Fürstin Folge leisten mußte. Am 10. November 1808 traute der nachmalige Minister Ancillon das junge Ehepaar im Saale der Prinzessin von Oranien. In Begleitung des ältern Bruders Larrey reisten die jungen Leute nach der Schweiz ab und ließen sich die nächsten 2½ Jahre in Wittikofen nieder.

Die Ehe war eine durch gegenseitige Zuneigung über die silberne Hochzeit hinaus gesegnete Verbindung. Die Ehefrau gab ihre früheren Lebensgewohnheiten auf und eignete sich die Lebensweise ihres Mannes völlig an.

Aus der Ehe gingen folgende Kinder hervor:

Sophie geboren 30. September 1809, getauft zu Muri am 14. Oktober. Als Zeugen sind eingeschrieben: Herr Heinrich de Larrey, General und Hofmarschall bei der Prinzessin von Oranien; Ihre königliche Hoheit Frau Friederika Sophia Wilhelmine Prinzessin von Nassau-Oranien; Frau Ratsherrin Susanna Wurstemberger geb. Wild, von Bern. Diese Tochter, auf welche die geistige Begabung des Vaters in hohem Maße übergegangen war, verheiratete sich später am 6. März 1855 mit Friedrich Dändliker von Hombrechtikon aus dem Kanton Zürich und starb als Vorsteherin des Diakonissenhauses in Bern am 17. April 1878.[1])

Marie geb. auf Schloß Tellenburg zu Frutigen 9. November 1812; gestorben an den Gichtern zu Rubigen am 8. April 1817, und am 12. April zu Muri begraben.

[1]) S. d. Art. „Sophie Dändliker geb. Wurstemberger".

Luise Wilhelmine geb. den 1., getauft zu Muri 18. Dezember 1818, vermählt 14. Januar 1842 mit Beat Rudolf von Sinner, Architekt.

Hans Ludwig geb. 18. Juni 1820, getauft zu Muri am 2. Juli. Unter seinen Taufpathen erscheint: S. K. H. Wilhelm Friedrich Karl Prinz von Nassau-Oranien. Offizier in württembergischen Diensten; vermählt „im Neumünster zu Zürich" [1]) (sic) am 1. August 1853 mit Julia Ida von Bach, Tochter Heinrichs aus Kurland; er starb 7. März 1884.

Rudolf geb. 18. Dezember 1825 zu Bern, getauft im Münster zu Bern 11. Februar 1826, nachmals Stadtforstmeister, und gestorben im Wittikofen bei Bern am 19. August 1888.

Am 13. April 1809 wurde er in den Großen Rat gewählt, am 14. Mai 1810 als Mitglied der Zunft zu Pfistern angenommen. Wenn er im Großen Rate das Wort ergriff, so haspelte er jedesmal mit wunderlicher Eile die ihm widrige lange Titulatur ab und erweckte dadurch vorübergehend die Heiterkeit der Versammlung. Sein Vortrag war lebhaft und wurde nicht ungern gehört. Er opponierte u. a. gegen die Abschließung der Kapitulation mit Neapel, weil er, freilich im Gegensatz zu den meisten seiner Standesgenossen, überhaupt kein Freund der fremden Dienste war. Wurstemberger war Mitglied der Schwellenkommission und der Zollkammer, bis er am 5. November 1810 zum Oberamtmann nach Frutigen erwählt wurde. Dieser Wirkungskreis in der Alpenlandschaft sagte dem Geschmack und der eigentümlichen, zu individueller Thätigkeit geeigneten Geistesrichtung Wurstembergers wohl zu. Dabei wußte er mit der Zeit so gut Rat zu halten, daß er in seinen Mußestunden sich noch im Griechischen vervollkommnen und mit dem Geistlichen des Ortes an gewissen Abenden die griechischen Klassiker lesen konnte. Aus seiner dortigen Amtsführung seien folgende seine Wirksamkeit bezeichnende Thatsachen angeführt.

Das Frutigthal hatte eine eigene Schafrace, deren Wolle von den Einwohnern zu Tuch verarbeitet wurde und unter dem Namen Frutigtuch bekannt war. Wurstemberger veranlaßte die Regierung, durch Prämien und Tuchschauen diese Fabrikation zu heben. Die Tuchschauen der Jahre 1812 und 1813 hatten guten Erfolg, die Tücher stiegen im Preis und ebenso die Arbeitslöhne. Auch machte er zur bessern Bewirtschaftung der Reichenbachallmend überaus verständige Vor-

[1]) Eherodel IX. S. 288.

schläge, welche sehr wohlthätig gewesen wären, allein, wie es in solchen Fällen meist geschieht, bei der Gemeinde als etwas neues nicht Anklang fanden. Er hätte ferner gewünscht, die Regierung hätte die beiden der Landschaft gehörenden Wirtschaftsrechte angekauft und auf eines reduziert. Die Landschaft pflegte nämlich ihre Wirtschaften alle vier Jahre zu verpachten, wobei der Ersteigerer die Landleute freihalten mußte; diese Bestechungsschoppen beliefen sich auf 160 Kronen bei einem Zins von 262 Kronen. Am meisten Widerstand fand der Antrag Wurstembergers, die Sitzungen der Gemeindsbehörden aus dem Wirtshause anderswohin zu verlegen. Die „gute alte Übung der Väter" siegte auch hier gegen die wohlgemeinte Neuerung. Hingegen setzte Wurstemberger die Aufhebung des Donnerstag-Wochenmarktes durch, der unter dem Vorwande eines Wochengottesdienstes in Frutigen stattfand, und welchen die Bevölkerung alsdann in Müssiggang und Völlerei hinzubringen pflegte.

Ganz besonders waren ihm Prozesse zuwider, und er rechnete es sich zur Ehre an, daß während seiner Amtsdauer nur zwei Prozeßeide geschworen worden waren. Als er einst einen Landmann nicht vom Eide abzubringen vermochte, ließ er denselben niederknieen und die Hand emporheben, hielt ihm aber einen so langen Zuspruch in dieser Stellung, daß derselbe endlich erklärte, er wolle lieber vom Eide abstehen, wenn er nur wieder aufstehen dürfe. Ein Ehepaar belästigte die Justiz mit Klagen aus dem ehelichen Leben; Wurstemberger verurteilte endlich beide in die gleiche Gefangenschaft, wo er ihnen zum Essen aus der Schüssel nur einen Löffel geben ließ. An einem Audienztag ließ er sie wieder heraus; der Mann mußte aber die Frau auf dem Rücken den Schloßrain hinuntertragen. Am Fuße desselben angelangt, warf er zwar die Frau hinter den Zaun, das Ehepaar nahm aber die Justiz nie mehr in Anspruch. Einmal kam auch ein Bauer, der einen Prozeß hatte, mit einem großen Schinken, mit dem er sich das Wohlwollen des Oberamtmanns zu erwerben gedachte. Als Wurstemberger die Absicht des Geschenkes merkte, bestrafte er den Versuch der Bestechung, indem er den Bauer so lange ins Gefängnis setzte, bis er seinen Schinken ohne Wasser selbst gegessen hatte. Trotz dieser etwas derb-originellen Justiz blieb Wurstemberger dennoch bei der Bevölkerung des Frutiglandes in sehr gutem Andenken. Einen Beweis dafür bildet nicht allein eine von Ehrerbietung und Dankbarkeit zeugende Zuschrift, die ihm bei seinem Abgang von den Vorgesetzten der Gemeinde Frutigen überreicht wurde, sondern wohl in noch höherem Maße eine Eingabe der vier Amtsgemein-

den Aeschi, Frutigen, Reichenbach und Adelboden an die Regierung, worin sie um eine Wiederwahl ihres bisherigen Oberamtmanns und die Annahme derselben durch ihn nachsuchten.

Nachdem Wurstemberger im Jahre 1817 von seiner Oberamtsstelle in Frutigen zurückgekehrt war, bewohnte er kurze Zeit das jetzige v. Wattenwyl'sche Gut zu Rubigen, wo er sein jüngstes Töchterchen Maria verlor (s. oben). Nachdem er dieses Gut, wegen dessen Verkaufs, wieder verlassen hatte, brachte er ein Jahr im obern Stockwerk des Wittikofen zu.

Am 26. Februar 1818[1]) kaufte er das später „Wyßloch" genannte Gut in der Schoßhalde, das er bis zum Herbst 1854 bewohnt hat. Auf diesem in damaliger Zeit ungleich mehr als gegenwärtig von der Stadt abgelegenen Landsitze verfaßte er seine noch anzuführenden Biographien, welche ihm in den Zeitungen die scherzweise Bezeichnung „Plutarch der Schoßhalde" eintrugen. Kaum hatte er sich dort eingerichtet, so verlor er am 19. November 1819 seinen Vater, der an den Folgen eines unglücklichen Falles, nach welchem ihm ein Fuß abgenommen werden mußte, im Wittikofen starb.

In seiner öffentlichen Thätigkeit war Wurstemberger nach dem Rücktritt von seiner Oberamtmannstelle im Frühjahr 1817 wieder in die Zollkammer eingetreten und leitete von da an den obrigkeitlichen Dachschieferbau am Riesen bis 1822. Daneben hatte er, im Februar des nämlichen Jahres zum Mitglied der Schwellenkommission ernannt, außerordentliche Schwellenarbeiten zu begutachten. In dieser Zeit wurde er vielfach für militärische und Verwaltungsgeschäfte in Anspruch genommen. Er war 1821 Mitglied des Oberehegerichts, 1822 der Censurkommission, wurde 1823 (4. August) in den Kriegsrat gewählt, aus dem er aber schon am 1. September gleichen Jahres wieder austrat; hingegen arbeitete er 1825 in der Gesetzgebungskommission, so wenig auch die neue Kodifikation seinem Geschmack zusagte. In seiner militärischen Laufbahn rückte er 1815 zum Oberstlieutenant im Geniestab vor, 1823 zum Chef des kantonalen Sappeur-Korps, 1826 zum Obersten und folgte 1830 dem General Finsler in der Oberstquartiermeisterstelle. In dieser letzten Eigenschaft war er Mitglied der Militäraufsichtsbehörde, weswegen er sich in den Jahren 1830—1832 öfters in Luzern aufhielt. Er nahm thätigen Anteil

[1]) Datum der Unterzeichnung; dasjenige des Kaufvertrages ist vom 20. Januar 1818; Zinses-, Nutzens- und Schadensanfang vom 1. Mai 1818. (Gefl. Mitteilungen der Tit. Amtsschreiberei Bern.)

an den Vorbereitungen zu der militärischen Karte, welche unter seinem Nachfolger, dem General Dufour, herauskam.[1]) Endlich hatte er auch außerordentliche Missionen; so war er 1818 eidgenössischer Kommissär für die Wasserverheerungen im Wallis, 1827 Regierungskommissär für den Brand in Frutigen, und 1829 für eine Grenzbereinigung mit Wallis. Wurstemberger arbeitete lieber in selbständiger Stellung als in kollegialischer, wie er selbst einige Jahre später unter dem 4. Juli 1835 von sich sagt: „Als Dikasterienmitglied glaube ich nicht „in meinem Leben irgendwo große Ehre eingelegt, oder bei meinem „Austritt aus den Behörden Sehnsucht nach mir in denselben hinter„lassen zu haben."

Der thätige Wirkungskreis Wurstembergers, wie vieler anderer Berner, wurde durch die Bewegung des Jahres 1830 gebrochen. Es wurden zwar nicht wenige wieder in den Rat gewählt, Wurstemberger selbst vom Amte Trachselwald, er lehnte aber 1831 mit der Mehrzahl die Wahl ab. Obschon er bis dahin seiner Richtung nach als liberal gegolten hatte, wurzelte der Widerwille gegen alles Revolutionäre doch zu fest in ihm, als daß er sich hätte entschließen können, unter einer Verfassung zu dienen, die er seinem innersten Gewissen nach für verwerflich hielt. Schon vor dem Antritt der neuen Behörden hatte er seine Stelle als Chef des kantonalen Sappeurkorps niedergelegt, und infolge der Abänderung der Eidesformel, welche Maßregel die bernischen Offiziere des eidgenössischen Stabes als gegen sie gerichtet auffaßten, nahm er im September 1832 auch seine Entlassung von der Oberstquartiermeisterstelle.

Nach seinem Austritt aus den öffentlichen Geschäften zog sich Wurstemberger ins Privatleben zurück. Er las keine Zeitungen und duldete je länger je weniger, daß mit ihm, oder auch nur vor ihm über Politik gesprochen werde. Dem unfruchtbaren Frondieren gab er sich aber nicht hin, wie viele seiner Standesgenossen. Seinem Geist war das Bedürfnis zur Thätigkeit angeboren. Er vertiefte sich in das Studium der Geschichte, und die dem Staatsdienste des Vaterlandes entzogenen Kräfte wurden der vaterländischen Geschichte zugewendet. Nebst der angeborenen Vorliebe zu diesem Fach, der natürlichen Anlage einer leichten Fassungskraft und eines erstaunlichen Gedächtnisses, befähigten ihn dazu in besonderem Maß die in seiner

[1]) Das Nähere darüber siehe in Kap. 1 des Werkes „die schweizerische Landes" vermessung von 1832–1864 (Geschichte der Dufourkarte)". Herausgegeben vom eidgenössischen topographischen Bureau. Bern. Buchdruckerei Stämpfli & Cie 1898.

militärischen Laufbahn erworbenen Kenntnisse und ein in der Erfahrung vielfacher Verwaltungsgeschäfte geschärftes Urteil.

Die erste Arbeit, welche Wurstemberger an die Hand nahm, ist, in ihrem Hauptinhalte jedoch umgearbeitet, das zuletzt erschienene Werk „die alte Landschaft Bern“. Hätte er diese Arbeit damals zu Ende führen können, so wäre derselben ohne Zweifel die bernische Geschichte selbst gefolgt, welche zu jener Zeit niemand besser als Wurstemberger hätte schreiben können. Leider wurde die Arbeit unterbrochen und nie wieder in der anfänglichen Tragweite aufgenommen.

Die geschichtsforschende Gesellschaft wünschte damals ihrem Stifter, dem Schultheißen von Mülinen, ein Denkmal zu setzen durch seine Lebensgeschichte und übertrug die Abfassung an Wurstemberger, welcher dieselbe aus Gründen persönlicher Pietät gegen den Schultheißen übernahm. Die schöne Biographie: „Lebensgeschichte des Schultheißen Nikolaus Friedrich von Mülinen, Stifter der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft,“ bildet den 9. Teil des schweizerischen Geschichtsforschers auf das Jahr 1837; aus einem Briefe des Professors und Historikers Kopp an Wurstemberger vom 29. Juli 1840 erhellt, daß der deutsche Geschichtsforscher Böhmer betreffs dieser Arbeit sich gegen Kopp äußerte, „noch kein deutscher Staatsmann habe Biographen gefunden, wie Mülinen und Reinhard.“

Dieser Publikation folgte im Jahre 1840 ein Produkt geschichtlichen Quellenstudiums in der Geschichte der Grafen von Buchegg oder der Landgrafschaft Kleinburgund und als solche ein Teil der bernischen Landesgeschichte vom 13. bis 15. Jahrhundert. Diese Abhandlung, „Buchegg, ein historischer Versuch“, bildet den 11. Teil des schweizerischen Geschichtsforschers; die Gründlichkeit dieser Arbeit läßt sich dem angehängten Register von 378 benutzten Urkunden entnehmen. Zellweger belobte diese Schrift und fügte bei, „um die Geschichte eines Landes kennen zu lernen, muß man Monographien schreiben.“ (12. September 1840.)

Im Jahre 1841 folgte unter dem Titel „Nachtgedanken eines Invaliden über schweizerische Kriegerei“ (Druck und Verlag der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel) eine Schrift über die Entwicklung des schweizerischen Kriegswesens, in welcher die ehemalige Kriegsverfassung der Schweiz der modernen entgegengesetzt wird. Den Titel führt die Schrift daher, daß Wurstemberger dieselbe auf seinem nächtlichen Heimweg von Thorberg konzi-

piert hatte, wo er jeden Mittwoch seine beiden infolge der sogenannten „Reaktionsprozedur" mit den Herren v. Diesbach, Hahn und Lutz von Staatswegen gefangen gehaltenen Freunde, den Schultheißen Fischer und den Obersten Tscharner, besuchte. Sein Zürcherfreund sagt: „Die Arbeit ist weniger die eines Invaliden, als vielmehr diejenige eines kerngesunden Veteranen." Der Verfasser weist sich darin als ein gründlicher Kenner der Kriegsgeschichte aus. Den Ertrag der Publikation hatte Wurstemberger den „zerlandesväterten aargauischen Katholiken" bestimmt.

Nunmehr wollte er seine unterbrochene Arbeit über die bernische Landesgeschichte wieder aufnehmen. So lange das Staatsarchiv unter Lehenskommissar Wyß stand, hatte Wurstemberger es in unbeschränkter Weise benutzen dürfen. Als aber dasselbe in andere Hände übergieng, wurde ihm die bisherige Benutzung beschränkt, was Wurstemberger politischer Meinungsdifferenz zuschrieb und deshalb das Archiv nicht mehr besuchen wollte. Damit war seinem Geschichtswerke der Faden abgeschnitten; er ist dann auch, wie zu sehen sein wird, vor seinem Tode nicht mehr dazu gekommen, dasselbe bis zur Druckfertigkeit zu vollenden.

Im Januar 1842 lehnte er eine Anfrage Hurters, ob er die Geschichte der bernischen Revolution von 1830—1831 schreiben wolle, ab, da von seinem Standpunkte aus und in seiner Zeit geschrieben es eine Parteischrift gewesen wäre.

Zu Anfang des Jahres 1846 wurde der rüstige und sonst kerngesunde Mann zum ersten mal in seinem Leben von Schwindelanfällen heimgesucht, die jedoch glücklicherweise ohne weitere schlimme Folgen vorübergiengen. Nur klagt er deswegen am 8. Januar 1846: „der Arzt habe ihm nicht blos das Lesen und Schreiben, sondern sogar „auch das Denken abgestellt." Am 12. August [1]) des nämlichen Jahres starb Wurstembergers 83jährige, seit einer Reihe von Jahren erblindete Mutter im Wittikofen, wo er sie von seinem Schoßhaldengute aus täglich besucht hatte. Aus einem gleichzeitigen Briefe geht hervor, wie tief dieser Verlust ihn und die Seinigen berührte.

Das folgende Jahr 1847 brachte Wurstemberger die Vollendung seines Hauptwerkes über den Grafen Peter von Savoyen, auf

---

[1]) So nach dem Familienregister der Burgerkanzlei; nach dem v. Wurstemberger'schen Familienbuch, laut welchem ihre Erblindung am 1. Januar 1817 erfolgte, war ihr Todestag der 11. August 1846. (Gefl. Mitteilung von Hrn. v. Wurstemberger-v. Steiger.) Im burgerlichen Totenrodel findet sich der Todesfall nicht eingeschrieben, ebensowenig in demjenigen von Muri.

dessen Entstehungsgeschichte hier ein rascher Ueberblick geworfen werden mag.

Die Geschichte Berns im 13. Jahrhundert war ein besonderer Gegenstand von Wurstembergers Forschungen, welcher ihn auf Peter von Savoyen hinleitete. Wegen der besondern Schwierigkeit des auf mehrere Länder sich ausdehnenden Wirkungskreises dieses Fürsten harrte die Geschichte desselben noch ihres Verfassers. Unter dem 15. Juni 1835 schreibt Wurstemberger, es sei das tiefe Eingreifen des Hauptgegenstandes in die bernerische und überhaupt in die west- und südschweizerische Geschichte, was ihn zu dieser Arbeit geführt habe. Auch der italienische Gelehrte Cibrario, mit welchem Wurstemberger seit 1833 in Verkehr stand, ermunterte und veranlaßte ihn, die Arbeit an die Hand zu nehmen, indem er ihm unterm 9. September 1836 mitteilte, es sei dies auch der Wunsch des damaligen Königs Karl Albert von Sardinien. In seiner Antwort vom 2. Oktober 1836 erklärte Wurstemberger, sich aller Schwierigkeiten dieser Aufgabe wohl bewußt zu sein. Dennoch lehnte er dieselbe nicht ab, behielt sich indessen vor, zuerst seine Geschichte Berns, an welcher er damals noch arbeitete, zu vollenden. Allein auf wiederholte dringliche Aufforderung von Turin her entschloß er sich endlich zur Anhandnahme der Arbeit, obschon ihm die Schwierigkeit nicht entgieng, den Gegenstand in deutscher Sprache zu behandeln. Mit großer Selbstüberwindung unterzog er sich der Reise nach Turin im Spätherbst 1843, um die Archive zu benutzen. Dort wurde er sehr wohlwollend aufgenommen, und auch vom König zur Tafel gezogen. Er stand in regem wissenschaftlichem Verkehr mit den Turiner Geschichtsforschern und besuchte öfter die Gesellschaften der ihm befreundeten Häuser. Geschichtliche Mitteilungen über die Feldzüge von 1799 und 1800 zogen ihm, wie er sich ausdrückt, „ein Einladungsungewitter zu einem russischen Ge„sandtschaftsdiner auf den Hals, das er sich gerne teuer genug weg„gekauft hätte." Bei dieser Gelegenheit äußerte sich der gewesene sardinische Gesandte, Graf Saluzzo, gegen Wurstemberger dahin, daß der verstorbene Kaiser Alexander I. von Rußland ihm selbst ausdrücklich gesagt habe, er bereue sehr die Art, wie man 1815 auf dem Wiener Kongreß mit der Schweiz zu Werke gegangen sei und die Rechte der damaligen legitimen Stände mißachtet habe. [1])

---

[1]) Als Illustration hiezu vergl. „Rückblicke eines alten Berners" von Em. Fr. v. Fischer, Seite 275, Zeile 12 von oben mit der betreffenden Anmerkung.

In Turin wohnte Wurstemberger auch einer Sitzung der königlichen Akademie bei.

Das Werk, welches nach der anfänglichen Idee des Verfassers nur eine Broschüre werden sollte, wuchs durch die Fülle des Stoffes zu drei Bänden und einem Urkundenbande an. Nach der Vollendung desselben im bereits genannten Jahre 1847 trat nun aber die Schwierigkeit der Publikation ein; die Verlagsbuchhandlungen Schweighauser in Basel, Weidmann in Leipzig, Cotta in Stuttgart und Perthes in Hamburg wollten das seinem Gegenstand nach für ein romanisches Publikum bestimmte Werk nicht übernehmen. Ohne Zweifel wäre dessen Absatz gesichert gewesen, wenn Wurstemberger es in französischer Sprache geschrieben hätte, was für ihn leichter gewesen wäre, als es für Andere war, seine deutsche Redaktion zu übersetzen. Allein er bildete sich zu seinem Nachteil und zum Schaden des Werkes ein — wahrscheinlich aus Abneigung gegen alles Franzosentum überhaupt — er könne weniger gut französisch schreiben, als es wirklich der Fall war, und zu der Übersetzung mochte er sich auch nicht entschließen. So blieb das Werk noch beinahe 8 Jahre nach seiner Vollendung ungedruckt; erst im Jahre 1855 übernahm der Stämpfli'sche Verlag in Bern die Herausgabe desselben. Die Einleitung dazu ist vom Januar 1856 datiert, der Titel lautet: „Peter der Zweite, Graf von „Savoyen, Markgraf in Italien, sein Haus und seine „Lande. Ein Charakterbild des 13. Jahrhunderts, be„arbeitet von L. Wurstemberger. Bern, Stämpfli Verlags„handlung 1856. Zürich. Friedrich Schultheß 1856". König Viktor Emanuel von Sardinien bezahlte die Druckkosten[1]) und ließ Wurstemberger am 26. August 1852 durch den inzwischen Finanzminister gewordenen Cibrario die Insignien des Mauritiusordens überreichen, die er aber in seiner Antwort vom 7. September sofort ablehnte, was er bereits mit dem ihm schon von König Karl Albert in Aussicht gestellten Lazarusorden gethan hatte.

Übersetzungen dieser Arbeit Wurstembergers in's Französische wurden anfänglich von Matile in Neuenburg besorgt, dann von Mallet in Genf und endlich von Cramer. Auch für eine solche in's Italienische hatte eine italienische Dame, Madame Messara di Prevede, bereits am 7. Januar 1845 ihre Dienste angeboten. Das Werk charakterisiert sich als eine ebenso fleißige wie gründliche Mosaikarbeit

[1]) So nach Angabe der von Wurstemberger'schen Familienchronik, während die uns vorliegende von Herrn Ed. v. Wattenwyl- v. Diesbach verfaßte Biographie diesen Punkt nicht ausdrücklich erwähnt.

der schwierigen Zeit, in welcher dieser Fürst gelebt, und der verschiedenen Länder, in welchen derselbe gewirkt hat. Allein so hochverdienstlich und interessant dasselbe auch ist und als wichtiger Beitrag zur oberitalienischen Geschichte stets bleiben wird, so darf man es, vom Standpunkte der vaterländischen Geschichtsschreibung aus, doch bedauern, daß der Verfasser nicht lieber anstatt desselben eine Geschichte der Stadt Bern geschrieben hat. Wurstemberger dürfte dies vielleicht sogar selbst bis auf einen gewissen Grad gefühlt haben, wenn er unterm 6. Januar 1856 schreibt:

„Unterdessen bedaure ich doch die auf diese Arbeit vergeudete Zeit, „die ich zu einem fruchtbareren heimischen Zwecke hätte verwenden „können und sollen".[1])

Nach Vollendung seines Peter von Savoyen verfaßte Wurstemberger die Biographie seines ihm am 16. August 1848 durch den Tod entrissenen sieben Jahre ältern Freundes Bernhard Emanuel von Rodt. Der Verlust desselben bildete für Wurstemberger „eine unausfüllbare „Lücke in meinem Leben und in meinem gemütlichen Verkehr". Beide Männer, ohnehin von Hause aus in ihren ganzen Lebensanschauungen übereinstimmend, waren eifrige und gewissenhafte Historiker und trafen auf diesem Gebiete noch speziell in ihrer Vorliebe für die Kriegsgeschichte zusammen (v. Rodt gab diejenige Berns heraus). Zweifellos muß auch noch zwischen beiden ein ganz besonders enges Band bestanden haben dadurch, daß jeder von ihnen, selbst in religiöser Beziehung durchaus schrift- und gottesgläubig, Kinder hatte, die darin noch weiter gehen wollten (v. Rodt's Söhne Karl und Rudolf — s. d. Art. „Karl von Rodt" und „Rudolf von Rodt" — und Wurstembergers älteste Tochter Sofie — s. d. Art. „Sofie Dändliker geb. Wurstemberger"), was sicherlich zu manch' tiefernster Herzensaussprache zwischen ihnen und in der Folge zu einer echt christlichen Milderung, Abklärung und Veredlung ihrer religiösen Ansichten geführt haben mag.

Als es sich nun um die Publikation dieser Biographie handelte, und dieselbe anfangs auf Schwierigkeiten stieß, unternahm es die genannte Tochter Wurstembergers den Druck zu veranstalten, indem sie unterm 4. Dezember 1849 an ihren Vater schrieb: „Es ist schon „manches gelungen, nicht weil ich es geschickt angestellt habe, sondern „weil der liebe Gott seinen Segen dazu gab". Die Vorrede trägt

[1]) Auch sein Biograph Ed. v. Wattenwyl stimmt diesem Urteil Wurstembergers bei, obschon er gesteht, gerade der Lektur des „Peter von Savoyen" die Hauptanregung zum eigenen Geschichtsstudium zu verdanken.

am Schluß das Datum: „Schoßhalde, den 13. Julius 1850"; die Schrift erschien 1851 bei Huber und Comp. (J. Körber) in Bern unter dem Titel: „Bernhard Emanuel v. Rodt. Lebensbild eines Alt-Berners als Soldat, Staatsdiener, Geschichtsschreiber, Zeitgenosse und Augenzeuge der schweizerischen Umwälzungen. Geschildert von L. Wurstemberger".[1])

Während Peter von Savoyen in der Mappe schlief und auf einen Verleger wartete, übernahm Wurstemberger die Herausgabe einer von alt-Ratsherrn Karl Zeerleder veranstalteten Sammlung bernerischer Urkunden (Codex diplomaticus Bernensis), welche nach dessen am 28. Juni 1851 in seiner Besitzung am Murtensee erfolgten Tode auf Kosten seiner Erben gedruckt wurde. Wurstemberger vervollständigte die Sammlung mit seiner Ausbeute der Turinerarchive, sowie mit derjenigen der in Stuttgart befindlichen Urkunden des deutschen Ordens und schrieb nebst vielen wertvollen Noten die Vorrede, welche eine gründliche Abhandlung über die Standesunterschiede und die Zeitrechnung enthält. Auch verfaßte er dazu ein Namens- und Ortsregister, wodurch die fleißige Sammlung an Brauchbarkeit wesentlich gewann, obschon natürlich für den Gelehrten und Forscher diese rein mechanische Arbeit keineswegs erquickend sein konnte. Er äußert sich denn auch in einem Briefe, daß er dieses Pensum am Nachtische ausarbeite „— ein Nachtisch wie ein Sack gesottener Sägespähne nach „einer Schüssel schmackvoller Bratwürste". Abgesehen von diesem Registerband, der auch die Abbildungen der Siegel enthält, besteht das Werk aus zwei Bänden Urkunden, die sich vom 8. Jahrhundert bis zum Jahre 1300 erstrecken. Läßt auch die Korrektheit der Urkunden hie und da zu wünschen übrig, da Wurstemberger, welcher die Archive nicht besuchte, die Originale nicht vor sich hatte, so ist nichts destoweniger die von ihm auf das Zeerleder'sche Werk verwendete Mühe und Arbeit nach dem Ausdrucke Bernhard Zeerleders von Steinegg (des jüngern Bruders des Vorigen) „eine fast beispiellose und übermenschliche".[2]) Dennoch wollte er demselben seinen Namen nicht beisetzen, indem er hierüber unterm 28. Januar 1852 an Professor Kopp in Zürich schreibt: „Als Denkmal Zeerleders darf sein Name auch dem „Werke nicht fehlen und meine allfälligen merita um das Werk werde

[1]) Diese ungemein anziehend geschriebene Biographie hat der Schreiber dieser Zeilen auch mit dem größten Interesse zum Entwurf seines Lebensbildes über Bernhard Emanuel von Rodt in diesen Blättern (Bd. III. Seite 112—130) benutzt.

[2]) Siehe Bd. III. dieses Werkes Seite 568, drittunterste Zeile.

„ich bloß dafür geltend machen, den meinigen von demselben ferne zu „halten. Dieser überlange Namen würde die Druckkosten nur ver„mehren".

Der 1. August des Jahres 1853 brachte ihm als freudiges Familienereignis die Verheiratung seines ältesten Sohnes Hans Ludwig mit Fräulein Julia Ida von Bach aus dem Württembergischen. Um nun dem Sohne Platz zu machen, verließ Wurstemberger das seit mehr als dreißig Jahren bewohnte Wyßlochgut in der Schoßhalde und siedelte am 1. November 1854 in's Wittikofen über, wo es ihm nun beschieden sein sollte, seinen Lebensabend zuzubringen.

Wie er kurz nach der Erwerbung des Wyßlochgutes seinen Vater verloren hatte, so wurde ihm nun abermals noch nicht volle zwei Jahre nach seiner Übersiedlung in's Wittikofen seine treue Gattin am 9. Februar 1856 durch den Tod entrissen — grade in der nämlichen Zeit, als er die Genugthuung hatte, seine Hauptarbeit über Peter von Savoyen endlich veröffentlicht zu sehen.[1]) Der Verlust seiner vortrefflichen Frau erschütterte ihn tief; in der ersten Zeit nach ihrem Tode fühlte er sich verwaist wie ein Kind und äußerte den Wunsch von den Seinigen umgeben zu sein wie nie vorher. Nach und nach fand er sich in seine Witwerstellung, welche treue Freunde, namentlich der ihm mit Sohnestreue ergebene Dr. Schiferli, ihm versüßten. Vier Wochen vor diesem Todesfall hatte ihn bereits ein anderer in sehr empfindlicher Weise getroffen: der am 7. Januar 1856 erfolgte Hinscheid seines vier Jahre jüngern Freundes Karl Ludwig Tscharner, gewesener Oberamtmann von Burgdorf, eidgenössischer Oberst und bei seinem Tode Präsident des engern Komitee's der Bächtelenanstalt, mit welchem Wurstemberger in lateinischer Sprache zu korrespondieren pflegte. Um demselben in ähnlicher Weise wie dem Schultheißen von Mülinen und dem Historiker von Rodt ein Denkmal seiner treuen Freundschaft zu setzen und gewiß auch — was wir sicher annehmen dürfen — um seinen eigenen Schmerz in diesem prüfungsschweren Jahre etwas zu vergessen, verfaßte er damals Tscharners Biographie („Karl Ludwig Tscharner. Als Manuskript gedruckt. Bern, Buchdruckerei von C. Rätzer 1857"), die im nächstfolgenden Jahre herauskam und nur für einen engern Kreis von Bekannten bestimmt war. Vermöge seiner Gemütstiefe und seiner warmer Fühlung für die Leiden und Freuden Anderer hatte Wurstemberger für solche Gegenstände eine ganz besonders glückliche Feder.

[1]) Das Datum der Vorrede lautet: „Im Januar 1856".

War auch seine Gesundheit lange vortrefflich gewesen — über Zahn- und Kopfschmerzen hat er sein ganzes Leben lang niemals geklagt — und hatte ihn auch sein tägliches Aarebad, mitunter am nämlichen Tage zweimal genommen, in hohem Maße gegen Krankheitseinflüsse abgehärtet, so wiederholten sich doch im Winter 1857 die bereits vor 11 Jahren stattgehabten Schwindelanwandlungen. Mehr und mehr erschienen ihm nun alle Dinge vom Standpunkte seines bevorstehenden Heimganges, wie das aus vielen Briefen seiner letzten Lebensjahre hervorgeht. Dennoch widmete er diese ihm noch zugemessene Zeit der Umarbeitung seiner ersten Arbeit über die Geschichte des bernischen Gebietes, wenn auch das Redigieren dem biedern, nun in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre stehenden Greise mehr und mehr mühsam zu werden anfieng. War der Begriff wohl noch klar, so konnte er doch die Wortform nicht finden; oft verursachte ihm ein einziger Satz eine schlaflose Nacht. Im Jahre 1860 war er mit dieser Arbeit bis zur Epoche des zähringischen Rektorates über Burgund gelangt und hoffte dasselbe noch zum Schlusse bringen zu können. Es war ihm nicht mehr beschieden. Mit welcher Selbstüberwindung der damals bereits leidende Greis gegen das körperliche Erschwachen ankämpfte, zeigt das Manuskript, dessen allmählig mühsamer und unsicherer werdende Handschrift endlich mitten in einem Satze abbricht.[1]) Einige Wochen vor seinem Tode, als er bereits dem Ablauf seines 79. Altersjahres entgegen sah, gab er das Manuskript ab, im Gefühl der Unmöglichkeit, es selbst zu Ende zu bringen. So entsank aus Entkräftigung dem greisen Historiker die Feder, welcher das, was er noch an geistigen und körperlichen Kräften besaß, bis in die letzten Tage seines Lebens der gewissenhaften und uneigennützigen Erforschung der vaterländischen Geschichte gewidmet hatte — eine Thatsache, welche schon allein auf die Nachwelt überzugehen verdient!

Einige Freunde[2]) der vaterländischen Geschichtsforschung über-

---

[1]) Diese Bemerkung Ed. v. Wattenwyls läßt annehmen, daß derselbe zur Zeit der Abfassung seiner Biographie — wohl im Jahre 1864 — das Manuskript noch persönlich eingesehen hat, dasselbe damals also noch vorhanden und leicht auffindbar war. Auf unsere im Mai und Juni 1899 erfolgte diesbezügliche Anfrage bei Hrn. Karl Rudolf von Sinner in Wittigkofen und den HH. Schmid u. Francke (früher Firma Dalp) erhielten wir den Bescheid, daß das Manuskript sich weder im Archiv von Wittigkofen noch im Besitz der genannten Verlagshandlung befinde.

[2]) Dieselben waren: Alt-Reg.-Rat Ed. Blösch, Fürsprech K. G. König (später Professor), Staatsschreiber Moriz v. Stürler, Egbert Friedrich v. Mülinen-Mutach, Eduard v. Wattenwyl-v. Diesbach, Prof. Georg v. Wyß in Zürich. (S. die Vorrede zum I. Bd. d. Gesch. d. alten Landschaft Bern).

nahmen im Einverständnis mit dem Verfasser die Herausgabe des Werkes, indem sie das Manuskript mit möglichst geringen Veränderungen abdruckten, obwohl Wurstemberger ihnen freigestellt hatte, nötig scheinende Veränderungen nach freiem Ermessen anzubringen. Was zur Vollständigkeit der Arbeit noch fehlte, wurde durch die Gefälligkeit der Herren Staatsschreiber Moriz von Stürler und Egbert Friedrich von Mülinen ergänzt. Sie erschien unter dem Titel: „Geschichte der alten Landschaft Bern von J. L. Wurstemberger. Bern. Verlag der Dalp'schen Buchhandlung 1862". (2 Bände). Die Herausgabe des ersten Bandes erlebte er noch, diejenige des Zweiten nicht mehr. Das Werk umfaßt die Geschichte der burgundischen Lande zu beiden Seiten der Aare von den ältesten Zeiten bis zum Aussterben des Zähringischen Hauses im Jahre 1218.

Im November 1860 wurde Wurstemberger unversehens von Erstickungszufällen ergriffen, welche zwar nachließen, allein doch den Anfang seiner Todeskrankheit bildeten, welche sich von da an in dem starken Mann immer überwältigender geltend machte. Leib und Seele erschwachten zusehends, und oft quälten ihn geheimnisvolle Ängstigungen. Bei zunehmender Augenschwäche pflegte er sich des Abends und später auch den Tag über vorlesen zu lassen, während er seine Hände mit Erbsen oder Nußschalen beschäftigte.

Im Gefühl des mehr und mehr herannahenden Todes lud er im Hochsommer des Jahres 1861 seinen Alterskameraden Wyß,[1]) „mit „ihm am nämlichen Tag geboren und im gleichen Wasser getauft" und mit welchem er meist seinen Geburtstag zu feiern pflegte, auch zur Feier des achtundsiebenzigsten und ein zweitel [2]) Geburtstages ein. Die vorherrschende Stimmung, in welcher diese kleine und sonst nicht gebräuchliche Feier von den beiden Freunden zugebracht worden sein

[1]) Friedrich Rudolf Wyß aus dem Geschlechte mit der Lilie im Wappen (Sohn des Kürschners Franz Josef Rudolf Wyß und der Anna Elisabeth geb. Langhans) zünftig auf Mohren, getft. 1. März 1783 (Taufrodel der Burgerkanzlei Nr. XVI. S. 77 — wo der Name Weiß geschrieben, der Tag der Geburt nicht genannt ist —) war später Eisennegoziant und 1813 Salzfaktor zu Wangen, verh. 21. Oktober 1816 mit Karoline Friederike Rickli von Wangen, deren Wittwer seit 19. Novbr. 1831, gestorben 4. September 1870. (Stammreg. III, S. 1152).

[2]) Leider nennt v. Wattenwyls Biographie den Tag nicht, an welchem beide Freunde diese außergewöhnliche Feier veranstalteten. Unserer Berechnung nach müßte sie am 26. oder 27. August, je nachdem man den sich ergebenden halben Tag berücksichtigt, stattgefunden haben.

mag, erhellt wohl am besten aus dem letzten, kurze Zeit vorher am 21. Juli 1861 von Wurstemberger an Dr. Matile in Amerika gerichteten Briefe (den er bereits nicht mehr selber schreiben konnte), worin er sich folgendermaßen ausspricht: „Dem, was mir bevorsteht, sehe „ich getrost entgegen, getroster diesem Endpunkt, als dem vielleicht „prüfungsschweren Rest der Erdenbahn, die ich noch zu durchwandern „habe. Stets war mein inneres Auge nach oben gerichtet und bedurfte „keines neuen Entschlusses; aber meine neuesten Erlebnisse[1]) und der „nähere Anblick desjenigen, das allen Menschen wartet, haben jenes „innere Auge noch klarer erleuchtet, als es in früheren Jahren war. „Jetzt gehe ich mit ernster Besonnenheit, aber in getroster Zuversicht „dem Augenblick entgegen, der uns allen wartet, mit Zuversicht in die „herrlichen Verheißungen unseres Schöpfers und Erlösers, die uns „bei festem Glauben an ihn jenen Wechsel als einen für uns höchst „gesegneten versprechen."

Seine Ahnung sollte ihn nicht trügen. Mittwoch den 15. Januar 1862 um ½ 3 Uhr Morgens gieng der biedere Greis auf seinem väterlichen Landsitze Wittikofen zur ewigen Ruhe ein. Anwesend waren bei seinem Hinscheid seine älteste Tochter Sofie und deren Gatte, welche die Nacht im Hause zubrachten. Der Sarg wurde nach der Wohnung des Ehepaars Dändliker in der Nydecklaube Nr. 200 gebracht, wo für die zahlreichen Teilnehmer an der Leichenfeierlichkeit mehr Raum war, als im Wittigkofen. Seine sterbliche Hülle wurde Samstag den 18. Januar[2]) auf dem Friedhof Rosengarten beigesetzt an der von ihm längst ausersehenen Stelle neben der Grabstätte seiner treuen Gattin. Von Vielen betrauert, wurde ihm von nah und fern manches schriftliche Zeugnis der Liebe und Achtung gezollt, das seinen Hinterlassenen ein wohlthuendes Pfand des Wohlwollens und der Verehrung war, welche Viele dem teuren Verstorbenen bewahrten.

Wurstembergers Gesichtszüge zeichneten sich aus durch die unverhältnismäßig hohe Stirn, gegen welche die andern Teile des Gesichts klein erschienen; er war kurz gewachsen, aber kräftig gebaut. Seine Lebensweise war von spartanischer Einfachheit; er trank nur Wasser

[1]) Welches dieselben seien, wird nicht gesagt.

[2]) Ed. v. Wattenwyl nennt in seiner Biographie im Berner Taschenbuch auf 1865 den 19. Januar (der 19. Januar 1862 war ein Sonntag), allein nach den Angaben der Verwandten und nach der Publikation auf der vierten Seite des „Intelligenzblattes für die Stadt Bern" vom 16. Januar 1862 fand die Beerdigung Samstags den 18. um 10 Uhr Vormittags vom Hause Nydeckgasse Nr. 200 aus statt, wonach letzteres Datum jedenfalls den Vorzug verdient.

und Milch, auch wohl etwa Bier, aber nie Wein, Kaffee oder Thee. Dabei leistete er als Fußgänger Außerordentliches bei geringer Nahrung; so gieng er z. B. einmal von Luzern in einem Tag nach Hause mit einer Auslage von nur zehn Kreuzern. Seine Kleidung war äußerst einfach und trotzte jeder Mode. Meistens ging er ohne Strümpfe; den Hut trug er gewöhnlich in der Hand. Halsbinden und Handschuhe perhorrescierte er und hat letztere nicht einmal als eidgenössischer Oberst getragen. Aller Firniß und jeglicher Luxus waren ihm gründlich zuwider; als Luxus erschien ihm Alles, was nicht unbedingt notwendig war, und im Notwendigen dasjenige, was sich mit nach seiner Ansicht unnötiger Eleganz darstellte. Dabei war er durchaus nicht geneigt, den Begriff des Notwendigen irgendwie durch Ansprüche der gesellschaftlichen Stellung modifiziert zu sehen. Diesen Maßstab legte er auch für das öffentliche Leben an; er mochte so wenig den Luxus im Militärwesen, als bei öffentlichen Bauten leiden, weshalb er Jahre lang nie die 1840—1844 erbaute Nideckbrücke betrat und lieber über Feld und Wald zog, als daß er sich der ihm unnötig scheinenden neuen Worblaufenstraße bedient hätte. Die Einführung der Eisenbahnen [1]) in der Schweiz betrachtete er nur höchst skeptisch und, wie alles Neue, dem Gewohntes, Erprobtes und zur Erinnerung Gehörendes weichen mußte, durchaus unsympathisch. Der Sinn für Aesthetik schien ihm völlig zu mangeln. Blumen und Gartenanlagen schlug er nicht hoch an; eine gute Landkarte interessierte ihn weit mehr als die schönste Gemäldesammlung, und die Feststellung einer historischen Thatsache oder eines Datums stand ihm höher als alle schöne Litteratur.

Im Gegensatz zu diesem knorrigen Wesen ermangelte indessen Wurstemberger dennoch keineswegs gesellschaftlicher Feinheit. Dies zeigte sich besonders in seiner Behandlung der Frauen, denen er eine große, durchaus geistige und hochritterliche Verehrung widmete, weil er sie für von Natur besser hielt als die Männer. Dafür waren ihm denn auch die Frauen dankbar und gaben ihrerseits Beweise, daß sie diese Bevorzugung zu würdigen wußten, wovon manches Blatt seiner hinterlassenen Korrespondenz und sein in mancher Freundin lebendes Andenken Zeugnis ablegte.

Den Grundzug von Wurstembergers Charakter bildeten eine strenge Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe und ein unbedingter und

[1]) Es ist zu bedauern, daß in v. Wattenwyls Biographie nichts verlautet, ob Wurstemberger dieses noch zu seinen Lebzeiten auch in Bern eingeführte Verkehrsmittel wirklich probiert habe oder nicht.



unbeugsamer Sinn für das aus göttlicher Bestimmung herfließende ewige und unwandelbare Autoritätsprinzip. Was diesen drei Grundbegriffen in irgend einer Weise widerstrebte, das verwarf er, und hieraus ergaben sich auch seine Gesinnungen in Religion, Politik und Moral ganz von selbst. Durchaus religiös und schriftgläubig bekannte er, was er im Herzen glaubte, auch offen mit dem Munde, mochte indessen ein allzu geflissentliches und auffälliges Zurschautragen dieser Gesinnung nicht leiden. [1]) Dagegen bethätigte er dieselbe durch seinen ganzen Wandel im öffentlichen und privaten Leben. Sein unentwegter christlicher Glaube hat ihm auch die Bitterkeit der politischen Eindrücke, unter denen er dreißig Jahre lang gelebt hat, überwinden helfen.

In der Politik nahm er den Standpunkt des historischen Rechtes ein und leitete die öffentlichen Zustände aus wohlerworbenen Rechten her; was diese irgendwie verletzte, war für ihn Revolution, und was auf Revolution beruhte oder damit zusammenhieng, das verwarf er grundsätzlich und schlechthin, mochte es nun von unten oder von oben herkommen. Die Volkssouveränetät, ihm überhaupt schon als Errungenschaft der Revolution unsympathisch, ermangelte in seinen Augen der innern Wahrheit. Im Staats- und Volksleben, wie in der Politik haßte er alles Unehrliche, Zweideutige, alles Willkürliche, Ränkevolle, Unordentliche und war deshalb ein Verehrer des Freiherrn von Stein, dessen Bildnis sein Zimmer zierte, und ein geschworener Feind Bonaparte'scher Gewaltherrschaft und Lüge.

Wurstembergers Moralität war durch seine schon in den Knabenjahren begonnene Abhärtung und einfach-rauhe Lebensweise, die ihn vor allen üppigen Ausschweifungen des Jünglingsalters schützte, wesentlich gefördert worden. Dieselbe zeigte sich ganz besonders in seinem äußerst glücklichen ehelichen Leben. Er sah mit Recht in der Familie die Grundsäule der Staatswohlfahrt und in der leichtfertigen Geringschätzung dieser Verhältnisse den Anfang alles Staatsverderbens.

Bei der ihm angeborenen Originalität, welcher seine Erziehung und Lebensweise freien Lauf ließen, war allerdings sein Charakter auch nicht frei von Einseitigkeit in Bezug auf die Menschen und im Urteil über die Dinge, was mitunter um so mehr hervortrat, als er gelegentlich Wert darauf legte, seine einseitige Denkweise durch seine Handlungsweise an den Tag zu legen. Allein diesem Zuge gegenüber

[1]) Dies mochte jedenfalls auch der hauptsächlichste Grund sein, warum die Eltern Wurstemberger — im Anfang wenigstens — sich mit ihrer hierin anders denkenden Tochter Sofie nicht gleich verständigen konnten.

fehlen auch die guten Eigenschaften der Solidität, der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit nicht.

Wurstembergers Erziehung hatte ihm weniger gegeben, als gewöhnlich von derselben verlangt wird; Schulen hatte er nie besucht, und der Hausunterricht war nicht weit gediehen. Er war Autodidakt im strengsten Sinne des Wortes und hat es durch ausdauerndes Selbststudium weiter gebracht, als mancher Geschulte. Mit Vorliebe trieb er Geschichte (von derselben speziell Kriegsgeschichte) und Geographie und als subsidiäre Wissenschaften für jene die Mathematik und die Sprachen. Auch in den Naturwissenschaften und der Landwirtschaft war er wohl bewandert. Zu dieser Vielseitigkeit verhalfen ihm seine leichte Fassungsgabe, großer Scharfsinn und ein staunenswertes Gedächtnis. So wußte er z. B. vom 13. Jahrhundert von jedem Jahr auswendig, auf welchen Tag Ostern fiel und berechnete danach die andern kirchlichen Feste.

Als Historiker stand Wurstemberger denjenigen Forschern am nächsten, die man mit dem Namen der urkundlichen und kritischen Schule bezeichnet. Doch tritt er immer schonend gegen bestehende Ueberlieferungen auf, und der warme, vaterländische Geist, in welchem er schreibt, hält sich ferne von kritischer Ausschreitung und hohler Negation. Seine Hauptrichtung war das Quellenstudium, welches er mit einer Gründlichkeit, einem ausdauernden Fleiß und einer Wahrheitsliebe betrieb, die ihres Gleichen suchten. Und doch hat der bescheidene Mann, der sich niemals vordrängte, immer nur höchst anspruchslos von seinen Leistungen gedacht.[1]) Hingegen mochte es wohl mit seiner Bildungsweise aus sich selbst heraus zusammenhängen, daß er die Forschungen und Leistungen Anderer kennen zu lernen sich mitunter zu wenig bemüht hat, so große und wohlwollende Anerkennung er denselben auch zu Teil werden ließ, wenn er sie kannte, und mit seiner vorzüglich der Quellenforschung und der Kriegsgeschichte zugewendeten Vorliebe, daß einzelne Teile seiner Werke zu eigentlichen Abhandlungen heranwachsen und das richtige Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen verloren geht.

Wurstemberger war mit vielen ausgezeichneten Geschichtsforschern seiner Zeit im Inland wie im Ausland nicht nur persönlich bekannt, sondern auch teilweise eng befreundet, und seine litterarische Korrespondenz war eine ganz bedeutende. So in der Schweiz mit Johann

[1]) Siehe darüber s. Brief vom 2. Juni 1839 an den Obersten David Nüscheler in Zürich (Taschenbuch auf 1865 Seite 42).

Kaspar Zellweger in Trogen, Felix Ulrich Lindinner und Oberstlieutenant David Nüscheler in Zürich, Ratsherr Andreas Heußler und Professor Johann Schnell-Riggenbach in Basel, Professor Josef Eutych Kopp in Luzern, Pater Adalbert Regli, Benediktiner-Abt in Muri, Pater Urban Winistörfer, Cistercienserkonventual in St. Urban, Bernhard Emanuel von Rodt, Standeskassier Karl Ludwig von Sinner und Albrecht v. Tscharner-v. Mülinen in Bern, Professor George Auguste Matile in Neuenburg, Frédéric de Gingins-Lasarra, Louis de Charrière, Professor Louis Vuillemin und Professor Jean Jacques Hisely in Lausanne, Eduard Mallet in Genf. Im Auslande mit Dr. Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt a. M., Wolfgang Menzel und Oberbibliothekar Christoph Friedrich von Stälin in Stuttgart, Freiherr Roth von Schreckenstein in Karlsruhe, Leopold von Ranke und Georg Heinrich Pertz in Berlin, Luigi Cibrario und dem Marquis von St. Thomas in Turin. Aber nicht nur mit Männern seines Alters war er in stetem litterarischem Verkehr, sondern auch mit jüngern unterhielt er sich gern und suchte sie in ihren historischen Forschungen bestens zu ermuntern und zu unterstützen, so mit Staatsarchivar Moritz von Stürler, Adolf Kasthofer, Eduard von Wattenwyl-von Diesbach[1]) und Egbert Friedrich von Mülinen[2]) in Bern, mit Professor Georg von Wyß in Zürich, Nationalrat Anton Philipp von Segesser in Luzern, Dr. Heinrich Gelzer aus Schaffhausen, Professor Basil Hidber aus Mels u. s. w.

Noch möge bemerkt werden, daß die Beihülfe, die Wurstemberger nach andern Seiten zu wissenschaftlichen Werken geleistet hat, fast ebenso bedeutend ist, als es die von ihm selbstständig der Oeffentlichkeit übergebenen Werke sind. So lieferte er Beiträge zu Cibrarios Werk «Monumenta Patriae», zu Gingins Geschichte des Zähringischen Rektorats, zu Nüschelers Schweizergeschichte, zu Kopps eidgenössischen

[1]) Derselbe verfaßte die hier bereits mehrfach genannte Biographie Wurstembergers im Berner Taschenbuch von 1865, „ein Muster- und Meisterstück der Charakteristik", wie sie J. Sterchi in seiner Denkschrift zur 50jährigen Stiftungsfeier des bern. histor. Vereins (S. 48) nennt. In seinem zweiten Teile des Lebens Wurstembergers von 1830—1862 läßt hingegen dieses sonst vortreffliche Lebensbild mitunter eine gewisse Uebersichtlichkeit und Planmäßigkeit etwas vermissen.

[2]) Derselbe widmete Wurstemberger einen ausführlichen Nekrolog in der „Eidgen. Zeitung" vom 17. Februar 1862.

Bünden. Der romanischen Gesellschaft war er für Herausgabe des Cartulariums von Lausanne, dem Bibliothekar Böhmer für diejenige des Matthäus von Neuenburg behülflich.

Es fehlte Wurstemberger denn auch nicht an der Anerkennung, womit die Wissenschaft in bescheidener Weise ihre Förderer ehrt. Er war Ehrenmitglied der geschichtsforschenden Gesellschaften der romanischen Schweiz (1850, 27. August), von Genf (1842), von Basel (1849), des fünförtigen Vereins, korrespondierendes Mitglied der königlichen Deputation für Geschichte in Turin und des Deutschen Gelehrtenvereins. Der König von Sardinien ehrte ihn durch Zusendung eines Exemplars der Monumenta Patriae.

Die Vereinsthätigkeit und das Vereinswesen überhaupt waren weniger seine Sache.[1] Er gehörte zwar der von dem Schultheißen v. Mülinen 1812 gestifteten „Schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft" an und lieferte für dieselbe die bereits genannten Beiträge, wollte jedoch — und dies zweifellos hauptsächlich wegen der Schroffheit seiner politischen Ansichten, die er ohne weiteres auch in das wissenschaftliche Leben übertrug — weder der im Herbste 1840 gestifteten „Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz", noch dem im Sommer 1846 gegründeten „Historischen Verein des Kantons Bern" beitreten, ja er lehnte auch die Wahl in die Kommission zur Herausgabe der Fontes rerum Bernensium (Berns Geschichtsquellen) ab.

Allein abgesehen von dieser etwas schroffen Einseitigkeit war Wurstemberger durch seine Gradheit, seine Pflichttreue, seine echte Frömmigkeit, seinen ausdauernden Fleiß, seine große Pietät und seine ihn namentlich ehrende Bescheidenheit ein echter Biedermann von altem Schrot und Korn; mochte er auch mit mehr oder weniger Recht seinen ältern und jüngern Zeitgenossen als ein „Original" vorkommen, so war er nichtsdestoweniger, auch abgesehen von seinen wissenschaftlichen Leistungen, für dieselben dadurch ganz besonders bedeutsam, „daß er in „einer genußsüchtigen und vielfach zerstreuten Zeit das seltene Beispiel „eines Mannes gab, der, indem er seine äußern Bedürfnisse auf ein „Wenigstes beschränkte, allen höhern Seelenkräften ihren Spielraum „gab und seine Erdentage zum Ausdruck jenes alten, ewig wahren „Wortes machte: Animus incorruptus, aeternus, rector humani „generis, agit atque habet cuncta, neque ipse habetur. (Das ewig

---

[1] Siehe hierüber auf S. 40 und 41 der genannten Biographie zwei Auszüge von Briefen Zellwegers an Wurstemberger vom 24. Sept. und 25. Oktober 1841.

„Geistige im Menschen, der Verderbnis entzogen, regiert die Welt, „beherrscht und besitzt Alles und wird selbst nicht beherrscht.)“ [1])

Außer den bereits im Texte genannten Hauptwerken Wurstembergers führt sein Biograph Ed. v. Wattenwyl- v. Diesbach auf Seite 35 des Berner Taschenbuches von 1865 noch folgende, anscheinend selbständig erschienene kleinere Broschüren an:

1) Kritik der Schrift Hiseli's über die Entstehung der eidg. Bünde.
2) Abhandlung über den Einfluß der Kriegsführung Friedrich's I. (jedenfalls Druckfehler für II.) auf das schweizerische Kriegswesen.
3) Über die bernische Zehnt- und Finanzreform.
4) Über das Niederlassungswesen.
5) Über die Neuenburgerfrage (1850).
6) Übersetzung der Schrift des Herrn Gingins über die aargauische Klosterfrage.
7) Übersetzung der Schrift des Hrn. Dr. Blösch in Biel über Pantheismus.

Leider ist es mir bis jetzt (Juli 1899) nicht gelungen, dieselben, mit den folgenden zwei Ausnahmen (welche noch dazu v. Wattenwyls Angaben, die hier beinahe etwas flüchtig und ungenau zu sein scheinen, ziemlich modifizieren) ausfindig machen zu können, weder auf der Berner Sadtbibliothek, noch im Wurstembergerarchiv im Schlosse Wittigkofen. Unterm 14. Juni 1899 schreibt mir der jetzige, von mir dieserhalb am 9. Mai mündlich angefragte Besitzer von Wittigkofen, Hr. Karl Rudolf v. Sinner, es habe ihm trotz mehrmaliger Nachforschungen nicht gelingen wollen, die von mir bezeichneten Schriften und Übersetzungen ausfindig zu machen. Zwar habe er eine größere Broschüre gefunden, die sich auf die aargauischen Klöster beziehe, dieselbe enthalte jedoch keine einzige Angabe darüber, daß sie eine Übersetzung der bezüglichen französischen Abhandlung des Hrn. v. Gingins sei. (Nr. 6).

Was Nr. 3 betrifft, so findet sich auf der Berner Stadtbibliothek (H. XXII. 146) eine Broschüre: „Bemerkungen über den neuen Zehnt-Gesetzes-Entwurf und die Finanzreform im Kanton Bern. Von R. Wurstemberger. Stadt-Lehens-Commissär. Gedruckt bei Karl Rätzer 1840.“ Dieselbe hat also nicht den Historiker Oberst J. Lud. Wurstemberger zum Verfasser, sondern Herrn Simeon Ludwig Rudolf v. Wurstemberger- v. Steiger, später Präsident der Oberwaisenkammer, was derselbe mir übrigens selbst bestätigt hat.

---

[1]) Schlußworte des Nekrologes von Egb. Friedrich von Mülinen in der Eidgenöss. Zeitung Nr. 47 vom 17. Februar 1862, Seite 3, Spalte 1 in der Mitte.

Quellen: Oberst Johann Ludwig Wurstemberger. Ein bernisches Charakterbild. Von Ed. v. Wattenwyl-v. Diesbach. Berner Taschenbuch auf das Jahr 1865, S. 1—65. — Die v. Wurstemberger'sche Familienchronik. — Eidgenössische Zeitung Nr. 15 vom 16. Jan. und Nr. 47 vom 17. Feb. 1862. — Einzelne, die Person des Biographierten betreffende Aufzeichnungen in der Broschüre: „Ebenezer oder: Fünfzig Jahre des Diakonissenhauses Bern. Von Joh. Friedr. Daendliker. Verlag des Diakonissenhauses Bern 1894." — Gefl. Mitteilungen der Herren J. F. Daendliker, Karl Rudolf von Sinner und v. Wurstemberger-v. Steiger.

R. v. Diesbach.

Moriz Isenschmid.

1850—1878.



Das gut burgerliche Geschlecht Isenschmid von Bern, das nach Angabe des Berner Burgerbuches schon 1448 vorkommt und gegenwärtig auf Schuhmachern zünftig ist, führt laut den als authentisch geltenden Stammregistern [1]) der bernischen Burgerkanzlei als Wappen in Rot den Oberkörper eines blaugekleideten und weißes Schurzfell tragenden Schmiedes, welcher in seiner Rechten den geschulterten Schmiedehammer hält und die Linke in die Seite stemmt. Die nämliche Quelle geht zurück bis auf Hans Isenschmid, Predikant zu Siselen, 1609 noch zu Schmieden

[1]) Stammregister Bd. II. H—P, S. 481. Dieselben geben stets nur den Wappenschild ohne Helmzier. Das älteste Wappenbuch der Burgerkanzlei zeigt den Mann gelb gekleidet, das v. Mülinen'sche Wappenbuch giebt ihn blau mit gelbem Schurzfell, aber als Schildfarbe Silber, die Helmzier in den nämlichen Farben. Gewöhnlich gelten die burgerlichen Stammregister auch betreffs der Wappendarstellungen als authentisch.

zünftig und gestorben 1612. Bei ihm findet sich folgende Notiz eingetragen:

„Obschon dieses Geschlecht durch sein Geschlechtsregister nicht „buchstäblich hat erzeigen können, daß ein Stammvater im Regiment „oder vor a. 1600 zünftig gewesen sei, so ist doch nicht bezweifelt worden, daß dasselbe ein altburgerliches Herkommen habe, indem daraus in vergangenen Jahrhunderten „nicht nur als Burger zünftige, sondern selbst im Regiment gewesen „sind. Diesemnach ist selbiges von Räth und Burgeren regimentsfähig erkennt worden den 17. Martii 1701."

Dieser Hans wurde durch zwei Söhne Stammvater zweier Linien des Geschlechtes, einer ältern durch seinen, wie es scheint erstgeborenen Sohn Salomon, Schulmeister zu Büren, und einer jüngern durch seinen nachfolgenden Sohn David, Predikant zu Ueriton 1636 und gestorben 1639 im Alter von bloß 33 Jahren. Dieser jüngern Linie nun gehört das in der Überschrift genannte Familienmitglied an.

Moriz Wilhelm Isenschmid wurde als der jüngste von drei Brüdern am 4.[1]) November 1850 zu Köniz bei Bern geboren. Sein Vater Rudolf Moriz Isenschmid, geb. 5. Oktober 1813, verheiratet am 24. Mai 1844 zu Freiburg im Uechtland mit Sophie Rosa Daler, Tochter Ludwig Friedrichs von Durlach im Großherzogtum Baden, war Dr. med. et chir. und mehrere Jahre Arzt in Köniz. Die ältern dieser Ehe entsprossenen Kinder waren: Moriz Adolf, geb. zu Köniz 8. Mai 1845, später Bankier, gestorben zu Bern 17. November 1884 mit Hinterlassung von vier Kindern aus zwei Ehen; Rudolf Robert, geb. daselbst 5. April 1847, gestorben unverheiratet zu Gern in Baiern am 9. Mai 1871; Sofie Bertha, geb. daselbst 3. Dezember 1848, aber bereits im August 1849 daselbst wieder gestorben.

Da der kleine Moriz schon in seinem frühesten Kindesalter von außerordentlich zarter und schwächlicher Konstitution war, so wäre es für ihn ein großer Vorteil gewesen, einen Arzt zum Vater zu haben, der nicht nur seine geistige, sondern auch ganz besonders seine physische Entwicklung mit kundigem Auge beobachtet und durch die nötige Sorgfalt in der Behandlung gefördert hätte. Aber die göttliche Vorsehung hatte es anders beschlossen: Moriz hatte noch sein erstes Lebensjahr nicht vollendet, als sein Vater, nur 38 Jahre alt, am 28. September 1851 starb infolge Erkältung in einem anstrengenden Militärdienste,

[1]) Nicht am 5., wie der uns vorliegende Nekrolog von Prof. Dr. Perty angiebt. S. Burger-Taufrodel XX. Seite 56.



welchen er gleich nach einer im Sommer des nämlichen Jahres mit Erfolg gebrauchten Kur im Bade Weißenburg hatte mitmachen müssen. Nicht genug daran, starb nur zwei Tage später sein einer älterer Oheim Karl Rudolf, Notar, am 30. September 1851, und sein anderer, ebenfalls älterer Oheim, Rudolf Wilhelm, auch Notar, am 23. Mai 1854, als Moriz noch keine drei Jahre zählte.

Nach dem Tode des Vaters verließ die Mutter Köniz und zog nach Bern, wo sie mit ihren 3 Knaben eine Wohnung an der Speichergasse bezog. Einige Jahre später starb am 17. Juni 1856 im Alter von 73 Jahren Morizens Großvater, der Professor und Inselwundarzt David Rudolf Isenschmid und vermachte seinen drei Enkeln Adolf, Robert und Moriz das zu 100,000 Franken gewertete, in den Vierziger Jahren von ihm erbaute Isenschmid'sche Säß- und Familienhaus (damals Judengasse Nr. 113a), seit 1882 nun Amthausgasse 26, in dessen drittem Stockwerk Morizens Mutter mit ihrer Schwester und Schwägerin, der Witwe des Notars Karl Rudolf, einen gemeinsamen Haushalt führte.

Nachdem Moriz seinen ersten Unterricht in der Wengerschule erhalten, trat er im April 1861 in die siebente (unterste) Klasse der damaligen städtischen Realschule ein. Im Frühjahr 1862 wurde er als der dritte von vierundzwanzig Schülern in die sechste und 1863 als der vierte von der nämlichen Anzahl in die fünfte Klasse befördert. Allein nun befiel den strebsamen, begabten und fleißigen Knaben ein schweres Hüftleiden, infolge dessen er auf Ostern 1864 aus der Schule zurückgezogen werden mußte. Es wurde sogar eine schwere Operation notwendig. Über zwei Jahre fesselte ihn dasselbe an's Bett gerade in der Zeit, in welcher der Knabe zum Jüngling heranreift und seinen Studien zur Legung eines tüchtigen Grundes von Vorkenntnissen für die im Jünglingsalter zu erlangende höhere Allgemeinbildung auf's Fleißigste und Andauerndste obliegen muß. Inzwischen empfing Moriz durch Pfarrer Otto von Greyerz zu Hause seinen Konfirmandenunterricht und wurde am hohen Donnerstag (18. April) 1867 in der Heiliggeistkirche durch Pfarrer Appenzeller konfirmiert. Aber die harte und schwere Prüfung dieser Jugendkrankheit, die seinen Geist frühzeitig reifte — später kam noch ein Lungenleiden dazu, welches seinem jungen Leben ein so frühzeitiges Ziel setzte, — vermochte nicht, seinen Wissenstrieb, seine Lust zum Lernen und seine tüchtigen Leistungen zu vermindern, wie das aus den noch vorhandenen, wahrhaft glänzenden Zeugnissen der zweiten Periode seines Besuches der Realschule, in welche er auf Ostern 1867 wieder (in Klasse III der Realabteilung) eintreten

konnte, ersichtlich ist. Seine frühern Klassengenossen waren damals bereits in der ersten Klasse. In Betragen und Fleiß enthalten Morizens Zeugnisse überall die höchste Note 1 = gut, ebenso in den Leistungen in allen Fächern, Schreiben, Zeichnen und Singen ausgenommen (Singen wenigstens in der III. Klasse schwächer, in der II. dann auch durchwegs „gut“). Im Frühjahr 1868 wurde er als der zweite von zehn in die II., 1869 wieder als der zweite von vier in die I. Realklasse versetzt. Als Schulprämien erhielt er zu Neujahr 1868 das Berner Taschenbuch auf 1868, zu Ostern: K. Barkel, die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, zu Neujahr 1869 das Berner Taschenbuch auf 1869 und zu Ostern: Whewell, Geschichte der induktiven Wissenschaften. Da er sich von Jugend auf für die Tierwelt und insbesondere für die Insekten interessierte, so widmete er sich, von klassischer Bildung Umgang nehmend, mit allem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften.

Seines nunmehr vorgerückten Alters wegen wünschte Isenschmid nun möglichst rasch an das Polytechnikum zu gelangen. Deshalb besuchte er in der ersten Klasse der Realschule nur noch den Physikunterricht als Halbschüler, hörte daneben im Sommersemester 1869 auf der Berner Universität fachwissenschaftliche Kollegien und bestand im Herbst dieses Jahres in Zürich mit Ehren das Eintrittsexamen in das dortige Polytechnikum. An demselben machte er den ersten Jahreskurs für Fachlehrer in naturwissenschaftlicher Richtung mit und hatte seine Wohnung bei einem Hrn. Claus Billeter im untern Palmhof zu Oberstraß. Unterm 28. Oktober 1870 erklärte er seinen Austritt als Studierender des Polytechnikums.

1871 (4. November) wurde Isenschmid Mitglied der bernischen und 1872 (21. August auf der Versammlung zu Freiburg) auch der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Als sich Mitte Januar 1873 eine entomologische Sektion der erstern in Bern konstituierte, war er selbstverständlich unter den Begründern und wurde zum Schriftführer dieser Abteilung gewählt, welches Amt er bis in das Jahr seines Todes bekleidet hat.[1])

Im Frühling des genannten Jahres machte er eine Reise in's Tessin, wobei er sich vom 31. März bis 2. Mai in Lugano und vom

[1]) Das Protokoll der entomologischen Sektion der bernischen naturforschenden Gesellschaft enthält vom 15. Januar 1873 bis 30. März 1878 sechszehn Sitzungsberichte sämtlich von Isenschmids Hand in kleiner zierlicher Antiquaschrift. Dasselbe befindet sich dermalen im bernischen naturhistorischen Museum unter Obhut des Hrn. Konservators Dr. Steck.

3. bis 26. Mai in Locarno aufhielt und Insekten sammelte. Gleich darauf unternahm er in Begleitung seines Freundes, des Herrn Kustos Frey-Geßner, zum nämlichen Zwecke vom 1.—15. Juni eine zweite Exkursion ins Wallis, wobei Martigny, Ardon, Sitten, Siders, Susten, Tourtemagne und Visp besucht und bei 2700 Stück Insekten erbeutet wurden. Hiebei kam ihm sein äußerst scharfes Gesicht, mit welchem er auch sehr kleine Tierchen in verhältnismäßig weiter Entfernung wahrnehmen konnte, sehr zu statten.

Zu Anfang des Jahres 1875 begleitete er Herrn Ed. von Jenner nach Südfrankreich, wo Letzterer im Auftrage des Herrn Gustav von Bonstetten-de Rougemont in Hyères Höhlenausgrabungen zu machen hatte. Tagelang half Isenschmid, der in einem Hotel in Hyères wohnte, während sein Gefährte bei Herrn von Bonstetten einquartiert war, Letzterem beim Suchen nach Ueberresten von Höhlenbewohnern, ohne indessen darüber seine Beschäftigung mit der Insektenwelt zu vernachlässigen. Zum großen Bedauern Jenners mußte Isenschmid vor der Zeit von dort abreisen, weil er schlimme Nachrichten über das Befinden seines Bruders Adolf erhielt, welcher damals gesundheitshalber in Oberitalien verweilte.

Anfangs 1876 wurde er zum Mitglied der Museumskommission des Burgerrats ernannt, in welcher er die Stelle des Sekretärs und Kassiers versah.

Die größte und für seine Studien fruchtbarste Reise machte Isenschmid im Jahre 1877[1]) mit seinem bereits genannten Freunde Frey-Geßner nach Sicilien. Während derselben, namentlich auf der schönen Fahrt zwischen Sardinien und Korsika hindurch war Frey oft Zeuge von dem vielseitigen Wissen Isenschmids in der Naturgeschichte und in der Physik der Luft und des Wassers. Auf Sizilien war es Isenschmid, welcher, der italienischen Sprache ziemlich kundig, mit Packträgern, Droschkenführern, Wirten stets taktvoll und ruhig zu unterhandeln wußte. Dabei hatte er ein aufmerksames Auge auf die nationalen Eigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuche namentlich der Landbewohner, welche Isenschmid und Frey sehr freundlich und liebenswürdig fanden. Das Mittagsmahl der beiden Reisenden auf ihren beschwerlichen Excursionen bestand für jeden aus zwei am Morgen gekochten Eiern.

Eines Tages waren aus dem Gefängnis von Caltanisetta vier gefährliche Verbrecher entsprungen, von welchen einer, ein Bursche von 21 Jahren, bereits elf Morde auf dem Gewissen hatte. Die Freunde

[1]) Nicht 1876, wie der Nekrolog von Prof. Perty irrig angiebt.

wurden gewarnt, allein da sie nichts Wertvolles bei sich trugen, fühlten sie keine Furcht und besuchten das kleine lichte Eichenwäldchen von Agnone,[1]) wo sie wie gewöhnlich sich bald von einander verloren, weil jeder den Pflanzen und Bäumen nachgieng, die ihm für seine Zwecke am meisten versprachen; nach mehreren Stunden trafen sie dann etwa an einer Bahnstation wieder zusammen. So auch heute, wo dann Isenschmid erzählte, daß ihm zwei hübsch gekleidete, wohlbewaffnete Reiter auf reichgeschirrten Pferden begegnet seien, die ihn nach Namen Herkunft, Beschäftigung fragten, worauf einer der Herren noch bemerkte, es sei sehr unvorsichtig, bei sich herumtreibenden entlaufenen Sträflingen so ohne Schutz in der Wildnis zu sein. Darauf habe ihn Isenschmid, der nur mit seinem Insektennetz bewehrt war, ruhig angesehen und einfach gefragt: „Haben denn Sie Furcht?" Glücklicherweise trafen die Beiden damals nicht auf die Briganten, sonst wären sie vermutlich verloren gewesen. Tags darauf wurden Letztere in der Nähe der lentinischen Sümpfe ganz einfach wie Wild gejagt und dann zusammengeschossen.

Die Freunde besuchten zusammen die für die Entomologie günstigen Stellen um Syrakus, Catania, Messina, die lentinischen Sümpfe, die Ebene des Simeto, und Isenschmid verweilte zu Gunsten Frey's noch ein paar Wochen länger, damit dieser die volle Entwicklung gewisser Insekten abwarten konnte, die man in Genf wünschte. Isenschmids Kraft reichte nicht aus, mit Frey auf den Aetna zu gehen; nur einmal konnte er, größtenteils zu Wagen, auf den kleinen Gebirgskamm gelangen, der über Messina die Wasserscheide zwischen der Straße von Messina und dem tyrrhenischen Meer bildet und wo man einerseits die herrliche Aussicht nach Calabrien, andererseits nach den liparischen Inseln genießt. Es war an einem wunderschönen Tage; eine kleine Weile lagen die Freunde im weichen Grase, sich freuend über den himmlischen Anblick und zugleich jeder noch an der Freude des Andern! Während Frey den Aetna bestieg, machte Isenschmid Exkursionen um Nicolosi.[2])

[1]) Auf einem van Isenschmid selbst geschriebenen Blatte findet sich während des Aufenthalts in Sizilien vom 30. April bis 29. Juni 1877 fartlaufend bei jedem Tag der Ort notiert, an welchem sie sich an dem betreffenden Tage aufhielten. Agnane erscheint einmal beim 24. Mai (hier mit dem Beisatz „Regen") und nochmals am 9. Juni. Mithin müßte dieser Vorfall an dem einen oder andern dieser beiden Tage stattgefunden haben. (Blatt in Gewahrsam des Hrn. Kanservators Dr. Steck.)

[2]) Auf dem genannten Blatte erscheint Nicolosi beim 22., 23. und 24. Juni welche Tage mithin für die Besteigung des Aetna durch Frey anzunehmen wären.

Auf der Fahrt von Messina nach Neapel blieben beide Freunde bis spät in die Nacht auf dem Verdeck des Dampfers, das schöne Schauspiel der leuchtenden Medusen betrachtend, und im Golf von Neapel erfreuten sie sich an dem fröhlichen Spiel der Delphine, welche ohne Scheu in der Nähe der Schiffe ihre Purzelbäume schlugen und ihre Schwimmkunst ausübten. In Neapel erregte namentlich das Aquarium Isenschmid's Interesse.

Nur die begeisterte Liebe Isenschmid's zur Entomologie erklärt, wie er bei seinem schwachen Körper die Kraft zu den oft anstrengenden Exkursionen und nach denselben zur Präparation und zum Schreiben von Etiketten und Bemerkungen finden konnte. Auf dieser zehn Wochen dauernden sizilianischen Reise brachte er bei 14,000 Stück Insekten aller Ordnungen zusammen.

Als vom 11.—14. August 1878 die schweizerische Naturforschende Gesellschaft in Bern versammelt war, half Isenschmid mit allem Eifer die damals so wohlgelungene entomologische Ausstellung in der Aula der Hochschule, die vom 12.—18. August 1878 dauerte, veranstalten. Die am Montag, 12. August um halb vier Uhr nachmittags durch den damaligen Präsidenten der Naturforschenden Gesellschaft, Herrn Hof- und Ministerialrat Karl Brunner- von Wattenwyl, erfolgte Grundsteinlegung des neuen naturhistorischen Museums sollte die letzte große Freude in Isenschmid's so kurzem Leben sein. Man kann wohl sagen, daß er bei diesem Anlasse und das ganz besonders auch in seiner Eigenschaft als Kassier für den Bau des neuen Museums eine Thätigkeit und Sorgfalt entwickelte, die leider für seine Kräfte zu groß war. Von einem noch im nämlichen Sommer gemachten Aufenthalte auf dem Beatenberg kam er schon leidend heim, und gegen Ende September begann sein Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Am 1. Oktober war sein Zustand hoffnungslos. Seinem ihn an jenem Tage noch besuchenden Freunde und Lehrer Prof. Perty sagte er damals: „Ein rechter Mensch muß immer zum Sterben bereit sein; ich habe meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und bin es." Drei Wochen später Montag, den 21. Oktober 1878, schied Moriz Isenschmid aus diesem Leben.

Seine entomologischen Sammlungen — er sammelte besonders Käfer, Wanzen und Fliegen — sowie sein Nachlaß, soweit sich derselbe auf sein Fachstudium bezog, kamen an das bernische naturhistorische Museum.

Da er durch Erbschaft verschiedener naher Verwandter sich in einer für die Verhältnisse seiner Vaterstadt sehr günstigen materiellen Lage befunden hatte, so war es ihm möglich, seine hochherzige Ge-

sinnung durch Vermächtnisse zu bethätigen. Dem Greisenasyl in Bern vermachte er 50,000 Fr., dem Zieglerspital zu Wärterprämien 10,000 Fr. und als seine Hauptstiftung (mündlich) dem naturhistorischen Museum 80,000 Fr. mit der Bestimmung, daß der Ertrag dieses Kapitals zur Besoldung eines eigenen Konservators für die entomologischen Sammlungen, zur Einrichtung einer eigenen diesbezüglichen Bibliothek und zur Vermehrung dieser Sammlungen überhaupt verwendet werden solle. Dieses Vermächtnis wurde am 11. November 1878 von seinem Bruder und Erben Adolf Isenschmid ausgerichtet.

Moriz Isenschmid hieng mit vieler Hingebung an seiner Familie und seinen Freunden, die bei ihm stets gediegenen Rat und auch eine hilfreiche Hand fanden. Sein Charakter war redlich und lauter, er konnte nicht intriguieren, auch nicht Achtung für Menschen heucheln, die er innerlich nicht achten konnte. Offen sagte er, was ihm nicht gefiel, weshalb er mitunter für schroff galt. Niemals übte er üble Nachrede hinter dem Rücken des Nächsten. Seinen frühern Lehrern bewahrte er stets die größte Achtung und Pietät. Klar in seinen Gedanken und praktischen Sinnes war er in seinen Geschäften stets pünktlich, und seine Arbeiten waren sauber und nett. Sein äußeres Auftreten war bescheiden und anspruchslos. Seine Geistesenergie und Willenskraft konnten die Leiden seines schwachen Körpers nicht beugen. Im wissenschaftlichen Umgange mit seinen Mitmenschen war er stets bemüht, die individuellen Bedürfnisse der Andern zu befriedigen, indem er ihnen Gegenstände mitteilte, die ihren besondern Zwecken dienen konnten und ihnen die einschlägige Litteratur verschaffte.

Isenschmid's Leben bot der Lichtblicke nicht viele; dennoch hat er unter selten weichenden körperlichen Leiden von den höchsten und edelsten Freuden genossen. Die Bearbeitung seiner gesammelten Schätze war ihm zwar nicht mehr vergönnt; aber er hat einen Teil von dem unermeßlichen Schauspiel des Lebens gesehen in jenen reizenden kleinen Geschöpfen, die seine Freude waren.

Quellen: Das Aktenmaterial der Burgerkanzlei in Bern. — Moriz Isenschmid, Nekrolog von Prof. Dr. Perty, vorgetragen in der allgemeinen Sitzung vom 23. November 1878, in den „Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern." — Gefl. Mitteilungen von Frau Isenschmid geb. Jonquière, Frl. M. Jonquière, Hrn. Lüscher, Rektor des städtischen Progymnasiums, Hrn. Ed. Jenner, Kustos des bernischen historischen Museums, Hrn. Dr. Th. Steck, Konservator des naturhistorischen Museums, Hrn. Pfarrer Ryser an der Heiliggeistkirche, Hrn. Herzog, Direktor des eidgen. Polytechnikums in Zürich, und Hrn. Burgerrat F. A Wäber-Lindt.

Das beigegebene Bild ist nach einer Photographie Isenschmid's vom 25. Juli 1878 ausgeführt.

R. v. Diesbach.

Rudolf Lohbauer.
1802—1873.

Wenn auch von Geburt kein Schweizer, sondern ein Württemberger Kind, begegnet uns der Name Lohbauers doch wiederholt und auf verschiedenen Gebieten unserer vaterländischen Geschichte. In seinen besten Jahren hat Lohbauer in Bern gelebt und gewirkt, so daß ihm eine Erwähnung in unserer Sammlung von bernischen Biographien gebührt.

Er wurde am 14. April 1802 zu Stuttgart geboren als der erste Sohn des württembergischen Hauptmanns Karl Lohbauer, der auch als Dichter sich einen Namen erworben und 1809 im Treffen gegen die Tiroler bei Isny geblieben ist. In seinem fünften Jahre erkrankte Rudolf am Scharlachfieber und trug infolge unrichtiger Behandlung durch die Aerzte ein Gehörleiden davon. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter, Tochter des Hofrats Rümelin, mit ihrer Familie nach Ludwigsburg, wo der Sohn das Lyceum besuchte. Später wurde er, weil der Sohn eines Militärs, in die Kadettenanstalt zu Stuttgart, sodann in die Offiziersbildungsanstalt Ludwigsburg aufgenommen. Zu seinen Jugendfreunden gehörten u. a. der Dichter Eduard Mörike und der Komponist Friedrich Kauffmann, welcher nachmals Lohbauers Schwester Marie heiratete. Zu Ende des Jahres 1822 wurde er nach Stuttgart in die Katasterabteilung des Generalstabes versetzt und im topographischen Bureau beschäftigt. Aber schon nach einem Jahre trat er aus diesen militärischen Verhältnissen aus, bethätigte sich an den Landesvermessungsarbeiten und führte im übrigen ein ziemlich unregelmäßiges Leben, das ihm keine innere Befriedigung gewähren konnte. Er begab sich nach Tübingen zum Studium der Philosophie und Philologie und huldigte hier eifrig den Tendenzen der Burschenschaften, die damals zwar formell aufgelöst dennoch im geheimen fortbestanden. Nach 2½ Jahren Aufenthalt in der Universitätsstadt ging Lohbauer, ohne einen bestimmten Lebensberuf ergriffen zu haben und vor sich zu sehen, zu seiner Mutter nach Ludwigsburg zurück, begab sich sodann auf Reisen nach Nürnberg, Würzburg und anderen bayrischen Städten, wo er künstlerische Anregungen empfing, durch die er, nach Ludwigsburg zurückgelangt, selber zu Versuchen als zeichnender Künstler Anlaß fand. Im Jahre 1828 veröffentlichte Lohbauer 15 Federzeichnungen in

Steindruck zu Mozarts „Don Juan", und zeichnete bald darauf Umrisse zu Arbeiten des Bildhauers Mack, eines Schülers des berühmten Dannecker, Professors an der Karlsakademie zu Stuttgart. Eine anhaltend geregelte Thätigkeit jedoch hatte Lohbauer auch jetzt noch nicht gefunden.

Das Jahr 1830 brachte die französische Julirevolution, und diese wälzte ihre Wellen weit über die Grenzen der Nachbarländer hinein. Auch in Lohbauers Heimat gingen die Wogen politischer Erregung hoch. Zwei Advokaten, Tafel und Rödinger, die als Mitglieder des burschenschaftlichen Jünglingsbundes auf Hohenasperg gesessen, gründeten den „Hochwächter", das Organ der württembergischen Freiheitsmänner. Lohbauer wurde dessen Redaktor und leitete als solcher das Unternehmen in nicht ungeschickter Weise fast zwei Jahre lang, nämlich vom Dezember 1830 bis in den Herbst 1832. Das Blatt brachte aus seiner Feder gut geschriebene feuilletonistische Artikel aller Art. Je mehr sich aber der politische Kampf zuspitzte, desto erregter schrieb und focht Lohbauer „für Freiheit und Vaterland" und wirkte an Versammlungen und Festen für die liberale Partei, deren Organ der „Hochwächter" war, der denn auch bald die Strenge der Kritik erfahren mußte. Lohbauer aber verfiel nun auf die Idee, alle die von der Zensur gestrichenen Aufsätze zu sammeln und in einem eigenen, zwanzig Bogen umfassenden Buche zu veröffentlichen. Es erhielt den Titel „Der Hochwächter ohne Zensur" und erschien im August 1832 zu Pforzheim. Nebst andern Gedichten stand am Schlusse das „Lied der Teutschen", das also begann:

„Noch ist Teutschland nicht verloren,
Ob auch Willkür drückt,
Und die Freiheit, kaum geboren,
Man im Keim erstickt.
Hoffe nur, o teutsches Herz,
Einmal wird es furchtbar tagen,
Wenn der Sturm recht tobt,
Sich der Muth erprobt!"

Das Buch wurde sogleich bei seinem Erscheinen mit Beschlag belegt und gegen dessen Verfasser und Herausgeber ein Prozeß eingeleitet. Der drohenden Verhaftung entging Lohbauer anfangs Sept. 1832 durch die Flucht, zunächst auf französischen Boden, nämlich nach Straßburg. Im Frühjahr des folgenden Jahres aber, als er von den unterdessen ausgebrochenen Unruhen in verschiedenen deutschen Städten, von dem verunglückten Frankfurter Attentat und andern Dingen Kunde erhielt, begab er sich in Begleitung eines Gesinnungs-

genossen, des ehemaligen preußischen Offiziers **Bruno Uebel**, auf den Weg nach der Schweiz. In Sulz besuchten die beiden einen Geistes- und Gesinnungsverwandten, Namens Wörnle, ebenso in Pruntrut einen solchen, den Lehrer Dureux, Mitglied revolutionärer Vereine, „republikanischer Antifranzose und Anhänger des Deutschthums". Dureux und Wörnle seien, sagt Lohbauer in einem Briefe, die einzigen Elsässer gewesen, „die es wußten, daß das linke Rheinufer wieder teutsch werden müsse und dieses wollen und wünschen und fast offen sagen".

Am 16. April langten Lohbauer und Uebel, die beiden Flüchtigen, in Biel, am 20. sodann in **Burgdorf** an. Diese Stadt bot damals nicht blos das Bild eines in industriellem Aufschwung begriffenen Ortes, sondern war geradezu der politische Mittelpunkt des Kantons Bern. Hier hatte sich auch eine ziemlich zahlreiche Kolonie von Deutschen gesammelt, welche teils dem Lehrstande, teils geschäftlichen Kreisen angehörten; sie fanden sich, soweit gemeinsame Anschauungen in Sachen ihres deutschen Vaterlandes sie leiteten, in der Regel an einem Samstag Abend im „Stadthaus" zur Pflege der Geselligkeit und zu Gesprächen über die Tagesereignisse zusammen. Unter den Besuchern dieses „Samstags" waren Männer, deren Namen vom besten Klange sind; erwähnt seien der Turnlehrer Adolf Spieß, die Pädagogen Langethal, gewesener Lützowscher Jäger im deutschen Freiheitskrieg, und Middendorf und wahrscheinlich auch Friedrich Fröbel, der Mathematiker Kramp, der Baumeister Roller u. a. An dem „Samstag" erschienen oft auch Einwohner Burgdorfs oder der Umgebung, so der spätere Oberrichter Rudolf Buri (Schwager von Spieß), der Rechtsanwalt und nachherige Landammann Eduard Blösch, der würdige Dr. med. Dür, der Pfarrer und Volksschriftsteller Alb. Bitzius, und von Bern her wanderten von Zeit zu Zeit die Theologieprofessoren Karl Hundeshagen, Mathias Schneckenburger und Musikdirektor Mendel ebenfalls an den „Samstag" im Stadthause. Hier war es, daß das von dem jungen Handelsbeflissenen Max Schneckenburger[1]) nachmals so berühmt gewordene deutsche Kriegerlied „Die

[1]) **Max Schneckenburger**, geb. am 17. Februar 1819 zu Thalheim (Württemberg), trat im April 1834 als Lehrling in das vorteilhaft bekannte Droguerіegeschäft von Reuter und Blau an der Kramgasse in Bern in die Lehre und war nach hier auch beendigter Lehrzeit als Gehilfe thätig, bis er im Herbst 1838 als Commis des Handelshauses J. J. Schnell nach Burgdorf kam, wo er nicht lange nachher, zuerst Geschäftsführer, dann Geschäftsteilhaber der Firma „Schnell und Schneckenburger" wurde.

Wacht am Rhein" vorgetragen und, von Mendel in Bern komponiert, gesungen worden ist.[1])

Lohbauer und Uebel gehörten unter der großen Zahl von Deutschen, die damals in der Schweiz ein Asyl gefunden hatten, ihrer Gesinnung und Vergangenheit nach jener mehr kosmopolitischen Gruppe von Flüchtlingen an, welche im Gegensatz zu der deutsch-nationalen, vaterländischen Fraktion einem universellen Freiheitsdrange huldigten. Lohbauers persönliche Freiheitsbedürfnisse fanden aber in Burgdorf unter dem Einflusse jener gediegenen, vorurteilsfreien Männer ihre Korrektur. Zunächst genoß er übrigens wohl zwei Jahre lang die Gastfreundschaft eines seit etlichen Jahren dort niedergelassenen Landsmannes, nämlich des bereits erwähnten Stadtbauinspektors Roller.[2])

Durch seine vielseitige Bildung und seine Talente, insbesondere durch seine militärwissenschaftlichen Kenntnisse erwarb sich Lohbauer namentlich in Offizierskreisen Anerkennung. Er bethätigte sich an der im Dezember 1833 gegründeten „Helvetischen Militärzeitung", welche bei Langlois in Burgdorf erschien, und die sich zur Aufgabe machte, „für den waffentragenden Schweizer die Wege zum denkenden Soldaten zu bezeichnen", im fernern aber: „Centralisation unseres Milizwesens." Lohbauer, wie auch sein Freund Uebel, waren sowohl vermöge ihrer Bildung, als auch weil sie nun gute Muße dazu be-

---

[1]) Vergl. über „Die Wacht am Rhein", sowie über die Burgdorfer Verhältnisse jener Zeit: „Die Wacht am Rhein", Bertin, Franz Lipperheide, 1871. — Joh. Jakob Mendel in der Sammlung bern. Biographien. III. Bd. — „Schulgeschichte von Burgdorf", von Pfr. Albert Heuer, Burgdorf 1874, S. 41 u. f. — „Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte", von Emil Blösch, Bern 1872, S. 24 u. f.

[2]) Christoph Robert August Roller, geb. am 17. Mai 1805 zu Erzingen im Württembergischen, war von 1823—1826 erster Angestellter beim Hofbaumeister Salucei in Stuttgart und leitete dort den Bau des königl. Schtosses Rosenstein bei Kannstadt. Dann hielt er sich in München, Frankfurt, Köln und andern deutschen Städten auf und besuchte in den Jahren 1829/30 Italien. Hierauf wurde er Bauinspektor in Burgdorf und bekleidete diese Stelle 12 Jahre lang, bis zu ihrem Eingehen im Jahre 1843. Während dieser Zeit erbaute er u. a. das Waisenhaus (das spätere Gymnasialgebäude), das Zuchthaus zu Metzgern, das Schützenhaus und den Burgerspital in Burgdorf, und leitete bei der Statdenkorrektion die Sicherungsarbeiten an der Kirchhalde, wo das Terrain in bedenklicher Weise sich zu senken drohte. Auch die Umbauten im Innern des Rathauses in Bern sind Rollers Werk, und in der spätern Privatpraxis führte er viele Bauten, Privathäuser, Gasthöfe, Kirchen 2c. in andern Teilen des Kantons Bern und außerhalb desselben aus. Am 31. Mai 1857 erwarb Roller das Bürgerrecht von Burgdorf. Hier starb er am 2. Mai 1858. (Nach den freundlichen Mitteilungen des Hrn. Lehrers und Stadtbibliothekars Rudolf Ochsenbein in Burgdorf.)

saßen, wohl im Falle, dem Unternehmen ihre Federn zu leihen. Dr. W. Lang, der Biograph Lohbauers, nennt letzteren geradezu den Begründer der Zeitschrift, was als richtig erscheinen mag, wenn man das einleitende Wort „an die Leser“ durchgeht und bemerkt, wie der Verfasser auf die Schweiz als „ein freieres Land“ hinweist, und die Erwartung ausspricht, es werden die im Programm angedeuteten Gegenstände — Waffenlehre, Terrainlehre, Taktik und Strategie, Kriegsgeschichte u. s. w. — immer „auch die Feder eines Schweizers finden, der ihn bearbeitet, nachdem wir mit redlichem, bescheidenem Mut und Ernst die Bahn zu eröffnen bedacht gewesen sind.“ Im ersten Jahrgang zeichnete „für die Redaktion“ der Artillerieoffizier F. Manuel, Oberförster in Burgdorf, vom zweiten Jahrgang an sodann der Hauptmann F. R. Walthard in Bern, in dessen Verlag die Zeitschrift überging.

Nachdem im Jahr 1834 die junge Berner Hochschule eröffnet worden war, erhielt Lohbauer eine außerordentliche Professur für Militärwissenschaften und siedelte infolge dessen nach Bern über. Im April 1835 begann er hier seine Thätigkeit mit einer „Einleitung in kriegswissenschaftliche Vorträge“, und ging im darauf folgenden Wintersemester zur Taktik über, wobei stets die schweizerische Kriegsgeschichte besonders berücksichtigt wurde.[1] Zur Grundlage seiner schweizergeschichtlichen Studien nahm Lohbauer die Werke von Johannes v. Müller, Wieland, May, Haller u. a., verfuhr aber in seinen Darstellungen durchaus selbstständig und kritisch und meistens gestützt auf eigene Anschauungen auf den Schlachtfeldern und Gefechtsgebieten. Die Grimsel, wo die Franzosen und Oesterreicher am 14. August 1799 um die Paßhöhe gestritten haben, besuchte er wiederholt, und bestieg dreimal den Juchliberg, das erste Mal begleitet vom Spitalverwalter Zybach. Die im Jahrg. IV der Helvetischen Zeitschrift erschienene Arbeit ist mit zwei Ansichten jener Gegend versehen, welche die stattgefundenen Kämpfe strategisch erläutern. Die eine bezeichnet den Weg über das Nägelisgrätli, den die linke und entscheidende Umgehungskolonne der Franzosen bei der Eroberung der Grimsel genommen hat, die andere die Stellungen und Manöver der beiden feindlichen Truppen.

Eine eingehende schweizerische kriegsgeschichtliche Erörterung, „Der Villmergenkrieg von 1712“, erschien in den Jahrgängen V und VI

[1] Ganz oder teilweise in der Helvet. Militärzeitschr. veröffentlicht, z. B. im Jahrg. II.: „Die Schlacht am Morgarten“, im Jahrg. III.: „Die Schlacht bei Laupen“, „Die Schlacht bei Sempach“, „Der Burgunderkrieg“ rc.

der Helvet. Militärzeitschrift von 1838 und 1839. Lohbauer benutzte hiezu nebst von Rodt u. a. eine vorher noch ungedruckte Handschrift von Johann Rudolf Suter von Zofingen, genannt „Münzschultheiß."

An der Hochschule blieb Lohbauer bis 1845. Seine Wirksamkeit an derselben kennzeichnet Professor Eduard Müller, der Verfasser des geschichtlichen Rückblicks auf ihren 50jährigen Bestand in dem Werke: „Die Hochschule Bern in den Jahren 1834—1884" (Bern 1885), S. 55 mit folgenden Worten: „Ein allseitig und namentlich auch künstlerisch und gesellig fein gebildeter Mann, hat Lohbauer an der Hochschule und in militärischen Kreisen durch seine kriegsgeschichtlichen und militärwissenschaftlichen Vorträge erfolgreich zur Bildung unserer Offiziere beigetragen."

Mit seiner Professur an der Hochschule verband Lohbauer zugleich die Stelle eines Lehrers für das geometrische Zeichnen an der Industrieschule[1]) in Bern, bis 1839 zwar nur provisorisch, vom Oktober dieses Jahres hinweg jedoch als definitiv gewählter Lehrer. Als solcher hatte er in den zwei obersten Klassen wöchentlich je zwei Stunden Unterricht zu erteilen. Von der Regierung wurde er auch in eine Kommission für Kunstangelegenheiten gewählt. Er gab sich in seinen Mußestunden und im Umgang mit seinen Freunden gern mit litterarischen und künstlerischen Gegenständen ab. Der junge Max Schneckenburger hatte im Jahre 1837 als 18jähriger Jüngling bei C. Fischer u. Co. in Bern unter dem Dichternamen „Max Heimthal" etwa dreißig eigene Gedichte veröffentlicht. Als strenger Kunstrichter kritisierte Professor Lohbauer diese Erzeugnisse, so daß der Autor dann die Publikation derselben „als einen Knabenstreich" bereute, ja sie sogar, wie Lang meldet, zurückzog. Vielleicht ist es dieser Umstand, der den ersten Komponisten des im November oder Dezember 1840 von Max Schneckenburger gedichteten Liedes „Die Wacht am Rhein" bewog, dasselbe „auf den ausdrücklichen Wunsch des bescheidenen Dichters" blos mit den Buchstaben „M. Sch." zu bezeichnen, so daß diese Buchstaben lange „Müller, Schullehrer" gelesen wurden, und im Frühjahr 1870, als das Lied in der von Carl Müller in Crefeld komponierten Weise das wahre Soldatenlied der Deutschen

[1]) Außer der Hochschule und dem höhern Gymnasium bestanden in der Hauptstadt Bern zu jener Zeit als staatliche Anstalten noch: das Progymnasium, die Industrieschule und die Elementarschule, sowie die Primar- oder eigentliche Volksschule. Die Industrieschule berücksichtigte hauptsächlich die Realfächer und neue Sprachen (Deutsch und Französisch.)

wurde, der Name des Dichters erst wieder in sichere Erfahrung gebracht werden mußte.

Im Mai 1839 unternahm Lohbauer eine Reise nach Paris[1]), wo er Heine, den Dichter, „den Mann mit blassem, langnasigem Gesicht", sah, ebenso die George Sand und die aus dem Aargau gebürtige Schauspielerin Rachel und andere Berühmtheiten mehr. Bald jedoch kehrte er, da er, der 37jährige, sich um diese Zeit eine eigene Häuslichkeit zu gründen gedachte, in seine gesicherte Stellung nach Bern zurück. Er hatte sich unmittelbar vor seiner Abreise nach Paris mit einer schwäbischen Landsmännin, Pauline Fleischhauer, früher Erzieherin bei der russischen Großfürstin in der Elfenau bei Bern, dann in ähnlicher Stellung in Varese, verlobt und führte sie im folgenden Jahre heim. Ihr verständiges, frommes Wesen übte auf das oft übersprudelnde Naturell und das allzu rasche Temperament Lohbauers einen heilsamen Einfluß aus. In Briefen an sie bekennt und anerkennt er dies in treuherziger Weise. „Unter meine größten Fehler gehört, um es mir derb selber unter die Nase zu sagen, mein ungewaschenes Maul; Du bist mein Maß, mein Zirkel, mein lieber Zügel in allem!" Von ihr beeinflußt, ja ihr zu Liebe, möchte man sagen, kommt er, der sich, von Freund Uebel dazu veranlaßt, „mit größtem Ernst auf das Studium der Hegelschen Philosophie legte", er, der kurz vor seiner Bekanntschaft mit der Braut Spiridion[2]) von George Sand und Straußens historische Kritik bewundert und für berechtigt erklärt hatte, zum Geständnis: „Meine neuere und neueste Richtung hat mich sehr dem einfachen Glauben an die geoffenbarte Christusreligion, an Christus als den menschgewordenen Gott, zugewendet". „Die Philosophie für sich kann nicht lebendig machen, die Schule überhaupt nicht, nur das Leben, und der lebendige Glaube ist darum auch seine Geburt nur"! „Freudig umfasse ich dein Gefühl und Denken auch als das meine, wenn Du dem Formenwesen, wie Herrenhutertum u. s. w. im Christentum abhold bist." —

[1]) Lang glaubt, „um sich dort eine dauernde Stellung zu suchen" (S. 171), weil er sich in der Schweiz „nie ganz heimisch gefühlt" habe. Lang befindet sich mit dieser Annahme mit sich selbst und mit den Thatsachen im Widerspruch, da er wenige Zeilen zuvor sagt, die Schweiz „wurde ihm zur Heimat" und zudem Lohbauers Aufenthalt in der Seinestadt nur kurze Zeit dauerte und eine reine Kunstreise gewesen zu sein scheint.

[2]) Eine Klostergeschichte, worin die Entwicklung des menschlichen Geistes zu einem neuen Christentum dargelegt und Christus für den größten Propheten der Menschheit gehalten, ein neuer Messias aber noch erwartet wird und die zu sich selbst gekommene göttliche Vernunft des Menschen dessen wahrer Heiland sein soll.



Während Lohbauers Feld der Thätigkeit in Bern war, hatte sich sein Freund Uebel nach Zürich gewandt, war dort Bürger der Gemeinde Herrliberg und zürcherischer Instruktor der Kavallerie geworden. Im sogen. Straußen- oder Züriputsch vom 6. September 1839 befehligte er die Regierungstruppen, nämlich ein Häuflein Dragoner und Infanteriekadetten, gegen die, unter Pfarrer Hirzel herandrängende Volksschar. Nachher aber war seine Haltung sehr scharfen Angriffen in den Zeitungen ausgesetzt. Lohbauer glaubte ihn öffentlich in Schutz nehmen zu sollen und behauptete, Uebel habe am 6. Sept. „mit dem Säbel in der Faust seinen guten Namen als Mann, Soldat und ächter Patriot besiegelt"; er und die von ihm befehligte Mannschaft „verdienen nicht geringere Ehre und Anerkennung als jene Kämpfer in den Tuillerien (am 10. August 1792)". Allein Lohbauer erreichte damit bloß soviel, daß nun die Angriffe auch auf ihn sich ausdehnten. „So geht's in Ländern mit Preßfreiheit", rief der ehemalige Redaktor des Hochwächter; „in England und Nordamerika ist es ebenso".

Uebel begab sich nach dem Thurgau, nahm dann Urlaub und ging nach Algier, um an einer bevorstehenden Expedition der französischen Operationsarmee teilzunehmen.[1])

Die an ihn herantretende Versuchung, den König von Württemberg um Begnadigung zu bitten, um in seine Heimat zurückkehren zu können, kämpfte Lohbauer nieder, damit man dort nicht sage: „Er ist auch zu Kreuz gekrochen." Und doch verkehrte er so gerne mit Landsleuten. Als im Sommer 1840 der Dichter Uhland nach Bern kam, um hier nach Liedern aus dem 14. und 15. Jahrhundert zu forschen, stattete er auch dem Professor Lohbauer einen Besuch ab. „Er stellt zwar nicht viel vor, ist nicht schön, auch etwas linkisch; aber", sagt Lohbauer, „das lieblichste Schwabentum bricht bald aus seinen Zügen, seinen Bewegungen, seinem Ton."

Im Jahre 1841 brachte das Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm eine politische Amnestie, die auch dem ehemaligen Hochwächterredaktor das Vaterland wieder eröffnete. Das mag der Grund sein, weshalb Lohbauer nicht Schweizerbürger wurde. Daß er dazu die Absicht hatte, geht aus einem Briefe vom 14. August 1839 an seine Braut hervor, worin er den Entschluß, nicht um Begnadigung

[1]) In einem Gefechte gegen die Beduinen wurde er verwundet und starb 1842 zu Midah.

nachzusuchen,[1]) kundgiebt und beifügt: „Also, abgethan! Ich warte, spare, arbeite! Deiner Mutter bleibt mein Versprechen, daß ich mich um ein Schweizerbürgerrecht bewerbe. Zum weitern wird Gott helfen."

In dem ihm zur Heimat gewordenen Bern nahm Lohbauer gern an öffentlichen Vorgängen Anteil und zeigte hohes Interesse an der militärischen Ausbildung der Jugend. Ihm wurde die theoretische Leitung der sog. Solennität der grünen Schule und des Waisenhauses anvertraut. Diejenige vom Juni 1841 fiel besonders großartig aus. Zwei Wochen später, am 3. Juli, fand die Feier der Grundsteinlegung zur großen Nydeckbrücke statt. Nach einem Zuge durch die Stadt versammelten sich die Arbeiter, über 200, die Komites, Behörden und Aktionäre auf dem Grundpfeiler am linken Aareufer; dann marschierten, geführt von Professor Lohbauer, die militärischen Schülerkorps mit Geschützen über die (alte) Nydeckbrücke und stellten sich auf dem rechten Ufer auf, die Waisenknaben (Infanterie) dicht an der Aare, auf dem dortigen Pfeiler, die „Grünen" mit den Kanonen auf beiden Flügeln in der Höhe, wo die Brücke (jetzt) ausmündet. Wiederholte Salven eröffneten die eigentliche Feierlichkeit. Nach deren Beendigung führte Lohbauer seine Truppen zum Kasino, wo die junge Mannschaft entlassen, aber nachher bei „Webern" noch mit einer Erfrischung erfreut ward.

Als im Juni 1843 der protestantisch-kirchliche Hülfsverein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Glaubensbrüder gestiftet wurde, finden wir neben den Pfarrern Baggessen und Fellenberg, Professor Hundeshagen, Dekan Lutz, Professor Lutz, Professor Stettler und Lehrer Wenger auch unsern Professor Lohbauer im Comite.

Eine bedeutende schriftstellerische Arbeit vollendete Lohbauer im Jahr 1843 oder 1844.[2]) Es ist die historisch, militärisch und ästhetische Erläuterung zu: „Hundert Bilder zum Feldzug in Rußland 1812", gezeichnet während des Einmarsches und Rückzuges auf den ewig denkwürdigen Schlacht- und Todesstätten daselbst von dem württembergischen Artillerieoffizier Faber du Faur, Stuttgart, C. F. Autenriet. Lohbauer gab in seinem Texte eine militärisch-kritische Geschichte des Feldzuges. „In der lebhaften Darstellung ist deutlich die Stimme des Lehrers zu vernehmen, der denselben Ge-

[1]) Es könnte, meint er, eine nähere Zukunft Ereignisse bringen, in deren Gefolge die nun still gewordenen Patrioten wieder reden und handeln würden, und falls Bewegungen von einem jüngern Geschlecht ausgiengen, müßte er sich vor Scham verstecken, „wenn Uhland und andere Männer als die treuen Alten begrüßt würden."

[2]) Die Vorrede ist vom Febr. 1845.

genstand in Vorträgen vor seinen Schülern auszuarbeiten pflegte." Der Preis des Werkes betrug 150 L. Es umfaßt außer den 100 Blättern in Portefeuille einen Band Text, einen Plan und eine Karte.

Das Jahr 1846 brachte wesentliche Veränderungen in Lohbauers Leben, indem er sich entschloß, Bern zu verlassen und sich in Berlin neuerdings ganz der Tagespolitik zu widmen. Der seit Jahren gehegte Plan, in Berlin eine große, von der Regierung unabhängige Zeitung zu gründen, kam anfangs des genannten Jahres zur Ausführung. Durch Vermittlung des gelehrten preußischen Staatsmannes Christian Karl Josias von Bunsen, der von 1839 bis 1841 Gesandter in Bern gewesen war,[1]) wurde Lohbauer, der einstige Redaktor des Hochwächter, zum ersten Leiter des neuen Unternehmens berufen. Bald sah man sich auf beiden Seiten enttäuscht. Lohbauer verließ Bern im Januar 1846; im März folgten ihm seine Frau und drei Kinder[2]) in die preußische Hauptstadt nach. Hier warteten seiner Familie fast nichts als Leiden. Seine Kinder raubte der Tod, und was seine Stellung als Redaktor des neuen Blattes betraf, so fühlte er bald, daß er, der liberal gesinnte Politiker, nicht leisten konnte und mochte, was von ihm erwartet und verlangt wurde. Er suchte daher in Berlin eine andere Bethätigung, doch ohne Erfolg, und kaum zehn Monate, nachdem er Bern verlassen hatte, schrieb er in einem Briefe an seine Schwester, Frau Marie Kauffmann in Heilbronn: „Ein guter Wahn, dessen ich mich nie schämen darf, hat mich hieher geführt, aber ein großer Wahn! Ich habe zwei Sehnsuchten: die eine nach der Schweiz, die andere nach meinem ehrlichen, guten Württemberg; die eine oder andere wird noch erfüllt werden, sei's in welchen bescheidenen Verhältnissen, so daß der Lebensabend, ich ahne es, doch noch ein schöner sein wird."

Das Jahr 1848 brachte er in Berlin zu und zwar in fast völliger Zurückgezogenheit, knüpfte aber inzwischen die abgerissenen Fäden mit der Schweiz wieder an, und er hatte wirklich die Genugthuung, daß

---

[1]) Seine Wohnung hatte er auf dem sog. Engländerhubel bei Holligen. Bunsen kam von Bern als Gesandter nach London, wo er bis 1854 blieb.

[2]) Das jüngste, ein Knäbchen, war bei seiner Abreise gerade ein Jahr alt (getauft am 15. Januar 1845 im Münster zu Bern unter dem Namen Philipp Rudolf Bernhard). — Lohbauer hatte den Regierungsrat schon im November 1845 um Urlaub gebeten. Er wurde ihm mit Beibehaltung seines Gehalts bewilligt. Am 27. Februar nachher erhielt er dann die nachgesuchte definitive Entlassung als Professor. Am 14. Februar hatte er im „Intelligenzblatt" jedermann, der etwas an ihn zu fordern habe, ersucht, die Rechnungen vor Ende Februar in seiner Wohnung, Marzile 8, abzugeben.

er, dank seinem frühern korrekten Verhalten und seinen Leistungen an der Berner Hochschule, wiederum eine seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Stelle in unserem Lande erhielt. Unterm 26. Dezember wählte ihn der schweizerische Bundesrat zum Lehrer an die Militärschule in Thun, an der er in der Generalstabsschule Vorlesungen über Strategie und Taktik, wie über die anderen militärwissenschaftlichen Fächer zu halten hatte. In dieser Stellung verbrachte Lohbauer als guter und geschätzter Lehrer sein ferneres Leben. Schon das Aeußere seines Vortrages war anregend. „Wenn er redete mit seiner klangvollen Baßstimme, so erdröhnten die Wände." Trotz aller Widerwärtigkeiten in seinem Leben blieb ihm sein Mut und seine Arbeitsfreudigkeit bis in's Alter. „Mit beiden Fäusten", schrieb er einmal, „habe ich jenem Ding in die Haare gegriffen, das man Jugend im Alter heißt; es reißt, aber ich halte fest und reiße auch." Seine ganze Erscheinung war gewinnend, „von ritterlichem Wesen, im Umgang bezaubernd." [1])

Neben seiner Hauptthätigkeit an der Militärschule fand Lohbauer noch Muße, sich mit Kunst und Geschichte, mit ästhetischen und religiös-philosophischen Dingen zu beschäftigen. Er hatte Verkehr mit großen Gelehrten, wie z. B. mit Friedrich Vischer, dem er Bearbeitungen Shakspeare'scher Stücke und von Göthe's Faust übersandte. Auch die Tagesereignisse interessierten ihn stets lebhaft, und er schrieb im Kriegsjahr 1866 an seinen Neffen Emil Kauffmann einen Brief, in dem es u. a. heißt: „Werdet preußisch! Ihr habt keine andere Wahl. Die Kriegskraft Preußens ist eine weltgeschichtliche, gewaltige Erscheinung, größer als die des ersten Napoleon; denn sie hat keinen einzelnen Träger, sie ist das Resultat wahrer soldatischer Bildung, die weder Oesterreich hatte, noch viel weniger die kleineren Staaten mit ihren Soldätchen haben konnten. Ihr könnt euch leider an die Tugend, an die Gerechtigkeit nicht ergeben; so ergebt euch an die Stärke, und sorgt durch eure innere Tugend und Gerechtigkeit, daß jene auch gut und gerecht werde — so viel an euch. Deutschland ist jetzt fertig, ist Preußen, auch wenn es höflich Deutschland geheißen werden sollte," u. s. f. Den Zuruf „Werdet preußisch!" habe er, schreibt Lohbauer etwas später, freilich wider sein Herz gethan.

Auch die schweizerische Geschichte liebte Lohbauer bis in sein Alter. Die Zeit des Uebergangs von 1798 machte er zum Gegenstand seines

[1]) Laut einem Briefe Lohbauers an seine Braut, vom 9. Dezember 1839, hat Dietler sein Porträt gemalt. „Dem Maler Dietler komponiere ich in Guache den Teufel und seine Großmutter . . . Dafür hat Dietler mein Porträt gezeichnet."

Studiums. Als der bernische historische Verein am 15. Juni 1860 das Schlachtfeld von Neuenegg besuchte, kam ein von Lohbauer eingesendeter Aufsatz über das Gefecht vom 5. März 1798 zum Vortrag.[1]) Der Verein beschloß nachher, die Initiative zur Errichtung eines Neueneggdenkmals zu ergreifen und Lohbauer, der große Freude darüber empfand, „daß den Tapfern von Neuenegg ein Denkmal errichtet werden solle", machte den Initianten den Vorschlag, nicht sowohl den Toten, wie nach der ersten Anregung beabsichtigt war, als vielmehr „den Siegern, dem Siege von Neuenegg ein Ehrenzeichen zu erbauen und zwar auf dem obern, dominierenden Platze". Nach seiner Ansicht sollte das Denkmal aus einer gegen zwei Granitblöcke gestellten großen Inschriftplatte bestehen.[2])

Im Jahr 1869 trat Lohbauer von seinem Amt als Lehrer der Militärwissenschaften in den Ruhestand, nachdem der Bundesrat die nachgesuchte Pensionierung bewilligt hatte. Mit seiner Gattin brachte er die letzten Jahre in Hermesbühl bei Solothurn zu und pflegte mit dem Abte des nahen Kapuzinerklosters enge Freundschaft. „Noch einmal wurde er von einem neuen Impulse berührt, der mit dem Zauber der Romantik seine bedürftige Seele zu umspinnen begann: Es fehlte nicht viel, so hätte er in den Armen der römischen Kirche geendet". Dort ist Lohbauer am 15. Mai 1873 gestorben. Auf seinem Grabsteine in Solothurn ist ihm bezeugt, daß er durch viele Jahre ein ausgezeichneter Lehrer an den schweizerischen Kriegsschulen gewesen sei. Er selbst hatte sich folgende Grabschrift ausgedacht:

Es diene dieser Stein mir nicht
Als Denkmal nur durch sein Gewicht;
Er ist ein Riegel, vorgeschoben,
Wollt ihn die Welt noch einmal proben:
Da stoß' ich an — und lach' und strecke wieder,
Dank murmelnd, mich zur Ruhe nieder.

Quellen: „Rudolf Lohbauer", von Dr. W. Lang, in „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte", V. Jahrgang 1896, S. 149 u. f.

„Helvetische Militärzeitschrift", I.—VI. Jahrgang.

„Intelligenzblatt der Stadt Bern", verschiedene Jahrgänge.

„Denkschrift des historischen Vereins des Kts. Bern", Bern 1896, vom unterzeichneten Verfasser dieser Biographie.

J. Sterchi, Oberlehrer.

[1]) Derselbe ist abgedruckt im „Archiv des historischen Vereins", Bd. IV.

[2]) Der historische Verein beschloß dann die Errichtung eines Grab- und eines Siegesdenkmals, letzteres nach dem Vorschlag von Dr. Bähler in der Gestalt einer Säule.

Barbara von Luternau, geb. von Roll.

1502—1571.

Der erste Band der „Sammlung bernischer Biographien" enthält die Darstellung des Lebens und Wirkens einer Reihe von Frauen aus dem 14. und dem 15. Jahrhundert, welche sich durch Werke christlicher Liebe und Selbstverläugnung, insbesondere durch die Fürsorge für kranke Mitmenschen den Dank der Nachwelt verdient haben. Ihnen schließt sich Barbara von Luternau würdig an; denn auch sie hatte „ihre Lenden umgürtet mit dem Gürtel der Barmherzigkeit" als eine Botin des Friedens und ein Werkzeug des Lebens und Segens für weite Kreise.

Sie wurde am 4. Dezember 1502 zu Solothurn geboren und war die Tochter des edlen Hans von Roll, welcher 1475, also zur Zeit des Burgunderkrieges, daselbst das Bürgerrecht erwarb[1]) und nachher verschiedene Staatsämter bekleidet hat. Noch in der Blüte ihrer Jugendjahre, 1519, verheiratete sie ihr Vater an den aus einem adeligen Geschlecht stammenden Hieronymus von Luternau, den Sohn jenes Sebastian von Luternau, Schultheißen von Aarau, durch den die Herrschaft Wynigen im Jahre 1497 kaufsweise an Bern gelangt ist.[2]) Während seine Verwandten das Burgerrecht dieser letzteren Stadt erwarben, ließ sich Hieronymus in Solothurn, der Heimat

[1]) Das Geschlecht stammte aus der Waadt und besteht zu Solothurn noch heute. Aus ihm haben sich mehrere Glieder ausgezeichnet, so Franz Viktor Augustin (1696—1773), Schultheiß, ein hervorragender Staatsmann, sowie dessen Sohn Franz Joseph, Ritter und Maréchal de camp in französischen Diensten. Ein Geschlecht „von Roll" gab es auch in Bern, und zwar schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts. Der Schultheiß Petermann von Wabeen stammte mütterlicherseits von demselben ab. Seine Mutter war Elsa von Roll, Tochter des Arsyas von Roll, eines Burgers von Genf und Bern, welcher Elsbeth Matter, die Tochter Peter Matters, zur Frau hatte. (Vgl. v. Mülinen, Heimatkunde IV. Heft, Seite 231 und 232, Jahrb. für Schweizergesch XXI. 327 und Berner Taschenbuch 1865, Seite 199).

[2]) Tillier, Geschichte des Freistaates Bern, II. 538, sagt, Melcher v. Luternau sei „der erste Burger zu Bern seines Geschlechts" gewesen (zünftig zum „Narren"). (vgl. Bern. Taschenbuch 1865, 199). Melchee war der Vater des genannten Sebastian und der Großvater des Hieronymus. Als Landvogt von Lenzburg war er hier Anführer der Besatzung im Schwabenkrieg. Die Luternau, von jeher im Aargau reich begütert, pflegten seit der Eroberung dieses Landes, 1415, enge verwandschaftliche und freundschaftliche Beziehungen mit Bern.

seiner Mutter Margaretha, geb. von Stuben[1]), nieder und stand hier in der Folge mehreren öffentlichen Beamtungen vor. Er ward Mitglied des Rates in Solothurn und wurde oft mit politischen Sendungen betraut, namentlich wenn sie Verhandlungen mit Bern betrafen.[2])

Nicht ganz uninteressant sind die bei der Vermählung der jungen Brautleute in einem „Ehetag" getroffenen beidseitigen Verabredungen und Uebereinkünfte. Darüber berichtet ein „Urbarli", eine Art Familienchronik, welche im 17. Jahrhundert durch Friedrich von Luternau, Mitglied des Kleinen Rates in Bern, zusammengestellt worden ist[3]), folgendes:

„Laut pergamentinem Ehebrief, datiert auf Mathysabend 1519, hat seine Mutter, Frau Margaretha von Stuben, ihm versprochen zu seiner Gemahlin[4]) zu geben: ii M viii^{c} (=2800) Rheinische Gulden.

Namlich auf den von Landauw, gesessen zu Blumberg 50 Gulden
vnd of Schultheiß und Rath der Stadt Solothurn 90 „
vnd wann er ein Hauß kaufen wollte, daran zu Steuer 100 „

Sie hat in diesem Brief vorbehalten ein Ring und Gürtel, welche beyde Kleinodt je dem ältesten Manns-Namens von Luternau zugehören und sonst, dieweil solich Geschlecht vorhanden, mit geerbt soll werden, als dann dasselb vornachher auch herkommen vnd in dem Geschlecht v. Luternau gebrucht worden.

Der Hochziter hat seiner Frau versprochen für ein Morgengab 300 Rhein. Gulden vnd für ein Verbesserung 100 Rhein. Gulden. Hans von Roll aber, der Hochzeiterin Vater und seine (?) Mutter Küngold von Spiegelberg, Petermanns von Wabern alt Schultheiß der Stadt Bern hinterlaßne (Witwe), zur Ehesteuer 500 Rhein. Gulden, desgleichen 20 Mütt Dinkel vnd 10 Mütt Haber jährlichen Zinses vnd sie dazu mit Kleidern und Kleinöttern zu versechen, wie sich ihrem Stand und den Ehren nach gebühren, mit Vorbehalt des Zehndens zu Kriegstetten, welcher nach Mannslehen-Recht sein von Rolls Söhnen vorausgelangen soll.

Bei diesem Ehetag sind gewesen:

auf der Hochzeiterin Seiten: Peter Gabold, Schultheiß; Hans Stölli,

[1]) Die erste Gemahlin Sebastians war Ursula, geb. Roth (Rott, Rodt), die zweite Margaretha, geb. v. Stuben. Durch Ursula Roth hatte er Wynigen (samt Grimmenstein) erhalten.

[2]) Vermittler in den Religionsstreitigkeiten wegen dem Stift Münster in Granfelden und im Kappelerkrieg (S. Strickler's Aktensammlung zur schweizer. Reformationsgeschichte).

[3]) Dasselbe ist im Besitz des Hrn. Friedr. von Luternau-Methfessel, eidgen. Beamter in Bern, der es mir gütigst zur Benutzung überlassen hat.

[4]) d. h. Vermählung, Verheiratung.

Venner, obiger Frau Küngold Vogt; Niklaus Ochsenbein, Seckelmeister; Hans Lienhard; Durs Stark und Jakob Hugi, all der Räthen; Georg Hartwig, Stattschreiber; Hans Hugi und Hans Vogelsang, Burger zu Solothurn, —

auf Syten des Hochziters aber: Peter Schenk, Kilchherr zu Schöftland; Bendicht Knuchel, Kilchherr zu Selsach; Jakob und Jörg von Büttikon, fratres." —

So fehlte es, wie aus diesen Angaben hervorgeht, dem jungen Ehepaar weder an Reichtum und Ehre, noch an irgend einem anderen irdischen Gut.

Barbara von Roll selber war eine durch körperliche Schönheit und geistige Fähigkeiten ausgezeichnete Frau. Zwei Söhne, Paulus und Hans Friedrich, waren[1]) die Frucht der Verbindung.

Allein die Kinder scheinen frühe gestorben zu sein, und im Jahre 1549 wurde auch Hieronymus von Luternau vom Tode ereilt. Nun war die gute Frau Barbara Witwe.[2]) Ihr frommes Gemüt aber ertrug, was ihr von Gott zu tragen beschieden war. Sie schloß sich nicht etwa in Gram und Schmerz, so weh ihr die Heimsuchungen thaten, von der Welt ab, sondern suchte und fand ihren besten Frieden darin, daß sie Zeit, Geld und Kräfte den hülfsbedürftigen, vornehmlich kranken Mitmenschen widmete. Schon früher war die Kenntnis heilkräftiger Pflanzen und deren Anwendung zur Heilung oder Linderung von Krankheiten ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen. Jetzt gieng sie mit verdoppeltem Eifer an diese Thätigkeit, um recht Vielen eine Helferin sein zu können.

Wir wollen hier nicht weiter schildern, wie sie bis an ihr Lebensende in und um Solothurn, ja bis in entfernte Gegenden, von Armen und Reichen wegen ihren erfolgreichen Liebeswerken, die sie nicht zu ihrem Nutzen, sondern allein Gott zur Ehre und den Gebeugten zum Troste vollbracht hat, wie eine Heilige geliebt und verehrt wurde. Es ist dies an andern Orten schon wiederholt geschehen.[3])

[1]) Nach der Angabe des oben bezeichneten „Urbarli".

[2]) Die Ehe war nicht, wie einige Biographien melden, kinderlos; wohl aber war Frau Barbara 1549 „kinderlose Witwe".

[3]) Dr. Heinrich Merz, Christliche Frauenbilder, Stuttgart 1861. —
Solothurner Wochenblatt 1821, S. 121.
Neujahrsblatt der Zürcher Hülfsgesellschaft, 1842.
Meyer v. Knonau, Die Heldinnen des Schweizerlandes, Zürich 1833.
Alpenrosen, herausgegeben von A. E. Fröhlich, Wackernagel und Hagenbach, 1837 u. a. m. — Ob Barbara von Luternau dem reformierten Bekenntnis angehörte, ist nicht sicher, doch auch nicht unwahrscheinlich.

Wir beschränken uns hier darauf, ihrer Beziehungen zu Bern zu gedenken. Am 1. Mai 1551 quittierte sie Schultheiß und Räte „umb die 110 Gulden jährlichen Zinses, die sie Ihra wegen des neuw gewunnen Lands schuldig worden.“[1]) Mit ihren Verwandten, namentlich mit Augustin von Luternau, Herrn zu Belp und Liebegg, stand sie in persönlichem und brieflichem Verkehr und interessirte sich um das Wohl und Wehe der Familien, besonders um die gute Erziehung und Bildung ihrer Söhne. Die Stadtbibliothek in Bern bewahrt in einem Handschriftenbande[2]) sieben Originalbriefe auf, welche Barbara von Luternau an den bernischen Pfarrer Valentin Rebmann (Ampelander) in Frauenkappelen gerichtet hat. Wenn auch keine anderen Nachrichten über sie bekannt wären, so könnte doch aus diesen wenigen charakteristischen Schriftstücken ihr geistiges Wesen, ihre uneigennützige Hingabe und liebreiche Fürsorge für Andere, ihre reine Frömmigkeit und Demut, wie daneben auch ihre Geschicklichkeit als Laienärztin erkannt und beurteilt werden. Der Pfarrer Rebmann hielt in seiner Familie eine Art Pensionat, indem er Söhne, meistens aus dem nahen Bern, zur Pflege aufnahm und ihnen Unterricht erteilte. Auch junge Verwandte der Frau Barbara, ihr „fürgeliebter götty hans wilhelm“ und ein Hieronymus von Luternau, wahrscheinlich einer der Söhne Augustins,[3]) befanden sich daselbst. „Gott verlich gnod, daß es frumme lütt werden“, schließt sie einen der Briefe, und lobt in einem spätern vom 1. Oktober 1562 die feine Handschrift des „ieronimus.“ Es sei besser, daß ihn der Vater nicht mit „in den herbscht“ (zur Weinlese?) genommen, wo er sich zu sehr zerstreuen würde, sondern ihn „bi der ler“ lasse, während Hans Wilhelm (der wahrscheinlich aus dem Pensionat heimgekehrt war) nun ganz verwildere. „Die adelig iugent ist deß guten glich matt vnd deß bösen gantz fächig, der schulmeister det sin best, aber die mutter lost (läßt) im nit der wyl.“ Im übrigen sind die Briefe hauptsächlich medizinischen Inhalts, indem die Schreiberin in umständlicher Weise Belehrungen und Räte über vorkommende Krankheitsumstände und Anweisung zum Gebrauch empfohlener oder mitgeschickter Arzneimittel giebt und zwar meistens in recht verständiger und rationeller Weise,

[1]) „Urbarli.“ Das „neuw gewunnen Land“ ist die Waadt.

[2]) Mspt. A. 27. Teilweise abgedruckt in einer Arbeit über die Familie Rebmann von Pfarrer Dr. Fr. Trechsel im Berner Taschenbuch 1883, S. 62 u. f.

[3]) Augustin von Luternau hatte von seiner ersten Frau, Salome von Diesbach, 9, von seiner zweiten, Elsbeth von Offenburg, 4 Kinder, worunter der von der Barbara genannte „ieronymus“ (der sich 1571 mit Johanna, der Tochter Hans Franz Nägelis, verheiratete). „Urbarli.“

indem sie auf die Quelle des Übels zurückgeht und „der natur zu hilff" kommen will. Gegen geschwollene Beine (der Frau Pfarrerin) giebt sie den „schlichten, doch gandtz getrüwen rot, daß man den schänkel alle Tage zwey mol sensftiglichen rybe mit linden warmen Düchern, so witt sich die Kelte und blest verzer (sich hinziehen, verbreiten), vff dem krütz soll man ir auch also riben (massieren) und dann mit dem öl salben vnd ein warm duch daruff legen, ich getrüwen (getraue, hoffe) gott vnserem satter, er werde ir allen schmertzen benemen". Sie glaubt auch, man hätte der Geschwulst zuvorkommen oder sie hintanhalten können, „wenn ir iren (der Patientin) ein roten fidensaden 4 oder 5 fach wol in tryacas genetzt vm den schenkel gebunden, wo die geschwulst erwunden, so wäre dise nit witer hinuffgezogen" — eine Ansicht, mit der freilich die heutige ärztliche Gelehrsamkeit kaum einverstanden sein wird, so wenig als mit dem „Laß" (Aderlaß, „inwendig am Waden,") „doch nit in huntztagen, aber hernach wenn der Mon in gutem Aspekt in Wider kämy." Indessen dürfen diese und ähnliche Räte für jene Zeit um so weniger verwundern, als die Frau Barbara sonst überall, wo es angeht, die Natur walten läßt und diese unterstützend eingreift oder in gewissen Fällen frei gesteht, daß sie nicht für alles Rat wisse, besonders wenn sie die Sache nicht selbst besehen könne. Als die Pfarrfamilie Rebmann für eine Nachbarin, die ein krankes Auge hatte, um Ratschläge bat, schickte Frau Barbara zwar „ein selblein, damit sie üwer fürbitt geniese", wies aber die Patientin an „meister iosten zu Bern."[1]) damit er das Auge besehe, „und das by zitten, eb daß ettwan ein fistel daruß wüchsy, derselben cur ich mich gar nit annimm." Ihr eigenes Haus zu Solothurn scheint sie zu einem Spital für Wöchnerinnen hergegeben und selbst mit Rat und That hülfreiche Hand geboten zu haben. Bei all der Treue und Gutherzigkeit blieb ihr jedoch die Erfahrung des Undanks nicht erspart, den sie aber, ganz nach dem Bibelwort, Cor. XIII, 4—7, in Geduld und ausharrender Liebe ertrug. Einen Brief Rebmanns vom 19. Mai 1562 konnte Barbara erst am 20. Juli beantworten, da sie „mengerley trübsal gehabt, das ich got vnd minem hertzen vnd ougen klag, daß ich schier nütz (nichts) gesechen noch angenommen hab, also haben mich meine dry kindbetterinnen geblagt dermoßen, daß ich vff ein nacht uß minem eignen hus gangen bin, hiemit ich nur nit müste zangen (müsse zanken) oder zürnen, dan es wider min anerborne natur und gmüt ist, ich geb got die roch,

[1]) Jost Stölli, „ein alter, erfahrener Arztner in der Insel," gestorben 1578.

der wirds wol machen." Ein späterer Brief trägt das vielsagende Datum: „in der ersten nacht winmonats (1562), dan mir im Dag nit so fil wyl geben wirt", und der letzte an Rebmann gerichtete: „9. tag mertzen um die 2 vormittag in 1668 ior."

Für jede ihr bewiesene Gefälligkeit war Frau Barbara von Herzen dankbar. Einmal schickte ihr Rebmann „ein nüw schön büchly", andere Male eine Angelikawurzel,[1]) wofür sie fast in jeder Zuschrift ihre Erkenntlichkeit bezeugt; besonders angelegentlich dankt sie „zu fil tusend molen" für die schöne Pflanze, „dergelich ich worlich nit in minem Gartten hab vnd worlich in diesem land nit lenger vnd greder en zafflen gesechen wird." In den letzten an Rebmann gerichteten Briefen freut sie sich darüber, daß der Herr Pfarrer sowohl, wie nun auch sein „gespons", gesund seien und fährt dann also fort: „Miner gesundheit halb soll ich billichen gott danken, daß er mich so frindlich erhaltet mit kraft und gnod finen armen und kranken zu irem tröstli den ich auch von Hertzen bitt mir gnod zu verlichen das pfund so er mir geben, wol anzulegen nach sinem göttlichen gefallen. Ich weiß und befind (empfinde) auch menigmol, daß mich min liebster Herr vnd gott streckt durch fürbit armer und richer gutherziger lütten, dann sunst möchte ichs nit verbringen alters vnd fil erlittner kummers und betrübnus vnd ich hoff, min Her vnd got süre mich bald in den alweg vnd ewig werenden sabat, do kein krütz noch keinerley betrüpnus mer ist."

Drei Jahre nachher gieng sie ein zu der Ruhe ihres Herrn, den sie mit der That und in Wahrheit geliebet hat. Sie starb im Jahre 1571 an einer Krankheit, welche sie über der Sorge für andere nicht beachtet hatte. Ihr Leben hat kein Geringerer zuerst gepriesen als ihr berühmter Zeitgenosse, der Humanist Heinrich Glareanus von Mollis, und zwar in der Zueignung seiner dichterischen Beschreibung der Schweiz. „Niemand", heißt es dort, „wünsch ich längeres Leben als derjenigen, die so vielen Menschen das Leben erhalten hat. Ich will, daß es die Nachkommen wissen, daß die Schweiz überhaupt und Solothurn insbesondere Grund haben, sich dieser bewunderungswürdigen Frau, die ich eine Heldin nenne, zu rühmen."

Quellen: Sie sind im Verlaufe der Darstellung alle genannt.

J. Sterchi, Oberlehrer.

[1]) Eine angenehm riechende, in der Heilkunde als Aufguß anwendbare Wurzel aus der Pflanzengattung der Umbelliferen oder Doldengewächse.



Johann Konrad Gottfried Wildermett.

1677—1738.

Zu richtiger Beurteilung der nachgenannten Persönlichkeiten der Familie Wildermett sind einige allgemeine Bemerkungen vorauszusenden.

Nicht leicht anderswo haben Abstammung und Örtlichkeit einen so ausgesprochenen Charakter und demgemäß einen so merklichen Einfluß geübt, und nicht leicht hat die Geschichte einer Ortschaft und ihrer Bevölkerung eine so konsequente Richtung, eine so deutliche Entwicklung und Zuspitzung auf bestimmte Punkte hin erfahren, wie in Biel.

Noch heut ist der Unterschied des Volkscharakters rechts und links von der Aare leicht wahrnehmbar, in einer größeren Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit, aber auch in größerer Veränderlichkeit von Grundsätzen, Zielen und Bestrebungen bei den linksufrigen Anwohnern.

Die beherrschende Lage der Stadt Biel am Ausgang wichtiger Jurathäler ließ einen maßgebenden Einfluß auf Handel, Verkehr, Gewerbe, Kultur und Politik, auf die ganze Lebenslage und Lebensführung des Erguel und Prévoté (St. Immer- und Münsterthal) als wünschenswert und notwendig erscheinen, der für Biel geradezu eine unentbehrliche Daseinsbedingung war, — nicht nur ein Mittel für den Kräftezuwachs, sondern auch als Objekt weit ausschauender Kraftbethätigung und als Moment eines hochgespannten Selbstgefühls.

Die politische Geschichte Biels endlich zeigt einerseits ein unausgesetztes Ringen gegen die Herrschaft des Bischofs von Basel, oft in kleinlichen Dingen, aber doch in seiner bittern Notwendigkeit erwiesen durch die von Jean de Vienne 1367 an Biel vollzogene verräterische Mordbrennerei, wie auch durch die von Jakob Christoph Blaarer von Wartensee (1575—1608) versuchte Gegenreformation, und die bis ans Ende des 18. Jahrhunderts fast ununterbrochenen Händel mit dem bischöflichen Reichsfürsten in Pruntrut, wobei von letzterem, nebst brutaler Gewaltthätigkeit, besonders gegen Biel ein ächt machiavellistisches Ränkespiel aufgeführt wurde, zum Teil veranlaßt durch häufig ausbrechenden Uebermut Biels, und zum Teil ermöglicht durch die vom Bischof schlau erregte,

aber regelmäßig getäuschte Ländergier Berns, und die Eifersucht zwischen den katholischen und reformierten Ständen der Eidgenossenschaft. — Und anderseits tritt dieser hartnäckigen Opposition gegen die Bischofsherrschaft, als positives Motiv und Ziel der von Biel eingeschlagenen Politik, die Hinneigung zum Anschluß an die schweizerische Eidgenossenschaft zur Seite, Jahrhunderte hindurch mit unbedenklicher, ausdauernder Opferwilligkeit und freudiger Kühnheit bewährt und festgehalten. Konnte Biel, weil selbst bedroht, dem verbündeten Bern im Laupenkrieg auch nicht Hülfe senden, noch am Sempacherkrieg sich wirksam beteiligen, so kurz nach den von Jean de Vienne erlittenen, fast an Vernichtung streifenden Schädigungen, so ist um so erwähnenswerter sein entschlossenes und kräftiges Eingreifen in den Burgunderkriegen, sowie später bei den Kämpfen um die Befreiung des Waadtlandes und Genfs, wie überhaupt, als zugewandter Ort und Bundesglied der schweizerischen Eidgenossenschaft seit 1476, an allen ihren Verhandlungen mit fremden Staaten, den Schwabenkriegen, Zügen nach Italien, später den Hugenottenkriegen, wo das Bischofsverbot den Zuzug für Heinrich von Navarra nicht zu verwehren vermochte. Denn mit Einführung der Reformation, auch im Erguel und den obern Gemeinden des Münsterthales, hatte Biel einen sehr entschiedenen, später unentwegt festgehaltenen religiösen Standpunkt eingenommen. Daß im weitern Verlauf politische Verhältnisse und Erwägungen sich mit den religiösen vermischten und letztere bisweilen auch beherrschten, ist leicht begreifliche Thatsache, die aber hier nicht in besonders erschwerender Weise hervortritt.

Da nun Biel in seinen Händeln mit dem Bischof an den reformierten Ständen der Eidgenossenschaft meist gute Unterstützung fand, und selbst der Sonderbund der katholischen Stände mit dem Bischof (Blaarer) nichts auszurichten vermochte, so suchte sich letzterer unter der Bieler Bürgerschaft selbst Anhänger zu werben, wozu ihm jeweilen die Besatzung des Meyer- und Schaffneramtes in Biel gute Gelegenheit bot. Nicht nur standen diese mit Ehren und Einkünften reich bedachten Beamten durch ihren Einfluß und ihre Macht dem Bürgermeister und Rat vielfach offen in den Weg; sondern auch demagogische Umtriebe und Aufwiegelung des gemeinen Mannes gehörten zu den nicht immer verschmähten Mitteln, um des Bischofs Herrschaft gegenüber den in Biel sich regenden Freiheitsgelüsten aufrecht zu erhalten.

Würden wir heut ein solches demoralisierendes, oft doppelzüngiges, ja unpatriotisches Verhalten von Gemeinde- und Staatsbeamten hart verurteilen und als bedenklichen Mangel an Charakter und Adel der

Gesinnung betrachten, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß damals allgemein der Fürst als unverantwortlicher Eigentümer von Land und Leuten betrachtet wurde, und daß, was wir heute Patriotismus nennen, damals nicht anderes war, als der unbedingte Gehorsam gegen die Obrigkeit.

Mit diesen in der Geschichte Biels hervortretenden Thatsachen allein kann richtig verstanden werden, was im Folgenden über einige Glieder der Familie Wildermett zu sagen ist.

Nachdem in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts Hänsli Wildermett vielfach als Auszüger der Stadt Biel und Zunftgenosse zu Pfauen in den Reiß- und Mannschaftsrödeln vermerkt wird, z. B. als Teilnehmer an der Murtenschlacht, außerdem als auch sonst angesehener Mann (Schiedsrichter bei einem Streit im Münsterthal wegen Wahl eines neuen Probstes); nachdem auch dessen Sohn Jakob als tapferer Anführer von 400 beherzten Gesellen 1535 der Stadt Genf gegen Savoyen zu Hülfe gezogen und bei Gingins eine weit überlegene feindliche Abteilung in die Flucht geschlagen; ließ sich infolge der durch die Reformation entstandenen Wirren ein Zweig des Geschlechtes Wildermett in den Waldstätten am Rhein nieder. Die Bieler-Linie aber zeigte eine fortlaufende Reihe bedeutender Männer, die in Frieden und Krieg dem Gemeinwesen in hervorragender Weise dienten und auch von den Bischöfen von Basel zu höhern Regierungs- und Verwaltungsstellen verwendet wurden. Sie zeichneten sich nicht nur aus durch wachsenden Reichtum, den sie durch ihre Beamtungen, durch Kriegsdienst, durch Industrie (Drahtzug in Bözingen, Kattunweberei), Handelsunternehmungen und Landwirtschaft erwarben; sondern auch durch Sinn für Wissenschaft und Bildung, wie denn durch Anstellung von Präzeptoren und durch Reisen für die Erziehung der Söhne Bedeutendes geleistet wurde.

Johann Konrad Gottfried Wildermett war das sechste von zehn Kindern des Hans Peter Wildermett und der Susanna Beynon. Der Vater, frühzeitig Ratsmitglied, Römistaler Schaffner und Seckelmeister in Biel, hinterließ seine ökonomischen Angelegenheiten in ziemlicher Unordnung infolge weitschichtiger Geschäftsverbindungen und einer vielfach mißbrauchten Gutherzigkeit, als er 1690, noch nicht 49 Jahre alt, starb. Der 21 Jahre alte Sohn Johann

Georg mußte seine in Zürich begonnenen Studien aufgeben, um sich der verwaisten Familie zu widmen.

Johann Konrad Gottfried, am 20. April 1677 getauft, war beim Tode seines Vaters erst 13 Jahre alt. Bezeichnend für Gesinnung und Streben des Vaters ist die Wahl der Taufzeugen für den Sohn, nämlich des Bischofs von Basel, Johann Konrad von Roggenbach, und des Priors von Bellelay, Gottfried Vuillemin. Er studierte Theologie in Lausanne und Zürich, an welch letzterem Ort er 1697 konsekriert wurde. An weiteren Studienreisen hinderte ihn Kränklichkeit. Unter seinen Lehrern nannte er später mit besonderer Dankbarkeit Rud. Ziegler und Chorherrn Schweizer. Mit 25 Jahren erhielt er 1702 die Pfarrei Pieterlen, an welchem Ort sein Vater das Burgerrecht erworben und auf ziemlich bedeutendem Landbesitz ein Haus erbaut hatte. Nach 12 Jahren verheiratete er sich mit des Pfarrers von Sutz Tochter, Dorothea Fellenberg. Seine vier Kinder hat er alle überlebt. Im Jahre 1740, nachdem er verschiedene Mal im Kapitel Erguel das Dekanat verwaltet hatte, wurde er nach Biel berufen, und starb daselbst den 14. März 1758 an Brustwassersucht, nachdem er, auf wiederholtes Begehren, im Herbst 1757 hatte in den Ruhestand treten dürfen.

Von der heikeln Stellung und Aufgabe und den in damaliger Zeit einem reformierten Pfarrer im Bistum entgegentretenden Schwierigkeiten giebt es wohl einen deutlichen Begriff, wenn wir uns die Fürstbischöfe vergegenwärtigen, deren Regierungszeit in Pfarrer Wildermetts Mannesjahre fiel.

Unter Johann Konrad von Reinach (1705—1737) entstand religiöse Aufregung im Münsterthal, wobei die bernische Regierung zum Schutz der Reformierten eingriff und der Entscheid getroffen wurde, daß die Ortschaft Münster die Grenzscheide bilden solle zwischen reformiertem und katholischem Gebiet. — Im Erguel erhoben sich Klagen über Mißachtung der alten Freiheiten seitens des Bischofs. Das um Schutz angegangene Biel wendet sich um Hülfe an Bern. In Biel entstehen gehässige und langwierige Händel zwischen Bürgermeister Scholl und Stadtschreiber Watt, wobei Behörden und Bürger in Mitleidenschaft gezogen werden. Der Bischof, vom Stadtschreiber Watt zur Vermittlung angerufen, und durch Meyer Thellung und Fürstenschaffner Wildermett vertreten, findet in diesen gewaltthätigen Wirren so wenig Achtung und Gehorsam, daß er klagend an Bern schreibt: „in Biel herrscht nur Violation, Usurpation, Subornation.“ Die 1731 in Büren gehaltenen Verhandlungen

bringen keine Beruhigung; namentlich in Courtelary kommt es am 29. September 1733 zu tumultuarischen Auftritten; und sogar die Meyer von Tramlingen, Pieterlen (wo W. damals Pfarrer war) und Sonceboz, die allein für den Bischof Partei zu nehmen schienen, werden beschimpft und mißhandelt. Vergeblich sieht sich der Bischof nach militärischer Hülfe um seitens der katholischen Orte, oder durch Errichtung eines Freikorps. — Biel, gestützt auf sein Pannerrecht, verbietet die Werbung für ein solches Freikorps im Erguel, dem Gebiet des Bischofs; bereits wird von letzterem kaiserliche Exekution angerufen, als der Bischof stirbt.

Der Nachfolger auf dem Bischofsstuhl, Jakob Sigmund von Reinach-Steinbrunn (1737—1743), schließt mit Frankreich einen Vertrag, angeblich zu gegenseitiger Verhütung von Ausreißerei, in Wirklichkeit zur Niederwerfung der Widerspänstigen, zur Wiedereinführung besserer Subordination und schuldigen Gehorsams. Unter Strafe des Hochverrats sollen alle Einwohner ihre Waffen abliefern. Der Graf von Broglie rückt mit Dragonern und Grenadieren in Pruntrut ein. Es folgen Verhaftungen, Landesverweisungen und Todesurteile, und endlich am 23. Juni 1742 die „Declaration souveraine“, worin der Bischof alles eigenmächtig entscheidet und die alten Rechte von Biel und Erguel wesentlich schmälert. Mitten in den darüber entstandenen Aufregungen und Verhandlungen stirbt er.

Von Anfang an tritt sein Nachfolger, Joseph Wilhelm Rink von Baldenstein (1744—1762), erbittert und feindselig gegen Biel auf, verurteilt dessen Einmischung in die erguelischen Wirren, prophezeit den Bernern als Vermittlern nur Verdruß, Unehre und Prostitution von so indiskreten, übelgezogenen Leuten. Mit Hülfe von Frankreich und dessen in Solothurn residierenden Gesandten erlangt er einen demütigenden Unterwerfungsakt von Biel, am 30. September 1748. Das war für Biel die größte Demütigung seit 150 Jahren, und sie war nicht unverschuldet: Zuchtlosigkeit unter der Bevölkerung, befördert durch Uebermut, Parteiungen und persönliche, gehässige Streitigkeiten der Angesehenen — das alles hatte mächtig zu diesem beschämenden Ausgang beigetragen. — Wir werden später noch auf die damit in Zusammenhang stehende Absetzung des Venners Neuhaus zurückkommen, an dessen Stelle Alexander Jakob Wildermett trat, der Neffe des damaligen Pfarrers von Biel (12. Dezember 1757).

Faßt man den in der nun folgenden Zeit der Ruhe sich gestalten-

den Aufschwung in's Auge, wie er in geistiger, sozialer und ökonomischer Hinsicht zu Tage tritt, trotz harter Teuerung, und wie er sich kund giebt in der Gründung des Spitals, der höhern Schule, der ökonomischen Gesellschaft zur Einführung der Seidenzucht, der Stadtbibliothek etc.; so muß man sagen, daß die Heimsuchung nicht vergeblich gewesen ist, sondern daß sie, nach Beseitigung der wilden Aufregungen im öffentlichen Leben, die im Bieler Gemeinwesen vorhandene überschüssige Kraft in friedliche Segensbahnen gelenkt hat. Wie gerade die Familie Wildermett in solchen Beziehungen mit hochsinnigem Beispiel vorangegangen ist, dies weiter auszuführen gehört nicht in den Rahmen dieser Studie.

Kommen wir nach diesem nicht zu umgehenden Ausblick auf die damalige Geschichte des Bistums zu unserm Pfarrer Wildermett zurück, so ist von vorn herein nicht zu erwarten, daß er in diesen Wirren, die mit Intrigue und Gewalt geführt wurden, eine leitende Stellung hätte suchen oder einnehmen sollen. Aber daß er dabei ein tüchtiger und gewissenhafter Pfarrer geworden und geblieben ist, treu und redlich, liebenswürdig und aufrichtig in Amt und Verkehr nach allen Seiten, eine Respektsperson für Jedermann, — auch das wäre vielleicht nicht von vorn herein zu erwarten; da es aber Thatsache ist, so ist es um so erfreulicher und für ihn selbst um so ehrenvoller.

Während seiner 38jährigen Amtszeit in Pieterlen ist es ihm in diesen Beziehungen wohl noch leichter geworden; aber auch in den 17 Jahren seines Bieler Pfarramts, welche in eine höchst stürmische und trübe Zeit fielen, hat sich der in seinem Charakter begründete Takt nicht verläugnet und seinen Einfluß auf die Gemeinde und selbst auf weitere Kreise nicht verfehlt. Sein Neffe, Alexander Jakob, der neben der Gattin an seinem Sterbebett stand, schreibt von ihm in der etwas schwülstigen Weise seiner Zeit, aber doch ersichtlich von tiefer Pietät getrieben:

„Seine aufrichtige Frömmigkeit und sein unverfälschtes Wesen, seine Liebe gegen Jedermann und besonders gegen Notleidende, nächst seiner großen Penetration und Einsicht in allen Sachen, seine gründliche Gelehrsamkeit, zusammt seinem aufgeweckten und muntern Wesen, so seinen Umgang Jedem männiglich erbaulich, tröstlich, nützlich und angenehm gemacht, haben ihm sowohl an äußern Orten, als allhier Veneration, Zutrauen und Liebe erweckt, so daß sein Verlust und der wenige Anschein, solchen ersetzen zu können, einen empfindlichen und allgemeinen Eindruck gemacht. Sonderlich aber haben sowohl seine

Tugenden, als die Vorzüge seines Geistes niemals heller geleuchtet, als in seinen letzten Tagen, da alle seine von Glauben, Hoffnung und Vertrauen erfüllten Reden eine besondere Kraft und Stärke besaßen."

Bei seinen Amtskollegen hatte er den Namen: „Σύνζυγος γνήσιος" (Phil. 4, 3.), „der aufrichtige Mitarbeiter."

Außerordentlich war sein Fleiß in der Seelsorge gegenüber Reichen und Armen, wobei er namentlich mit Kranken auf den Knieen betete. Seine Magd, eine Jungfer Weyenet, bezeugt, vor seinen Ausgängen habe er jeweilen von seiner Frau ein Päcklein von 40 Batzen verlangt, wovon er selten etwas heimgebracht.

Nachdem er schon 1755 altershalber um seine Entlassung eingekommen war, wurde sie ihm auf wiederholtes Begehren erst am 5. Juli 1757 erteilt und durch Zusendung einer von Rät und Burgern an ihn abgeordneten Deputation in ehrenvoller Weise angekündigt. Doch predigte er noch zeitweise bis gegen Weihnachten.

Wohl dürfen die von seinen Bieler-Amtsbrüdern bei Anlaß seines Todes gewählten Predigttexte als Ausdruck ihrer Achtung und Liebe gegen ihn verstanden werden, so Dan. 12, 13, — Joh. 18, 19—23; 2. Tim. 4, 7. 8. —

Als mit Beifall aufgenommene, von Pfarrer Wildermett verfaßte Schriften werden genannt:

1. Heidelberger Katechismus, mit Randfragen und Zeugnissen (Belegstellen aus der h. Schrift). In 3 Auflagen erschienen.

2. Biblischer Katechismus. Wahrscheinlich eine kurze historische Einleitung in die einzelnen Bücher der h. Schrift, nach Inhalt und Abfassung, zu deren besserem Verständnis, soweit der damalige Stand der Bibelforschung ein solches Werk ermöglichte. Jedenfalls ein Zeugnis für sein tiefes Verständnis vom Wesen und den Grundlagen der reformierten Kirche und Lehre.

3. Uebersetzung der Psalmen nach Lobwasserschen Reimen, unter Beifügung von Festliedern. (Sprachliche Verbesserung Lobwassers.)

4. Lehr- und Katechismuslieder. Die Fragen und Antworten des Heidelberger-Katechismus, auf 36 Sonntage verteilt, nach der Melodie von Ps. 119 zu singen. Wurde wiederholt aufgelegt. Proben davon in Schmiedlins Sing- und spielendem Vergnügen p. 16, 48, 256, 342, 346, 596.

5. Gründe für die Absönderung von der römischen Kirche und ihrem Gottesdienst, und Gründe wider die Absönderung von der reformierten Kirche und ihrem Gottesdienst.

Eine Polemik gegen separatistische Bewegungen. Eine französische Uebersetzung dieses posthumen Werkes wurde beabsichtigt.

6. Revision der Bieler Agende (1751), unter Beifügung selbstverfaßter Festtagsgebete, die günstig beurteilt wurden und auch in andern schweizerischen Kirchen Eingang fanden.

Fassen wir die uns überlieferten Züge aus Pfarrer Wildermetts Leben zusammen, so haben wir vor uns einen Mann, der zart veranlagt, doch in schwieriger, aufgeregter Zeit sich die Selbständigkeit und Harmonie seines Wesens zu wahren gewußt hat; der durch Familientradition und wohl auch Ueberzeugung zwar politisch auf Seiten des Bischofs stehend und demagogischen Wühlereien abhold, sich dennoch in religiösen und theologischen Dingen nicht hat von außen her beeinflussen lassen, sondern im Bewußtsein, auf einer Grenzwarte zu stehen, mannhaft und treu seiner Pflicht genügt und seinen Posten behauptet hat; dazu einen geschätzten Prediger, treuen Seelsorger und Wohlthäter seiner Gemeinde; einen gelehrten, anregenden, ebenso liebenswürdigen, wie von religiösem Ernst durchdrungenen Gesellschafter; einen trefflichen Familienvater, der mit dem Christentum an seiner eigenen Person Ernst gemacht und es bis zum Tod bewährt hat mit ebensoviel Demut als Glauben.

Quellen zu diesem und den nachfolgenden Aufsätzen betreffend Glieder der Familie W. sind: Eine von Alexander Jakob W. verfaßte und später von Verschiedenen fortgesetzte handschriftliche Familienchronik, mit Verzeichnissen der Meyer, Bürgermeister, Venner, und Pfarrer von Biel samt Stammbäumen, ziemlich subjektiv gehalten und mit Kritik zu benutzen; ein gedruckter anonymer Nachruf von Pfr. W.; Blösch, Geschichte von Biel; verschiedene durch die Gefälligkeit von Hrn. Pfr. Bähler aus seinen Collectaneen mitgeteilte Nachrichten.

H. Rettig, Pfr. in Pieterlen.

Phokion Heinrich Elias.

1782—1854.



Die ursprüngliche Heimat des Mannes, welcher den in der Überschrift angeführten Namen getragen hat, ist Beckenried am Vierwaldstättersee, und der Name Elias ist auf willkürliche Weise abgeleitet worden von Käslin oder Käsli, dem Namen eines dort noch fortlebenden Geschlechtes.[1])

Aus einer im 18. Jahrhundert in Beckenried vorhandenen, angesehenen Familie stammten mehrere Söhne, die eine gute Erziehung genossen, und von denen der eine, der Pfarrer und Sextar Kaspar Joseph Käsli, 1831 im Alter von über 80 Jahren, starb.

Ein zweiter, Joseph Anton, hätte ebenfalls Geistlicher werden sollen, wollte sich aber dazu nicht entschließen, sondern zog es vor, da ihm zu einem andern Beruf die nötige Unterstützung versagt ward, die Heimat zu verlassen. Er wanderte unter Lafayette nach Nord-Amerika aus und diente hier als Offizier in den Reihen Georg Washingtons im Unabhängigkeitskampfe gegen England. Sodann gründete er in Boston ein Handelsgeschäft, an dem sich noch ein anderer Bruder, Heinrich, beteiligte, der auch nach Amerika gekommen war. Jener verheiratete sich mit der aus einer altfranzösischen Hugenottenfamilie stammenden Dame Jaqueline, geb. Lasselin, die ihn mit zwei Knaben beglückte, von denen der jüngere, geboren 1782,

---

[1]) Ein Zweig desselben erhielt durch Eusebius Käslin, der als Musikdirektor in Aarau gewirkt hat, schenkungsweise das Bürgerrecht dieser Stadt. — Ein angesehenes, adelmäßiges Geschlecht Käsli, das von Thun oder vielleicht von Unterwalden nach Bern gekommen war und sich hier eingebürgert hatte, besaß das Schloß Toffen samt vielen dazu gehörenden Gütern, starb aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus; sein Wappen war ein Hirsch mit einem Stern darüber. (Müllinens Heimatkunde IV. 175 bis 176.)

den Vornamen Phokion Heinrich erhielt.[1]) Im Jahre 1791 wurden die beiden Knaben, da ihre Mutter frühe starb, vom Vater in eine Erziehungsanstalt nach Groningen in Holland gebracht. Derselbe starb aber auf der Reise. Der verwaisten Knaben nahmen sich Mitreisende an, die sie an ihren Bestimmungsort brachten. Die weitere Sorge für die beiden Waisen, denen der Vater ein beträchtliches Vermögen hinterlassen hatte, übernahm ihr Oheim in Amerika.

Das Anstaltsleben gefiel unserm Phokion Heinrich nicht, weshalb er nach einigen Jahren Groningen verließ und sich auf Reisen begab. Später wurde er holländischer Matrose, geriet 1803 in englische Kriegsgefangenschaft und durchwanderte, nachdem er die Freiheit wieder erlangt hatte, Städte und Länder. Als Schiffsjunge hatte er an allerlei körperlichen Übungen Gefallen gefunden. Er bildete sich darin weiter aus, wurde mit den turnerischen Schriften von Guts-Muths und Vieth bekannt und machte sich nun mit dem Gedanken vertraut, Lehrer der Gymnastik zu werden.

Den ersten turnerischen Unterrichtsversuch machte Elias im Jahr 1806, indem er den beweglichen Triangel konstruierte und dieses Gerät mit Vorliebe in Anwendung brachte. Zuerst erteilte er Turnunterricht in Groningen bei dem dänischen Konsul Meuiske, sodann in den folgenden Jahren zu Heerenveen (Friesland) beim dortigen Präfekten, in Amsterdam beim Generallieutenant Vischer, in Schwanensee (Mecklenburg) beim schwedischen Minister Hesler, und in Oldenburg beim Baron Jägersfeld, dem Schwiegersohne des Marschalls Blücher.

Im Jahre 1809 verehelichte sich Elias mit einem Fräulein von Bulling aus Oldenburg und lernte auf seiner Hochzeitsreise, die ihn durch die Schweiz und Oberitalien führte, das ursprüngliche Heimatland seines Vaters zum ersten Male kennen. Schon nach einem Jahre verlor er seine Frau, verließ hierauf Oldenburg und kam als Turnlehrer in die im In- und Ausland vorteilhaft bekannte Erziehungsanstalt des Pfarrers Samuel Gottlieb Zehender in Gottstatt[2]), wo er etwa drei Jahre verblieb. Er bewarb sich sodann, da er Schweizer sein und heißen wollte, um das Bürgerrecht der Stadt Aarberg, das ihm am 12. Mai 1813 erteilt wurde. Zwei Monate nachher, am 7. Juli, verehelichte er sich wiederum und zwar mit Eli-

[1]) Ob die Verwandlung des Familiennamens Käsli in Elias durch den Vater oder den Sohn vorgenommen wurde, ist nicht sicher, doch vermutlich durch den letztern, der übrigens später auch seinen Vornamen Phokion in Peter veränderte.

[2]) Zehender war von 1789—1840 Pfarrer in Gottstatt, und die von ihm geleitete Anstalt bestand von 1802—1834. Er war auch ein trefflicher Pomologe.

sabeth Johanna Margaritha Höpfner von Biel[1]), der Tochter des (kurz zuvor, am 16. Januar, in Bern gestorbenen) Dr. med. Albrecht Höpfner-Graf.

Bald darauf kam Elias als Lehrer der Gymnastik nach Bern und begann hier seine turnerische Wirksamkeit in größerem Umfange an den öffentlichen Unterrichtsanstalten der Stadt, als welche die Akademie, eine Litterarschule (Gymnasium) und die sogenannte Klassenschule (Progymnasium) zu bezeichnen sind. Elias' Thätigkeit bezog sich zwar weniger direkt auf diese als vielmehr auf deren Subsidiaranstalten, wozu außer den sog. „Abendstunden" namentlich die Turn- und Schwimmschule und die militärischen Übungen gehörten. Laut dem (von Karl Zeerleder verfaßten, ausgezeichneten) „Bericht über die Staatsverwaltung des Kantons Bern von 1814 bis 1830", S. 121 und 122 wurde die Gymnastik durchschnittlich von 40 bis 50 Knaben besucht. Auch die militärischen Übungen fanden viel Anklang, weil man deren „Einfluß auf die Stärkung des jugendlichen Körpers, auf äußern Anstand und selbst auf Bildung des Charakters" immer mehr anerkannte. Nach Schluß der Winterschule wurde jeweilen ein Schulfest veranstaltet, und, nachdem vormittags im Münster die Promotion und Verteilung von Prämien in feierlicher Weise stattgefunden hatte, nachmittags die erworbene Fertigkeit in den turnerisch-militärischen Übungen und im Gebrauche des Feuergewehres vor den Behörden und zahlreichen Zuschauern erprobt. Als in dem politisch erregten Jahre 1814 im Oberland Unruhen stattfanden und die Regierung zur deren Dämpfung Truppen aufbot, hatte Elias das Kommando über eine Abteilung der leichten Artillerie in Interlaken. Um seine Soldaten nützlich zu beschäftigen und dadurch vor Ausschreitungen zu bewahren, führte er mit ihnen regelrechte gymnastische Uebungen aus, namentlich im Ringen und Schwingen, im Voltigieren, in der Schwimmkunst u. a. turnerisch-militärischen Exerzitien, denen gewöhnlich eine Menge einheimischer und fremder Zuschauer mit dem größten Interesse folgten; ja, auch das in den Cantonnementen der benachbarten Orte liegende Militär beteiligte sich an diesen Uebungen, deren Leiter selber seine Kraft oft mit den besten Kämpfern maß.

Da die Thätigkeit von Elias der allgemeinen Aufmerksamkeit sich erfreute, so wurde er auch noch als Lehrer an andern Anstalten verwendet. Im Jahr 1815 übertrug ihm die Waisenbehörde der Stadt

[1]) Aus dieser Ehe ging eine Tochter hervor, Namens Carolina Katharina Henriette Margaritha, geb. den 17. Januar 1815, die gegenwärtig (1899) bei ihrem Großsohne, Dr. med. Rolf Lindt in Lützelflüh, als geistig noch rüstige Greisin lebt.

Bern den Unterricht im Turnen am Waisenhause. Ebenso hatte Philipp Emanuel von Fellenberg seinen Blick auf ihn gewendet, und so wanderte Elias auch nach Hofwyl, um hier Unterricht zu geben. Die Regierung ernannte ihn zum Professor der Gymnastik und Rittmeister an der Akademie.

Um diese Zeit begann Elias auch seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem turnerischen Gebiete. Es erschien von ihm das noch heute sehr beachtenswerte Buch: „Anfangsgründe der Gymnastik oder Turnkunst“, Bern bei J. J. Burgdorfer, 1816. Durch Subskription fanden 200 Exemplare sogleich in den vornehmsten Bernerfamilien Eingang und Anerkennung; an der Spitze der Subskribenten steht der Ratsherr und verdiente Kanzler der Akademie, Albrecht Friedrich von Mutach, durch welchen Elias als Leiter der gymnastischen Übungen an die Akademie berufen worden war. In der Einleitung weist der Verfasser mit Begeisterung auf die hohe nationale Wichtigkeit der Gymnastik hin, welche im Altertume namentlich bei den Griechen und sodann in Deutschland durch Guts-Muths, Vieth und Jahn mit so viel Erfolg betrieben wurde, daß mit Recht gesagt wurde, „der Einfluß der turnerischen Übungen habe mächtig dazu beitragen, der deutschen Nation jenen patriotischen Geist und die körperliche Ausharrung (im Kampfe gegen Napoleon I.) mitzuteilen, dessen sie bedurfte, um sich von der Sklaverei, unter welcher sie seufzte, zu befreien.“ Von diesem vaterländischen Standpunkte aus, im weitern aber als Mittel zur harmonischen Entwicklung der jungen Bürger, empfiehlt Elias „den Vätern des Vaterlandes“ die Einführung der Gymnastik in die Schulen und bezeichnet „die gänzliche Übereinstimmung der Seele und des Körpers, wo beide gegenseitig in ihrer Thätigkeit sich unterstützen, als das einzige Ziel seiner Wünsche.“ Der Darstellung der turnerischen Uebungen geht eine eingehende Beschreibung der Organe des menschlichen Körpers voraus. Jene zerfallen in Uebungen der untern und solche der obern Extremitäten, und als Geräte dienen Stange, Reck, Triangel, Querbalken, Klettermast, Strickleiter, Schlitten, Haspel und Pferd. Besondere Anleitung giebt der Verfasser für das Ringen, Schwingen und Voltigieren. Das Werk, dem eine Anzahl von sehr deutlichen Illustrationen, wahrscheinlich vom Maler G. Volmar gezeichnet, beigegeben sind, fand so viel Anerkennung, daß es vom Kommandanten der Militärerziehungsanstalt in Mailand, General Young, in's Italienische übersetzt und bei den dortigen Truppen eingeführt wurde.[1])

[1]) Das italienische Werk wurde sodann im Jahr 1827 von Oberlieutenant E. Voschacher unter einem bombastischen Titel wieder in's Deutsche übersetzt.

Clias wendete nun seine Blicke nach Frankreich. Im Jahr 1817 finden wir ihn in der Weltstadt Paris, wo er seiner Turnmethode Eingang zu verschaffen hoffte. Er erteilte daselbst dem Pompierkorps, sowie vielen andern Personen unentgeltlichen Unterricht und publizierte 1819 sein in's Französische übersetztes, wesentlich erweitertes Werk unter dem Titel «Gymnastique élémentaire», das er der Société de l'enseignement élémentaire widmete. Die Pariser medizinische Gesellschaft, welcher Clias sein Manuskript vor der Drucklegung unterbreitet hatte, setzte zur Beurteilung des Werkes eine siebengliedrige Kommission nieder, die dann einen eingehenden, sehr beachtenswerten Bericht darüber abgab und darin nach einem Rückblick auf die Geschichte der Gymnastik[1]) besonders die medizinisch-therapeutische Bedeutung der Clias'schen Turnmethode hervorhob.[2])

In Paris hatte der spanische Oberst Franz Amoros im J. 1817 die erste größere Turnanstalt eingerichtet. Diese erfreute sich eines zahlreichen Besuches, und als dann im Park von Grenelle das «Gymnase normal militaire» gegründet wurde, so erhielt Amoros die Oberleitung desselben. Clias, welcher ebenfalls seine Blicke auf dasselbe gerichtet hatte, verließ infolge dessen Paris und nahm seine Wirksamkeit in Bern wieder auf. Mit neuem Eifer und vielen persönlichen Opfern an Zeit und Geld arbeitete er namentlich an der Verbesserung und Vervollständigung der Anstalten für die verschiedenen Leibesübungen. Der Turnplatz im sogen. Graben der kleinen Schanze bedurfte der Zuleitung trinkbaren Wassers und eines bequemern Zuganges. Im Marzile gründete er die erste Schwimm- und Badeanstalt. Die Vorstudien dazu, genauen Bericht an die Stadtverwaltung, Pläne und Devise besorgte Clias auf seine eigenen Kosten. Da die an das projektierte „Bassin, von Bäumen umschattet, nebst einem Gebäude zum Gebrauch der Badenden" anstoßenden Landeigentümer dem Unternehmer entgegenwirkten, so mußte Clias seine Pläne wiederholt abändern und den Behörden genau angeben, „welches der

[1]) Hier wird u. a. die Ansicht ausgesprochen, daß der im J. 1780 von dem Chirurgen und Major Tissot veröffentlichten «Gymnastique médicale et chirurgiale» das Verdienst zukomme, das erste in französischer Sprache geschriebene Turnbuch zu sein, und daß durch dasselbe Guts-Muths und Salzmann in Schnepfenthal, Pestalozzi in Iferten, Fellenberg in Hofwyl und Clias in Bern für ihre pädagogisch-turnerische Thätigkeit beeinflußt worden seien.

[2]) «Si Clias n'est pas médecin», heißt es darin, «il a donné à ses travaux une direction toute médicale, intéressant surtout dans ses applications à la thérapeutique». Clias wird ein «apôtre pleiu de zèle, qui, pénétré de l'importance de son sujet, fortifie toujours le précepte par l'exemple» genannt.



Zweck und die Einrichtung einer solchen Anstalt sei", besonders da es sich um die finanzielle Förderung derselben durch die Gemeinde handelte.[1]) Eine durch Elias in Umlauf gesetzte Subskription mittelst Aktien, jede zu 25 (alten) Franken, ergab eine Summe von 6200 Fr.; die akademische Curatel, sowie die Polizeikommission empfahlen das Werk als ein gemeinnütziges Unternehmen zur Ausführung und Unterstützung.

Noch bevor aber dasselbe zu Ende gebracht war, verließ Elias neuerdings Bern. Der englische Gesandte war auf ihn aufmerksam geworden und bewirkte, daß er gegen Ende des Jahres 1821 einen Ruf nach England erhielt. König Georg IV. ernannte ihn zum Hauptleiter der Gymnastik an den Militär- und Seemannsschulen zu Sandhurst, Woolwich, Chelsea, Greenwich ꝛc. Elias leitete die Gymnastik in der Marineschule zu Greenwich, wo 800 Schüler waren, selbst und erzielte hier überraschende Ergebnisse. Nach Verfluß der ersten sechs Monate fand bei Anwesenheit der Admiralität an Bord des Schiffes „Hecla" in der Themse eine Art öffentlicher Prüfung statt, der eine gewaltige Menge von Zuschauern beiwohnte und die bei den Behörden und dem Publikum eine sehr vorteilhafte Meinung von Elias und seiner Unterrichtsmethode erzeugte. Auch spätere Examen fielen günstig aus, und einzelne Schüler von Elias legten

[1]) Das Prajekt wurde van Elias in einer Eingabe an die Palizeikammissian folgendermaßen beleuchtet: „Das über das sag. Studenten-(Buben-)Seeli unter der abern Brücke zu errichtende Gebäude sall sawahl zum Entkleiden als zum Baden in demselben und zwar sa eingerichtet werden, daß sich die Badenden nach Wunsch in besandern Abteilungen des kalten Bades bedienen können, welche jedach bei einer graßen Anzahl van Badenden nöthigen Falls durch Aufstellung van Starren in einen ungetheilten graßen Badeplatz verändert werden können. Nebstdem würde ein besonderer Platz oder ein Gebäude für Frauenzimmer eingerichtet, um mit aller Sicherheit und ohne Besorgniß von allfälliger Unsittlichkeit das kalte Bad gebrauchen zu können. Ferners würde ein Weg an beiden Ufern gemacht, damit die anstaßenden Eigenthümer wegen Beschädigung ihres Landes gesichert seien. Oben beim Einfluß der Aare in das Bubenseeli wird eine durch Federn sich wie Thüren öffnende Pritsche angebracht, um bey graßem Wasserstand, wa dann dieselben durch den Druck des Wassers sich van selbst öffnen und bey dessen Abnahme allmählich wieder schließen, dem Wasser genugsamen Ablauf zu verschaffen. Diese Absönderung des Wassers sall bewirken, daß dasselbe durch Verhinderung des Laufes mehr Wärme erhalte u. s. w. Der Zweck der Anstalt soll seyn: alle Gefahren abzuwenden, welche van der Erlernung des Schwimmens unzertrennlich sind, sa lange die jungen Leute am Ufer der Aare sich selbst überlassen sind, den Unterricht im Schwimmen zu beschleunigen und so allgemein als möglich zu machen. Zugleich sall sie Persanen beiderlei Geschlechts eine sichere, angenehme und nicht kastbare Gelegenheit darbieten, kalte Bäder zu gebrauchen, wenn ärztliche Verardnungen sie ihnen nöthig machen, ahne deßwegen zu den verschiedenen Seen ihre Zuflucht nehmen zu müssen."

geradezu glänzende Proben ihrer physischen Ausbildung an den Tag. Das Turnen nach Elias fand auch in verschiedenen Schul- und Erziehungsanstalten Großbritanniens, sogar auch für Mädchen, Eingang. Elias verfaßte ein Werk in englischer Sprache, « An elementary Course of Gymnastic », London 1823, sowie ein Schwimmbüchlein. Ein ihm zugestoßener Unfall[1]) verhinderte ihn aber an der Fortsetzung seiner Thätigkeit in England, und so kehrte er wieder nach dem ihm lieb gewordenen Bern zurück.[2])

Eine Zeit lang wohnte Elias in Ittigen bei Bolligen, wo er ein neues Buch für das Mädchenturnen verfaßte. Es führt den Titel „Kallisthenie oder Uebungen zur Schönheit und Kraft für Mädchen" und wurde 1829 veröffentlicht. Sodann übte er, nachdem er von seiner nicht ungefährlichen Körperverletzung hergestellt war, den Beruf eines Rittmeisters aus und war vom Dezember 1832 bis Februar 1833 Kommandant des bernischen Landjägerkorps. Auch andere bürgerliche Aufgaben besorgte er; so war er z. B. Vogt der Erbschaft eines Jakob Peter von Aarberg. Von 1832—1835 war er Mitglied des bernischen Großen Rates. Ferner beschäftigte ihn, oder vielmehr seine Frau, die von seinem Schwiegervater Dr. Höpfner im Jahr 1802 gegründete (noch heute bestehende Rüetschi-Burgdorfersche) Leihbibliothek,[3]) welche er aber 1836 verkaufte.[4])

Im Sommer 1836 beabsichtigte man in Bern, das in diesem Jahre eidgenössischer Vorort war, während der Dauer der Tagsatzung ein großes schweizerisches Schwingfest abzuhalten „in Erinnerung an die Hirtenfeste von Unspunnen, deren letztes 1808 war. „Wenn auch", heißt es in dem bezüglichen Aufruf[5]), „ein solches Unspunnenfest nimmer wiederkehren wird, so läßt sich doch hoffen, es werde durch die Bemühungen eines um die Turnkunst sehr verdienten

[1]) Ein Triangel zerbrach während der Ausführung einer Uebung durch einen Schüler und verletzte Elias am Unterleib.

[2]) Im Herbst 1824 war er wieder in Bern. Laut Manual der Polizeikommission vom 18. November des genannten Jahres wurde ihm gestattet, in seinem Hause Nr. 112 an der Judengasse (nach neuer Numerirung wahrscheinlich Nr. 28 an der Amthausgasse) einen aus Riegwerk bestehenden Küchenumbau vorzunehmen.

[3]) Intelligenzblatt 1835, S. 209.

[4]) „Ph. H. Elias zeigt seinen Abonnenten an, daß er sein Lese-Kabinet an Hrn. J. J. Burgdorfer, Buchhändler, verkauft hat und dankt für das dieser Anstalt während 34 Jahren geschenkte Zutrauen. Zugleich empfiehlt sich J. J. Burgdorfer als Nachfolger". Intelligenzblatt 1836, S. 20.

[5]) Intelligenzblatt vom 23. Juli 1836.

Mannes bald ein Fest zu Stande gebracht werden, das alle seither an den Ostermontagen abgehaltenen Schwingen weit hinter sich zurücklassen dürfte. Hr. Rittmeister Elias ist nämlich ersucht worden, sich bei der Regierung um einen Beitrag an das Fest zu verwenden, was derselbe auch gethan hat und zwar mit Erfolg, indem die Regierung 200 (alte) Franken bewilligte. Es soll eine alte Sitte, die seit einigen Jahren auszuarten droht, wieder neu ins Leben gerufen werden." Es geht auch hieraus hervor, daß Elias im Fache der Gymnastik als der Mann, an den man sich halten dürfe, angesehen wurde. Und so wirkte er denn bei uns durch Wort und That für die immer größere Verbreitung des Turnens, das er als Grundlage und Vorbereitung der militärischen Bildung der Schweizerjugend ansah. Ein Aufsatz in der „Helvetischen Militärzeitschrift" von 1836, Nr. 9, weist die Notwendigkeit der Einführung des Turnens in allen Schulen nach und konstatiert, daß dieses Fach „am frühesten und allgemeinsten in Bern stattgefunden hat, wo es 1816 unter der Leitung des Hrn. Elias eingeführt worden ist," und so solle man nun nach seinem Vorgehen den Turnunterricht überall pflegen, damit nachher „die eigentliche militärische Instruktion, die mit dem Turnen schon eingepflanzte Subordination und Disziplin als willkommene Vorarbeit finde und Körper antreffe, denen die geforderte Haltung und Anstrengung wenig Mühe kostet." Als Beispiel des guten Geistes, den das Turnen und militärische Uebungen auf eine Schule ausüben, werden die Litterarschule und das Waisenhaus in Bern (an welchen beiden Anstalten, wie wir gesehen haben, Elias auch gewirkt hat) angeführt.[1] In der gleichen Helvetischen Militärzeitschrift ließ Elias einen Artikel erscheinen, worin er seine Ansichten „Ueber die Notwendigkeit einer nationalen Grundreform der schweizerischen Wehreinrichtungen" ausspricht und „unsern Scharfschützen" als dem „Kern unserer Wehrkraft" mit großer Begeisterung das Wort redet.

Im Jahr 1841 finden wir den unstäten Mann wieder im Auslande und zwar in Besançon, wo er als Lehrer des Turnens bei Privaten, an öffentlichen Schulen und bei der Garnison wirkte und ein Werk

[1] Im Jahr 1798 hätten, wird darin erzählt, die Waisenknaben aus eigenem Antrieb einen Deputierten zu General Schauenburg geschickt, um diesem zu sagen: Herr Schauenburg, die donners Franzose hein is üsi Gwehrli gno; machet doch, daß mir se wieder überchöme. Wirklich habe der General dem Verlangen der Knaben entsprochen. Der Deputierte habe Dufresne geheißen und sei später unter Napoleons Fahnen gefallen. — Verschiedene hervorragende Militärs, deren Namen genannt werden, hätten ihre erste turnerisch-militärische Bildung im Waisenhaus erhalten.

unter dem Titel «Somascétique naturelle», sowie eine Neuauflage der Kallisthenie publizierte. Infolge Empfehlungen von verschiedenen Seiten siedelte Elias noch einmal nach Paris über, wo ihm die Leitung des Turnunterrichts an den Stadtschulen übertragen wurde. Allein infolge der Februarrevolution von 1848 verließ er Frankreich wieder und kam, empfohlen durch Dr. Trousseau, zu einem reichen Arzte, Namens Marfelet in Morges, der einen gelähmten und verkrüppelten Sohn hatte, welchen Elias nun durch seine Heilgymnastik behandelte. Wirklich brachte er es dahin, daß der Knabe nach einem Jahre ohne Krücken, die vorher nötig gewesen waren, gehen konnte.

Im Jahr 1850 kaufte Elias in der Nähe von Solothurn, wo sein Schwiegersohn, Johann Ludwig Lindt von Bern, Pfarrer war, ein kleines Landgut. Als aber im folgenden Jahre seine Großtochter starb, verließ er auch diesen Aufenthalt wieder und zog nach Coppet bei Genf, in welch' letztere Stadt er noch öfters wanderte, um Privatstunden in der Gymnastik zu erteilen.

Zum letzten Male trat Elias öffentlich auf, als die Bundesstadt Bern in den Tagen des 21., 22. und 23. Juni 1853 die Erinnerung an den Eintritt in den Schweizerbund von 1353 durch großartige Festlichkeiten feierte. Da gieng ihm, dem alternden Förderer der Gymnastik und des Militärwesens, noch einmal das Herz auf, als er im schönen Zuge die frischen Kadetten[1]) und die strammen Turner und kräftigen Schwinger betrachten konnte. Am ersten Tage fand auf dem Wylerfeld ein gelungenes Kadettenfest statt, an dem sich mit den beiden Korps von Bern und der Knabenmusik von Melchnau auch diejenigen von Biel, Burgdorf, Thun, Herzogenbuchsee, Langenthal, Huttwyl und Neuenstadt betheiligten.[2]) Am dritten Festtage produzierten sich die Turner und Schwinger auf der (damals noch nicht durch die Eisenbahn zerschnittenen) Schützenmatte, wo Elias als Kampfrichter thätig war. Da empfand er noch seine Lust an den zwanzig kühnen, kraftstrotzenden Schwingerpaaren des Emmenthales, Oberlandes, Entlebuchs und von Unterwalden, besonders als sein ächter Landsmann, der Ratsherr Burch aus Sachseln im Unterwaldnerland, den handfesten Sumiswalder Jakob Wiedmer besiegte und der „prächtige Bueb" Johann Ulrich Beer aus Trub als Schwingerkönig aus dem friedlichen Kampfe hervorgieng.[3])

[1]) Ein Bauer äußerte sich bei ihrem Anblick: „Ja, dene Bube möcht' i's gönne (helles Wetter); für d's angere gäb i nüt."

[2]) „Beschreibung des Bundesfestes" von 1853. Bern. B. F. Haller.

[3]) Zwei Schwinger des Namens Burch aus Sachseln wurden preisgekrönt.

In seinem Alter stellten sich bei Elias die Folgen der in England erlittenen Verletzung wieder ein. Nach langem Leiden starb der sonst noch jugendfrische Greis zu Coppet am 4. November 1854. Wie sehr er, der so viele Länder und Städte gesehen, trotz seines wechselvollen Lebens an Bern mit Liebe hing, beweist der Umstand, daß er eine Summe von über 24,000 Fr. zu Gunsten des Inselspitals, des Burgerspitals und des Waisenhauses vermacht hat.

Quellen: Biographien hervorragender Förderer des Turnwesens. Von Johann Niggeler, Turninspektor. Bern, B. F. Haller, 1879. Dieselbe Darstellung mit unwesentlichen Aenderungen auch in O. Hunziker's „Geschichte der schweizerischen Volksschule."

Elias's Werke, besonders die Gymnastik von 1816 und «Traité élémentaire de gymnastique rationelle». 5. Auflage, Genf und Paris bei Joël Cherbuliez, 1853.

Mitteilung des Burgerrodelführers von Aarberg, Herrn Notar Kistler.

Einige briefliche Notizen von Jakob Amstad, Posthalter in Beckenried, gerichtet an Hrn. Dr. J. Durrer in Bern, von letzterm mir gütigst zur Verfügung gestellt.

Die in der Darstellung bereits angeführten Jahrgänge des „Intelligenzblatt" 2c.

Helvetische Militärzeitschrift 1836.

Berner Taschenbuch 1857, S. 293.

J. Sterchi, Oberlehrer.

Hug von Mümpelgart.

(† 1410)

Eine fast sagenhaft klingende Begebenheit spielte sich in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts in nicht allzuweiter Entfernung Berns ab, eine Episode, wie sie der Befreiungsgeschichte der Waldstätte entnommen sein könnte. Ein angesehener, gefürchteter Mann, in Bern nicht unbekannt, Herr eines altberühmten romantischen Gebietes, wird von seinen Unterthanen ermordet, und sein Oberer muß sich mit dem neu gewordenen Thatbestande abfinden — das ist das Ende dessen, dem diese Zeilen gelten.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts kam eine Familie aus Mümpelgart über den Jura, um eine neue Heimat zu suchen. Heinrich Burger von Mümpelgart wurde Burger von Biel; einen Bernhardus von Mümpelgart verzeichnet das Jahrzeitenbuch von Biel p. 77. Ein

anderer, kurzweg Richart von Mümpelgart genannt, nahm Burgrecht in Bern und bezahlte seinen Udel im Betrage von 10 Gulden auf der Scheune Gilian Spilmanns. Für diesen entrichtete er 1382 an den Basler Banquier Henman von Leymen einen Zins, den Bern schuldete. Sein Sohn übernahm denselben Udel: Hug Burkartz Richarz sun von Mumpelgart ist burger an sins vatters statt und hat udel um 10 gulden an der vorgenanten schüre, so steht im alten Udelbuch zu lesen. Dieser unser Hug Burkard oder Borquardi aus Mümpelgard oder Hug von Mümpelgard scheint aber in der Verbindung mit Bern nicht sein höchstes Ziel erreicht zu haben. Zu der Zeit, da überall der Kampf zwischen den Herren und Bürgern ausgebrochen war, neigte er, wohl aus Ehrgeiz, auf die Seite der Adligen. Aus ihrem Kreise nahm er eine Gefährtin für das Leben, Agneline de Bouvens aus der Bresse. Auch einen Edelsitz wünschte er sein zu nennen. Eben damals war Gelegenheit geboten, das hochgelegene Oltingen zu erwerben. Es gehörten zu der alten Burg die Dörfer Radelfingen, Uetligen, Säriswyl, Frieswyl, Tedlingen, Runtigen, Gurbrü, Golaten, getrennt davon Affoltern bei Aarberg, und der Kirchensitz von Ferenbalm.

Oltigen hatte in den letzten Jahren oft den Herrn gewechselt. Von den Kyburgern war die Herrschaft um 8000 Gulden dem Grafen Egon von Freiburg verpfändet worden, ohne daß sie hoffen konnten, von der ausbedungenen Wiederlosung Gebrauch zu machen. Von Graf Egons Sohn Friedrich erwarb nun Hug von Mümpelgart kaufsweise die Pfandschaft, und das Wiederlosungsrecht traten ihm am 4. September 1402 die Gräfin Anna von Kyburg und die Grafen Berchtold und Egon von Kyburg um 400 Rh. Gulden ab.

Am 14. März 1403 erweiterte er den neuen Besitz durch Kauf eines Gutes zu Wyler vor Oltigen. Außerdem besaß er Reben zu Croserand (bei Neuenstadt), die später an seinen Enkel Thüring von Ringoltingen übergiengen. Wie angesehen Hugo von Mümpelgart war, zeigt der Umstand, daß seine Töchter begehrte Partien waren; Johanna heiratete 1409 oder schon vorher den spätern bernischen Schultheißen Rudolf von Ringoltingen, Margaretha aber Herrn Heinrich von Montbéliard, Herrn zu Franque-Mont.

Da Hug ein Herrschaftsherr geworden war, durfte er den Junkertitel führen; immerhin wird er in der Urkunde vom 14. März 1403 noch der „from wis" genannt. Kurz darauf erwähnt ihn das Hausbuch des Wirthes Hans von Herbligen in Thun einmal unter der

Bezeichnung Hügli Vogt von Oltingen und gleich nachher unter dem Namen Junker Hügli.

Ein großer Teil der Nachbarschaft gehörte dem Grafen von Savoyen als Oberlehnsherrn an. An dessen ritterlichen Hof fühlte er sich gezogen. Er wußte aber, daß es nicht möglich sei, zweien Herren, Bern und Savoyen, zu dienen und entschloß sich, die Bande, die ihn mit der Stadt verknüpften, zu lösen. Am 24. Februar 1410 gab er Oltigen dem Grafen von Savoyen — dem spätern Herzog und Papst — auf und erklärte am 8. März freiwillig seinen Verzicht auf das Burgrecht mit Bern. Aber die Entrichtung eines Strafgeldes von 10 fl. und 34 Schilling, sowie die Verpflichtung, noch die nächste Telle zu zahlen, ward ihm überbunden.

Ganz schien er ein savoyischer Edelmann werden zu wollen. Graf Amadeus gab ihm 600 fl., damit er sich in der Grafschaft noch andere Güter kaufe, die ebenfalls Lehen sein sollten. Dabei vernachlässigte Hug aber seinen ersten Besitz in bedenklicher Weise; mit Härte und Gewalt wollte er ihn behaupten und zog sich selbst das Verderben zu, das ihn im Mai 1410 ereilte.

Wie dies vor sich gieng, ist uns doppelt überliefert, aber die Nachrichten sind einseitig gefärbt, da sie entweder entschieden für oder gegen Hug von Mümpelgard lauten.

In der Fastenzeit des Jahres 1410, also im Februar, sei das Gerücht gegangen, er habe die Herrschaft veräußert. Zu Ende des Monats sei er wieder gekommen, habe den Ehrbarsten, die mit ihm sprechen wollten, mit fürchterlichen Drohungen geantwortet und sich zur Verteidigung der Burg bereit gemacht. Darauf hätten die Bauern Rat gehalten, die Burg belagert und zerstört. So die Aussage der Bauern, die ihre That rechtfertigen wollten und daher von der Ermordung des Burgherrn kein Wörtlein verlauten ließen. Anders, auch viel kürzer, tönt es aus dem Munde der Witwe des Gefallenen: Mit einigen Genossen sei ihr Mann aus teuflischer Anstiftung feindlich und boshafter Weise getötet, das Schloß geplündert und von Grund aus zerstört worden.

Mag man von diesen Berichten das Parteiliche in Abrechnung bringen, so bleiben doch die Thatsache und das Ergebnis dieselben.

Es ist bekannt, und von E. Bähler im Berner Taschenbuch 1883 eingehend geschildert, wie nun zwischen Savoyen, als der Lehensherrschaft des Hugo von Mümpelgard, und Bern Verhandlungen geführt wurden, und wie ein Krieg bloß dadurch vermieden wurde, daß Hugos Witwe Oltigen dem Grafen Konrad von Freiburg, Herrn von

Neuenburg, verkaufte (18. Januar 1412), der die Herrschaft bald darauf (22. August 1412) an Bern veräußerte, wobei Savoyen auf alle seine Rechte an Oltigen verzichtete.

An Hug von Mümpelgart erinnern ein Bild der illustrirten Schilling-Chronik der bernischen Stadtbibliothek, das zeigt, wie er zur Verteidigung der Burg deren hölzerne Dächer abdecken läßt, und einige Wappen-Glasgemälde im bernischen Münster. Als Schultheiß Rudolf von Ringoltingen hier das Dreikönigsfenster stiftete, da verewigte er neben seinem Wappen auch das seiner Gemahlin: in blau rechts ein halbes goldenes Rad, links ein goldener Löwe, mit einem von 2 Fischen beseiteten Rehkopf als Helmzier. Aber auch die Fische, die sein Schwager von Mümpelgart im Wappen führte, sind im Maßwerk des Fensters angebracht.

Da Hugo von Mümpelgart keine Söhne hinterließ, erbten die Töchter und deren Angehörige sein Wappen. So führte Thüring von Ringoltingen, Rudolfs Sohn, auf einem seiner Siegel die erwähnte Helmzier (Siegel an der Urkunde von 1439 Dezember 12 im Burgerarchiv von Nidau).

Sonst erinnert nichts mehr an Hugos merkwürdige Gestalt; wer aber jene einsame Gegend aufsucht, dem wissen die Landleute genug von dem gewaltthätigen Manne zu erzählen. Daß die Sage nicht ganz Unrecht hat, beweist ein Vorgang, der sich Ende März 1417 vor Schultheiß und Rat zu Bern abspielte. Die Brüder Cünzi und Michel von Salfisperg klagten, daß der neue bernische Vogt, wie vorher Hug von Mümpelgart, ihnen Güter zu Ostermundingen vorenthielt. Bern hatte diese im Besitze des ermordeten Herrschaftsherrn vorgefunden und eingenommen, mußte aber anerkennen, daß die Salvisberg davon „nie mit dem rechten denn mit gwalt getrenget" waren, und verzichtete auf die Güter.

Quellen: Akten der Archive von Bern, Biel und Turin.

W. F. von Mülinen.

Johann Jakob Jenzer.

1823–1875.

Joh. Jak. Jenzer, geboren am 21. Juli 1825 zu Bützberg im Oberaargau, wurde schon frühe für den Lehrerberuf bestimmt. Seine Seminarbildung erhielt er zu Münchenbuchsee unter den Direktoren Karl Rickli und Friedrich Boll und wirkte sodann als Primarlehrer nacheinander zu Langnau, Wynau und Kerzers. Am letzteren Orte verbrachte er von 1851 hinweg eine zehnjährige, besonders glückliche und erfolgreiche Arbeitszeit. Hier verehelichte er sich mit einer geb. Gutknecht, die ihm eine vortreffliche Gattin geworden ist.

Ein ungewöhnlich strebsamer Mann, wie Jenzer war, begnügte er sich mit den in der Lehrerbildungsanstalt gewonnenen Kenntnissen und Fertigkeiten nicht, sondern arbeitete unausgesetzt an seiner beruflichen Vervollkommnung und war in dieser Beziehung seinen Kollegen im Lehramte weit und breit ein leuchtendes Vorbild.

Er erwarb sich das Patent als Sekundarlehrer und wurde 1861 an die Sekundarschule in Wimmis gewählt, wo er 3 Jahre lang verblieb. Es wurden damals Anstrengungen gemacht, um in den bernischen Volksschulen die Realfächer, besonders die Naturkunde, mehr in Aufnahme zu bringen, wobei es sich in der Hauptsache um eine richtige, fruchtbringende, methodische Behandlung derselben handelte. In dieser Frage zeigte sich Jenzer als der selbstdenkende, praktische Lehrer, dessen anregendes Wirken natürlich zunächst seiner eigenen Schule, dann aber auch weiteren Kreisen Segen brachte. „Naturkundliche Briefe" ist der Titel eines von ihm bearbeiteten, im J. 1864 bei K. J. Wyß in Bern herausgekommenen, bescheidenen, aber noch heute bemerkenswerten Büchleins, aus dem ein Lehrer ersehen kann, wie ein naturkundliches Pensum[1]) verständlich gemacht und sprachlich und sachlich bildend behandelt werden kann.

Jenzer kam im Jahr 1864 an die Sekundarschule in Schwarzenburg, an der er sämtliche Schulfächer zu lehren hatte und deshalb, wie leicht ersichtlich, seine Kräfte stark zersplittern mußte. Allein durch seinen Fleiß, sein Wissen, sein Lehrgeschick und sein volkstümliches Wesen wurde er bald der Mann, zu welchem Schüler und

[1]) In dem genannten Werklein „Die Wärme".

Eltern mit Achtung und Vertrauen emporblickten. „In dem etwas isolierten Schwarzenburg mußte er sich mit an die Spitze derjenigen stellen, welche es sich zur schönen Aufgabe gemacht hatten, Licht zu bringen in die Köpfe und für Hebung der Volksbildung das Möglichste zu leisten. Wo sich eine gemeinnützige Unternehmung zeigte, da war er dabei, und wo eine Bewegung im Reiche des Geistes sich geltend machte, da horchte er auf und setzte sich mit den neu auftauchenden Ideen auseinander; wo sie ihm sympathisch entgegenkamen, da stellte er sich unter ihr Panier. Er stand an der Spitze der Kreissynode Schwarzenburg und suchte diese zu beleben, soweit es in seinen Kräften lag.“ Lange war Jenzer die eigentliche Seele jener Lehrervereinigungen.

Ein besonderes und bleibendes Verdienst hat sich Jenzer durch die Bearbeitung der „Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg“ [1]) erworben. Schon lange hatte ihn das schöne Ziel einer derartigen lokalgeschichtlichen Arbeit angelockt. Einen neuen Impuls dazu erhielt er durch die interessante Ausstellung, welche die Lehrer des Kantons Baselland im Jahre 1863 bei Anlaß des schweizerischen Lehrerfestes in Bern veranstalteten und hier ihre mit Bienenfleiß zusammengetragene Heimatkunde von mehreren Gemeinden ihres Landes vorwiesen. [2]) Eine Kommission zu deren Prüfung zollte der Arbeit volle Anerkennung und sprach in einem darüber erschienenen Berichte den Wunsch aus, es möchten auch andere Kantone auf der rühmlich betretenen Bahn fortschreiten, damit allmählich jede Gemeinde eine Heimatkunde und dadurch das Volk ein unschätzbares Bildungsmittel, die Schule aber ein ausgezeichnetes Lehrmittel erhalte. [3]) Freudig und mutig legte Jenzer, obschon durch die Pflichten seines Berufes bereits stark in Anspruch genommen, Hand an's Werk, erforschte die Quellen zur Lokalgeschichte des eigentümlich abgeschlossenen Ländchens, beobachtete die auffallenden Erscheinungen im Leben des guggisbergischen Volkes und sammelte die Sagengeschichten der verschiedenen Teile des weit-

[1]) Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung, 1869.

[2]) Bemerkenswert ist, daß die ökonomische Gesellschaft des Kantons Bern schon im Jahr 1824 ein Programm betreffend die topographisch-statistisch-landwirtschaftliche Beschreibung eines Kirchspiels oder besondern Landesbezirkes veröffentlicht und dadurch die Bearbeitung von „Heimatkunden“, und zwar nicht ohne Erfolg, angeregt hat. Das bei Jenzer in der Vorrede gegebene Verzeichnis ist unvollständig.

[3]) Auf diese Anregung hin erschienen in der nächsten Folge außer Jenzer's „Schwarzenburg“ die „Heimatkunde von Huttwyl“ von Lehrer J. Nyfeler, Bern 1871, und „Das Kloster Frienisberg“ von Sekundarlehrer B. Frieden, Bern 1872.

verzweigten, vom freundlichen Albligen bis in die wilden Regionen der Stockhornkette (des Ochsen und Widdergalm) reichenden Bezirkes. Von besonderem Werte sind der von Ulrich Dürrenmatt, einem Landeskind, damals Lehrer in Hirschhorn, bearbeitete Abschnitt über das Guggisberger Idiom, sowie die charakteristischen mundartlichen Proben. Die eigentlich geschichtliche Partie des Werkes weist, wie der Verfasser im Vorwort selbst gesteht, verschiedene Lücken und Unvollkommenheiten auf, weil zur Zeit ihrer Bearbeitung kein so reicher gedruckter Quellenstoff vorlag, wie ihn die seitherigen Forschungen, z. B. in Ed. von Wattenwyl's Geschichte der Stadt und Landschaft Bern, in den Fontes rerum bernensium, in den eidg. Abschieden, in Edm. v. Fellenberg's Gräberfeld von Elisried, in Strickler's Aktensammlung zur Reformationsgeschichte u. a. m., zutage gefördert haben. Bemerkenswert und für andere heimatkundliche Unternehmungen nachahmenswert ist aber der ursprüngliche Plan, wonach die ganze Arbeit sich nicht bloß, wie andere derartige Werke, auf die historische Schilderung der Gegend beschränkt. Dem geschichtlichen gedachte nämlich Jenzer noch einen zweiten, geographisch-naturkundlichen Teil folgen zu lassen, wozu er vermöge seiner reichen Kenntnisse und seiner Beobachtungsgabe besonders geeignet war. Er hatte dazu schon viel Material, namentlich botanisches und geologisches, ebenso meteorologische Beobachtungen[1]) gesammelt. Allein er kam leider nicht zur Verarbeitung desselben, indem seiner bald eine andere Aufgabe wartete.

In **Burgdorf** war am 1. August 1869 der Vorsteher des burgerlichen Waisenhauses und der vierklassigen Elementarschule, einer Vorbereitungsanstalt zum Progymnasium und der Mädchensekundarschule, **Johann Jakob Heuer**, nachdem er diese Anstalten während 16 Jahren geleitet hatte, gestorben. Als dessen Nachfolger wurde, empfohlen durch dessen Sohn **Albert Heuer**,[2]) welcher kurze Zeit

[1]) Auf die Bemühungen Jenzers hin wurde in Schwarzenburg eine meteorologische Station errichtet.

[2]) **Johann Jakob Albert Heuer**, geboren am 29. Dezember 1842 zu Büren an der Aare, wo sowohl sein Vater, wie auch seine Mutter, eine geborene Gribi, im Lehramte thätig waren, erhielt seine erste Bildung in Burgdorf und an der Kantonsschule in Bern. Er studierte Theologie an den Hochschulen zu Bern und Heidelberg, wirkte dann als Vikar zu Münchenbuchsee und Hindelbank und als Pfarrer zu Büren, worauf er zum Prediger und zum Lehrer an den höhern Schulen in Burgdorf gewählt wurde, wo er bis zu seinem am 19. Dezember 1880 plötzlich erfolgten Hinscheid mit Auszeichnung gewirkt und sich namentlich um das Schulwesen große Verdienste erworben hat. Er ist der Herausgeber einer „Sammlung religiöser Lieder für Schule und Haus“ und Verfasser mehrerer histor. Arbeiten (s. Berner Taschenbuch) und einer wertvollen

Stellvertreter des Pfarrers zu Wahlern gewesen war, Jenzer gewählt. Er trat seine neuen Beamtungen im Spätherbst des genannten Jahres an. Unterstützt von seiner trefflichen Gattin, lebte er sich rasch in die neue und ehrenvolle, wenn auch schwierige Doppelstellung ein und erwarb sich die Liebe und Achtung der Behörden und Zöglinge. Indessen war sein Wirken in Burgdorf nicht von sehr langer Dauer; am 17. September 1875 schied er aus diesem Leben.

Eine Geschichte des Burgdorfer Waisenhauses und der Elementarschule, welch' ersteres seit seiner Gründung im Jahr 1766 verschiedene in der Pädagogik gefeierte Männer (Fröbel, Langethal u. a.) als Leiter oder Lehrer gehabt hat, wird auch den Namen Jenzers als eines trefflichen Erziehers nicht übergehen, wie ihm auch Schwarzenburg als Lehrer und erstem Geschichtschreiber seinen Dank zu bewahren Ursache hat.

Quellen: Nekrolog im „Berner Schulblatt", 1875, S. 182
Anzeiger für Schweizergeschichte, Bd. II., 198.
Eigene Erinnerungen (als gewes. Lehrer an der burgerlichen Elementarschule in Burgdorf und Gehülfe des Waisenvaters in den Jahren 1868—1870.)

J. Sterchi, Oberlehrer.

Henry Visard de Grandval.

163. — 171.

Dans la séance de la Société jurassienne d'Emulation tenue à Tavannes le 7 octobre 1874, M. Quiquerez en annonçant son « Histoire des Troubles de l'Evêché de Bâle en 1740 » disait: « ce n'est pas l'Ajoie seule qui a lutté à cette époque néfaste, mais toutes les parties du domaine seigneurial: Neuveville a eu son Petitmaître, Moutier son Visard, les Montagnes Aubry et consorts,

„Schulgeschichte von Burgdorf", (Burgdorf bei C. Langlois, 1874). Die Stadt Burgdorf hat seiner Familie in Anbetracht seiner eigenen und der Verdienste seines Vaters das Bürgerrecht geschenkt. (Das Geschlecht Heuer soll s. Z. aus Hamburg in die Schweiz eingewandert sein; ein Zweig ließ sich im Thurgau, ein anderer im bernischen Seeland, nämlich zu Aegerten, nieder).

Delémont Wicka et Chalverat, Laufon Tschani et ses compagnons, Porrentruy Choulat, Liechtlé et Bruat avec Pierre Péquignat » [1]).

Ces derniers ont leur histoire écrite de main de maître, nous permettra-t-on de sortir de l'oubli la figure très peu connue, quoique fort originale, de cet autre défenseur des droits du peuple, celle de Henry Visard de Corcelles et Grandval. On a plus souvent parlé d'un de ses successeurs dans la charge qu'il occupa 25 ans à peu près, de ce bourgeois de Saules, Etienne Grosjean, le dernier bandelier de la Prévôté [2]); comme lui Visard fut un magistrat intègre autant qu'énergique; son patriotisme est éclairé, son amour ardent pour sa patrie restreinte; sans peur ni reproches, homme aux allures indépendantes il ne connait qu'une règle: la fidélité à la parole donnée.

La première fois que ce nom paraît dans l'histoire du Jura bernois, c'est en 1401 sur la liste des Bourgeois de la ville de Bienne [3]); les Wysshaar ont donné à la ville du Lac plusieurs hommes dont les noms se sont transmis à la postérité: c'est un Pierre Wysshaar, successivement pasteur à Tramelan, à Orvin, à Corgémont et qui revient terminer sa carrière à Orvin en 1658 après 56 ans de ministère; c'est son fils Pierre qui fut diacre de la classe d'Erguel puis pasteur à Corgémont (1686-1714) où il meurt en 1715 [4]), c'est encore Jakob Wysshaar dont M. J. Scholl a retrouvé le nom dans un diplôme de 1615. M. Scholl est-il dans le vrai quand il fait sortir le dit Wysshaar du Val de Moutier? sans compter que l'épithète « bielensis » accolée à son nom révèle assez son origine, n'oublions pas que cette famille jouissait depuis deux siècles et demi de la bourgeoisie de Bienne et qu'à cette date elle venait d'arriver dans les villages de Grandval et de Corcelles [5]).

En effet c'est au milieu du XVIme siècle, peut-être au commencement qu'une branche des Wysshaar émigre au Cornet; nous ne découvrons pas les raisons de ce changement ce que nous voyons c'est qu'en foulant un pays de langue française les nouveaux venus modifient l'orthographe de leur nom, ils deviennent des

[1]) Actes de la Société d'Emulation, année 1874, page 42.

[2]) Pour la Biographie de Etienne Grosjean, voir Actes de la Soc. d'Emulation 1866, page 6 et suiv.

[3]) Blœsch: Geschichte der Stadt Biel und ihres Panner-Gebietes I, 178.

[4]) Germiquet: Clerus Rauraciæ reformatus.

[5]) Actes de la Soc. d'Emulation, année 1874, page 155.

« Visard » ; en 1583 Marceau Visard, de Corcelles, est pasteur à Grandval où il meurt en 1593[1]) ; nous ne savons pas si, à partir de cette époque, les Visard se trouvent simultanément dans les deux villages, nous avons des raisons d'en douter puisque ce n'est qu'en 1641 que Grandval enregistre Abraham Wuisard comme bourgeois.

A titre de curiosité nous transcrivons ici l'acte par lequel la dite commune est autorisée à recevoir son nouveau bourgeois : [2])

« Je Jehan Erard Schenck de Castel, conseiller de son Exc. Révérendissime et Illustrissime Prince et Seigneur, Monseigneur Jean Henry Evesques de Basle, son chatellain et gouverneur des Villes, Terres et Seigneuries de Delémont et de la Prévosté de Mostier en Grand-val faict scavoir a tous que sur l'honeste conduite et bon comportement d'Abraham Wuisard, celui a esté reçeu bourgeois au lieu et village de Grandval comme par la présente et au vu de l'appointement rendu par sa dite Exc. le 27e de May de l'année précédente. L'on reçoit le susdit Abraham Wuisard, sa femme et ses enfants procrées en loyauté de mariage, pour Bourgeois dans le susnommé village de Grandval pour en jouir des émoluments comme un aultre bourgeois de la dite communaulté, moyennant toutefois qu'il supportera de mesme toutes les foules et charges comme un aultre et payerat le droit de Bourgeoisie tant à son Exc. qu'au communal.

« Ainsi que par moy a esté jugé et déterminé ; pour corroboration de tout ce que dessus j'ay muni les présentes de mon scel et subsignaturé manuellement.

« Que fut faict le 30 octobre 1641. »

Une note accompagne cet écrit : « il a payé le droit de son Exc. scavoir 40 livres monnoye de Basle » ; du droit communal on ne dit rien.

Cet Abraham Wuisard [3]) était l'oncle de Henry ; au bout d'une année il occupe déjà d'importantes charges dans sa nouvelle commune où l'on ne fut pas longtemps avant de reconnaître « son honeste conduite et son bon comportement ». Pendant ce temps le neveu demeurait à Corcelles où il était né, mais il ne devait pas

[1]) Germiquet, ouvrage cité.

[2]) Manuscrit trouvé dans des archives particulières.

[3]) Les détails biographiques qui suivent sont empruntés en partie aux anciens registres de la Paroisse de Grandval, en partie au manuscrit du notaire Germain Gobat de Crémines.

tarder à suivre son parent à Grandval, et le 12 octobre 1679 il y est fixé comme notaire et comme maire.

C'est donc à Corcelles que se passe sa jeunesse[1]) dans la maison paternelle avec deux frères et une sœur; un épisode de ce temps là: en 1654 alors que la Paroisse de Grandval, comme tous les pays soumis à l'Evêque, envoyait des troupes à Porrentruy, ce fut Henry Visard qui partit comme représentant de Corcelles. Son père, Liénon Visard, frère d'Abraham, lui fit embrasser la carrière de notaire, vocation assez bonne paraît-il, dans ce temps, puisque ses adeptes se rencontrent en nombre particulièrement dans la famille qui nous occupe où en l'espace de 80 ans on ne compte pas moins de trois tabellions. Le premier acte du jeune clerc que nous avons trouvé est signé à Corcelles en 1658; c'est probablement aussi le début, mais la renommée va venir; l'année suivante la commune s'adresse à lui pour la rédaction d'une supplique à l'Evêque au sujet d'un différend qu'elle a avec Crémines; l'influence du jeune notaire s'accroît de jour en jour et son mariage avec une jeune fille d'une des meilleures familles du village voisin lui assure de plus en plus une position prépondérante dans la vallée. « Le 4 juillet 1661, disent les registres paroissiaux, ont esté espousés Henry fils de Liénon Visard de Corcelles, et Catherine fille d'Abraham Gobat de Crémines » la bénédiction fut donnée par Sébastien Minard, pasteur de Grandval. Ses frères Adam puis David et enfin sa sœur imitèrent son exemple; la famille se dispersait et à la mort du père, en 1665, le foyer paternel n'existait plus, Henry reste cependant à Corcelles.

Ce qui montre le rang qu'il occupait dans la contrée c'est le fait qu'au baptême de son premier né, Jean Henry, son ami Merilliat de Pierrefitte, justicier de Moutier, fonctionna comme parrain; lui-même venait d'être nommé « graifier de la justice de Mostier »; le notaire avançait donc sans cesser cependant d'être simple et affable pour tous: du reste les charges honorifiques et sans doute lucratives dont il était revêtu s'accordaient bien avec celles du ménage qui prenait toujours plus d'importance: en 1670 Visard salue l'arrivée d'un second fils, Adam; en 1672 celle d'un troisième, David.

[1]) Nous n'avons malheureusement pas retrouvé la date de naissance de Henry Visard non plus que celle de sa mort et nous en sommes réduit aux conjectures: si lors de son mariage (1661) Visard avait 25 ans, il serait né en 1636; comme nous le verrons, il n'a guères vécu au delà de 1718 arrivant ainsi à un âge de 82 ans.



pour lequel le parrain fut le pasteur lui-même, Jean Jacques Tissot de Corenaux « fidelle ministre du Christ » ; nouvelle marque d'honneur quand Jean Moschard « recepveur du Chapistre » présente au Saint Baptême Jean, le quatrième garçon de la famille.

Visard est toujours à Corcelles, c'est de là qu'en septembre 1677 il descend à Moutier comme arbitre dans une « clamme » que ses combourgeois élevaient contre ceux de Crémines, ce fut probablement son dernier acte public comme ressortissant de cette commune puisque tôt après en 1679, à la naissance de son cinquième fils Abraham, il est maire de et à Grandval; et bien que nous ne le voyions figurer parmi les bourgeois qu'en 1690 il est certain qu'il acquit cette qualité longtemps avant. Sa renommée d'homme habile et probe l'avait devancé dans sa nouvelle résidence, aussi la confiance va bien vite à lui, en 1680 il est envoyé vers le représentant de l'Evêque avec d'anciens bourgeois de Grandval, Deroche, Sauvain et Précod, tous ensemble ayant charge de la communauté en vue d'obtenir justice dans une question difficile.

La famille s'agrandit; en 1686 une petite Catherine vient prendre place au foyer, mais, chose étrange, le baptême se fait sans grande cérémonie; et Visard qui avait demandé comme parrains de ses garçons des témoins de toute la contrée, ne va pas chercher pour sa fille en dehors des limites du petit vallon qu'il habite! Nous n'approfondissons pas, nous ne faisons que constater le fait. Il est d'autant plus étonnant que c'est sans doute à cette époque que le notaire est revêtu de la plus haute charge pouvant échéoir à un Prévôtois : il est nommé banneret et désormais ses titres seront: Visard, notaire, maire et bandelier de la Prévôté; le peuple, en le plaçant à sa tête, avait été singulièrement bien inspiré; nous verrons que Visard se montrera le gardien fidèle et sans peur des libertés de ses compatriotes. C'est en 1693, pour la première fois, que Visard est nommé notaire et bandelier, et c'est lui sans doute qui conduisit la Prévôté, au mois de juillet 1693, lorsque l'honneur fut prêté à Gnill. Rink, de Baldenstein.

Nous ne répéterons pas ce qu'ont dit, touchant la charge de bandelier, le doyen Bridel et M. le pasteur Grosjean[1]); qu'il nous suffise de rappeler que le banneret, banderet ou bandelier, prévu déjà dans le rôle de 1461, était nommé à vie par le peuple avec

[1]) Bridel : Course de Bâle à Bienne, p. 107, 108. M. le pasteur Grosjean: Emulation, 1866, p. 8.

un traitement de 700 livres suisses (1000 francs); simple porteur de la bannière à l'origine, il était devenu l'homme du pays, la tête à laquelle on regardait, le chef suivi et respecté. Cette institution, à laquelle les Prévôtois étaient très attachés et qu'on ne leur enleva avec peine qu'un siècle plus tard, fut utile au pays et eut ses heures de gloire et d'honneur; notre petite patrie ne fut jamais remuée par des convulsions assez violentes pour qu'elle eut ses Thermopyles et ses Léonidas, cependant des hommes comme celui dont nous retraçons la biographie, comme Etienne Grosjean, le dernier des bannerets, comme aussi plusieurs autres de ces défenseurs des libertés populaires; méritent la reconnaissance et l'admiration.

Si la Prévôté regardait cette institution comme un de ses plus précieux privilèges, Berne, la puissante alliée, de son côté, y attachait une grande importance; témoin cette lettre du 17 mars 1671 que l'avoyer et conseil écrivaient à leurs honorables, prudents, très chers et perpétuels bourgeois [1]).

« Pour ce qui concerne l'office de bandelier, qui est très néces-
« saire d'être pourvue d'une personne capable, l'ancienne coutume et
« usance étant telle que de chasque mairie on mette en élection ceux
« que l'on trouve à ce capables; et suivamment l'on procède de
« choisir l'un de ceux qui seront en élection par le plus de voix des
« Pères de familles de toute la Prévôté pour ces assemblées, desquels
« dépendent la repourvue et l'établissement de cette charge de leur
« chef et agent en leurs affaires communes; nous entendons de voir
« estre procédé au plus tôt audit établissement par la voye prédite. »

Et, en post-scriptum, ces mots qui devaient être suivis ponctuellement par Visard dans les circonstances que nous allons bientôt étudier : « Nous entendons que vous suiviez à la pratique sans « entendre aux nouveautés à ce contraire, soit qu'on voulut vous « charger d'un serment envers Son Altesse ou autres choses sem- « blables ». Les perspicaces Seigneurs de Berne avaient-ils prévu 30 ans à l'avance ce qui devait se passer sous Jean-Conrad de Reinach.

Encore quelques détails sur la vie privée de Visard avant de parler de son activité comme bandelier; il est tout à fait fixé à Grandval où il a acheté une maison et des terres; il s'y livre au commerce du bétail et entretient des relations avec un certain

[1]) Lettre tirée d'archives particulières.

David Sauvain, tanneur, auquel il vend des peaux de « viaux » et des cuirs de génisse; si il est passé maître dans l'art de dresser un acte, il a également une connaissance parfaite des chevaux, ce qui lui vaut l'honneur d'être envoyé un jour, avec un autre bourgeois, pour chercher sur les pâturages du val de Balsthal, un « roncin » dont la commune a besoin. — La dépense de la journée, suivant note fournie au maire, s'éleva à 10 batz.

Toujours dévoué et prêt à rendre service, le banneret cherche à améliorer la position de ses concitoyens en profitant de son autorité pour leur obtenir certains avantages; c'est ainsi qu'en 1705, peu de semaines avant la scène de Delémont, il rédige une supplique que Abraham Sauvain envoyait au Prince pour qu'il veuille bien retarder la date de sa comparution en justice, « vu que le jour fixé tombait dans le temps destiné aux semailles » ; la demande fut accordée.

La tâche de Visard comme banneret se compliquait des difficultés matérielles et politiques dont son temps était riche.

Jean-Conrad Reinach de Hirtzbach venait de monter sur le siège épiscopal; il était, nous dit son biographe [1], « d'une piété exemplaire, d'une sagesse singulière, plein d'amour pour ses peuples, » et cependant c'est sous son règne que commencent, pour se poursuivre jusqu'à sa mort, et s'achever plus tard dans le sang, les désordres les plus graves.

Nous ne nous occuperons que des événements survenus dans la Prévôté en nous souvenant toutefois qu'ils renferment en germe la Révolution qui, trente ans après, sortira tous ses effets dans l'Ajoie; avouons-le, les causes de ces troubles résident plus dans le souverain que dans le peuple, et nous ne pouvons partager l'avis de cet officier prussien qui, en 1740, écrivant à un ami ses impressions de voyage dans la Prévôté, disait: « Vous voudriez me faire parler « un peu touchant les troubles qui désolent l'Evêché de Basle; « c'est assurément un des phénomènes les plus singuliers et les « plus déplorables qu'on ait peut-être jamais vu; il est très difficile « d'en rien dire parce que on n'y comprend rien » [2]).

Nous croyons que le Prince, tout en aimant l'ordre et en désirant la perfection dans ses Etats, manque quelquefois de tact et de prudence; ambitieux et jaloux de sa puissance, il supporte

[1]) Le Père Dunod, cité par Mgr Vautrey : Histoire des Evêques de Bâle, II, p. 282.

[2]) Lettres d'un officier prussien à un de ses amis, p. 67.

malaisément d'être contrecarré; deux choses se mettaient, au moins à ce qu'il croyait, sur son chemin comme des obstacles à son autorité absolue, les vieilles franchises du peuple et la combourgeoisie avec Berne, et c'est au jour où il voulut porter la main sur ses privilèges qu'il excita la levée des boucliers qui l'affligea si profondément.

Tous les princes Evêques avaient regardé d'un œil plus ou moins favorable les libertés de leurs sujets, et Jean-Conrad ne fait pas exceptiou; ces droits dont les « manants » jouissaient et qui faisaient leur orgueil, consacrés par des traités, le plus souvent par la tradition et la coutume, ces droits qui étaient l'arche sainte à laquelle on n'osait pas toucher, offusquaient le Souverain; il est vrai que tout n'y était pas absolument légitime, beaucoup d'abus invétérés demandaient des réformes; les prérogatives de l'Evêque risquaient souvent d'être lésées ou méconnues: mais la sagesse et les vastes connaissances administratives de Jean-Conrad ne devaient pas le dispenser de chercher à comprendre les idées et les besoins de son temps pour agir en conséquence. Au lieu de cela, nous surprenons dans les mesures qu'il prend une certaine irritation et beaucoup d'impatience, alors qu'il eût suffi de laisser aux années le soin de faire disparaître les abus [1]). En même temps que le Prince heurtait violemment les sentiments d'autonomie de son peuple, celui-ci éprouvait le besoin d'affirmer sa personnalité; le sens de la justice, inné en lui, ne lui faisait que trop voir de criantes anomalies; pourquoi, par exemple, était-il permis à un seul homme de chasser dans les forêts du pays, tandis qu'il était défendu au paysan de détruire le sanglier qui ravageait ses champs? Le peuple avait bien présenté ses griefs au nombre de 20, à son Prince, mais la réponse avait été ou bien évasive, ou bien négative. Il avait son rôle, mais on mettait plus d'entraves à son exécution qu'on n'en avait apporté à sa rédaction.

La combourgeoisie avec Berne n'était pas mieux comprise et acceptée par l'Evêque; Mgr Vautrey semble voir la cause des troubles qui inaugurèrent et accompagnèrent le règne de ce dernier dans le fait de l'immixtion souveraine de Berne dans les affaires de l'Evêché [2]); mais il est de toute évidence en premier lieu que

---

[1]) Voir Mgr. Vautrey. Ville et villages du Jura bernois, I, p. 910 et suiv.

[2]) Voir Mgr Vautrey. Hist. des Evêques de Bâle, tome II, p. 284.



le traité existant, Berne eut manqué à sa parole, si elle n'avait pas « maintenu, deffendu et garanti les habitants de Moutier en leurs bons droits contre tous ceux qui leur font tord ou force », puis il est inexact de croire que l'alliée ait voulu inspirer à ses combourgeois un esprit d'insubordination puisqu'elle a toujours conseillé le calme et la soumission; nous n'en voulons pour preuve que la lettre de l'avoyer et conseil de Berne que nous donnons en note [1]) et dans laquelle nous découvrons toute autre chose que des excitations à la révolte; ne savons-nous pas du reste que Berne, loin d'encourager Pierre Péquignat, n'accueillit ses doléances qu'avec peine et le renvoya en l'assurant qu'on ne soutiendrait pas des rebelles?

Enfin, la démarche des Prévôtois qui vont à Delémont prêter serment au nouveau Prince, n'est-elle pas la preuve qu'ils ne se prévalaient pas de leur alliance avec la puissante République pour négliger l'accomplissement de leurs devoirs.

Il y avait autre chose pour que Jean-Conrad fut aussi mal disposé contre l'alliée des Prévôtois; la question confessionnelle n'était certainement pas absente de son esprit. Christophe Blaarer, en 1581, n'avait-il pas ramené dans le giron de l'Eglise les habitants du val de Laufon que Bâle avait abandonnés; pourquoi ne pas faire une tentative dans la Prévôté? Mais, pour aboutir, il

[1]) A honorables et prudents très chers et perpétuels bourgeois.

Sur la supplication qui nous a esté présentée de vostre part demandant à voir comme vous vons deburiez comporter avant prester serment à vostre nouveau Prince nous avons trouvé à propos de vous dire nostre sentiment là dessus scavoir que estant convoqués aux fins que dessus au lieu un tel comme devant usité, vous ayez d'hue obéissance à comparoistre, et en premier demander eu d'hue soumission vos dites franchises, rolles et autres articles contenus en iceux ainsi que sa vous a esté promis à diverses fois même par un Prince d'heureuse mémoire, avecque cette humble déclaration qu'il vous soit faict selon vos droits comme chose juste et équitable; vous êtes prêts et appareillés à faire le serment ci devant accoutumé; à défaut de quoy prient très humblement vous vouloir avoir pour excusès sy, par manque d'obtenir les fins des promesses à vous cy devant faictes en parolle de Prince, vous vous trouvez forcés de passer oultre et de demeurer ainsy à toujours frustres de vostre espérance; et pour tant mieux faciliter l'affaire serait nécessaire que vous demourriez fermes par ensemble sans vous désunir les uns des aultres. — Dieu y apporte sa sainte bénédiction à la Sainte garde duquel nous vous recommandons. -- De Berne, 9 septembre 1651. L'advoyer et conseil de la ville de Berne.

Cette lettre est tirée du manuscrit du notaire Germain Gobat, de Crémines.

fallait détacher cette dernière de sa protectrice, de là la position de l'Evêque à Delémont.

Quoi qu'il en soit des intentions du Prince, son désir est vif de donner des réformes à son peuple et de le mettre sur la voie qu'il croit la meilleure, il est si assuré du succès qu'il oublie toute prudence et qu'il ne voit pas que le mécontentement monte comme la marée et pénètre jusques dans les vallées les plus reculées. La scène de Delémont allait être la dernière vague; voici comment Bridel la raconte : « Les Prévôtois armés viennent, leur bannière « en tête, à Delémont où la bannière de la ville salue poliment la « leur : là, dans la cour du Château, l'Evêque Jean-Conrad de « Reinach voulut exiger le serment du peuple sans se prêter préa- « lablement à la confirmation de ses privilèges et de sa combour- « geoisie avec Berne. — Indigné du terme de protection que Berne « emploie dans cet acte, il déclara que la Prévôté n'en avait pas « besoin et qu'il n'en voulait plus; le bandelier d'alors, Visard, tint « ferme pour la défense des droits dont le peuple l'avait fait « gardien et dit à l'Evêque, assis sur son trône, avec plus d'énergie « que de respect, et « nous, nous la voulons cette combourgeoisie « avec Berne »; puis il sortit de la cour du Château avec sa ban- « nière et fut suivi par toute sa troupe; on eut beaucoup de peine « à les ramener et à concilier pour le moment la prétention du « prince et celle du peuple ».

L'essai avait échoué devant la résistance du courageux banneret; cette combourgeoisie, il la voulait parce qu'elle avait été la sauvegarde du pays aux jours troublés du XVIIme siècle, déjà dans les temps de la Réformation ; il la voulait parce que, fidèle à la foi jurée, il devait comme bandelier tenir « fermement, perpétuellement et inviolablement la dicte Bourgeoisie sans auculnement la quitter »[1]); Visard aurait pu être moins tranchant dans sa protestation, plus respectueux en parlant à son Prince, il n'en montre pas moins un courage qui l'honore d'autant plus qu'à cette époque le peuple n'était pas admis souvent à faire entendre sa voix.

Visard, destitué et condamné à une forte amende, allait être saisi et jeté en prison quand il parvint à s'enfuir auprès de ses protecteurs;[2])

[1]) « Vieux papiers, vieilles choses » fragments de l'histoire du Jura bernois par E. Krieg, préface du Dr Gobat, Conseiller d'Etat (chap.: Combourgeoisie avec Berne).

[2]) Nous avons surpris la trace de cette disparition momentanée : le 17 mars 1705, Visard signait une quittance qui devait se représenter toutes les années à pareille date; or, en mars 1706, c'est un autre qui le fait à sa place.

ceux-ci, de leur côté, approuvant la conduite du courageux banneret interviennent en sa faveur auprès du Prince; leur médiation n'ayant pas de résultats, ils ont recours aux moyens violents et envoient dans la Prévôté un corps de 7500 hommes, soutenus par 4000 hommes prêts à marcher au premier signal; le mandat de leur chef est d'obtenir de Jean Conrad la reconnaissance de la combourgeoisie avec Berne et la réintégration de Visard dans sa charge; le prince céda, mais il veut une lettre d'excuse de la part de ce dernier, l'humble requête fut envoyée; l'Evêque daigna l'accepter et répondit par les lignes suivantes :

« Le Seigneur Evesque ayant eu égard à l'humble requeste du « suppliant et à l'assurance qu'il a donnée de son attachement et « de la fidelle observation de ses devoirs, oubliera entièrement par « un effet de sa gracieuse bonté pour des raisons d'importance et « particulièrement en considération de ses très chers amis et voi- « sins du très louable Etat de Berne, toutes les choses passées, « asseurant en même temps le dit suppliant par les présentes qu'il « pourra plus oultre vaquer à la dite charge de Bandellier de « Moutier Grandval, conformément aux traités et anciens usages « bien établis de mesme qu'à ses aultres offices dont il devra Reli- « gieusement et fidellement acquitter afin de par là pouvoir tant « plus estre asseuré de la bienveillance de Son Altesse » [1]).

Visard fut rétabli dans la charge de banneret le 24 mars 1706 et à cette occasion la Prévôté prête serment à MM. de Berne; toutefois, pour prévenir le retour de semblables difficultés, le Prince et Seigneur Jean-Conrad et les illustres et puissants Seigneurs de Berne firent un traité à Nidau (30 mars 1706), par lequel les Prévôtois obtinrent gain de cause tellement qu'il y fut stipulé que tous les privilèges fondés sur des traités ou consacrés par l'usage, comme aussi la combourgeoisie avec Berne, devaient subsister et rester « en leur entier ».

Mais ce ne fut pas la paix et pour mettre fin à des discussions continuelles, Berne proposa au Prince une nouvelle Conférence qui se tint à Aarberg et où l'on convint que désormais aucun réformé ne pourrait s'établir dans la partie de la Prévôté « sous le Roc », qui serait réservée aux catholiques, et vice-versa, que la partie dite « sur le Roc » serait occupée exclusivement par les protestants, à l'exclusion des catholiques (9 juillet 1711).

---

[1]) Manuscrit trouvé dans des archives particulières.

Quant à Visard, la résistance et la lutte ne semblent pas avoir éteint son courage ou diminué sa vigueur, il reprend ses occupations avec une autorité qui n'a fait que croître. Il n'était plus maire de sa commune; pendant son exil on lui avait donné un successeur, mais il paraît que la chose ne s'était pas faite sans difficultés, à en juger par ce petit billet du lieutenant de Moutier, M. Mahler. « Je soussigné atteste que David, fils de feu Joseph « Sauvain de Grandval ne s'est jamais présenté ni ne s'est jamais « insinué pour la charge de mayre audit lieu, deffendant pour « autant à tous et un chaculn de ne lui avoir à faire de reproche, « à peine de 3 ℔ d'amende. — Fait à Delémont le 10 février « 1706 » [1]).

Le dit Sauvain a-t-il été élu? Nous l'ignorons, ce que nous savons c'est qu'en 1707 Abraham Loclair est à la tête de la commune; Visard conservait cette vocation qu'il aimait de tout son cœur et cette charge qu'il remplissait si dignement, il était notaire et banneret, et cela pendant plusieurs années encore puisqu'en 1718 nous avons trouvé une pièce signée : « H. Visard, notaire et bandelier »; mais la main a tremblé en écrivant, les yeux, on le devine, sont devenus troubles: ce n'est plus le paraphe ferme et original d'autrefois; et quand, dans cette même année 1718, il s'agit de faire une démarche auprès de l'Evêque, ce n'est plus Visard qui représente la commune, c'est un autre délégué.

La fin approchait et, bien que nous n'ayons aucune donnée positive, nous pouvons penser que le vaillant gardien des droits de la Prévôté n'atteignit pas l'année 1720.

Le nom du banneret est très peu connu, son rôle ignoré, et cependant n'a-t-il pas été une des belles figures jurassiennes de la fin du XVIIme siècle et du commencement du XVIIIme siècle? et n'est-il pas un noble exemple de courage et de fidélité au devoir?

Sources: Actes de la Soc. d'Emulation. — Blœsch: Geschichte der Stadt Biel. — Germiquet: Clerus Rauraciæ reformatus. — Archives de la Paroisse de Grandval, et archives particulières, journal de Germain Gobat au XVIIme siècle. — Bridel: Course de Bâle à Bienne. — E. Krieg: « Vieux papiers, vieilles choses ».

E. KRIEG, *pasteur*.

[1]) Manuscrit trouvé dans des archives particulières.

Gottlieb Hünerwadel.
1808–1877.

Gottlieb Hünerwadel wurde am 17. Mai 1808 in Zofingen geboren und kam im folgenden Jahre nach Bern, als sein Vater, Samuel Gottlieb Hünerwadel als Professor der Theologie an die neu errichtete Akademie berufen wurde. Unter den Augen dieses gelehrten und würdigen Mannes verlebte der Sohn eine an geistigen Anregungen und Förderungen reiche Jugend. Der Wunsch des Vaters, mehr denn eigene Neigung, bestimmte ihn zum geistlichen Stande, und nachdem die hierzu vorbereitenden Studien in Bern beendigt waren, erhielten sie in den Jahren 1829 und 30 in Göttingen und Berlin ihren Abschluß. Der Eifer, mit welchem am letzteren Orte die Vorträge des neue Bahnen weisenden Schleiermacher angehört wurden, war indessen nicht im Stande, den Mangel an innerer Freude zum ergriffenen Berufe zu überwinden. Nur kurze Zeit versah Hünerwadel nach seiner Rückkehr in die Heimat geistliche Funktionen, indem er dem alternden Pfarrer in Dießbach bei Thun und nachher in Bätterkinden Aushülfe leistete, und gern benützte er die sich bietende Gelegenheit, in eine ganz andere Stellung überzutreten.

Er übernahm 1832 das Sekretariat des Erziehungsdepartements, einer Behörde, in welcher damals neben dem Präsidenten Neuhaus ein Professor S. Lutz, ein Philipp Emanuel von Fellenberg, ein Prof. Hans Schnell und Anton v. Tillier als Mitglieder saßen, und in kurzem erwarb er sich in dieser Eigenschaft die volle Gunst des Erstgenannten, an dessen Schicksal von da an an das seine geknüpft blieb. Neuhaus, der die ungewöhnliche Tüchtigkeit seines Sekretärs bald erkannt hatte, verschaffte dem noch sehr jungen Manne am Ende des Jahres 1837 das wichtige Amt des Staatsschreibers. Hünerwadel, der sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen bewies, wurde der Vertraute des mächtigen Schultheißen. Seine geschickte Feder fand den richtigen Ausdruck für das, was der geniale, aber französisch gebildete Politiker dachte und wollte; seine besonnene Klugheit gab demjenigen die angemessene Form, was der autokratische Staatsmann im Plane hatte. Und es waren Zeiten, in welchen die größere Selbständigkeit der Kantone auch der Berner-Regierung erlaubte, ihre eigene Politik zu verfolgen; es kamen die Jahre, da Neuhaus nicht geringe Lust verriet, mit seinen „40,000 Bajonetten" die Revision des Eidgenössischen

Bundes nach seinem Sinne durchzuführen. Schon das Jahr 1838 brachte die Kriegsdrohung Frankreichs, 1839 den Septemberaufstand in Zürich, 1841 die Aufhebung der Klöster im Aargau und den Einmarsch bernischer Truppen gegen den Aufstand im Freiamt, das nämliche Jahr die Berufung der Jesuiten nach Luzern, 1844 die blutigen Vorfälle im Wallis und den entschiedenen Gegensatz Berns gegen den Vorort. Bei allen diesen Ereignissen ist es Hünerwadel gewesen, der die bezüglichen Staatsschriften abzufassen, im Verkehr mit den Nachbarkantonen, mit der Tagsatzung und mit den beständig intervenierenden, diplomatische Noten schickenden auswärtigen Mächten den Standpunkt der Bernischen Behörden allseitig darzulegen und auseinander zu setzen, zu rechtfertigen und zu verteidigen hatte. Einmal hatte er auch — es war in Zürich — den Stand Bern als zweiter Tagsatzungsgesandter zu vertreten. Es ist bekannt, wie zuletzt Neuhaus die selbst hervorgerufene Bewegung nicht mehr zu halten vermochte, wie im Winter 1844 und im Frühjahr 1845 die Aufregung in den Freischarenzügen sich Luft machte und den Schultheißen selbst zu Falle brachte. Am 10. September 1845 versuchte die erschütterte Regierung wieder festern Fuß zu fassen, und damals war es des Staatsschreibers Antrag, welcher ihr ein entschiedenes Vertrauensvotum von seiten des Großen Rates verschaffte. Der nur scheinbare Sieg war indes von kurzer Dauer. Als die Verfassungs-Revision von 1846 und die Neuwahl der Behörden das Haupt der Regierung samt der Mehrzahl ihrer Mitglieder beseitigte, verlor auch Hünerwadel seine bisherige Stelle.

Im Alter von erst 38 Jahren sah er auf diese Weise plötzlich seine Laufbahn abgeschnitten. Seit 1834 war er verheiratet mit Regula Margaretha Waser von Zürich; ein Sohn und eine Tochter waren ihm geboren worden. Seinen geistlichen Beruf hatte er zu lange schon verlassen, um dahin zurückkehren zu können, und der Weg der Staatsbeamtungen war ihm verschlossen; es folgte eine Zeit der völligen Zurückgezogenheit, bis sich eine neue Thätigkeit bot. Im Jahr 1848 übernahm er die durch den Tod ihres Besitzers verwaiste Stämpfli'sche Buchdruckerei, der er mit seiner Gewandtheit, Umsicht und Pünktlichkeit bald erneuten Schwung und Ausdehnung zu geben vermochte. Während einiger Jahre stand er auch in einem Associations-Verhältnis mit der geachteten Verlagsfirma Schultheß in Zürich.

Hünerwadels ganzes Wesen war indessen zu vielseitig angelegt, als daß er in diesen lohnenden Privatunternehmungen hätte aufgehen können. Zwar in eine politische Stellung irgend welcher Art einzu-

treten, dazu konnte er sich trotz mehrfacher Aufforderung nicht mehr entschließen; dennoch sollte in anderer Weise seine geistige Kraft und Tüchtigkeit dem Gemeinwohl zu gute kommen. Eine Zeit lang war er Mitglied des Gemeinderates und des Burgerrates der Stadt Bern, und gerne wurde bei Abfassung besonders schwieriger Schriftstücke die Mitwirkung des alt Staatsschreibers in Anspruch genommen. Der Zunft zu Mohren, welche schon seinen Vater, 1816, in das Bürgerrecht der Stadt Bern aufgenommen hatte, diente er vom Jahr 1854 an als Gesellschaftspräsident, und erst 1869 erhielt er die verlangte Entlassung in einer besondern Ehrenurkunde, die in den anerkennendsten Worten seine Verdienste hervorhob. Als es sich im Anfange der 50ger Jahre darum handelte, die große Erfindung der Neuzeit auch der Schweiz zuzuführen, und in Basel die Centralbahngesellschaft sich bildete, da war Hünerwadel einer der ersten Berner, der bei diesem Unternehmen sich beteiligte, und der sodann auch dem Verwaltungsrate angehörte. Damals bedurfte es eben so viel Mut als Einsicht, um die von Basel aus angebotene Hand zu ergreifen und durch rechtzeitige Unterhandlung dem Kanton eine Bahnlinie durch die Mitte seines Gebietes zu sichern, an deren Erstellung aus eigener Kraft damals noch kein Mensch zu denken wagte. Eine sehr bedeutsame gemeinnützige Thätigkeit endlich entwickelte Hünerwadel in der Verwaltung der Schweizerischen Mobiliar-Versicherungs-Gesellschaft. Hier kam seine auf gründlicher Bildung beruhende große Auffassung der Geschäfte, wie seine bis in jede Einzelheit eingehende fast ängstliche Genauigkeit und Vorsicht auf's beste zur Geltung. Als 1860 der große Brand von Glarus das so wohlthätig wirkende Institut ernstlich zu erschüttern drohte, da war er es, der als Präsident der Centralverwaltung die Krisis glücklich überstehen half und durch eine völlige Reorganisation ihm eine auch für solche Katastrophen ausreichende Basis schuf. „So laßt uns denn," sprach er bei der Eröffnung der Hauptversammlung im Oktober 1866 in Zürich, „die Hand ans Werk legen und die folgenreiche Aufgabe erfüllen, deren Lösung uns heute obliegt. Wir sollen unserer Gesellschaft eine neue, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Grundlage geben, wir sollen dadurch den Bestand und das Gedeihen einer gemeinnützigen und vaterländischen Anstalt fördern und sichern, welche in ihrer 40jährigen Dauer schon so viel menschliches Unglück gemildert hat."[1]) Auch hier wurde ihm im Jahre 1867

[1]) Vergleiche die aus Anlaß der fünfzigjährigen Wirksamkeit der Mobiliar-Versicherungs-Gesellschaft herausgekommene Jubiläumsschrift. Zürich 1877.

durch Verleihung einer goldenen Ehrenmedaille der Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Außerordentlich frühe war Hünerwadel auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens getreten; ungewöhnlich frühe wurde er gezwungen, allem öffentlichem Wirken und selbst dem geselligen Umgang zu entsagen. Ein im Sommer 1867 erfolgter Schlaganfall und ein seither nicht mehr weichendes Leiden nötigte ihn zum plötzlichen Rückzuge in den engsten Kreis der Familie. Nachdem er noch den Schmerz erlebt, fast genau ein Jahr vor dem eigenen Hinscheid, die unentbehrliche, immer heitere Gattin verlieren zu müssen, nahm ihn am 5. Februar 1877 ein rascher Tod hinweg.

Die oben erwähnte Urkunde seiner Zunft bezeugt von ihm: „daß er mit ausgezeichneter Einsicht und Würde die Beratung der Behörden zu leiten verstanden, daß er nicht nur im Geiste wahrer Humanität im engern Kreise der Zunftangehörigen stets zu raten und zu helfen, sondern auch in edelm Gemeinsinn im engern und weitern Vaterlande, bald gemeinnützige Unternehmungen zu unterstützen, bald schwer heimgesuchten Mitbrüdern die hilfreiche Hand zu bieten bereit gewesen ist." — Ein solcher Mann darf nicht vergessen werden! —

(Quellen: Nekrolog in den „Alpenrosen". Bern 1877.)

Blösch.

Jakob von Wattenwyl.

1466—1525.



Jakob von Wattenwyl, geb. 1466, war der nachgeborne Sohn des Niklaus und der Barbara von Erlach. Sein gleichnamiger Vater soll vom Kaiser Friedrich III. das jetzige Geschlechtswappen mit den drei Flügeln im roten Felde erhalten haben. Das in Stein gehauene Wappen, früher an dem Türmchen der alten Kaserne Nr. 2 beim Waisenhaus, befindet sich jetzt in der untern offenen Gallerie des historischen Museums. In der Chronik heißt es:

Jakob von Wattenwyl erwarb sich durch Biedersinn, Klugheit und manche edle Regententugend eine rühmliche Stelle, so wie er auch durch Sorgfalt für Erhaltung des Wohlstandes des Hauses, seine Verdienste und seinen Einfluß den Glanz seines Geschlechtes befestigte.

Er beschäftigte sich auch mit Handels- und Gewerbsunternehmungen, wie z. B. in einer Salz-, Leder- und Tuchhandlung. Später beteiligte er sich auch an einer Bergwerksunternehmung bei Bönigen und Iseltwald.

Sehr jung verheiratete er sich mit Magdalena von Mulleren, Tochter und Erbin des Junkers Urban von Mulleren. Sie brachte ihm an Ehesteuer hundert Stück an „Jährlichen Gülten" zu, neben der Anwartschaft auf ihre väterliche und mütterliche Erbschaft. Nur zu Gunsten seiner Schwester Elsi, die in dem Frauenkloster in der „Insel" lebte, waren 1500 G. Gld. vorbehalten. Jakob brachte seinerseits all' das väterliche Erb und Gut, 3000 R. Gld., in die Ehe. Er war bei seiner Verehelichung 18 Jahre alt und wurde Posthumus genannt, weil sein Vater, wie oben gesagt, vor seiner Geburt starb. Er war Edelknecht und Herr zu Wattenwyl, Burgistein, Kirchdorf, Gerzensee, Gurzelen, Blumenstein, Schöneck und Seftigen.

1486 wurde er Mitglied des Großen Rates und ein Jahr später des Kleinen Rates. Drei Jahre später kam er als Schultheiß nach Thun und wurde hierauf als Gesandter nach Neuenburg gesandt zur Abforderung eines Uebelthäters. Im Jahre 1493 starb sodann sein Schwiegervater Urban v. Mulleren, der letzte des bekannten alt bernischen Geschlechtes. 1495 kam Jakob wieder in den Rat und wurde alsdann Venner im Pfistern-Viertel. Im Jahr 1499 brach er als einer der Kriegsobersten im Schwabenkriege mit 4000 Mann von Bern auf in das Hegau, allwo man in acht Tagen bei zwanzig Schlösser, Burgen und Dörfer einnahm und teilweise zerstörte. Nach diesem Streifzug zogen sie noch in's Thurgau, wo sie auf die Schwäbischen Völker stießen und unter ihren Augen vierundzwanzig Stunden unter den Waffen standen, ohne daß es zum Treffen gekommen wäre. Im Jahre 1502 starb die Mutter seiner Frau, Barbara von Erlach, welche eine Reihe von Vergabungen machte und im Münster begraben wurde.

1505 wurde er zum Seckelmeister gewählt, an Stelle des verstorstorbenen „redlichen und wysen" Anthoni Archer.

Es wird auch ein Freundschaftszug über den Brünig in die kleinen Kantone erwähnt, wo die Berner freundlich aufgenommen wurden und mit einem Schwyzerochsen beschenkt heimkehrten. Allein die Hauptabsicht wurde doch nicht erreicht, indem die Verschiedenheit der Ansichten bezüglich der Zuneigung zu Frankreich und dem deutschen Reiche nicht gehoben wurden.

In den folgenden Jahren kaufte der fromme, feste Junker, wie er im Kaufbrief genannt wird, den „Twing und Bann" zu Gerzensee um 500 Pfund und bald darauf auch die Herrschaft Kirchdorf. Etwas später verehelichte er seine Tochter Ursula mit Wilhelm Felg, des Rats zu Freiburg, und später in zweiter Ehe mit Jakob von Hertenstein, des Rats zu Luzern. Eine andere Tochter heiratete Hrn. Beat Wilh. von Bonstetten. Im Jahre 1512 wurde Jakob von Wattenwyl zum Schultheißen erwählt. Im Juni d. Jahres hat er als einer der Schiedsrichter durch seinen Abspruch dem sog. „Hühner- und Kapaunen-Krieg" ein Ende gemacht. Es betraf dies eine Streitigkeit zwischen den Besitzern von la Serra (Sarra) und den Herren von Chatelard, die unter dem Schutze des Herzogs von Savoyen standen. Die von la Serra waren dagegen Verwandte des Schultheißen von Scharnachthal. Die Frau und der junge von la Serra wurden schließlich durch diesen Spruch in den Besitz der Herrschaft gesetzt.

Nachdem der Herzog Maximilian Sforza durch die Tapferkeit der eidgenössischen Hülfstruppen wieder in das Herzogtum Mailand ein-

gesetzt worden war, begehrte er, daß die Gesandten derjenigen, welchen er eine so große Gutthat schuldig wäre, die Ehre seines Einzugs in Mailand teilen sollten. Die Eidgenossen willigten in sein Begehren. Bern sandte Jakob von Wattenwyl dahin ab, welcher seiner Regierung folgenden Bericht abgestattet, aus welchem hervorgeht, welchen Respekt man damals vor den Schweizertruppen und ihren Führern hatte:

Missiv Jkr. Jakobs von Wattenwyl an Bern.

Mein underthänig gehorsam willig Dienst sie Er. Gn. von mir zu allen Zitten bereit, Gnädige Min Herren! Nachdem Er. Gnd. gefallen hat, mich mit anderen der Eidgenoßen Botten zu schicken, zu Insetzung deß Fürsten von Meyland, uf das Wir fast mit großen Ehren empfangen sindt, und uns entgegen geschickt ehrliche Personen. Demnach vor der Stadt Meyland von dem Hn. von Loden und des Parlaments Herren, durch die Stadt unz an d'Herberg beleitet, und mit gar freundlichen Worten empfangen, und uns demnach zu erkennen geben, wie Ihr Fürst zu Cremona seye, und sich so bald das möge fügan, har gan Meyland werde fürderen, und das Wir gütlich wollind deß erwarten, uf das Wir 16 Tag gewartet, und allwäg von dem von Loden, Parlament und den Burgeren gebätten, nit Verdruß ze habe, us viel ursachen, als ich Er. Gnd. wird sagen, ob Gott will; Also hat sich der Herzog genäheret zu der Stadt Meyland uf 3 Meilen, und uns laßen wüßen, zu ihm zu kommen zu dem Imbiß, also hand myn Herren d'Eidgenoßen in das us ursach abgeschlagen; uf das er persönlich mit 5 pferten uf Meyland heimlich kommen, und uns Botten zu ihm beschickt, in des Herr Legats Hof, und da mit syn selbsmund gegen myn Herren den Botten so ein ehrliche freundliche red mit dankfagung, und M: H: die Herren Eidgenoßen für seine Vätter ze haben, si seines Vatterlands widerbringer erkennt, und uf das heimlich wider us der Statt geritten; Und auf Mitwochen nach dem Heil: Wienachts-Tag, war der 31. Christmonat, sin ynritt tan, mit Treffenlichem großem Staat und Kostbarkeit, und sonders mit großen Personen namlichen vom H. Vatter dem Pabst, der Hr. Legat, ein Bischof von Rom, und der Graf von Peruß, von Römisch Kayserlicher Majestät, der Cardinal von Güll, Kayserl. Maj. Statthalter, der Kammermeister von Nürnberg mit zwen anderen Herren, vom König von Hispanien, der Columna Napols des Kaysers Vetter, Hr. Prosper von Columna, ein Römer deß Spanischen Königs diener, des Marggrafen von Nantua Bruder, und mit viel Herren und Anwäld dieser Landen, Herrschaften und Ständen, Geistlich und weltlich.

Uf das handt ihm M. H: d'Eidgenoßen under dem Tor die Schlüssel der Stadt Meyland und das Herzogthum ingeben, und in damit ingesetzt, nach lut und inhalt der Vereinigung, zu Baden abgeret.

Uf das der Herzog selbsmündlich gedanket, und bekennt, das er durch myn Herren d' Eidgenoßen wider zu sinem Väterlichen erbe kommen und gar fründlich bätten, ihn in Trüen befolchen zu haben. Gnädige Herren, ich verstan auch nit anders, wan das die vorgemelten Herren al woll ze friden syen, und ir Will sye, das der Herzog mit der Eidgenoßen wüßen und willen syn sachen handle.

Also uf hüt sind Wir Botten zum Herzog kommen, und syn Gnaden gebätten, um ein Gnädig urlaub uns ze geben, dieweyl doch seyn Fürstl. Gnaden syn Besitzung habi, und Wir eben lang us sind gsin, und großen kosten daruf gangen; Was syn begären, noch 4 oder 5 Tag ze enthalten, und im rähtlich und hilflich zu syn, synen Staat und Stand uß zerichten wan syn will und G'müth sye, mit einer Eidgnoßschaft raht und hilf fürhin ze haben, uf das wir der Zyt erwarten.

Uf das gnädige Herren und Wir in Hofnung in 5 Tagen weg fertig ze syn, hiemit wolle Gott Er. Gnd. in hohen ehren enthalten. Datum zu Meyland uf frytrag nach dem Heiln. Wienachtfest im 12ten jar.

Er. Gnd. Gehorsammer
Jacob von Wattenwyl.

Alle Gesandten wurden vom Herzog prächtig beschenkt, jeder mit 60 Rh. Gld. und einem Stück Damast, ihre Knechte jeder mit 3 Gld. Im übrigen wurden sie samt ihrem Gefolge gastfrei gehalten. Der Schultheiß hatte sich durch seinen Tochtermann Junker Beat Wilhelm von Bonstetten, Burkhard von Erlach und Velti Freiburger begleiten lassen.

Während der Zeit, als die Eidgenössischen Gesandten den Herzog von Meyland wieder in die Besitzung seines Herzogtums einsetzten, suchte auch der König von Frankreich wieder seine angeblichen Rechte geltend zu machen.

Die erste Verhandlung ward durch Simon de Carbeson, Hofmeister der Prinzen von Oranien, eröffnet, welcher ein sicher Geleit für die französischen Gesandten ausgewirkt hatte. Die daherigen, im Jahre 1513 in Luzern geführten Unterhandlungen kamen zu keinem Resultate, wohl aber benutzten die Gesandten den Anlaß, um Leute für den französischen Kriegsdienst anzuwerben. Die Eidgenössischen Gesandten waren geteilter Ansicht, indem einzelne den von Frankreich gebotenen Frieden annehmen wollten. Doch behielt die andere Ansicht die Oberhand, so daß die Eidgenossen vorerst 4000 Mann und später noch 8000 Mann dem Herzog von Mailand zu Hülfe schickten. Es erfolgte den 6. Juni die blutige Schlacht von Novarra, in welcher die Franzosen geschlagen wurden. Doch ließen die Sieger 2000 Mann

auf dem Schlachtfelde, worunter 200 Berner. Nebst viel anderer Beute an Gold und sonstigen Kostbarkeiten brachten die Berner auch einen jungen Bären als Beute mit heim. Von da an soll in Bern die Erhaltung von Bären bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden sein. Leider war es, wie schon oben angedeutet, den Franzosen gelungen, auch eine Anzahl Berner in ihren Dienst zu nehmen, was zu allerlei Widerwärtigkeiten und Gerüchten Anlaß gab.

Die in französische Dienste getretenen Soldaten wurden, so weit möglich, mit Strafen belegt. Aus den Landgerichten um Bern aber zogen etwa 400 Mann nach Bern, stürmten etliche Häuser, wo sie französischerseits Pensionierte vermuteten, und verübten große Unordnungen. Jakob von Wattenwyl half diesem Lärm durch eine schnell gefaßte Resolution ab. Er nahm das Stadtpanner in die Hand, bewaffnete sich, gieng an die Kreuzgasse, nur von seinem Diener und Junker Albrecht von Stein begleitet, befahl die Thore zu schließen und an die Glocken zu schlagen. Die Bauern wollten sich nun auch unter das Stadtpanner begeben, da sie zuerst geglaubt, daß man es wider sie aufrichten würde. Etliche hitzige Burger wollten die Bauern angreifen, aber die Fürsichtigen versammelten Rät und Burger auf dem Rathaus und schickten beliebte Ausgeschossene, um mit den Leuten zu unterhandeln und sie zu beruhigen, was denn auch gelang. Immerhin dauerte die Bewegung noch einige Zeit fort und es mußte mit Strafen eingeschritten werden. Es fanden sogar Verhandlungen mit eidgenössischen Gesandten statt.

Es wurde ein Verbot des Reislaufens erlassen und strenge Strafe den Übertretern angedroht; französisches Geld, durch solches Reislaufen verdient, sollte in den Staatsseckel fließen.

Die Eidgenossen waren aber schließlich über Frankreich so erbittert, daß sie mit 20,000 Mann in das Königreich eindrangen und nach Dijon, der Hauptstadt des Herzogtums Burgund, zogen. Von Bern waren 700 Mann dabei unter dem Befehl von Jakob von Wattenwyl. Es gelang aber dem französischen Befehlshaber, durch allerlei Versprechungen die Schweizer zum Abzuge zu bewegen.

Es waren auch deutsche Reisige und Geschütze unter dem Herzog Ulrich von Würtemberg dabei. Aber es fehlte an Disziplin und wurde viel geplündert. Dijon war leicht einzunehmen, schwach besetzt und der Weg nach Paris offen. Allein der schlaue französische General Trimouille verhandelte, versprach alles mögliche und stellte Bürgen, um den Rückzug zu bewirken. Namentlich sollte allen Anforderungen auf Italien entsagt, den Eidgenossen Mailand abgetreten und der

Schweiz 400,000 Kr. Kriegskosten bezahlt werden. Von diesen Versprechungen wurden fast keine gehalten, und die Bürgen, weil sie auch nichts hatten, nach und nach entlassen.

Im Jahre 1514 wurde der erste Stein zur großen Kilchenmauer gelegt, in Gegenwart des Schultheißen von Wattenwyl, des Päpstlichen Legat-Bischofs Ennius v. Verulam und anderer Honorationen. Unter denselben wurden gelegt ein Dukaten, eine Krone und ein Plappart. Im Jahre 1515 wurde Franz I. König von Frankreich und richtete sofort seinen Blick wieder auf die Eroberung von Mailand. Die Schweizer sandten starke Mannschaften, worunter 7000 Berner unter der Anführung des Schultheißen von Wattenwyl, Albrecht von Steins, Konrad Spielmanns und Hans von Erlachs. Beständige Uneinigkeit unter den Eidgenossen über die Art des Vorgehens, sowie die Lauheit ihrer Verbündeten, des deutschen Kaisers, des Papstes und des Königs von Spanien hinderten aber ein energisches Vorgehen.

Die Berner, Freiburger und Solothurner blieben zu Domo am Ausgang des Simplonpasses; die Übrigen befanden sich zu Monza und Varese, an der Straße vom Gotthard nach Mailand. Es fanden Unterhandlungen statt, wonach die Eidgenossen dem König das Herzogtum Mailand, mit Ausnahme der ihnen zum Eigentum abgetretenen Landschaften, überlassen sollten, wogegen dem Herzog von Mailand das Herzogtum Namours und ein Jahresgehalt von 12,000 Fr. zugeteilt wurden. Die Eidgenossen sollten für ihre verschiedenen Anforderungen 1,000,000 Kronen erhalten. Während die Berner und andere diesen Vertrag bereits genehmigt hatten und den Rückzug antraten, entwickelte sich auf dem andern Flügel der Armee die Schlacht von Marignano, die furchtbar blutig war und mit der Gefangennahme des Herzogs von Savoyen endete. Zwölftausend Tote blieben auf dem Platze, wovon die Hälfte Eidgenossen. Von Bernern waren nur die Aargauer, die mit den Luzernern über den Gotthard gezogen, und einige Freiwillige in der Schlacht anwesend. Noch im Laufe des Jahres wurde Jakob von Wattenwyl nach Genf gesandt, um im Interesse des Friedens zwischen Savoyen und Frankreich zu unterhandeln.

Nach längerem Hin- und Herraten wurde der geschlossene Friede vorerst auf einer Tagsatzung zu Bern den 14. Januar 1516 von acht Orten angenommen und endlich den 29. November d. J. auch von den übrigen Kantonen. Man nannte ihn angeblich den ewigen Frieden; er dauerte aber nicht lange. Im November desselben Jahres kam sodann der Herzog von Savoyen mit einem Begleit von 300 Pferden nach Bern

und ward mit großen Ehren empfangen und in der Behausung des Schultheißen von Wattenwyl an der Marktgasse einquartiert. Zur Zehrung wurden dem Herzog 6 fette Ochsen, 24 Schafe, 12 Kälber, eine Menge Wildpret und Geflügel, 6 Fuder Wein und 60 Mütt Haber geschenkt. Acht Tage dauerten die Festlichkeiten. Gleichzeitig wurde auch das den acht Orten vom Friedensschlusse zukommende Geld auf bedecktem Wagen unter dem Schalle von Trompeten, Trommeln und Pfeifen zu Bern eingeführt. Letzterer Ort soll 29,775 Kr. erhalten haben.

In den Jahren 1518, 21, 22 und 25 wurde Jakob von Wattenwyl wieder zum Schultheißen gewählt. An den nachfolgenden Kämpfen in der Lombardei scheint er dagegen nicht teilgenommen zu haben; wenigstens finden wir seinen Namen nirgends erwähnt. Es ist aber geradezu unbegreiflich, wo alle die Söldner herkamen, die in jener Zeit in all' den blutigen Schlachten in der Lombardei mitkämpften und zu einem guten Teil auf den Schlachtfeldern blieben. Wütende Kämpfer müssen es gewesen sein; aber es ist doch tief zu bedauern, daß so viel Schweizerblut auf benachbartem Boden geflossen ist. Im Jahre 1518 legte Sanson seinen päpstlichen Ablaß-Kram in der Stiftkirche aus und als er am Heil. Abend über den Ablaß predigte, sagte Anshelm zum Schultheißen von Wattenwyl: „Herr! so Sansons Füchsle und Heinrichs Wölfe vereint wöllen predigen, so stünd eurem Amt zu, euere Gänsle und Schäfle zu hüten." „Ab Größe der sach gruset ihm, sagt Anshelm, „so gruset mir ab des Luthers Trutz, dennoch an der verwändten Kilchen Gwalt und brüchlenen auch."

So erzählt die Chronik.

Ein so weiser, redlicher und verständiger Mann (heißt es anderswo), wie Jakob von Wattenwyl war, konnte aber kein Freund aller der heillosen und ärgerniserweckenden Mißbräuche sein, die in jener Zeit in der katholischen Kirche herrschten. Schon frühe begünstigte er fast einzig unter den vornehmen Bernern die Freunde der neuen Lehre, und zwar namentlich die berühmten Reformatoren Berchtold und Johannes Haller, mit welch letzterm er schon 1520, als derselbe noch Helfer in Thun war, in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Sogar soll dieser, als er nachmals von Thun auf die Pfarrei Amsoldingen versetzt wurde, auf Anraten des Schultheißen Jakob 1524 den entscheidenden Schritt gethan haben, in die Ehe zu treten. Auch im bekannten Jetzerhandel war Schultheiß Jakob gegenüber dem mit Jetzer gespielten schändlichen Betruge von Anfang an mißtrauisch und ungläubig und

soll sich schon damals geäußert haben, „Alles sei eine Thorheit, die Mönche möchten Schlüssel machen lassen, so viel sie wollten."

Nicht ganz gebilligt hatte er dagegen das stürmische Benehmen der Klosterfrauen, worunter auch zwei von seinen Töchtern waren, als diese das Licht und die Freiheit in ihren Zellen aufnahmen und entflohen.

1525 ist Jakob von Wattenwyl „mit großem Leid der ganzen und insbesondere der evangelischen Gemeinde von dieser Zeit christenlich verschieden." (Anshelm.)

Alb. v. Wattenwyl.

Niklaus von Wattenwyl.

1492—1551.

Niklaus von Wattenwyl, geb. 1492, Sohn des Schultheißen Jakob, mit ausnehmenden Geistes- und Gemütsgaben ausgerüstet, widmete sich aus eigenem Antrieb dem geistlichen Stande. Er wurde in kurzer Zeit Stiftherr zu Bern (1509), Protonotarius Apostolicus; 1513 überkam er das Priorat von Montpreveire; 1516 ward er zum Propst von Lausanne ernannt, im folgenden Jahre Domherr zu Constanz, dann Abt zu Montheron und Licentiat des kanonischen Rechtes. Allgemein wurde erwartet, daß er später zum wichtigen Posten eines Bischofs von Lausanne berufen werden dürfte.

Noch 1517 wurde er nach Rom gesandt, um in Sachen der Einkünfte des Stiftes Peterlingen und des Priorats Romainmotier zwischen Bern und Freiburg und dem Kardinal Flesti zu verhandeln und dem Papste Vortrag zu halten. Es mußte dem Papste wünschenswert erscheinen, den Sohn des vielvermögenden Magistraten des mächtigsten schweizerischen Kantons sich näher verbinden zu können. Deshalb auch seine rasche Beförderung an teilweise einträgliche Stellen.

Im folgenden Jahre wurde er noch zum Domherr in Basel und 1523 zum Propst zu Bern ernannt. Sein mit Handmalereien illustriertes Gesangbuch befindet sich noch in dem Archive der Familie von Wattenwyl.

Aber bereits im Jahre 1523 dedicierte ihm Zwingli seine Predigt über die Gerechtigkeit. Er korrespondierte hierauf mit Zwingli, um ein christliches Concilium auszuwirken, damit die Mißbräuche, welche durch die Sorglosigkeit und die üblen Sitten der Geistlichkeit eingeschlichen waren, abgethan werden möchten. Da die Übel immer ärger wurden, faßte Niklaus von Wattenwyl, ehe noch die Regierung mit Ernst an eine Reformation dachte, einen mannhaften Entschluß: er verzichtete am 1. Dezember 1525 auf seine geistlichen Ämter, heiratete 1526 die Klara May, kaufte die Herrschaften Wyl und Groß-Höchstetten und führte als ein ehrlicher Edelmann ein ehrlich Haus.

Seinem feierlichen Eheverlöbnisse wohnten viele seiner Verwandten und angesehene Magistratspersonen bei, so der Schultheiß Hans von Erlach, der Ritter Jakob von Roverea, Wilhelm Arsent von Freiburg, Schultheiß Stölli von Solothurn, Venner Wyttenbach von Biel u. a. m.

Er übergab die Propstei zu St. Vincenzen samt andern Pfründen, die päpstlichen Würdigkeiten, Freiheiten und Wichenen (Weihen).

Diese seine Veränderung des geistlichen in den weltlichen Stand fiel der Burgerschaft um so bedenklicher auf, als er bei dem Papst und vielen Prälaten in solchem Ansehen stand, daß seine Bischofswahl in nicht zu ferner Zeit allgemein erwartet wurde.

„Gott aber hatte ihn zu anderm verordnet. Die Freiheit seines Gewissens nahm ihm alle Ehrfucht, den Eigennutz und die große Hoffnung zeitlichen Glücks aus seinem Herzen.“

Anfangs des Jahres 1526 erhielt Niklaus von Wattenwyl von Zwingli aus Zürich einen Brief, worin er seine besten Freunde, als Claudius May, Berchtold Haller, Theobald von Erlach, Heinrich Wölflin, Peter im Hag, Leonhard Trempen und Thomas von Hofen freundlich grüßen ließ. Er rühmte in demselben den Ehestand und wünschte, daß er Niklaus mit Glück und Heil mit Kindern und Kindeskindern gesegnet sehen möge.

1525 wurde er noch in den Großen Rat gewählt und im Jahre 1536 war er Präsident der Wochen lang andauernden Disputation in Lausanne, an der sich hauptsächlich Genfer Theologen hervorthaten, und die so günstig für die Reformation ausfiel, daß der Durchbruch derselben in dem früher zu Savoyen gehörenden Gebiete von Waadt ganz allgemein wurde und sich rasch vollzog.

In einer Chronik wird noch besonders hervorgehoben:

Niklaus von Wattenwyl erwarb sich den Ruhm eines kräftigen, entschiedenen Charakters, der Glanz, Reichtum und Ehre seiner Ueber-

zeugung und seinem inneren Gefühle zum Opfer brachte und frei, offen und fest seine Meinung der Welt erklärte, unbekümmert um die Folgen derselben. Die so glänzende, Ehre, Reichtum und jeden Lebensgenuß in vollem Maße ihm versprechende Laufbahn verließ nun bald nachher Niklaus von Wattenwyl freiwillig, um dem Licht der Wahrheit und seiner Ueberzeugung zu folgen. Wahrscheinlich war es der Aufenthalt in Rom und was er daselbst sah und zu erfahren Gelegenheit fand, der zuerst sein besseres Gefühl aufgeregt und den Keim zu seinen nachherigen Ansichten in ihm erzeugt hatte.

Diese entschlossene Handlungsweise mußte für den Fortgang der Reformation in Bern von den wirksamsten Folgen sein. Das große Beispiel von Mut und Ueberzeugung des vornehmsten Geistlichen im Kanton Bern bildete ein Ereignis, das kräftiger als kein anderes geeignet sein mußte, die Anhänger des neuen Glaubens mit neuem Eifer und Mut zu beleben und die Furchtsamen zur offenen Erklärung ihrer Gesinnung zu ermuntern.

Nach dem Rückzuge von den geistlichen Stellen ließ er die Feste Wyl (Schloßwyl) zu seinem Stammsitz neu einrichten, wo er nun im Besitze der erworbenen Freiheit und im Genuße stillen, häuslichen Glückes mit seiner Clara und den Pfändern ihrer Liebe für den so freiwillig verlassenen Glanz vollen Ersatz fand.

Im Jahre 1546 verbrannte das alte Schloß Wyl mit allen Urkunden und Gewahrsamen. Niklaus ließ es aber neu aufbauen. Den 12. März 1551 ist er sodann, fern vom politischen Treiben jener Zeit, gestorben. Der ehemalige Propst hinterließ eine bedeutende Nachkommenschaft; er hatte selbst 7 Kinder und sein Sohn, der nachmalige Schultheiß Johann, deren 19 von 4 Frauen.

A. v. Wattenwyl.

Johann von Wattenwyl.

1541—1604.



Johann von Wattenwyl des Niklaus und der Clara May Sohn, geb. 1541 (getauft den 18. März), besaß die Güter zu Ligerz, Twann und Malisert. Seine erste Frau war Anna von Erlach, von welcher er drei Töchter hatte. Seine zweite Frau, Elsbeth Pfeiffer, schenkte ihm zwei Söhne und eine Tochter. Der jüngere Sohn starb an der Pest in Lausanne. Seine dritte Frau, Barbara Michel, starb auch an der Pest zu Lausanne, nachdem sie ihm drei Söhne geboren. Seine vierte Frau war Magdalena Nägeli, Tochter des Schultheißen Nägeli und Wittwe des Schultheißen Steiger; mit ihr hat er noch sechs Söhne und vier Töchter gezeugt. Er hatte somit vier Gemahlinen und neunzehn Kinder, von denen mehrere noch jung gestorben sind. Es war damals eine trübe Zeit, da die Pest vielfache Verheerungen anrichtete.

Johann von Wattenwyl war ein sehr geschätzter und angesehener Mann. 1566 wurde er in den Großen Rat befördert und 1578 zum Landvogt in Lausanne ernannt; 1570 war er Gesandter nach Chambery zum Bundesschluß mit Savoyen. Die Gesandten fanden eine ehrenvolle Aufnahme und erhielten goldene Ketten, die aber infolge vorhandener Gesetze nicht behalten, sondern abgeliefert werden mußten und zu Goldgulden umgeprägt wurden.

Im Jahre 1571 wurde er zur Beseitigung des Streites zwischen den Grafen Cloy und Tourniel über die Erbfolge zu Vallengin dorthin gesandt in Begleitung des Michel Ougspurger. 1581 traf ihn die Wahl zum Venner von Pfistern, und 1582 stieg er an Johann Steiger's Platz zur Schultheißenwürde empor.

Er bekleidete somit innert Jahresfrist die Stellen eines Landvogtes, Venners und Schultheißen. So groß war damals sein Ansehen.

Aus dieser Zeit, während welcher Johann von Wattenwyl bürgerliche Stellen bekleidete, sind verschiedene Vorgänge zu erwähnen, bei denen ihm jedenfalls auch eine Rolle zufiel. Im Jahre 1575 entstanden in Bern zwei große Brände, bei denen 46 Häuser und Scheunen vom Feuer verzehrt wurden. Herzog Philibert von Savoyen ließ damals noch seine Teilnahme bezeugen und übersandte Steuern. Sodann herrschte 1577 die Seuche, welche vom Heumonat bis Weihnachten 1586 Opfer forderte. Wie wir schon anfangs dieser Mitteilungen gesehen, verlor auch von Wattenwyl mehrere Mitglieder seiner großen Familie durch dieselbe.

In den Jahren 1572—74 wurde das steinerne Gewölbe der Münsterkirche erstellt und die Wappen, auch dasjenige der von Wattenwyl, angebracht. Auch der sog. Studentenlettner wurde zur selben Zeit gebaut und vollendet.

In den Jahren 1577—1581 wurde die frühere Franziskanerkirche in ein Schulgebäude an der Herrengasse umgewandelt und dasselbe mit einer entsprechenden Feierlichkeit eröffnet. Endlich wurde im Jahre 1586 die neue Wasserleitung vom Sulgenbach-Brunnhaus durch ein Pumpwerk in die Stadt geleitet, was von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt wurde. Im Jahre 1583 wurden die Zürcher zum Besuche eingeladen, und es folgten der Einladung 350 Mann, alle zu Pferd, unter ihnen die höchsten Würdenträger des Standes. Große Freude erregte dieser Besuch. Eine Schar junger Bürger und Landleute und 200 Hackenschützen zogen ihnen entgegen und dieselben wurden mit freundlicher Anrede empfangen und das Möglichste zu herzlicher Bewillkommnung und Erheiterungen geleistet. Man sieht, daß das damals so kräftige Bern, mitten in den Kriegsnöten auch an der innern Entwicklung fortarbeitete. Solche erfreuliche Ereignisse trösteten und erheiterten die Bürger unter so manchen widerwärtigen Verwicklungen und Begebenheiten jener Zeit. Daß Johann von Wattenwyl als Schultheiß und in anderer Stellung dabei mitwirkte, ist unzweifelhaft.

Im Jahre 1582 wurde v. W. nochmals wegen Genf zum Herzog von Savoyen gesandt und konferierte auch mit dem französischen Ambassadoren in Fraubrunnen bezüglich des Schutzes der Stadt Genf und des Waadtlandes. Die Verhandlungen zwischen Bern, den katholischen Kantonen, Savoyen und Frankreich bezüglich der Selbständigkeit von Genf und der umliegenden Ortschaften hatten bereits dreißig Jahre gedauert. Eine Reihe von Verträgen waren beraten und abgeschlossen worden, ohne daß sie schließlich definitiv in Kraft erwuchsen. Die übrigen reformierten Kantone verhielten sich stets eher zurück-

haltend, so daß Bern die daherigen Interessen beinahe allein vertreten mußte. Auch der unter Vermittlung von Spanien und Frankreich mühsam genug zum Abschluß gekommene Vertrag von Lausanne im Oktober 1564 hatte keine dauernde Ruhe gebracht. Umsonst hatte Bern nach langem Widerstreben das südliche Ufer des Genfersees an Savoyen wieder abgetreten, um wenigstens im Besitz des Waadtlandes sicher zu sein und Genf nicht völlig preiszugeben. Savoyen verzichtete auch jetzt nicht aufrichtig auf seine vermeintlichen Rechte und der Kampf dauerte fort. Wiederholt wurden Deputationen bezeichnet, in's Waadtland und nach Genf gesandt, öfters sogar von größern oder kleinen Truppenaufgeboten begleitet. Es wurden sogar Anfragen um Abstimmungen in den Gemeinden und Städten des damaligen großen Kantons angeordnet und abgehalten.

Im Jahre 1570 war das Verhältnis so weit geordnet, daß Bern ein Bündnis mit dem Herzog von Savoyen abschloß. Johann von Wattenwyl hatte, wie bereits gesagt, den ehrenvollen Auftrag erhalten, in Begleitung des Schultheißen von Mülinen den Bundesschwur mit Savoyen in Chambery abzunehmen.

Im Jahre 1580 erfolgte der Tod des im allgemeinen friedfertigen und sanftmütigen Emanuel Philibert von Savoyen. Die grenzenlose Ehrsucht und der unruhige Sinn seines Nachfolgers waren dagegen nicht geeignet, Zutrauen einzuflößen. Diese Befürchtungen zeigten sich auch bald als richtig und veranlaßten schon im Jahre 1581 die Regierung von Bern zu einem Truppenaufgebote von 2000 Mann unter dem Oberbefehl von Ludwig von Erlach. Bald wurde auch eine Tagsatzung nach Baden ausgeschrieben und von derselben eine Deputation bezeichnet, welche dem Herzog von Savoyen ein ernstes Schreiben überbringen sollte und in Bern mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Die Antwort, welche der Herzog von Savoyen den bernischen Gesandten erteilte, lautete aber wenig befriedigend, dagegen empfieng er die eidgenössische Deputation auf äußerst schmeichelhafte Weise und gab beruhigende Zusicherungen. Dagegen warfen der Schultheiß von Wattenwyl und Niklaus von Dießbach den fünf Orten an der Tagsatzung mit Entrüstung vor, daß sie in diesem Momente dem Herzoge von Savoyen Hülfstruppen bewilligt hatten. Dieselben sollten zwar angeblich nur im Innern von Piemont Verwendung finden.

Im Sommer 1582 schlossen sodann die eidgenössischen Stände mit Frankreich einen besonderen Vertrag, der auch den Kanton Bern näher berührte und von dessen Behörden nach gründlicher Prüfung

und Anfrage bei den Landsgemeinden gutgeheißen wurde. Im Juli erfolgte in feierlicher Sitzung der Räte unter dem Vorsitze des Schultheißen von Wattenwyl die Beschwörung desselben durch den Botschafter im Namen des Königs und die bernischen Behörden. Eine fröhliche Mahlzeit schloß diese Ceremonie ab. Im August 1583 wurde zwischen Bern und Zürich ein spezielles Trutz-, Schutz- und Handelsbündnis abgeschlossen.

Inzwischen wurde das Verhältnis zu Savoyen ein immer gespannteres, und als auch Frankreich seine Truppen wegen anderweitiger Verwendung zurückzog, mußte Bern zu energischen Maßregeln greifen. Schon Ende 1588 wurde eine Verschwörung entdeckt, wonach Lausanne überrumpelt und dem Herzog von Savoyen der Weg zur Eroberung der Waadt erleichtert werden sollte. Noch zweimal wurden durch Deputierte angebliche Verhandlungen angeknüpft, welche aber zu keinem bestimmten Resultate führten. Auch noch eine später eröffnete Friedensverhandlung eines Herrn von Pully mit den Schultheißen von Wattenwyl und von Mülinen führte zu keinem Resultate; dagegen benutzte der Herzog von Savoyen diese Frist, um seine Truppen, ca. 15,000 Mann, hinter Genf zu sammeln. Jetzt beschloß Bern, seine Mannschaft zu rüsten, und nun mußte von Wattenwyl gegen seinen Wunsch als Schultheiß den Oberbefehl über 10,000 Mann übernehmen.

Im Juni 1589 wurde ein langes Schreiben „von Statthalter, Räth und Burger, genannt die zweihundert der Stadt Bern" an den kommandierenden Schultheißen und seinen Stab aberlassen. In diesem Schreiben wird vorerst von einem französischen Kriegsheer, unter welchem auch fünf Fähnlein Berner gewesen, gesprochen, das in das Land des Herzogs von Savoyen eingebrochen, „Flecken und Schlösser eingenommen", dann aber „aus beweglichen Gründen durch Savoyen ferners nicht rucken wollen, sondern wiederum abgezogen und eine andere Straße fürgenommen". Offenbar gelang es dem Herzog, sich mit Frankreich zu versöhnen, so daß letzteres seine Truppen zurückzog. Der Rat sprach nun die Befürchtung aus, „daß der Feind einbrechen und empfangenen Schaden an Uns zu rächen unterstahn würde", und beschloß deshalb, nicht nur die fünf Fähnlein, sondern weitere 3000 Mann zur Beschützung von Gex, Thonon und Genf abzuschicken. Als Kriegsermahnung wurde sodann beigefügt: „Um unserer frommen Alt-Vorderen löbliche Kriegsordnung vermag, zerathen, ze handeln, zu ordnen, es seye bei guter Gelegenheit und bescheinlichem Vorthel, dem Feind eine Schlacht zu liefern und mit Ihme zu thund, Ihne anzufallen, Zuschädigen, Zubeleydigen, wider ihn in Gegenwehr

sich zu stellen, ihme die Päß zu verhalten, von seinen Vorthel abgetryben". Bern hielt somit fest und wollte sich sogar der im Frieden von 1564 wieder abgetretenen Landschaften Gex und Chablais auf's neue bemächtigen.

Daß von Wattenwyl nur sehr ungerne die Führerrolle in dem beabsichtigten Feldzuge übernahm, geht schon aus dem angeführten Schreiben der Räth und Burger hervor, worin es ausdrücklich heißt bezüglich eines unglücklichen Ausfalles des Feldzuges: „Darvor Gott der Allmächtige Uns und Sie treuwlich verhüten wölle", d. h. vor dem Mißlingen, und sodann: „Nimmermehr weder an ihren Lyben, Ehren noch Gütern, darum anzelangen, zebekümmern noch zerechten und sie bei allen und jeden obgeschriebenen Artikeln und dem was Unsere Alte Kriegs Ordinantz vermag zu handhaben, und vor aller Mengklichen, so Rach an Sie suchen, oder wider Sie sonst mit Reden und Thaten ungebührlich handeln würde, getreuwlich zu schützen zu schirmen und gantz ursech zu halten, ohne alle Gefährde".

Es mußte demnach offenbar schon vor Eröffnung des Feldzuges etwas faul sein, daß man sich veranlaßt sah, dem gegen seinen Wunsch ernannten Führer solche Zusicherungen zu erteilen. Auch in einer langen Proklamation der zweihundert werden alle möglichen Ermahnungen, Versprechungen und auch Drohungen ausgesprochen; so heißt es z. B.:

„Solche untreuw Ehrlose Leute, wo sie Zebetretten, Gefänglicher zu handhaften, An Leib und Leben als meineydige, Treuwloose und feldflüchtige ze strafen und darinnen Niemand zu verschonen. Aufrührer, Mitmacher, Aufwiggler, Haderer, Balger und andere Uebertreter Unserer Gemeiner Lobl. Kriegsordinanz sollend unter Euch nit geduldet, sondern als Hochschädliche Leuth Unseren Feldobersten, Haupt und Befelhsleuthen verzeigt und vermög ihnen zugestellten Gewalts An Leib, Leben, Ehr und Guth nach gestaltsame und Wichtigkeit der Uebertretung, anderen zu Einem Exempel gestraft werden" u. s. w.

Vergebens stellte der Schultheiß vor, wie gefährlich es sei, ihm, der des Krieges unkundig, die Leitung des Heeres zu übertragen, das selbst aus lauter ungeübten Soldaten bestehe: Er wurde auf die Kriegsräte, die man ihm mitgeben werde, vertröstet und mußte sich unterziehen. Nach einem mühsamen Zug durch die Waadt gelangten die Truppen nach Genf, fanden aber schon hier eine wenig günstige Stimmung. Der Feldzug fiel unglücklich aus.

Als die Berner 1536 nach Genf zogen und die Waadt im Rückmarsch noch vollständig eroberten, war der Herzog von Savoyen nicht

in der Lage, sich verteidigen zu können, und diesem Umstande und dem raschen Fortschreiten war der große Erfolg des damaligen Feldzuges zuzuschreiben. Es war stets Regel bei den Schweizertruppen, und würde es noch heute sein: unübertrefflich, so lange es vorwärts, mißtrauisch, sobald es rückwärts geht.

Jetzt aber war Savoyen nicht nur gerüstet, sondern der Herzog wußte durch „listige Aufzüge" und allerlei Friedensvorschläge Zeit zu gewinnen und die bernischen Truppen, was sie nicht gewöhnt waren, aufzuhalten.

Die Truppen aus allen möglichen Landesteilen, vielfach schon ältere, verheiratete Männer, sehnten sich nach Hause zurück. Sogar Soldaten aus dem spätern Kanton Neuenburg und der Umgegend von Neuenstadt waren dabei und beklagten sich über die Rohheit der Leute aus dem alten Kantonsteile. Wahrscheinlich bildete aber schon die Sprachverschiedenheit die Ursache zu Mißhelligkeiten.

Der zweite Befehlshaber, von Erlach, wollte in Genf die Kanonen mitnehmen, erhielt aber, als er ob der Verweigerung zornig wurde, zur Antwort: „Spart euern Zorn für unsere Feinde." Immerhin haben die Berner die Burg Bouringes eingenommen und zerstört und die Verschanzungen beim Gebirgspaß St. Joyre erstürmt. Der Feind wurde ungeachtet des heftigen Widerstandes geschlagen und verjagt und hat 400 Mann an Toten, 4 Kanonen und 2 Reiterfahnen verloren.

Der Herzog beantragte hierauf einen Waffenstillstand, der aber von den Truppen ungerne gesehen wurde und bei der erschütterten Disziplin bereits zu Desertionen Anlaß gab. In Bern machte sich auch die Erschöpfung der Staatskasse geltend, da der Unterhalt der Soldaten in so großer Entfernung und der Nachschub neuer Abteilungen immer mehr Opfer erforderten. Der Herzog von Savoyen nahm es auch mit den Friedensunterhandlungen nicht sehr genau, sondern überfiel Gex während derselben, ließ jedoch die bernische Besatzung unbehelligt abziehen. Noch zog derselbe Verstärkungen an sich, während bei den bernischen Truppen infolge der Unthätigkeit und der Schwierigkeit der Herbeischaffung der Lebensmittel und der Fourage die Disziplin sich zu lockern anfing.

Als die Truppen durch Genf zogen nach den jenseits gelegenen Befestigungen, wurden ihnen Schwierigkeiten gemacht, einerseits wegen den Pestkranken in dem auf dem Wege liegenden Spitale, andererseits wegen dem zu befürchtenden Landschaden. Es entstanden Zögerungen für die Durchfuhr von Wagen und Reutern. Die Ueberrumpelung von

Thonon sei abermals verhindert worden durch das Erscheinen der bernischen Abgesandten Venner Sager und von Bonstetten. Schultheiß von Wattenwyl litt zudem an einem kranken Beine und konnte unmöglich überall anwesend sein. Die Beschaffung und Nachführung der Lebensmittel und des Futters für die Pferde in Feindesland gab ebenfalls zu vielerlei Verdrießlichkeiten Anlaß. Auch die Einnahme der Befestigungen jenseits Genf bot rücksichtlich des Terrains große Schwierigkeiten. Vom Brückenschlage über die reißende Arve mußte abstrahiert werden. Die Schlösser Hermence und Bourrignon waren stark befestigt und besetzt und die Nachtmärsche bei dem koupierten Terrain nicht immer ratsam. Die Truppen wurden gut behandelt; nur beim Treffen von St. Joyre mußte energisch eingeschritten werden, weil die Soldaten, statt vorwärts zu dringen, sich auf das Marodieren und Rauben verlegten. Auch auf eine Besprechung mit dem Gesandten von Bonstetten ist keine Wichtigkeit zu setzen, da der letztere direkte Aufträge von und an Bern auszurichten hatte. Daß die welschen Truppen besser behandelt worden seien, als die deutsch sprechenden, ist ebenfalls unwahr; es herrschte eben vielfach „Neid, Kyb und Aufsatz".

Infolge dieser Umstände wurde den 18. August mit großer Eile der Rückzug angetreten, und den 26. August zogen die ersten Truppen mit zwei eroberten Fahnen in Bern ein.

Das Ergebnis war der gänzliche Verlust des linken Ufers des Genfersees und einiger Landstriche in der Umgegend von Genf, Bezirke, welche übrigens bei dem vorhergehenden Vertrage mit dem Herzog von Savoyen diesem letztern bereits abgetreten worden waren.

Immerhin waren auch die Mittel des Herzogs infolge dieses langen, nicht unblutigen Krieges bald erschöpft. Er verzichtete auf die Weiterführung des Streites und dachte seinerseits nicht mehr auf die Wiedereinnahme der Waadt, auf die er es beim Beginn des Krieges eigentlich abgesehen hatte.

Die Verantwortlichkeit für den Mißerfolg mußte zunächst auf den obersten Anführer fallen. Nach dem verfehlten Feldzuge begab sich Schultheiß von Wattenwyl nach Ligerz und führte von dort aus eine längere Korrespondenz mit den Räten zu Bern. Die Aufregung war zeitweise so groß, daß von Wattenwyl sich von Ligerz flüchten mußte und bei dem Meyer Christoph Wyttenbach in Biel Schutz suchte. Obschon aus dem daherigen Schreiben ersichtlich ist, daß die Behörden an keinerlei Schuld des gewesenen Anführers gegen den Herzog von Savoyen glaubten, so wurde gleichwohl eine Untersuchung geführt und ihm nicht weniger als 44 Klagepunkte zur Beantwortung vorgelegt.

Gleichzeitig wurde ihm angezeigt, daß er das Kriegspanner abzuliefern habe, und daß ein neuer Schultheiß gewählt worden sei.

Die Beantwortung der verschiedenen Klagepunkte durch den gewesenen Schultheißen ist so klar und offenherzig gehalten, daß man mit den Räten zu Bern zum Schlusse gelangt, daß die Beschwerde in keiner Weise gegründet war. Vor allem waren eine Reihe Klagepunkte, die auf die verschiedenen Elemente des Heeres Bezug hatten und nichts anderes bewiesen, als daß es schwer war, stets die Harmonie in demselben aufrecht zu erhalten und daß es zudem dem Oberkommandanten nicht möglich war, alles selbst zu besorgen. Einen Haupt-Verdachtspunkt bildeten die angeblichen Zusammenkünfte mit Niklaus von Wattenwyl, der infolge seiner Heirat sich in Burgund niedergelassen hatte. Es wurde aber deutlich nachgewiesen, daß nur eine einzige Besprechung stattgefunden hatte, „daß ein ehrlicher und guter Frieden kommen möchte" und daß sich die beiden Vettern nachher nicht wieder gesehen. Sodann war es leicht zu erinnern, daß wiederholt bernische Gesandte anwesend waren, die neben von Wattenwyl verhandelten und damit die eigentlichen Kriegsoperationen verzögerten. Eine Folge einer solchen Deputation, bestehend aus Hs. v. Büren, Anton von Graffenried, Vinc. Daxelhofer u. a., war z. B. die Verzögerung des Zuges nach Thonon.

Auffallend ist es, daß in den Untersuchungsakten keine Abhörungen mit den Mitgliedern des Generalstabes, resp. des Kriegsrates, wie L. v. Erlach, Lieutenant, Hs. Anton Tillier, Pannerhauptmann, Berchtold Vogt, Bannerträger, Hans Sager, Jakob Wyß, Peter Koch, Michel Ougspurger, Hans Weyermann, Hans Zehnder, Conrad Fellenberg sich vorfinden, während dieselben doch am besten im Falle gewesen wären, über gewisse Punkte Auskunft zu erteilen. Nach Stettlers Chronik legten freilich 1590 auch die Kriegsräte oder Mitkriegsregenten eine Erklärung und Zeugnis dem Großen Rate vor, in welcher die Verteidigung des Schultheißen in allen Teilen bestätigt und dieser für einen rechtschaffenen Biedermann erklärt wird, der alle seine Pflichten getreu und gewissenhaft erfüllt habe. Auch beklagen sich diese Kriegsräte bitter über die wider sie wegen dem unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges ausgestreuten Verdächtigungen und behaupten, daß denjenigen, die im Lande geblieben und die Geschäfte geführt, wenigstens ebenso viel Schuld an der unglücklichen Wendung der Dinge zuzuschreiben sei.

Auch finden sich in den Akten keinerlei Mitteilungen über die Gesandtschaften, welche ohne Begrüßung des Oberkommandierenden,

Schultheißen von Wattenwyl, an den Herzog von Savoyen gesandt worden sind.

Merkwürdig sind auch einzelne Kundgebungen, welche uns mitgeteilt werden. So soll der bekannte Prediger Muskulus (Müslin) am Münster sich auf der Kanzel geäußert haben: „Wenn wir wenigstens gekämpft hätten (das ist doch wiederholt geschehen), wie bald hätten wir den Feind über die Berge zurückgetrieben; denn alle seine Macht kommt daher, daß wir ihn das Gewicht unseres Armes nicht haben fühlen lassen wollen. Da wir nun von unsern Führern verlassen sind, ist es an uns, Mitbürger, zu wachen, daß das Vaterland nicht zu Grunde gehe. Das Volk soll wählen zwischen Schande und Verwerfung des Friedens." Wir glauben, wenn der Herr Pfarrer sich mit den Soldaten in den unwirtlichen Bergen des Fort de l'Ecluse hinter Genf befunden hätte, er hätte vielleicht etwas weniger laut raisonniert. Die waadtländischen Abgeordneten sollen sich dahin ausgesprochen haben: Drei Sachen liegen uns am Herzen; die Religion, für diese soll alles geopfert werden; die Ehre, für diese setzen eure getreuen Unterthanen ihr Leben ein; der Vorteil eures Landes; nie wird Furcht vor den Übeln des Krieges uns verleiten, euch zu raten Genf zu verlassen oder uns zu einer Handlung zu bewegen, die dem Gewissen zu nahe gienge."

Man sieht, daß damals die Waadtländer herzlich froh waren, Berner zu sein und sich keineswegs nach der savoyischen Herrschaft zurücksehnten.

Trotz aller solchen Kundgebungen wurde der mittlerweile abgeschlossene Friedensschluß zwar nicht ausdrücklich genehmigt, aber auch nicht aufgehoben. Das Volk, darüber befragt, schrie allerdings anfänglich nach Fortsetzung des Krieges; aber die Kriegskosten wollte es nicht bezahlen, sondern diese allein der Stadt Bern zumuten. So legte sich der anfänglich entstandene Lärm, und der Friede blieb aufrecht, im Interesse des damals großen und mächtigen Kantons Bern und der ganzen Schweiz. B. Haller sagt u. a. in seinem Berichte im Berner Taschenbuch von 1894: „Von Wattenwyl konnte gar wohl einsehen, daß es den Räten nur darum zu thun war, ihn fern zu halten; er mußte auch wissen, daß an eine Rechtfertigung nicht zu denken war, so lange er seinen Anklägern sowohl, als auch denen, die sich hinter denselben versteckten, nicht persönlich und öffentlich gegenüber treten und sich verteidigen konnte."

Ferner: „Johann von Wattenwyl verteidigte sich mit vielem Geschick und großer Kaltblütigkeit gegen sämtliche Klagepunkte, von denen die schwersten geradezu auf Verrat lauteten."

Da Haller die wichtigsten davon anführt, so wollen wir dieselben hier nicht noch einmal wiederholen. Er fügt sodann bei: „Trotz der glänzenden Rechtfertigung in sämtlichen Punkten ward ihm die verlangte förmliche Erledigung des Verdachtes und die Verwahrung seiner Ehre nicht gewährt; noch war er als Schild gegen die allgemeine Unzufriedenheit zu gebrauchen." —

Es ist aus der Zusammenstellung der Akten und den Berichten verschiedener Schriftsteller mit Sicherheit anzunehmen, daß von Wattenwyl, wie er es bei der Übertragung des Oberbefehls ja selbst äußerte, vielleicht dem Oberkommando des zusammengewürfelten Heeres und der schwierigen Kriegsführung in den zerklüfteten Gegenden außerhalb des Schweizergebietes nicht ganz gewachsen war. Aber eben so sicher ist es, daß die ohne sein Mitwirken stattgefundenen vielen Gesandtschaften, Besprechungen und Waffenstillstände die Führung einer an rasches Vordringen und Beendigung des Kampfes gewohnten Truppe auch für den besten Führer sehr schwierig machten.

Der größte Teil der Klagepunkte ist einfach auf die Thatsache zurückzuführen, daß der Feldzug zu lange dauerte, während demselben fortwährend Unterhandlungen geführt wurden, die Truppen sehr gemischte waren und die Ernährung derselben keine leichte Sache war.

Am 26. Februar 1590 beschlossen endlich die vereinigten Räte die vollständige Erledigung v. Wattenwyls; seine rückständige Besoldung wurde ihm ausbezahlt und am 19. März 1590 erteilten Statthalter, Räth und Burger der Stadt Bern dem gewesenen Schultheißen einen „Schirmbrief und Ehrbewahrnuß".

In diesem Schreiben heißt es u. and.: „Habend wir harauf föllich sein, daß oft gemeldten von Wattenwyl gethane und angehörte Entschuldigung zu guten Vergnügen auf und angenohmen und bekennen hierauf, daß wir nit Ursache gefunden, ihne deß Leidigen und ungehofften Auftrags berührt's Kriegs zu beschuldigen und anzeklagen, sonderes, daß Er sein Best und Wegst gethan, und mit wüßen oder Vorsätzlich nützit versäumt oder unterlaßen habe" — und weiter, „daß Er sich wie einem frommen, Ehrlichen aufrechten Getreuwen Mane wohl zimpt, Anstath und gebührt, in Verrichtung seines auferlegten Befehls gehalten und tragen habe."

Trotzdem herrschte in der Bevölkerung zu Stadt und Land eine unheimliche Stimmung, die zu einer Zeit, wo man nichts von direkten Volkswahlen wußte, doch einen starken Eindruck auf die regierenden Häupter machte. Der Rat war geteilter Ansicht, hielt es aber für weislicher und klüger, den Zorn des Volkes über den übrigens nur

teilweise ungünstigen Verlauf des Krieges auf den Führer der mehrfach rebellischen Truppen übergehen zu lassen.

Daß die Vorteile der Savoyarden übrigens keine großen waren, beweist der Umstand, daß sie Genf und das Waadtland unbehelligt ließen, resp. es auch nicht wagten, die bernischen Truppen zu verfolgen. Von Wattenwyl mußte freilich, wie schon erwähnt, das Panner und die Schultheißenwürde ablegen. Dabei ist auch nicht zu vergessen, daß um diese Zeit die Pest sehr stark herrschte, wodurch die Bevölkerung ohnehin in großer Aufregung sich befand. Von Wattenwyl selbst hat auch eine Gemahlin und mehrere Kinder an derselben verloren. Trotz aller Mißgunst jener Jahre vermählten sich nachher noch zwei Töchter mit Niklaus von Dießbach und Niklaus Manuel.

Von Wattenwyl erscheint auch noch nach seiner Abberufung als vermittelnder Schiedsrichter der Stadt Biel in einem Zwist mit dem Bischof von Basel. Er starb am 28. Mai 1604.

Es war eine bewegte Zeit für den kleinen, aber äußerst kühnen Freistaat Bern, und das Volk hatte ohne eigentliche Stellvertretung vielleicht mehr zu sagen als heut zu Tage.

Quellen: Familienarchiv; Neujahrsblatt von 1848; B. Haller, Berner Taschenbuch 1893/94. Stettlers Chronik auf der Stadtbibliothek. v. Tilliers Geschichte des eidgen. Freistaates Bern. Müller, Schweizergeschichte, Bd. 9, S. 304.

Alb. v. Wattenwyl.

Hans Jakob von Wattenwyl.

1506—1560.



Hans Jakob von Wattenwyl, geboren 1506, war der Sohn des Schultheißen Jakob und der Magdalena von Muhlern und verheiratete sich mit Rose de Chauviray, der Tochter Philiberts, Herrn zu Colombier und Chateauvilain. Er erhielt von dieser Seite die Freiherrschaft Colombier am Neuenburgersee und kaufte später, 1535, von der Stadt Bern um 6500 Gulden die Güter und Rechte der aufgehobenen Propstei Münchenwyler. Im Jahre 1519 war er in savoyischen Diensten und soll bei dem solennen Einzug des Herzogs in Genf dessen Helm vorangetragen haben. Dann trat er in die Dienste Frankreichs und wurde 1525 in der Schlacht bei Pavia verwundet und gefangen. Er kehrte zurück und kam erst in den Großen, dann schon 1526 in den Kleinen Rat. Als einflußreicher Staatsmann nahm er teil an den Bewegungen der Reformationszeit. Im ersten Religionskriege ward dem erst 24jährigen der Befehl über eine Fahne Oberländer, Schwarzenburger und Murtener übertragen, mit welchen er bei Brienz die Grenze gegen Unterwalden zu bewachen hatte. Als sodann im Herbst 1530 die Stadt Genf vom Marschall von Burgund bedroht wurde, sandte ihn der Rat mit Kaspar von Mülinen dorthin; doch gelang es ihnen nicht, den Frieden zu erhalten, und es erfolgte der erste Feldzug der Berner nach Genf unter dem alt-Schultheißen von Erlach. Unterdessen förderte er mit lebhaftem Eifer die Verbreitung der neuen Lehre und unterstützte namentlich von seinem Schlosse Colombier aus das Auftreten der beiden Prediger Wilhelm Farel und Claudius Glantinis in Grandson gegen den wütenden Widerstand, welchen ihnen die Barfüßer-Mönche entgegenstellten. Er gab dabei Beweise großer Energie und persönlichen Mutes. Er war sogar genötigt, sich zu rechtfertigen gegen die Beschwerden der Freiburger, welche ihn be-

schuldigten, daß er in Grandson zur Aufhebung der Messe und zur Zerstörung der Bilder und Altäre gereizt, und daß sein Knecht sich in Concise unter den Bilderstürmern befunden habe.

Als Lieutenant (2. Befehlshaber) begleitete v. Wattenwyl im Oktober 1531 die von alt-Schultheißen Sebastian von Diesbach angeführten Berner Truppen, welche nahezu 24,000 Mann stark sich mit den Zürchern vereinigen sollten. Allein troß aller Abmahnungen ließen die letztern sich nicht abhalten, schon vorher den Angriff zu wagen, der dann zur Niederlage bei Kappel führte. Die Haltung der Berner Truppen war schwierig. „Der Gedanke, wider Bundesgenossen einen Krieg über religiöse Meinungen zu führen, war den Gemütern neu und fremd; das gemeine Volk war geneigt, den ganzen Streit bloß für eine Unrichtigkeit über dogmatische Lehrgegenstände zwischen den Geistlichen zu halten und nannte daher diesen Krieg nur den Pfaffenkrieg." Aber auch unter den edeln Familien hing ein großer Teil noch am alten Glauben, und selbst unter den Bekennern des neuen waren nur wenige vom Nutzen und der Notwendigkeit der Reformation so sehr durchdrungen, daß sie ihnen eines Bürgerkrieges wert schien.

In dem zwischen den katholischen Kantonen und Zürich abgeschlossenen Frieden war Bern nicht inbegriffen, so daß nun die Folgen und die Verantwortlichkeit des Krieges zum guten Teil auf diesen Kanton fielen, der eigentlich nur seinen Bundesgenossen in Zürich zu Hülfe eilen wollte.

Hans Jakob von Wattenwyl gehörte nicht zu jenen Gleichgültigen; allein jetzt war auch er zu Unterhandlungen genötigt. Schon am 30. Oktober wurde er als Lieutenant des ersten Panners zum Bevollmächtigten bei den nach Bremgarten angesetzten Friedensverhandlungen ernannt und befand sich auch unter den Abgeordneten beim Friedensschluß zu Häglingen am 22. Nov., wo Bern sich mit den 5 Orten vertrug. An den längeren Verhandlungen nahmen nebst vielen anderen Persönlichkeiten der französische Gesandte, der Bischof von Avranche, der savoyische Gesandte, der Gesandte des Markgrafen von Baden und Abgeordnete von Freiburg, Glarus und Appenzell teil.

In dem am 24. November zum Abschluß gelangten Friedensvertrag wurde folgendes festgesetzt:

„1) Versprach man sich gegenseitig nebst seinen Bundesgenossen bei seinem Glauben bleiben zu lassen. Hingegen behielten sich die fünf Orte einerseits Bremgarten und Mellingen, anderseits die freien Ämter im Aargau, Rapperschwyl, Toggenburg, Gaster und die von Wesen

vor, die nicht in diesen Frieden eingeschlossen sein sollten. 2) Man gewährleistete sich gegenseitig alle Rechte und Freiheiten in den gemeinen Herrschaften, wo es jedermann freistehen sollte, bei dem Glauben seiner Wahl zu bleiben. 3) Die Grundlage der alten beschworenen Briefe und Bünde wurde wieder hergestellt. 4) Die Berner verpflichteten sich, die neuen Burgrechte innerhalb und außerhalb der Eidgenossenschaft, die fünf Orte, den alten Landfrieden zu vernichten und herauszugeben. 5) Die Berner mußten die laut jenem Frieden erhaltenen 2500 Kronen zurückgeben und den fünf Orten für die Zerstörungen und Verwüstungen zu Muri, Merischwand, Baar, Cham, Steinhausen, Beinwyl und Blikestorf 3000 Kronen bezahlen; ferner machten sie sich anheischig, die Kriegskosten, wenn man sich binnen Monatsfrist nicht darüber vergleichen könnte, nach dem eidgenössischen Rechte zu bezahlen. 6) Nach dem nämlichen Rechte sollten alle fernern gegenseitigen Ansprachen erledigt werden. 7) Jeder trat in den Besitz desjenigen zurück, was ihm vor dem Kriege gehört hatte, und erhielt für dasjenige, was ihm geraubt oder zerstört worden war, billige Entschädigung. 8) Unterwalden ließ alle Ansprachen an Bern wegen des Brünigzugs fallen. 9) Die Berner ließen die von Knuttwyl wegen des Beistandes, den sie Luzern geleistet, unangefochten und verpflichteten sich 10) alle Verwiesenen von Hasle und Grindelwald unentgeltlich in ihre Heimat zurückkehren zu lassen. 11) Die Gefangenen sollten gegenseitig ohne Lösegeld ihre Freiheit erhalten und nur Entschädigung für ihren Unterhalt und ärztliche Besorgung bezahlen.“ Am 24. wurden die Verträge ausgefertigt.

Im Jahre 1533 wurde v. Wattenwyl zum Schultheißen erwählt und wechselte nun in diesem Amte zuerst mit Hans von Erlach, nachher mit Hans Franz Nägeli. Die Lage von Genf nahm jetzt die Aufmerksamkeit der Berner hauptsächlich in Anspruch. Nachdem v. Wattenwyl schon 1531 als Gesandter nach Peterlingen mit Savoyen unterhandelt hatte, zog er im Jahre 1534 mit dem Bauherrn Hans Rudolf von Graffenried und dem Stadtschreiber Peter Cyro nach Thonon, wo die Abgeordneten von Savoyen und diejenigen der 12 Orte sich einfanden, um einen Vertrag zu Stande zu bringen. Allein die Zusammenkunft führte zu keinem Resultate, da der Herzog sich beharrlich weigerte, die Abmachungen von St. Julien und den Spruch von Peterlingen anzuerkennen. Nachdem von Mitte November bis Mitte Dezember verhandelt worden war, trennte man sich, um später in Luzern wieder zusammenzutreten. Schließlich kam es zum Bruch. In den ersten Tagen 1536 wurde der Kriegszug beschlossen. Hans Franz Nägeli

übernahm den Oberbefehl; der alt-Schultheiß von Wattenwyl hatte in Peterlingen das neu eingeteilte Heer auf die Kriegsordnung zu beeidigen. Rasch wurde der unblutige Feldzug mit der Besetzung von Genf und einigen umliegenden Burgen beendigt und das siegreiche Heer zurückgeführt. In Peterlingen fand noch eine Zusammenkunft statt, um in Anwesenheit des Alt-Schultheißen, des Venners Vogt, des Jakob Wagner und Johann Rudolf Nägeli die Abdankung der Truppen vorzunehmen. Hier kam es indessen zu heftigen Auftritten zwischen den Befehlshabern und den Abgeordneten des Rates über die Nachgiebigkeit gegen Freiburg; die erstern wollten schlechterdings nicht in die Abtretung von Ortschaften willigen, die sich ihnen ergeben hatten, und hielten ihre Ehre dabei für verpfändet, und nur mit Mühe konnten sie beschwichtigt werden. Am 1. April nahm Nägeli noch von Schloß und Bischofsresidenz Lausanne Besitz, nachdem schon Chillon gefallen war. Am 2. Oktober wurde in Lausanne das Religions-Gespräch eröffnet, an welchem auch der gewesene Propst Niklaus v. Wattenwyl den Vorsitz führte. Der Alt-Schultheiß Hans Jakob erschien als Vertreter des Rates von Bern, hielt eine Anrede und nach dem Ende der 7 täglich aufeinander folgenden Sitzungen die Schlußrede mit der Verdankung an die Anwesenden.

Eine schwierige Aufgabe fiel v. Watterwyl 1541 zu, als Farel durch heftige Predigten die Bürgerschaft von Neuenburg derart in Aufregung versetzt hatte, daß sie ihn vertreiben wollten. Mit dem Welsch-Seckelmeister Augspurger wurde er nach Neuenburg gesandt, um nach beiden Seiten zu beruhigen. Im Jahre 1543 mußte er sich nach Pontarlier begeben. Ein Bürger von Morges hatte mit einigen Spießgesellen aus Flandern einen französischen Agenten in Jorat überfallen und ihm 12,000 Kronen und wichtige Papiere abgenommen. Die Thäter wurden aber in Burgund ergriffen und den herbeigeeilten Bernern, v. Wattenwyl und Glado May, zur Bestrafung ausgeliefert. Im gleichen Jahre hatte er die Verhandlungen zu führen, als es darum zu thun war, einen geheimen Verkauf der Grafschaft Neuenburg an das katholische Freiburg rechtzeitig zu durchkreuzen. Aber auch Genf und die Waadt waren immer wieder gefährdet. Bern verlangte 1545 von der Tagsatzung die Aufnahme der Waadt in die Bundeskreise; allein die Gesandten begnügten sich damit, das Ansuchen zur Berichterstattung entgegenzunehmen. Die Unsicherheit dauerte fort. Durch ihren Landvogt in Gex von dem Gerüchte in Kenntnis gesetzt, daß 3000 Spanier von Piemont her zu einem Überfall von Genf bestimmt seien, sandten die Berner eine Deputation nach Genf, um das Nötige anzuordnen

und einer Überrumpelung zuvorzukommen. Der Schultheiß v. Wattenwyl wurde nebst dem Venner von Graffenried nach Freiburg geschickt, der Venner Jakob Wagner und der Ratsherr Hans Huber gleichzeitig ins Wallis, um gemeinschaftliche Verteidigungsmaßregeln zu treffen. Die Abgeordneten hatten sich einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen und erhielten die Zusicherung nachdrücklicher Unterstützung. In Bern selbst wurden 1000 Mann zur Besetzung von Genf ausgehoben und ein Auszug von 4000 Mann bereit gemacht für den Fall der Not. Dies wiederholte sich im folgenden Jahre, 1546, wo Bern Vorkehren traf zur Sicherung der Grenze gegen Burgund, da man vernommen hatte, daß spanisches und italienisches Kriegsvolk sich sammle. Es wurde ein Heer von 10,000 Mann aufzustellen beschlossen und der Schultheiß v. Wattenwyl als Befehlshaber bezeichnet. Doch war man bald über die Bestimmung jener Truppen beruhigt, und die Aufgebotenen wurden wieder entlassen. Einen neuen Gebietszuwachs vermittelte v. Wattenwyl im Jahre 1555. Schon 1542 hatten sich Schwierigkeiten ergeben zwischen Bern und dem Grafen von Greyerz, indem dieser, von Freiburg unterstützt, sich weigerte, für seine Besitzungen im Waadtland Bern die Huldigung zu leisten. Eine Konferenz zu Neuenegg, an welcher von Wattenwyl die Rechte der Berner vertrat, war erfolglos geblieben. Erst später entschloß sich der Graf zur Anerkennung der neuen Regenten für seine Herrschaften Corbière, Aubonne und Coursaud. Allein im Jahr 1555 war Graf Michel dermaßen verschuldet, daß er sich gezwungen sah, die Grafschaft Greyerz selbst an Bern und Freiburg abzutreten, und der Schultheiß Hans Jakob hatte mit ihm den wichtigen Vertrag abzuschließen, welcher das Thal der obern Saane mit Bern vereinigte.

Um auch bei der Beurteilung der damals oft vor den Rat gebrachten Religionsstreitigkeiten mit Sachkenntnis erscheinen zu können, machte sich von Wattenwyl auch mit theologischen Schriften bekannt. Als 1535 sogar B. Haller aus Mißmut über die theologischen Streitigkeiten Bern zu verlassen gedachte, war es vor allen von Wattenwyl, der ihn zurückzuhalten sich bestrebte.

Diese Lebensbeschreibung kann auf Vollständigkeit nicht Anspruch machen, weil der alljährliche Wechsel im Schultheißen-Amt es schwer macht, zu unterscheiden, was dem einen oder andern bei der öffentlichen Thätigkeit zugeschrieben werden kann. Sicher ist, daß die beiden Magistraten stets in voller Übereinstimmung gehandelt haben.

Verhältnismäßig früh, schon am 24. Mai 1560, ist von Wattenwyl an den Folgen einer Operation zum großen Bedauern der Berner

gestorben. Der Chronist Johann Haller schreibt davon: „By sinem end war ich. Er war ein großmüthiger, wyser Mann, mit fürstlichem Geist begabet; von vielen war er finer tugend halb gehaßt, von vielen dagegen höchlich geliebet, und wie er in finer Regierung ganz herrschlich war, also in Speis und Trank ganz schlechter und gemeiner Dingen; war gegen seine Unterthanen ziemlich streng." Auch in M. Stettlers Chronik werden seine „Redlichkeit gegen sein Vaterland und sein Eifer wegen der Reformationsgeschichte" gerühmt.

Quellen: Familien-Archiv. — Stettler's Berner Genealogien, Handschrift in der Stadtbibliothek. — Tillier's Geschichte von Bern, III. — Eidg. Abschiede. Samml. III. und IV. Für die Thätigkeit v. W.'s in Grandson finden sich manche Einzelheiten in: Bähler, Jean Le Conte, Reformator von Grandson, Biel 1895, sowie in: Ochsenbein, die Reformation in Murten, Bern 1886.

A. von Wattenwyl.

Nachtrag.

Im neuen Jahrgange des „Politischen Jahrbuches" von Professor C. Hilty in Bern befindet sich unter dem Titel „Lausanner-Vertrag von 1564" eine Abhandlung über diesen Vertrag und dessen Vorgänge von Professor Dr. W. Oechsli in Zürich. Aus dieser Arbeit, die viele neue Aktenstücke anführt, ist es höchst interessant bestätigt zu sehen, welche schwierige Aufgabe damals dem starken und geachteten Kanton zufiel. Wenn auf der einen Seite das deutsche Kaiserreich, Frankreich, Spanien mit dem berüchtigten Herzog Alba von Savoyen, sogar der Papst, alle oder abwechselnd um die Bundesgenossenschaft Berns sich bewarben, hatte letzteres sich umgekehrt stets gegen die Angriffe von Savoyen und dessen Bundesgenossen, die katholischen Kantone, zu verteidigen.

So lesen wir z. B. pag. 223: „In Bern war der dem Druck der fremden Botschafter und der Miteidgenossen unmittelbar ausgesetzte Kleine Rat ebenfalls zur Nachgiebigkeit geneigt; aber im Großen Rate bäumte sich der Berner Stolz noch einmal hoch auf gegen jegliche Konzession."

Pag. 225: „Auf einen Appell an das Berner Volk (Anfrage in den Gemeinden) wollten es aber die eidgenössischen Boten bei der wohlbekannten Stimmung desselben nicht aufkommen lassen."

Pag. 241: „Die Berner erwiderten jedoch dem französischen Botschafter, als kluge Leute, sie hätten in dieser Sache von seiner Majestät gar nichts verlangt und er könne sich die Mühe ersparen; sie hätten

damit einzig mit dem Herzog von Savoyen zu thun, der sich ihnen gegenüber verpflichtet habe, die Approbation in einer ihren Wünschen entsprechenden Form zu erlangen; so wie sie vorliege (Vorbehalt des französischen Hofes) genüge sie keineswegs für die Sicherheit, die ihnen der Herzog versprochen habe, und sei ihnen eher schädlich als nützlich. Nach längerem Zögern entschloß sich der französische Hof, jenen Vorbehalt zu streichen."

Pag. 249: „Dafür wachte Bern unermüdlich über die Sicherheit der Stadt Calvins. Im Mai 1570 brachte es, indem es die Erneuerung seines alten Bundes mit Savoyen davon abhängig machte, einen modus vivendi auf 23 Jahre zu stande, worin der Herzog, ohne seine Ansprüche endgültig aufzugeben, Genf für die Dauer des Vertrages sichern Frieden und freien nachbarlichen Verkehr zugestand."

Jeder Berner, welcher sich für jene so hochwichtige Zeit des Kantons Bern interessiert, muß Hrn. Professor Dr. Oechsli in Zürich für die gründliche Arbeit sehr dankbar sein.

Rudolf Häni.

1833—1896.

Rudolf Häni war von sechs Geschwistern das jüngste und wurde am 22. Juli 1833 zu Wengi im Berner-Seeland geboren. Sein Vater war Schuhmacher und bewirtschaftete neben dem Berufe sein kleines Bauerngütlein. Auf diesem und bei Verwandten bethätigte sich der Knabe Rudolf von früher Jugend an mit Landwirtschaft, „so daß er schon im Alter von 12 bis 14 Jahren mit allen wichtigen landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut war." Für die einfache Dorfschule, welche er besuchte, herrschte in der Gemeinde reges Interesse, besonders auch bei den Eltern Häni. Ein junger, eifriger Lehrer aus dem Rickli'schen Seminar stand ihr vor; der junge, schulfreundliche Pfarrvikar E. F. Kuhn (später Pfarrer zu Affoltern i. E.) wirkte freudig mit und erteilte dem begabten Knaben Privatunterricht im Rechnen, in der französischen Sprache und in der Musik.

Die in damaliger Zeit für ein Bauerndorf günstigen Schulverhältnisse und des Vikars Unterstützung wirkten anregend auf den Knaben und bestimmend für sein ganzes Leben. Eltern, Lehrer, Ver-



wandte, Bekannte und er selbst waren darin einig, daß er Schulmeister werden solle.

Nach der Admission im Jahre 1849 gieng's „in die Fremde". Der Vikar Kuhn war zum Pfarrer von Rüschegg gewählt worden, und mit ihm zog nun auch der Jüngling Rudolf, um sich zum Eintritt in das Lehrer-Seminar vorzubereiten. Freundliche Behandlung, geregelte Arbeit in der Schule, bei der Buchbinderei, im Garten und Feld linderten das Heimweh. Wohlthuend für die Gesundheit, wie auch für Herz und Gemüt waren die zahlreichen Ausflüge in die nahen Berggegenden und in die Kantone Freiburg und Waadt. So verstrich ihm die Zeit leicht, und der Aufenthalt bei seinem lieben Freunde in Rüschegg war ihm in vielen Beziehungen nützlich. Im Herbst des Jahres 1850 trat Häni nach gut bestandener Aufnahmsprüfung in das Lehrerseminar zu Münchenbuchsee ein, das damals

unter der Leitung des ausgezeichneten Vorstehers und Lehrers Heinrich Grunholzer stand, dem sieben vortreffliche Lehrer zur Seite standen.[1]) Im Sommer 1852 fiel ein starker Reif über die blühende Stätte: der Seminarkurs wurde plötzlich unterbrochen, und in den politischen Stürmen, die den Kanton Bern durchtobten, wurde das Seminar aufgelöst; der hochgeachtete Vorsteher, die Lehrer und die Zöglinge wurden entlassen. Häni empfand diesen Schlag schwer; er ließ sich aber nicht entmutigen, sondern suchte durch fortgesetztes, eifriges Studium das Verlorne auf anderm Wege zu ersetzen. Im Herbst 1852 kam er als Lehrer an die Primarschule in Laupen und gab sich da der neuen Aufgabe mit Ernst und Eifer hin, so daß er sich bald das Zutrauen der Behörden und der Eltern, wie auch die Liebe der Schüler erwarb. Zwischen der Schule und besonders in den Ferien nahm er fleißig an den Landarbeiten auf dem Gute seines Kostgebers teil. Damals war nämlich die landwirtschaftliche Bethätigung des Schulmeisters wohlgeeignet, ihn in der Achtung der Mitbürger zu heben; der größte Lohn dabei waren aber die körperliche Kräftigung, Erhaltung der Gesundheit und die Zunahme an praktischer Tüchtigkeit.

Im Jahre 1855 wurde Häni als Lehrer der staatlichen Rettungsanstalt für Knaben in Landorf bei Köniz gewählt. In dieser Stellung verblieb er 5 Jahre. Hier eröffnete sich ihm ein neues Feld ernster, schwerer Arbeit, jedoch mit der schönen Aussicht auf gute Früchte. Er stellte auch da seinen Mann als Lehrer, als Erzieher, in der Schule, im Haus und im Feld, überall eingreifend, sogar Knecht, Melker, Bäcker u. s. w. vertretend.

Häni's landwirtschaftliche Kenntnisse wurden hier außerordentlich bereichert. Es standen ihm Hülfsmittel zu Gebote: eine reiche Sammlung der neusten landwirtschaftlichen Litteratur, sodann das eifrige Bestreben des damaligen Vorstehers, die Landwirtschaft der Anstalt, die ein Gut von zirka 100 Jucharten umfaßt, nach den rationellsten Grundsätzen zu führen. Es war da in allen Teilen eine Musterwirtschaft, welche durch ihren unerwarteten Erfolg allgemein anregte und besonders auf den jungen Lehrer, bei dem schon von Jugend auf Liebe und Begeisterung für die Landwirtschaft vorhanden war, mächtig einwirkte. In der Anstalt Landorf war die eigentliche Vorschule für Hänis spätere Stellung.

Als nach den politischen Stürmen der Jahre 1849 bis 1852 im Kanton Bern wieder sanftere Winde herrschten und 1854 eine „Fusion zwischen Weiß und Schwarz" zustande gekommen war, trat auch das

[1]) Siehe über Grunholzer Bd. III, Seite 420 u. f. der „Sammlung Bern. Biogr."

Interesse für das Volksschulwesen wieder in den Vordergrund und zeitigte gute Früchte. Da entstand das Gesetz über die Organisation des Volksschulwesens vom 24. Juni 1856, entworfen und verfochten von dem verdienten Erziehungsdirektor Dr. med. Samuel Lehmann. In demselben wird auch den landwirtschaftlichen Schulen gerufen. In Ausführung des Gesetzes folgte zunächst der Beschluß des Großen Rates betreffend die Organisation der Ackerbauschule vom 14. und 19. April 1858, dessen Art. 1 lautet: „Für den ganzen Kanton wird eine Ackerbauschule errichtet, in welcher angehende Landwirte theoretischen und praktischen Unterricht in allen Fächern des Landbaues empfangen sollen" —, sodann der Beschluß des Großen Rates vom 13. Nov. 1859 betreffend Ankauf des Rüttigutes von der Erbschaft von Fellenberg zum Zwecke der Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule. Im Beschluß, betreffend die Organisation der Ackerbauschule, wurde vorderhand die Zahl der Zöglinge auf das Maximum von 30, diejenige des Lehrpersonals auf einen Oberlehrer, zugleich Direktor der Anstalt, und einen Hülfslehrer bestimmt.

In der Folge wurde Jakob Matti, Vorsteher der Korrektionsanstalt Thorberg, als Oberlehrer und Direktor gewählt und dann im April 1860 die Ackerbauschule auf der Rütti bei Bern eröffnet.

Rudolf Häni trat als Werkführer ein. Sein Wirken in der Anstalt Landorf war von Regierungsrat Johann Weber, dem nachmaligen Direktor der Gotthardbahn, beobachtet worden, und dieser zog ihn — zum Wohl der neuen Anstalt —, auf den wichtigen Posten. Was es heißt, den landwirtschaftlichen Betrieb eines großen Gutes von Grund auf neu einzurichten, abgesehen von einer damit verbundenen Lehranstalt, können nur diejenigen ermessen, die schon an ähnlichen Werken beteiligt waren. „Wenn je ein Anfang schwer war, so war er's für die landwirtschaftliche Schule Rütti. So zu sagen nach jeder Richtung hin mußte alles neu geschaffen werden. Nichts war da, als Platz, Grund und Boden, die leeren Gebäude. Das Ziel, die Schule den landwirtschaftlichen Bedürfnissen des Landes entsprechend einzurichten, hatte man vor Augen; aber die Wege dazu mußten erst gesucht, die Fragen über Umfang, Art und Weise des Unterrichtes, über die Einrichtung des Haushaltes, über die Bewirtschaftung des Gutes u. s. w. erst gelöst werden. Vorurteile bei der Bevölkerung und andere Hindernisse traten störend in den Weg. So hatte die Schule in den ersten Jahren um ihre Existenz zu kämpfen; beobachtend, prüfend, vorbereitend, Hindernisse wegräumend, lehrend und selbst lernend gieng man vorwärts und erkämpfte den Boden Schritt für Schritt." In diesen Sorgen, in diesen Kämpfen stand Häni von Anfang an dem

Direktor treu zur Seite. Seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen, wie besonders seine Pflichttreue, sein Eifer für die Interessen der Anstalt machten ihn zum unersetzlichen Gehülfen des Direktors; deshalb wurde er bald vom Werkführer zum Lehrer und dann zum Hauptlehrer befördert. Auch jetzt noch war er stets auf Vermehrung und Festigung seiner Kenntnisse bedacht, und besuchte daher von der Rütti aus so oft als möglich die Vorlesungen in den naturwissenschaftlichen Fächern an der Hochschule Bern.

Im Jahr 1865 verehelichte er sich mit Elisabeth Bangerter, der Tochter einer angesehenen Bauernfamilie seiner Heimat Wengi. Sie ist ihm eine treu mitsorgende, liebevoll teilnehmende Gattin und Mutter geworden. Der glücklichen Ehe entsprossen 4 Söhne und eine Tochter.[1])

Der Organisationsbeschluß von 1858 sah in seinen grundlegenden Bestimmungen für die Anstalt eine Probezeit von 4 Jahren vor. Dieselbe ward trotz aller über den Weg gegangenen Schwierigkeiten glücklich überstanden. Die Leiter der Anstalt, die Behörden und einsichtige Landwirte waren über den Zweck, die Bedürfnisse, die Ausstattung und nötigen Mittel der Anstalt zu geläuterten Ansichten gekommen, und diese fanden ihren bestimmten Ausdruck im „Gesetz über die Organisation der landwirtschaftlichen Schule" vom 14. Dez. 1865. Dasselbe sieht vor: eine größere Schülerzahl in einem Vorkurs und zweijährigen Hauptkurs, neue Unterrichtsfächer, vermehrte Lehrkräfte, eine chemische Versuchsstation und Praktikanten. Selbstverständlich brachten diese Erweiterungen und Neuerungen vermehrte Sorgen und Arbeit mit sich; aber: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken", traf auch zu bei Matti und Häni.

Von dem treuen und gesegneten Wirken des letztern als Lehrer zeugt das Urteil des Direktors Matti, der, Ende 1870 krank, seinem nicht fernen Ende entgegensehend, ihn mit den Worten als Nachfolger empfahl: „Die Regierung kann nichts Besseres thun, als Häni wählen." — Wirklich wurde dieser nach Matti's Tod im Jahr 1871 vom Lehrer zum Direktor befördert und übernahm nun die bis dahin zum guten Teil mitgetragene Last alleine. Die landwirtschaftlichen Schulen in der Schweiz hatten damals einen schweren Stand, und mehrere mußten im Kampf um's Dasein unterliegen. Die Rütti aber stand trotz schwerer Schläge und besonderer Hindernisse aufrecht und entwickelte sich in sicherm Gange weiter. Sie gewann an Zutrauen nicht nur im Kanton Bern, sondern in der ganzen Schweiz und weit über die Landesgrenzen hinaus. Mit Recht sagte Gotthard-

[1]) Der älteste Sohn wurde Arzt, der zweite Pfarrer; die zwei andern zogen in ferne Weltteile, und die Tochter widmete sich dem Beruf einer Lehrerin.

bahndirektor Weber an einem Examen auf der Rütti: „Die Rütti ist zu einem kräftigen Baume geworden, der seine Wurzeln in alle Landesteile ausbreitet.“

Häni schrieb das der Eintracht der verschiedenen Kräfte zu, die berufen waren, der Anstalt zu dienen. Dieses einmütige Zusammenwirken aber hat er zu stande gebracht und seine beste Kraft dafür eingesetzt in der Leitung der Schule und des Gutsbetriebes sowohl, wie als Lehrer und Erzieher. Wenn auch die Leitung der Schule schon damals an den Direktor hohe Anforderungen stellte, so war sie doch nicht dessen einzige Sorge und Aufgabe. Nach der anstrengenden Arbeit einer Woche kam selten ein freier Sonntag, der ihm die nötige Ruhe gebracht hätte. Viele Besuche von Einzelnen oder Vereinen von nah und fern, zahlreiche Vorträge in den verschiedensten Gegenden Bern's und außerhalb desselben über landwirtschaftliche und gemeinnützige Gegenstände wurden von ihm verlangt; wenigen konnte oder wollte er ausweichen, da sie ihm zur Förderung des Gemeinnützigen und Guten geeignet schienen. Wo es galt, ein schweres Werk vorzuberaten, einzuleiten oder auszuführen, wo ein gemeinnütziges Unternehmen seine Vorkämpfer forderte, wo ein kompetentes Preis- oder Schiedsgericht zu bilden war, da wurde fast immer der Name des Direktors Häni genannt, sein Rat befolgt, sein Urteil geachtet und beides in der Regel mit gutem Erfolg gekrönt.

Von 1860 an war Häni Mitglied der Ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern, lange Zeit Sekretär, dann Präsident derselben und Redaktor des Vereinsorgans, das damals unter dem Titel „Bernische Blätter für Landwirtschaft“ erschien. An dem Ausbau dieser altehrwürdigen Gesellschaft auf breiterer Grundlage nahm er besonders regen Anteil. Es ist zum guten Teil ihm zu verdanken, daß sie zu einer Zahl von über zwölftausend Mitgliedern und einhundertvierzig Zweigvereinen gelangte. Auch als langjähriger Präsident des schweiz. landwirtschaftlichen Vereins wirkte Häni mit gutem Erfolge. Im engern Kreise, in der Gemeinde Zollikofen, erfüllte er seine Bürgerpflichten in allen öffentlichen Angelegenheiten, namentlich im Schul-, Kirchen- und Armenwesen. Im Stillen war er manchem Bedrängten und Hülfesuchenden Berater und Helfer. Vor allem aber vergaß Häni seine Hauptaufgabe, die pflichttreue Führung der landwirtschaftlichen Schule, nicht, sondern strebte unablässig nach Vermehrung ihrer Leistungsfähigkeit in theoretischer und praktischer Hinsicht. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles schien ihm besonders die fortwährende Arbeit an der eigenen beruflichen Weiterbildung unerläßlich. Deswegen machte er auch Reisen in's Ausland zur Kenntnis-

nahme von landwirtschaftlichen Anstalten und Einrichtungen und richtete sein Augenmerk auf die Beschaffung und Vermehrung guter Fachschriften und Veranschaulichungsmittel, da er eine gründliche Fachbildung der Zöglinge mit gleichzeitiger Erziehung zu einem sittlich tadellosen Leben als Hauptaufgabe ansah. Freilich gieng nicht jedes so ausgestreute Samenkorn auf; doch gediehen viele und brachten dreißig-, sechzig- und hundertfältige Frucht.

Nach mehr als zwanzigjährigem gesegnetem Wirken an der landwirtschaftlichen Schule wurde Häni wiederholt von schwerer Krankheit heimgesucht; ein schleichendes Halsübel ergriff ihn. Im Frühjahr 1883 suchte er deshalb um Entlassung von seiner Stelle nach; er erhielt sie unter bester Verdankung seiner ausgezeichneten Verdienste und wurde in der Folge zum kantonalen Salzhandlungsverwalter gewählt.

Seit 1887 war Häni auch Vertreter des bernischen Seelandes im Nationalrat, ferner Mitglied des Berner Stadtrates und wirkte in den Aufsichtskommissionen verschiedener gemeinnütziger Anstalten. Besonders verdient machte er sich durch seine Motion im Nationalrate für Errichtung einer schweizerischen Milchversuchsstation, durch seine energische Bethätigung zur Errichtung eines Asyls für Tuberkulöse in Heiligenschwendi und Gründung der Armenverpflegungsanstalt der Gemeinde Bern in Kühlewyl. In dem neuen, ruhigeren Amte wurde er indessen des lästigen Halsübels nicht los. Wiederholte Kuren und Operationen von sachkundigster Hand konnten nicht helfen. Von langer Krankheit, die mit bewunderungswürdiger Ruhe ertragen wurde, erlöste ihn am 20. April 1896 der Todesengel.

Häni war von tief religiöser Gesinnung, ruhend auf dem festen Grund des wahren Christentums. In seiner Erscheinung, Haltung und Rede war und blieb er ein echter Berner. Seine Sprache war, wie sein Denken, ruhig, klar, ohne pathetischen Wortschwall, aber um so überzeugender. Wenn es galt, eine gute Sache zur Geltung zu bringen, da handelte er ohne Rücksicht auf Freund oder Feind nach dem Wahlspruch Heinrich Grunholzers: „Thue recht und scheue niemand!"

„Derjenige, der zwei Halme wachsen macht, wo bisher nur einer wachsen konnte, hat mehr für die Menschheit gethan, als der Eroberer, der große Schlachten gewonnen hat!" Das ist auch Häni's Lob.

Quellen: 1. Mitteilungen der Familie Häni über die Jugendzeit. 2. Biographie Häni's vom Jahr 1886, (erschienen im Schweizerischen Bauernkalender. M. Kälin'sche Buchdruckerei in St. Gallen) von Hrn. Kantonsbuchhalter Hügli. 3. Persönliche Bekanntschaft.

Streit, Verwalter.

August von Beyer.
1834—1899.



Obgleich von Geburt weder der Stadt oder dem Kanton Bern, noch der Schweiz überhaupt entstammend, sondern dem benachbarten Württemberg angehörend, dessen ernstes, tüchtiges Volk seit alter Zeit so viele ausgezeichnete Männer jeden Standes und Berufes aufweisen konnte, hat Professor Dr. August von Beyer doch als Vollender unsers schönen Bernermünsters sich hohe Verdienste um unsere Stadt erworben und das gesamte Schweizerland mit einer der herrlichsten Blüten gothischer Baukunst beschenkt. Sein künstlerisches Wirken galt allerdings weit überwiegend Deutschland, insbesondere seiner engeren schwäbischen Heimat, und wenn er in seinen späteren Lebensjahren wiederholt nach Bern kam, um die ihm angetragene Aufgabe gründlich zu studieren und sie dann in gediegenster Weise zu lösen, so hat er doch niemals innerhalb unserer Mauern seinen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen, auch erscheint gegenüber dem majestätischen, 161 Meter hohen Münsterturm in Ulm unser 100 Meter sich erhebender Bernerturm als weit bescheidener; wer aber diese beiden Zeugen kirchlicher Baukunst sorgfältig betrachtet und vergleicht, wird bald erkennen, daß der tiefsinnige Meister hier wie dort sein Bestes gethan und den kleineren Bau hoch über der Aare Strand mit dem gleichen feinen Sinn und Verständnis, der nämlichen warmen Liebe und Hingebung ausgedacht und durchgeführt hat wie dessen gewaltigen Bruder am Ufer der Donau. Also der treffliche Württemberger besitzt das volle Anrecht an die Verehrung und Dankbarkeit der bernischen Bevölkerung, ihm gebühren auch einige Blätter in der „Sammlung bernischer Biographien."

August Beyer wurde am 30. April 1834 in Künzelsau im württembergischen Jagstkreise geboren. Eine harte, mit Entbehrungen verbundene Jugendzeit, von welcher er noch als zu hoher Achtung gelangter Mann mitunter zu erzählen wußte und die ihn vorerst als Steinhauerlehrling in eine Steinmetzenhütte führte, hat seine Kraft zu den Aufgaben des späteren Lebens gestählt.

Im Alter von 17 Jahren gieng er an die Baugewerbeschule in Stuttgart über, wo er bis zum Jahre 1854 als Schüler des von ihm stets hochverehrten Hofbaudirektors von Egle seinen Studien oblag. Egle erkannte bald die schon frühe sich regende, auf die gegebenen Verhältnisse gerichtete Befähigung des jungen Baukünstlers und nahm ihn als einen der begabtesten und tüchtigsten Schüler in sein Atelier auf. — In diese Zeit fällt Beyers erste Beschäftigung am Ulmer Münster durch Aufnahmen für ein Heideloff'sches Werk. Mochte er wohl damals eine Ahnung haben, was er später dem Münster in Ulm geworden ist?

Im Jahr 1858 wurde Beyer als Lehrer an die Baugewerkschule in Stuttgart berufen; in dieser Eigenschaft sah er sich zu Studienreisen veranlaßt, die seine künstlerischen Begriffe wesentlich erweiterten. — Die gothischen Denkmäler des nördlichen Frankreich und Belgiens wirkten bestimmend auf sein großes Lebenswerk ein und veranlaßten ihn zu wiederholten Reisen. Noch in späteren Jahren bekannte er freimütig und bescheiden zugleich, er glaube die alten Meister gründlich zu kennen, ohne in manchen Punkten in ihre tiefsinnige, echt künstlerische Auffassung eingedrungen zu sein. Noch weniger, als er, verständen hievon die „Kunstschreiber“. Die richtig erfaßte spätgothische Baukunst vereinige so ziemlich alles, was im gothischen Stil an Schönem, Zierlichem, Erhabenem geleistet werden könne.

Der bauliche Aufschwung der 60er und 70er Jahre eröffnete ihm zunächst andere Gebiete. Wir sehen ihn als Privatarchitekten thätig und so beschäftigt, daß er auf sein Lehramt Verzicht leisten mußte. Er führte nacheinander den ersten Teil des Hotels Marquardt in Stuttgart, das Königin Olga Stift, das Reichsbankgebäude, die Bauten des Pragfriedhofes, den Aussichtsturm auf dem Hasenberg bei Stuttgart und andere Werke aus, insbesondere die Erneuerung von Schlössern, wie des Öttingenschen Schlosses Baldern, des gräflich Reischach'schen Schlosses Nußdorf, des Berlichingenschen Schlosses Jagsthausen u. s. w. Eine ungemein anziehende Arbeit war für ihn die Wiederherstellung und Einrichtung der Räume des ehemaligen Klosters Bebenhausen, nunmehr königliches Jagdschloß, die seinen Neigungen

besonders zusagte und an der sein gediegenes Können sich reichlich bethätigen konnte.

Die Aufgabe war nicht immer leicht, und der schlichte, einfache Mann, der alles schwer und ernst nahm, geriet bisweilen in Gefahr, die Ansichten, die ihm von allerhöchster Seite nahe gelegt wurden, nicht teilen zu können. So namentlich, wie er später mit Humor erzählte, anläßlich der Erstellung eines monumentalen Kamins, bei dessen Skizzierung er im Eifer ihrer Majestät, der Königin Olga, den Bleistift aus der Hand genommen und nun selbst seine Idee klar gelegt habe. „Des kann mer net“, war nicht nur unter diesen Verumständungen, sondern auch bei andern Aufgaben seine kurzgefaßte Meinung, wenn sein künstlerisches Gewissen mit zuweitgehenden Anforderungen an den „geschickten Architekten“ in Widerspruch geriet.

In Bebenhausen fand er auch seine edle, hochbegabte, verständnisvolle Gattin in einer Tochter des Forstrats Tscherning.

Die Hauptaufgabe seines Lebens, die Vollendung des Münsterturms in Ulm, ließ jetzt nicht mehr lange auf sich warten. — Am 7. November 1880, kurz nach Vollendung des zweiten Chorturmes, starb der Münsterbaumeister Scheu, und im folgenden Jahre (1881) wurde Beyer an dessen Stelle berufen. Hiemit trat in seinem Leben jene Wendung ein, die ihn, wie ein Nekrolog sagt, aus dem Künstler von lokalem Ruf zu einem Künstler von Weltruf machte. Seine Thätigkeit an diesem Meisterwerke läßt sich nicht besser beschreiben, als es das in Berlin am 6. Mai 1899 erschienene Centralblatt der Bauverwaltung in folgenden Worten gethan hat: „Nicht ohne Zagen übernahm Beyer die große und verantwortungsvolle Aufgabe; doch mit der ihm innewohnenden Besonnenheit und Thatkraft gieng er an ihre Bewältigung, und mit welch' glänzendem Erfolge er sie gelöst, darüber herrscht nur Eine Stimme, das beweist für alle Zeiten der hochragende Bau, der seines Schöpfers Ruhm weit in die Lande kündet. Die Geschichte der Vollendung des Münsters ist bekannt. Erinnert sei nur daran, wie es für Beyer galt, sich bei Durchführung seines Werkes auch in die schwierigsten Aufgaben der Ingenieurkunst einzuarbeiten; rühmend sei hervorgehoben, wie die Ergründung und Berücksichtigung der alten Meister, deren Schöpfung nach Jahrhunderten zu vollenden ihm vergönnt war, für ihn alle Zeit oberstes Gesetz blieb.“

Als der Schlußstein am 31. Mai 1890 unter dem Läuten der Glocken versetzt wurde und in den Tagen vom 28. Juni bis 1. Juli die alte Reichsstadt Ulm die Vollendung des herrlichen Münsters feierte, war Beyer Gegenstand allgemeiner Verehrung. Zahlreiche Ova-

tionen aller Art waren ihm zugedacht. Die philosophische Fakultät der Universität Tübingen überreichte ihm das Diplom des Doktors honoris causa; verschiedene Auszeichnungen seines Landesherrn und anderer deutschen Fürsten, mit deren einer für ihn persönlich der Adel verbunden war, die Mitgliedschaft hoher auswärtiger Körperschaften, die Ehrenbezeugungen der Stadt Ulm, zu deren Glanz und Ruhm er beigetragen hat, erfüllten sein Herz mit Freude und Dank; gleichwohl blieb er unwandelbar der schlichte, anspruchslose Mann, der in seinem, von ihm erbauten Giebelhause an der Neuthorstraße, umringt von seiner Familie, seiner Gemahlin und seinen fünf Töchtern, die Kundgebungen der Liebe und Begeisterung der Bevölkerung mit freundlicher Ehrerbietung entgegennahm. Das war echter, jeder Überhebung fremder Seelenadel. Ein vornehmer, tief religiös angelegter Mensch und Künstler in des Wortes bester Bedeutung.

Was möchte wohl in jenen festlichen Tagen der frühere Münsterbaumeister Scheu empfunden haben, wenn er die wundervolle Vollendung des mächtigen Baues hätte mitfeiern dürfen? Als zu Ende der 70er Jahre Kirchmeier Howald, anläßlich eines Besuches in Ulm, in der Münsterbauhütte vorsprach, rief Scheu im Verlaufe der Unterhaltung: „Wenn Sie nicht einen Architekten haben, der mit Leib und Seele dabei ist, so wird nichts aus Ihrem Münsterturm!" Seither war der ersehnte Architekt, „der mit Leib und Seele dabei war", gefunden worden und hatte zunächst in Ulm fürwahr etwas Rechtes zustande gebracht; ja auch in Bern wurde bereits unter der Leitung des nämlichen Meisters an einem ähnlichen Werke eifrig gearbeitet. Wie war das gekommen? geradezu ein Wunder vor Vieler Augen!

Bekanntlich wurde das heutige Münster auf dem Platze der alten Leutkirche von 1276 und der ersten Kapelle von 1191, nur viel großartiger als die beiden früheren Gotteshäuser, erbaut und der Grundstein am 11. März 1421 gelegt, auf Antrieb des hochgesinnten Schultheißen Rudolf Hofmeister.[1]) Den Bauriß hatte Matthäus Ensinger, hervorgegangen aus der Straßburger Bauhütte des großen Erwin von Steinbach, entworfen; Ensinger leitete dann auch während 30 Jahren den Bau als „Kilchenmaister zu Bern", und Ritter Thüring von Ringoltingen[2]) verwaltete die zu dem frommen Werke fließenden Spenden. Solche gewaltige Unternehmungen erforderten jedoch, da bares Geld nicht in Fülle vorhanden war, viel

[1]) Sammlung bern. Biographien, Bd. I, S. 409. [2]) Ibid., Bd. II, S. 186.

Zeit und Geduld, und als ein Jahrhundert später die Reformation andere Anschauungen und Bedürfnisse brachte, so geriet die noch keineswegs vollendete Bauthätigkeit in's Stocken; man beschränkte sich darauf, das Innere der Kirche zu einem würdigen, wenn auch sehr einfach gehaltenen Abschluß zu bringen,[1]) und entsagte bis auf gelegenere Zeiten hin dem Gedanken, den auf 180 Fuß gelangten Turm zu der von Ensinger geplanten Höhe weiterzuführen. Zu jenem betrübenden Stillestehen trugen außer dem Mangel an hinreichenden Hülfsmitteln und dem puritanischen Ernst des älteren Protestantismus, welcher dem künstlerischen Schaffen keine Wichtigkeit oder gar innerlich erhebende Kraft zuerkannte, noch zwei Umstände bei: einerseits das Emporkommen der italienischen Renaißancekunst, welche den Sinn für die Gothik unaufhaltsam zurückdrängte und das Verständnis der früheren Kunstregeln auslöschte, andrerseits die nicht ganz unbegründete Besorgnis, die Fundamente des Turmes würden einer noch viel schwereren Belastung nicht gewachsen sein und der Ausbau möchte sich in einen schrecklichen Einsturz des schon Bestehenden verwandeln. — Da begann um die Mitte des scheidenden Jahrhunderts das erstorbene Wohlgefallen an den alten Baudenkmälern zu neuem Leben aufzuwachen. In Bern geschah dies zunächst infolge der begeisterten Schilderungen, welche heimkehrende Kunstfreunde von den prächtigen Kirchen und Palästen entwarfen, die sie auf Reisen im Auslande geschaut hatten: man erkannte es wenigstens in einzelnen Kreisen, es wäre doch endlich an der Zeit, den Turm des Münsters von dem schwerfälligen Ziegeldache, das ihm vor 300 Jahren als provisorischer Notbehelf aufgesetzt worden, zu befreien und den ehrwürdigen Bau in passender, edler Form zu vollenden. Einige Vorschläge bernischer Architekten, die im Lauf der Jahre vor die Öffentlichkeit traten, konnten zwar noch nicht befriedigen, trugen jedoch das Ihrige dazu bei, das Interesse an der Sache in der Bevölkerung zu vermehren. Bedeutende Wirkung erreichte sodann das treffliche Münsterbuch des gelehrten Dr. Ludwig Stantz[2]), welcher viele Augen für die Schönheit unserer „großen Kirche" zu öffnen verstand. Neue, mächtige Anregung empfiengen sodann alle derartigen Bestrebungen durch den Feuereifer, womit man in Deutschland nach den glänzenden Siegen der Jahre 1870 und 1871 sich aufmachte, eine Reihe unfertiger, halbzerfallener Kirchen-

[1]) Vergl. S. 218.

[2]) Sammlung bern. Biographien, Bd. III, S. 433—440. Das „Münsterbuch, eine artistisch-historische Beschreibung des St. Vincenzen-Münsters in Bern, von Dr. Stantz", erschien 1865 im Verlag der J. Dalp'schen Buchhandlung.

und Palastbauten aus dem Mittelalter wieder zu Ehren zu bringen, als Denkmäler einer ruhmreichen Vergangenheit und zugleich als Wahrzeichen des frischen nationalen Aufschwunges: wir nennen hier bloß den wundervollen Dom in Köln, der anstatt seines trübseligen Krahns endlich seine zwei himmelanstrebenden Türme empfieng, und das gewaltige Münster in Ulm, dessen Torso sich ebenfalls anschickte, wie ein Riese zu kaum geahnter Majestät emporzuwachsen; der Ruf dieser kühnen Unternehmungen verbreitete sich rasch über die Landesgrenzen hinaus und entflammte auch diesseit des Rheins die Kunstfreunde zu kräftiger Thätigkeit. In Bern gelangte diese Bewegung zu festerer Gestaltung, als Professor Ferdinand Vetter im Jahr 1878 mit Wort und Schrift zu der stilgerechten Vollendung unsers vornehmsten Gotteshauses aufforderte und durch die bleibende Ausstellung eines schön geschnitzten Modells die Herrlichkeit der reinen Gothik allen Besuchern des Münsters überzeugend vergegenwärtigt wurde; jetzt traten die Gleichgesinnten zusammen und gründeten den Münsterbauverein als Mittelpunkt und Werkzeug der nun mit ganzem Ernste beginnenden Aktion.[1])

Mit diesem wichtigen Schritte kam die seit Jahrzehnten vorbereitete Sache recht in Fluß, und zwar gerade in einem ungemein günstigen Zeitpunkte. Ganz abgesehen von einer gewissen Ängstlichkeit in Betreff der Fundamente und der großen Kosten des Ausbaues, hätte man früher kaum einen hinreichend zuverlässigen Baumeister zu einem so gewaltigen Unternehmen gefunden; es fehlte allerdings nicht an vorzüglichen Architekten, aber nur wenige unter ihnen beschäftigten sich eingehend mit der vermeintlich veralteten Gothik, höchstens befaßte man sich so nebenbei mit diesem Zweige der Baukunst, um allenfalls irgend eine dringend gewordene Restaurationsarbeit ausführen zu können. Besser stand es in dieser Hinsicht in Deutschland, das für seine zahlreichen kleinen und größeren gothischen Kirchen stets eine Reihe allseitig durchgebildeter Bautechniker bedurfte und wirklich besaß; vollends seit dem Eintritt des mächtigen nationalen Aufschwungs und der damit zusammenhängenden neuen Baurichtung wandten sich

[1]) Die Erstellung des erwähnten Modells (durch Leemann) war die erste sichtbar hervortretende Anordnung des sich bildenden Vereins, in dessen Mitte besonders Kirchmeier Karl Howald eine ungemein rege Thätigkeit entwickelte; mit seiner Begeisterung für die Kunst, seiner Gewandtheit in den Geschäften und seiner zähen Ausdauer in der Überwindung aller Schwierigkeiten war er wie kein Anderer geeignet, das außergewöhnliche Werk zu organisieren und unermüdlich weiter zu fördern. Auch Prof. Dr. jur. Albert Zeerleder († 1. März 1900) hat als Präsident des Vereins dem Münsterausbau sehr schätzbare Dienste geleistet.

besonders begabte Künstler mit voller Kraft und Freudigkeit der Gothik zu, drangen immer tiefer in die Ideen und die eigentümlichen Formen dieser wunderbaren Kunstgattung hinein und reiften allmählich zu Meistern ersten Ranges in dieser Art des künstlerischen Schaffens heran, wie ihre Kirchen- und Profanbauten es beweisen; zugleich feierten die mittelalterlichen Bauhütten ein zeitgemäßes Wiederaufleben und leisteten vorzügliche Dienste in der technischen Schulung des zahlreichen Arbeiterpersonals. Das alles war von großem Werte für weite Kreise: wer in solchen Angelegenheiten Rat und Auskunft nötig hatte oder einen gediegenen Praktiker zur Übernahme eines schwierigen Auftrages suchte, der wußte jetzt, an welcher Thüre er anklopfen müsse, um möglichst sicher an's Ziel zu gelangen. Diesen Weg hat denn auch der bernische Münsterbauverein eingeschlagen, indem er vor allem aus einen hervorragenden Fachmann aus Süddeutschland herbeschied und mit der genauen Untersuchung des bereits dastehenden Baues betraute.

Es war im Juni 1881, daß der ausersehene Experte, Joseph von Egle[1]), württembergischer Hofbaudirektor und Professor am Polytechnikum in Stuttgart, in Bern erschien und mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Gründlichkeit seines Amtes als Ratgeber waltete. Drei Fragen von großer Bedeutung galt es zu beantworten: 1. wie ist es um die angezweifelten Fundamente bestellt? 2. wie hoch annähernd mögen sich die Kosten des Ausbaues belaufen? 3. wer ist der geeignete Meister, von dessen Wollen und Können sich ein glückliches Gelingen erwarten läßt? — Nachdem v. Egle den Bau von unten bis oben einer strengen Prüfung unterworfen, stellte er in zwei Gutachten vom 11. August 1882 und vom 3. September 1884 sein Urteil in folgendem Sinne fest: Der Turm ist mit steinernem Helm auf 100 m Totalhöhe emporzuführen, nach dem Muster der Ensingerschen Frauenkirche in Eßlingen; — dies ist jedenfalls möglich unter der Bedingung, daß die notwendigen Verstärkungen und ringförmigen Quaderverspannungen angebracht werden; — der Ausbau mit Inbegriff der Verstärkungen mag auf Fr. 500,000 bis 600,000 zu stehen kommen. Das lautete ermutigend, und noch ein weiterer Umstand

---

[1]) J. von Egle hat namentlich im Kirchenbau Bedeutendes geleistet; wir erwähnen die katholische Marienkirche in Stuttgart, im frühgothischen Stil, die katholische Kirche in Tübingen, die Restaurierung der Frauenkirche in Eßlingen und der Stiftskirche zu Urach. Von Profanbauten sind zu nennen: der Umbau des Residenzschlosses, die Errichtung des Polytechnikums und der Baugewerkschule, sämtlich in Stuttgart. — v. Egle starb am 5. März 1899 im Alter von 80 Jahren in Stuttgart, kurz vor Beyer. — Schweiz. Bauzeitung 1899, Nr. 17.

durfte als ein überaus günstiges Vorzeichen begrüßt werden: v. Egle konnte aus voller Überzeugung auf den Mann hindeuten, welcher einer solchen Aufgabe vollkommen gewachsen wäre, — August Beyer, einst sein hochbegabter Schüler, seit 1881 Münsterbaumeister in Ulm. Mit diesen gründlichen Untersuchungen und weisen Ratschlägen, welche durch den späteren Verlauf der Unternehmung in allen Teilen gerechtfertigt worden sind, hat der vielerfahrene, berühmte Fachmann dem Münsterbauverein wesentlich die Bahn geebnet und in weiten Kreisen der Bevölkerung die vorhandenen Besorgnisse überwunden.

Sogleich nach dem Eintreffen des zweiten, weitläufigen Befundes von v. Egle wurden die Unterhandlungen mit Beyer eröffnet, und es ist anzunehmen, die ehrenvolle Anfrage aus der Schweiz habe den Meister in Ulm um so mehr erfreut, da er sie wenigstens zum Teil seinem hochverehrten ehemaligen Lehrer zu verdanken hatte. Im folgenden Frühling, am 4. Mai 1885, fand er sich zum ersten Mal in Bern ein. Er ließ die Fundamente nochmals aufdecken, untersuchte die Beschaffenheit des Turmes genau und sprach sich im Juni 1886 mit Bestimmtheit dahin aus, nach den in Ulm gemachten Erfahrungen könne der Ausbau auf Grund des v. Egleschen Gutachtens und der vorgeschlagenen Verstärkungen jedenfalls mit Ruhe unternommen werden. Im November 1886 stellte er sein Befinden fest: entweder Verstärkungen, wie v. Egle sie vorschlug, oder Entlastungsbogen. Es machte überhaupt einen wohlthuenden Eindruck, daß Beyer, obgleich in allen Punkten selbständig prüfend und urteilend, durchaus mit v. Egle übereinstimmte, unter anderem auch in der Berechnung der Kosten, die sich im Wesentlichen als richtig herausstellte, soweit nicht spätere Erweiterungen des Bauprogramms vermehrte Auslagen nach sich zogen.[1]) Am 24. November 1887 wurde vom Münsterbauverein der Ausbau endgültig beschlossen, und nachdem im März 1889 die Verstärkungspläne von Ulm her angelangt waren (von der humoristischen Bemerkung begleitet, der Absender hoffe auf eine gnädige Aufnahme seiner Arbeit), erfolgte am 26. April 1889 der Abschluß einer förmlichen Übereinkunft, laut welcher Beyer die Fertigung des Hauptplanes für den Ausbau, die Fertigung sämtlicher für die Ausführung notwendigen Detailpläne und Detailzeichnungen, sowie die Oberleitung der Ausführung übernahm. Daß es sich hier nur um die Oberleitung, nicht um die fortwährende Überwachung der täglichen Arbeit an Ort

[1]) Anläßlich der Erwähnung der Kosten mag hier bemerkt werden, daß Beyers Ansprüche in Betreff seines Honorars sich in sehr bescheidenen Grenzen bewegten, sowohl für den Ausbau selbst, als auch für die nachfolgende Restauration.



und Stelle, handeln konnte, lag auf der Hand: niemand durfte dem vielbeschäftigten Meister zumuten, sich von seinem weit großartigeren Hauptwerk an der Donau zu trennen und seine ganze Zeit und Kraft dem Bernermünster zu widmen; übrigens genügte die bloße Oberleitung mittelst regelmäßiger Berichterstattung nach Ulm und öfterer Inspektionsreisen Beyers um so besser, da es gelungen war, in der Person des Architekten August Müller in Bern einen höchst verständnisvollen, hingebenden Gehülfen und Vertreter des Meisters zu gewinnen, unter dessen umsichtigem Kommando die zahlreichen Arbeiter mit Fleiß und Geschick ihre Aufgabe erfüllten. — Am 25. Juli 1889 wurde das erste Werkstück gehauen. Im Juni 1891 waren die Verstärkungsarbeiten vollendet. Am 1. Mai 1891 übermittelte Beyer seine Pläne für den Hochbau an die Behörden, die allseitig zustimmten. Nun schritt der Ausbau sehr rasch vorwärts, und schon am 25. November 1893 stand der Turm vollendet da, die reife Frucht gewissenhafter Arbeit, wohlerwogener Berechnungen und kühner Thatkraft. Der Bau dauerte daher, inbegriffen die Verstärkungen, etwas mehr als vier Jahre, eine kurze Zeit.

Betrachtet man nun das ganze Werk in seiner Vollendung und vergleicht man genau die alten und die neuen Bestandteile mit einander, so erhält man durchaus den Eindruck vollkommener Harmonie und Konsequenz, gerade als wäre der längst verstorbene Ensinger selbst nach erquickendem Schlummer wieder aufgewacht und hätte mit frischem Eifer seine prächtige Idee in dem schönen steinernen Helm verkörpert, zur würdigen Krönung des edeln Gotteshauses; unwillkürlich regt sich in uns der Wunsch, die ursprünglichen Baurisse aus irgend einem Archiv hervorholen zu lassen und hier an einem höchst interessanten Beispiel zu schauen, wie die berühmten Baumeister vor einem halben Jahrtausend das technische Zeichnen verstanden und geübt haben; mit Hülfe der authentischen alten Pläne einen unfertigen Tempel in befriedigender Weise zu Ende zu bringen, müßte ja schließlich einem modernen Künstler nicht allzu schwer fallen. — Nun ja, wenn man eben diese Pläne noch besäße! allein von dem Turm des St. Vincenzenmünsters in Bern ist eben kein einziges Rudiment eines Ensingerschen Baurisses mehr vorhanden; der erste Baumeister hat den Turm bis zur Höhe des Vierecks emporgeführt und dort die Basis für das Achteck und dessen Türmchen in Bereitschaft gesetzt, dann ist er von seinem erhabenen Posten weggerufen worden und hat wahrscheinlich kein anderes künstlerisches Testament hinterlassen als eben jene steinerne Terrasse mit den Anfängen des obersten Stockwerks. Da sah sich denn

Beyer darauf angewiesen, auf dieser Basis fußend den Grundgedanken Ensingers so klar und bestimmt als möglich zu erfassen und ihn mit pietätsvoller Treue weiter zu entwickeln; zu solcher feinsinnigen, liebevollen Thätigkeit, die seinem selbstlosen, hingebenden Charakter völlig entsprach, eignete gerade er sich in vorzüglicher Weise, und wie er bei allen Restaurationsarbeiten, die er übernahm, sich's zur Pflicht machte, in die eigentümliche Auffassungs- und Darstellungsweise des ersten Baumeisters möglichst tief einzudringen, so hat er es auch mit Ensinger gehalten, unverkennbar mit dem besten Erfolg, indem unser Münster in seiner Vollendung keineswegs das Gefühl von zweierlei Genius und zweierlei Handwerk aufkommen läßt, sondern im Gegenteil durch seine ungestörte innere Übereinstimmung das Auge und den Schönheitssinn in hohem Maße befriedigt. Übrigens ist Beyer in der Lösung seiner nicht leichten Aufgabe durch zwei glückliche Umstände wesentlich gefördert worden; einerseits gewährte ihm persönlich die andauernde, immer tiefer eindringende Beschäftigung mit allen Teilen des Münsters reichen ästhetischen Genuß und legte ihm das rückhaltlose Zeugnis in den Mund, der Kopf, welcher diesen harmonischen Bau ausgedacht, müsse unvergleichlich klar und fein angelegt gewesen sein; andrerseits besaß er in der ebenfalls von Ensinger herstammenden Frauenkirche in Eßlingen ein sehr beachtenswertes Beispiel, wie jener Meister zu arbeiten pflegte, und schon v. Egle hatte auf diese Kirche als auf ein Vorbild für den Ausbau in Bern hingewiesen. In Einem Punkte ganz besonders springt eine gewisse Ähnlichkeit in die Augen; es befremdet einigermaßen, daß die auf der Westseite unsers Turmes links und rechts angebrachten zwei Treppentürmchen nur bis zum Fuß des Achtecks hinaufreichen und daß von dort hinweg der fernere Aufstieg durch zwei andere Türmchen auf der Ostseite vermittelt wird; der zwingende Grund zu dieser Anordnung lag in dem Mangel an genügendem Platz, und der Baumeister durfte sich diese notgedrungene Abweichung von der regelrechten Symmetrie um so besser erlauben, weil gerade in der gothischen Architektur derartige Konstruktionen keine Seltenheit sind. Unser Vincenzenmünster gleicht also in dieser Hinsicht sowie in der Form des Achtecks mehr dem Eßlinger- als dem Ulmerdom, ganz abgesehen von dem großen Unterschied der Höhe und des Rauminhaltes.

Es läßt sich denken, daß der 25. November 1893 als der Tag der offiziellen Vollendung des Turmes sich zu einem wahren Festtag für Alle, die in irgend einer Weise zu der gelungenen Ausführung des Werkes mitgeholfen hatten, gestaltete und daß die gesamte Be-

völkerung der Stadt lebendigen Anteil an dem freudigen Ereignisse nahm. Leider war jedoch die Hauptperson, der geniale Baumeister, durch amtliche Geschäfte verhindert, in Bern und in der Mitte der dankbar bewegten Menge zu erscheinen; in seinem Namen leitete Architekt Müller, in Gegenwart von Vertretern der Behörden, die Versetzung des Schlußsteins droben bei der Kreuzblume. Dort in freier Höhe und dann in den dichtgefüllten Hallen des Gotteshauses wurde dem Herrn der Kirche die Ehre gegeben und sein Segen erfleht für alle Zukunft. Zwischen den Festgenossen und Professor Beyer aber vermittelte der Telegraph die herzlichsten Danksagungen und Glückwünsche. Der spätere Nachmittag sodann vereinigte die Arbeitgeber und die Arbeiter zu einer einfachen, aber gemütlichen Feier, bei welcher die Arbeiter und die Bauleitung die gegenseitige wohlverdiente Anerkennung fanden. So wird denn der 25. November 1893 Vielen unvergeßlich bleiben als ein Denkstein glücklichen Gelingens und innerer Erhebung.

Nach Vollendung des eigentlichen Ausbaues übernahm Beyer gemäß Uebereinkunft vom 22. Mai 1895 auch ferner die Oberleitung der noch notwendigen Ergänzungs- und Restaurationsarbeiten und die Begutachtung der von Architekt Müller angefertigten Pläne. Mit Geschick und gutem Rat beseitigte er in dieser Eigenschaft die verschiedensten Schwierigkeiten. — Seine letzten Bemühungen galten der kunstgerechten Renovation der Schultheißenthüre.

Gleichzeitig wurde er aber auch in Deutschland von den verschiedensten Seiten her fortwährend in Anspruch genommen. Zunächst lag ihm nach der Vollendung des Turmes von Ulm die Ausgestaltung des mächtigen Gotteshauses am Herzen; insbesondere bildete die Heizungsanlage seine stete Sorge. Ferner leitete er sieben Jahre hindurch, 1888—1895, die Wiederherstellungsarbeiten an der Heilbronner Kilianskirche, an welcher die Renaißance umfangreiche Spuren hinterlassen hat. Auch hier jene unbedingte und ehrfürchtige Achtung vor dem Überkommenen und treues Schaffen im Geiste desselben. Diese Eigenschaften waren es auch namentlich, welche ihn zu einem vielbegehrten Berater für die Wiederherstellung alter Bauwerke machten. Das Rathaus in Ulm und das Münster zu Freiburg i. B. wissen davon zu erzählen. Daß er sich aber auch vortrefflich auf die nicht leichte Kunst verstand, die Wohn- und Geschäftshäuser der giebelreichen alten Reichsstädte den Bedürfnissen und dem Geschmack der Gegenwart entsprechend allmählich zu erneuern, zeigt die neue Bauhütte am nördlichen Münsterplatz in Ulm, — ein mustergültiges Vorbild, zumal für verwandte Bestrebungen in unserer Stadt.

Unter so gewissenhafter, in lauter bedeutsamen und schwierigen Aufträgen sich verzehrender Thätigkeit begann jedoch die Kraft des Meisters sich zu erschöpfen, und Beyer äußerte sich gelegentlich, er betrachte seine Lebensaufgabe als erledigt. Im Hinblick auf seinen leidenden Zustand bat er im Herbst 1898 um seine Pensionierung. Die Kirchenbehörde Ulms konnte sich hiezu nicht entschließen; dagegen bewilligte sie einen Urlaub auf ein Jahr, in Hoffnung der Wiedergenesung des hochverdienten Mannes. Der müde Arbeiter sollte die Ruhe nicht lange genießen, und wie er jede Lebensaufgabe ernst genommen, so ist ihm auch der Ausgang aus diesem Leben nicht leicht geworden. Nach schwerem Kampfe verschied er in der Morgenfrühe des 18. April 1899. Bei seinem Leichenbegängnis am 20. April ließ sich auch Bern vertreten durch den Münsterbauarchitekten August Müller, Beyers treuen Genossen, mit einer Kranzspende in den bernischen Farben und entsprechender Widmung.

Eine andere, die höchste Auszeichnung, welche unsere Stadt ihrem zweiten Ensinger hätte erteilen können, nämlich seine Ernennung zum Ehrenbürger, war bereits auf den Zeitpunkt, wann die Restaurationsarbeiten vollendet sein würden, in Aussicht genommen und hätte ohne Zweifel allgemeine Zustimmung gefunden, wie ja solche wohlverdiente Huldigungen wiederholt (z. B. 1891) hervorragenden Gelehrten und Künstlern zuerkannt worden sind. Der unerwartet eingetretene Tod des trefflichen Mannes hat leider die Ausführung jenes Gedankens verhindert. Gleichwohl betrachten wir Beyer nicht als einen Fremden, den man bald wieder vergißt, sondern als einen treuen Freund, dessen Name unter uns einen guten Klang behalten wird bis in die ferne Zukunft.

„Mach's na", schrieb der alte Münsterbaumeister an den Eckpfeiler des Chors an der Kirchgasse; die Vollendung des Chors und der Kirche erlaubte ihm diese stolze Erinnerung an seine Verdienste. „Mach's na!" darf auch Beyer, auf sein Werk hinweisend, den kommenden Geschlechtern zurufen. — Bern darf sich glücklich schätzen, daß bei der Vollendung unsers schönsten Bauwerkes die gütige Vorsehung uns im richtigen Augenblicke den Rat, die Kunst und die Thatkraft eines so ausgezeichneten Fachmannes geschenkt und hiedurch das schwierige Unternehmen zu einem so erfreulichen Ziele geführt hat.

Quellen: Die Jahresberichte VII und XII des Münsterausbaues (1894 und 1899), von K. Howald, Kirchmeier. — Schweiz. Bauzeitung 1899 Nr. 17. Deutsche Bauzeitung vom 6. Mai 1899. Centralblatt der Bauverwaltung in Berlin vom 6. Mai 1899. Ulmer Tagesblätter.

F. Romang, a.-Pfarrer.

Viktor Emanuel Thellung.

1760—1842.



Daß Stadt und Landschaft Bern jederzeit tüchtige Soldaten hervorgebracht haben, beweist die Thatsache, daß unter den in der vorliegenden Sammlung geschilderten Gestalten aus alter und neuer Zeit der höhere Offizier weder eine seltene noch unsympathische Erscheinung ist. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch auf dem Gebiet der Marinewissenschaft Bern seine wenigen, aber achtungswerten Vertreter aufzuweisen hat. Auch wenn der Streit zwischen dem jurassischen Bergdorf Corban und der Hafenstadt Dünkirchen um die Wiege des kühnen Korsaren und Seehelden Jean Bart sich endgiltig für die letztere entschieden haben sollte, so bleiben uns doch zwei denkwürdige Namen: neben dem dänischen Admiral Johann Ludwig von Erlach der Bieler Oberst Viktor Emanuel Thellung von Courtelary.

Die Familie Thellung (Taillon, Thelliton), deren Geschichte wir in gedrängten Zügen der Lebensbeschreibung Viktor Emanuels vorangehen lassen, gehört zu den ältesten Geschlechtern Biels. Schon 1340 verzeigte ein Hemman Thellung, dessen Vater als Freigeborner in Ligerz ansässig gewesen war, seinen Udel auf dem Rathaus zu Biel. Ein gleichnamiger Nachkomme kämpfte bei Grandson, Murten und Nancy; 1523 erscheint Rudolf Thellung als Mitglied des Großen Rates. In seiner Jugend hatte er die italienischen Feldzüge mitgemacht und bei Novara sich ausgezeichnet. Er starb als einer der letzten Vertreter des katholischen Biel, während sein Sohn Hemman am 10. Oktober 1536 unter dem Kommando seines Mitbürgers Jakob Wildermett in Gingins focht, wo das meist in Biels Umgebung zusammengeraffte Freikorps die zehn mal stärkeren Savoyarden in die Flucht schlug und das hartbedrängte Genf entsetzte. Des letzteren Enkel, Johann Heinrich, war ein eifriger Verfechter der zielbewußten Politik seines

Fürsten, Bischof Christoph von Blarer, und beteiligte sich an den diplomatischen Verhandlungen zwischen den Bernern und dem Bischof, nach welchen die ersteren das Schirmrecht über das Münsterthal aufgeben sollten, der letztere aber sich bereit erklärte, ihnen die Stadt Biel abzutreten. Als Resultat dieses sogenannten Tauschvertrages hätte einerseits der Anschluß Biels an Bern, andrerseits die Einführung der katholischen Religion im Münsterthale sich ergeben. Doch da das letztere seinen Glauben nicht lassen und Biel Berns Untertan nicht werden wollte, wurde nach langwierigen Verhandlungen der Vertrag 1607 wieder rückgängig gemacht. Trotzdem blieb der Promotor dieses Tauschhandels, Johann Heinrich Thellung, in der Gunst seines Fürsten, der ihm seine treuen Dienste durch die Belehnung mit den sogenannten Glattischen Gütern in Corgémont belohnte und sein in Courtelary neuerbautes Haus von allen Lasten, Leistungen und Steuern freisprach. Zudem erhielt er von den Edlen von Orsan afterlehensweise die Herrschaft Rondchâtel, so daß er als einer der mächtigsten Männer des Bistums galt. Sein Einfluß wurde noch vermehrt durch zahlreiche Ämter und Ehrenstellen, mit denen ihn weniger seine erbosten Mitbürger als das Wohlwollen des Fürsten bedachte. Er bekleidete das Amt eines Oberamtmanns in Tessenberg und Ilfingen, wurde Landvogt in Erguel, bischöflicher Schaffner und Meyer des Fürsten in Biel, der ihn zudem mit der Ernennung zu seinem Geheimen Rate ehrte. Er starb 1637. Von seiner Gemahlin Marguerite de Bois de Roche d'Or hatte er mehrere Söhne, unter denen zu erwähnen sind: Johann Peter (1593—1639), Landvogt von Erguel, Vater des 1647 in Flandern ermordeten und der Kriegskasse beraubten Obersten Johann Jakob Thellung, Benedikt (1595—1637), ebenfalls Landvogt in Erguel und Stifter eines Stipendiums von 4000 Kronen für Theologie-Studierende, und Abraham (1590—1636), gleich seinem Vater Meyer und Schaffner der Stadt Biel und Verfasser geschichtlicher, den Streit des Bischofs mit Biel behandelnder Schriften.

Der Sohn des letzteren, Johann Heinrich Thellung, sollte berufen sein, den Glanz seines Hauses in einer Weise zu vermehren, die gegen die kleinbürgerlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt merkwürdig abstechen mußte. Geboren 1615, trat er jung in französische Dienste, wo er sein organisatorisches Talent durch die Errichtung dreier Kompagnien bewies, die erste unter dem Regiment der Schweizergarde, die zweite unter dem Regiment von Erlach, die er später seinem Sohne Abraham abtrat, die dritte unter dem Regiment Lochmann, mit welcher er nicht weniger als zwölf Feldzüge während des dreißigjährigen

Krieges mitmachte. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, wurde er Mitglied des großen und bald darauf des kleinen Rates und Landvogt des Erguel. Als Stadthauptmann von Biel zog er 1653 mit 300 Mann dem Stande Bern gegen die aufständischen Bauern zu Hilfe und erhielt für seine Leistungen während dieses Feldzuges ein Dankschreiben mit einem ansehnlichen Geldgeschenk. Das nämliche Jahr sollte ihm aber eine noch ganz andere Ehrung bringen. Am 16. April wurde er von Kaiser Ferdinand III. auf dem Reichstag zu Regensburg in den rittermäßigen Adelsstand mit der Erlaubnis, sich Thellung von Courtelary zu nennen, erhoben.[1]) Sein Fürst, Johann Franz von Schönau, Bischof von Basel, gewährte ihm reichen Ertrag abwerfende Bodenzinse und Zehnten in Courtelary und Cormoret, so daß er nach seinem 1690 erfolgten Tode seinen sechs aus zwei Ehen mit Jeanne Louise de Merveilleux und Susanna Ursula von Wattenwyl hervorgegangenen Söhnen nicht nur den adeligen Namen, sondern ein sehr beträchtliches Vermögen hinterlassen konnte. Unter diesen Söhnen nennen wir Max Anton, der 35jährig als Hauptmann im Regiment Stuppa 1692 vor Namur fiel, und Johann Franz, welcher neben seinem Bruder Abraham kämpfend, in der Schlacht von Senef verwundet wurde und 45jährig als Meyer von Biel am 2. Februar 1700 starb. Auch Johann Franz hinterließ mehrere Söhne, unter welchen sich Johann Kaspar und Johann Jakob ebenfalls der militärischen Carriere widmeten und unter den Fahnen Frankreichs im spanischen Erbfolgekrieg sich auszeichneten, ersterer bei Venlo und auf dem Schellenberg bei Donauwörth, letzterer vor Oudenarde und Lille, worauf er, in seine Vaterstadt sich zurückziehend, verschiedene Ämter bekleidete bis zu seinem 1758 erfolgten Tode. Er ist der Vater des Generals Theophil Thellung, der, am 6. Mai 1722 geboren, noch nicht 20jährig als Fähnrich in dem im Dienste des Königreichs Sardinien stehenden Regimente von Sury seine militärische Laufbahn begann im Augenblicke, als der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach. Als Grenadierlieutenant nahm er 1742 teil an der Belagerung von Modena und an der Schlacht am Tanaro, in welcher er sein sämtliches Gepäck verlor. Später trat er in das Elitekorps der brigade royale du Chablais über, deren Oberst er 1783 wurde. Nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten und zum Rang eines Generallieutenants befördert worden war, starb er am 17. Juli 1789. Aus drei Ehen, mit der Gräfin

[1]) Der Adelsbrief mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers befindet sich z. Z. im Besitz des Herrn Pfr. Thellung in Bern. Wappen: In rotem Feld ein grüner Rechtsschrägbalken, worin eine goldene Raute.

Pellegrini, der Ungarin Barbara Marasse und Luise Picco von Alessandria, hinterließ er eine sehr zahlreiche Familie. Einige seiner Söhne betraten ebenfalls die militärische Laufbahn, in der sie gleich ihrem Vater zu hohem Range gelangten. Dies gilt besonders von Viktor Theophil, der als Oberst und Gouverneur von Aosta starb. Während General Theophil Thellung, seinem Vaterland und dem Glauben seiner Väter entsagend, eine glänzende Laufbahn einschlug, wie nach und vor ihm kein Bürger von Biel, vertauschte sein älterer, 1716 geborner Bruder, Franz Jakob, den Kriegsdienst unter den Fahnen der Niederlande, wo er eine Offiziersstelle im Regiment de Chambrier bekleidete, mit der bescheideneren, aber auch friedlicheren Wirksamkeit als Beamter in seiner Vaterstadt Biel, wo er 1757 Mitglied des großen, 1765 des kleinen Rates wurde, um 1772 zum Seckelmeister der Stadt und 1776 zum Kommandanten der Miliz ernannt zu werden. Er war verheiratet in erster Ehe mit Barbara Euphrosine Knecht von Bern, in zweiter Ehe mit Katharine Elise Koch und starb 1796. Von seiner ersten Gattin hatte er eine Tochter und zwei Söhne, Franz und Viktor Emanuel. Franz, geb. 25. Oktober 1755, brachte sein Leben bis zu seinem am 17. März 1820 erfolgten Tode in seiner Vaterstadt Biel zu, deren Geschichte er in eingehender Weise in verschiedenen, leider ungedruckten Monographien behandelte. Von Beruf Notar, wurde er 1783 zum Mitglied des großen Rates erwählt und übernahm 1801 das Kommando der neuerrichteten Nationalgarde. Er war der Großvater des gewesenen Pfarrers und Dekans August Thellung in Biel (geb. 1811, gest. 1897 in Bern).

Sein jüngerer Bruder, Viktor Emanuel, dessen Andenken diese Zeilen vornehmlich gewidmet sein sollen, wurde am 26. Oktober 1760 in Biel im väterlichen Hause an der Untergasse geboren.[1]) In seiner frühen Jugend von schwächlicher Konstitution, blieb er in seiner geistigen und körperlichen Entwicklung dermaßen hinter seinen Altersgenossen zurück, daß seine Eltern an seiner Bildungsfähigkeit zu zweifeln begannen. Doch verwirklichten sich diese Befürchtungen keineswegs; denn nach einiger Zeit begann an dem stillen, schüchternen Knaben eine nicht gewöhnliche Begabung, verbunden mit eisernem Fleiße und rascher Auffassung, immer mehr hervorzutreten. Auf seine Erziehung scheint seine Mutter in besonders glücklicher Weise eingewirkt zu haben. Noch in späteren Jahren hat er ihrer mit Rührung gedacht und in seinem Gedichte über

[1]) 1818 wurde dieses große Gebäude von der Stadt angekauft und zu einem Spital eingerichtet.

die Auferstehung der längst Entschlafenen folgende warm empfundenen Strophen gewidmet:

Wes ist der Engelblick voll hoher Seligkeit?
Wer winkt mir Segen zu mit holder Freundlichkeit?
Wer gießt in meine Brust seraphisches Entzücken?
O Mutter, das bist du. Nur du konnst so beglücken.

Du drückst voll Zärtlichkeit mich an die teure Brust:
Sei mir gegrüßt, mein Sohn, mein Liebling, meine Lust.
Uns trennte früh der Tod, nichts kann uns weiter scheiden,
Uns winkt die Ewigkeit mit ihren Gottesfreuden.

Nachdem er den ersten Unterricht im elterlichen Hause erhalten hatte, besuchte er die öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt, die unter der trefflichen Leitung zweier Geistlichen standen, des Helfers Abraham Bluntschli und des Pfarrers Johann Jakob Eldin, dessen 1780 erfolgter Tod dem dankbaren, dichterisch begabten Schüler folgende Strophen entlockte:

Es hot der bloße Tod Eldinen uns entrissen,
Den Edlen, der sich Gott und seinem Dienst geweiht.
Im Wohlthun konnt er nur des Lebens Glück genießen,
Jetzt lohnt sein Heiland ihn mit Himmels-Seligkeit.

Kein Denkmol ziert sein Grob, die Nachwelt zu belehren,
Wie schön, wie tugendhoft sein Lebenswondel wor.
Doch seine Asche ruht benetzt von tousend Zähren.
Ein Jeder weihet ihm sein Herz zum Donkoltor.

Seine Neigung zu dichterischer und litterarischer Produktion, verbunden mit einem regen Interesse an den theologischen und philosophischen Disciplinen, das bis in sein Greisenalter wach blieb, schien ihn zur friedlichen Laufbahn eines Gelehrten zu prädestinieren. Trotzdem entschied er sich, nachdem er längere Zeit in Neuenburg mit dem Studium der französischen Sprache, die er später gleich der deutschen, englischen und holländischen vollständig beherrschte, zugebracht hatte, für den in seiner Familie hochgehaltenen militärischen Beruf und zwar im Dienste der holländischen Marine.

Am 25. Mai 1781 reiste er von Biel ab, und einen Monat später, am 26. Juni, trat er seinen Dienst als Seekadet auf dem Linienschiffe Van Tromp an. Als Seekadet hatte er sich sowohl theoretisch, wie praktisch auf das Offiziersexamen vorzubereiten, das er mit Ehren bestand. Am 25. Februar 1782 erhielt er das Kommando über ein Detaschement Marinesoldaten auf der Fregatte Oraniensaal, um 1783 als Schiffslieutenant der Fregatten Bellona und Pollux befördert zu werden. Es herrschte in dieser Zeit in der holländischen Marine eine rege Thätigkeit. 1780 hatte England den bisher verbündeten Nieder-

landen den Krieg erklärt, weil diese sich weigerten, ihre dem englisch-amerikanischen Kriege gegenüber eingenommene Neutralität zu brechen. Obwohl die holländische Flotte in einem schlimmen Zustande sich befand, wurde der Kampf mit Entschiedenheit und, wie die Schlacht an der Doggersbank bewies, mit einigem Glücke aufgenommen. Thellung fand Gelegenheit, sich in mehreren Seegefechten auszuzeichnen und einige Expeditionen den Küsten von England, Norwegen und Guinea entlang zu unternehmen. Da der Friede von Paris 1783 den Seekrieg zwischen England und Holland beendigte und Thellung seine kriegerische Laufbahn dadurch unterbrochen sah, verließ er den Seedienst und trat am 1. Juni 1785 als Oberlieutenant der Infanterie in die in holländischen Diensten stehende Legion de Maillebois ein. Doch auch hier sollten ihm keine Erfolge zu teil werden; denn schon 1786 wurde die Legion verabschiedet, wobei er mit einer Pension bedacht wurde. Die ihm gewordene unfreiwillige Muße benutzte er zu historischen und namentlich militärwissenschaftlichen Studien, die er auch später mit solchem Erfolge betrieb, daß er sich als Militärschriftsteller einen Namen von gutem Klang erwarb.

Am 1. Juni 1788 trat er in das wallonische Infanterieregiment Grenier ein, dessen Chef ihm bald sein Vertrauen zuwandte. Doch entriß schon 1790 der Tod den tapferen General seinem Regiment. Thellung, ergriffen von dem Hinscheid seines Gönners, widmete ihm einen schönen Nachruf, der mit den Worten schließt:

Le voyageur, entrant sous cette voûte sombre,
S'approche du tombeau respectueusement;
Il parsème de fleurs ce triste monument,
Et va se reposer, en pleurant son ombre.

Il lit: « Ci gît un brave, et sa mémoire est chère
« Au prince, au citoyen, à l'Etat, au guerrier. »
A ces traits là, dit-il, je reconnais Grenier;
Pleurez, braves Vallons; il était votre père!

Unter dem Nachfolger Grenier's, dem regierenden Fürsten Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, wurde Thellung zum Stabskapitän ernannt und erhielt am 11. September 1793, unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich, das Kommando über eine Kompagnie im gleichen Regimente, mit welchem er diesen beschwerlichen, für Holland ungünstigen Feldzug mitmachte, bis die Revolution im Januar 1795 die oranische Dynastie stürzte und die batavische Republik proklamierte.

Gleich seinem Freunde und Landsmann, dem spätern Generalmajor Johann Weber von Brüttelen, sah sich Thellung vor die Ent-

scheidung gestellt, entweder seiner militärischen Stellung zu entsagen, oder bei der französischen Republik Dienste zu nehmen. Er wählte das erstere und kehrte im Frühjahr 1795 in seine Vaterstadt Biel zurück.

Hatte die Revolution seine militärische Laufbahn in fremden Diensten zertrümmert, so sollte er die Folgen dieser Bewegung auch in seiner Heimat in einer für ihn peinlichen Weise erfahren. Die Familie Thellung besaß in der Landschaft Erguel ausgedehnte Herrschaftsrechte und Privilegien. Aber die Besetzung dieses Gebietes durch Frankreich im Dezember 1797 vernichtete auf einen Schlag diese Vorrechte und beraubte die Familie ihrer vornehmsten Einnahmsquellen. Es ist nicht zu verwundern, daß dieser für Viktor Emanuel Thellung empfindliche Schicksalsschlag ihn in seiner Abneigung gegen Frankreich und die Revolution bestärkte, ob er auch keineswegs dadurch bewogen werden konnte, ein unbedingter Anhänger der alten Zeit zu werden; vor solcher Einseitigkeit bewahrte ihn sein gesundes, besonnenes Urteil.

In Biel hatte er Gelegenheit, seine militär-wissenschaftlichen Studien fortzusetzen, und bald sollte sich der Anlaß bieten, dieselben im Dienste seines Vaterlandes und gegen die ihm verhaßten Franzosen praktisch zu verwerten.

Am 14. Dezember 1797 hatte die Besetzung des Erguel- und Münsterthales durch französische Truppen stattgefunden, deren äußerste Vorposten bis auf 5 Stunden von Bern vorgeschoben waren. Thellung, den eine Reise nach Courtelary im Januar 1798 mitten durch die Kantonierungsquartiere der Franzosen geführt hatte und der Gelegenheit fand, die Stellungen und Streitkräfte derselben kennen zu lernen, war zum Ergebnis gelangt, daß durch eine rasche, energische Offensivbewegung der Berner die französischen Truppen ohne Schwierigkeiten aus dem Bistum hinausgedrängt werden könnten, ein Gedanke, den später auch Oberst Groß in seinem bekannten Operationsplan äußerte, in welchem er die Notwendigkeit betonte, „die Franzosen in die Berge des Bistums Basel zurückzujagen, um in Bern sicher zu sein und mit Zuverläßigkeit einen Angriff aufs Waadtland wagen zu können.“ Nach Biel zurückgekehrt, verarbeitete er die auf dieser Reise gesammelten Beobachtungen zu einem ziemlich ausführlichen Angriffsplan.[1]) Thellung beabsichtigte, seinen Entwurf persönlich seinen beiden, damals in Büren kommandierenden Freunden, dem Generalquartiermeister von Grafenried

[1]) Dieser Angriffsplan findet sich veröffentlicht in den noch zu erwähnenden „Militärischen Aufsätzen.“

und dem Generaladjutanten Weber zu überbringen und durch deren Vermittlung dem Kriegsrat in Bern vorlegen zu lassen.

Seine Abreise nach Büren war auf den 8. Februar festgesetzt; aber die ganz unerwartete Besetzung Biels durch die Franzosen schnitt ihm jede Verbindung mit den bernischen Truppen ab und vereitelte seine patriotischen Absichten.

Es ist bekannt, welche Folgen dieser Umschwung für das kleine Gemeindewesen nach sich zog, „wo das Unglaubliche geschah, daß unwürdige Söhne und Enkel in ihr Privatvermögen umwandelten und auf eine heillose Weise leichtsinnig verschleuderten, was die in Gott ruhenden Väter und Ahnen zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben der Gemeinde mühsam erspart, was hochherzige Bürger bei Leben geschenkt oder durch Testament vergabt zur Unterstützung der Armen und Kranken, zur Förderung und Bildung der Jugend oder zu andern gemeinnützigen Zwecken."

Thellung fühlte sich in seiner Vaterstadt immer fremder und siedelte 1804 nach Bern über, wo er namentlich in den Kreisen ehemaliger fremder Offiziere den anregenden und angenehmen gesellschaftlichen Verkehr fand, den er in Biel ungern vermißte. Auch hier setzte er seine militär-wissenschaftlichen Studien fort, als deren Produkt schon 1799 sein erstes Werk im Drucke erschien; es sind die „Bemerkungen über die ehemalige Schweizerische Kriegsverfassung",[1]) denen 1806 die Militärischen Aufsätze folgten.[2]) Thellung erscheint auch als Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, wie der Gemeinnützigen helvetischen Nachrichten, der Helvetischen Monatsschrift, des Militärischen Archivs und anderer periodisch erscheinender Blätter des In- und Auslandes. Nebenbei besorgte er seine ausgedehnte Korrespondenz, durch die er mit vielen wissenschaftlichen und militärischen Berühmtheiten seiner Zeit in Verbindung stand.

[1]) Bemerkungen über die ehemalige Schweizerische Kriegsverfassung und ihren Einfluß auf die Verteidigung des Kantons Bern 1798. Frankfurt und Leipzig 1799. 1 Band in 8°.

[2]) Militärische Aufsätze. Zürich und Leipzig bei Ziegler und Söhnen 1806. Dieses Werk enthält den mit einer trefflichen Karte versehenen Angriffsplan von 1798, Betrachtungen über den dem General von Erlach zugeschriebenen Feldzugsplan auf die beiden französischen Armeen, Bemerkungen über die Zahl der 1798 in die Schweiz eingedrungenen französischen Truppen, Studien über die holländische Armee von 1798, über die Landung in England und eine historische Abhandlung über das Wallonische Regiment Nassau-Usingen. Thellung widmete diese Aufsätze dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dessen Unterthan der Verfasser war, weil die Familie neben dem Burgerrecht von Biel dasjenige von Neuenburg besaß.

Leider begann ein körperliches Leiden, das ihn schon seit einigen Jahren erfaßt hatte, sich immer fühlbarer zu machen, das Abnehmen und schließlich der gänzliche Verlust seines Gehörs, so daß er endgültig dem aktiven Militärdienst entsagen mußte. Um so bereitwilliger entsprach er der am 13. September 1806 erfolgten Berufung als Professor an die bernische Militärschule, die durch einen Regierungsbeschluß vom 1. September desselben Jahres nach dem von Oberst Koch entworfenen Plan ins Leben gerufen worden war. Als Lehrer der Kriegswissenschaft hatte Thellung in einem dreijährigen Kursus, Befestigungs- und Verschanzungskunst, Artilleriewissenschaft und höhere Taktik und Strategie vorzutragen. Der Unterricht begann jeweilen anfangs November und dauerte bis Ende Mai. Im Monat Juni fanden die praktischen Übungen im Felde statt, während alle 3 Jahre ein sogen. Artillerielager abgehalten wurde. Diesem Institut stund Thellung zur vollen Zufriedenheit seiner Obrigkeit als Lehrer vor, nicht wenig zu dem guten Rufe beitragend, den dasselbe weit über die Grenzen des engern Vaterlandes hinaus genoß. Als Anerkennung seiner Thätigkeit wurde er am 15. Juni 1808 zum Grade eines Oberstlieutenants befördert. Um diese Zeit vollendete er sein Hauptwerk,[1] „Darstellung der Marine, ein Versuch über den Kriegsdienst zur See", das bei seinem Erscheinen eine überaus günstige Aufnahme fand und noch heute, abgesehen von seinem historischen Werte, der in der anschaulichen Darstellung der Seewissenschaft in ihrem damaligen Stande liegt, nicht in allen Teilen veraltet sein dürfte.

Das zweibändige, mit trefflichen Abbildungen ausgestattete Werk ist in 10 Hauptstücke eingeteilt, deren jedes durch einen Abschnitt aus dem Lehrgedicht «La Navigation» des französischen Dichters Esménard eingeleitet wird. Das Werk behandelt in einer lichtvollen, auch dem Laien verständlichen Darstellung das Meer nach allen seinen Erscheinungen, Flut und Ebbe, Strömungen, Eigenschaften des Meerwassers ꝛc., bietet eine Beschreibung der zum Seedienst notwendigen Instrumente, wie Kompaß, Log, Meßapparat, Seekarten, um dann in ausführlicher Weise sich über Einteilung, Bau und Disposition der Schiffe zu ergehen. Ein besonderes Kapitel gilt dem Rundholz, d. h. den Masten, Raaen, Bugspriet ꝛc., dem Tau- und Takelwerk und den Segeln. Nach der Beschreibung der Ausrüstung, welcher Teil von den Ankern, ihren Tauen, den Schaluppen und Booten, dem Geschütz

[1] Darstellung der Marine, ein Versuch über den Kriegsdienst zur See. Für Leser aus allen Ständen. 2 Bände in 8° mit vielen Kupfern und Karten. Leipzig u. Zürich bei Ziegler und Söhnen. 1. Auflage 1808, 2. Auflage 1818.

und den Lebensmitteln handelt, folgt das überaus interessante Kapitel über die Bemannung. Der Leser wird eingeführt in die Rangordnung und Einteilung der Schiffsmannschaft, in die Manneszucht und die Sitten der Seeleute. Diese Schilderung ist zur Charakteristik des Verfassers eine nicht unwichtige Urkunde, indem er uns hier entgegentritt als human denkender Mann, der, obwohl oft genug Zeuge einer fast grausamen Handhabung der Disziplin gegenüber einer von rohen und meuterischen Elementen durchsetzten Schiffsmannschaft, dennoch seine menschenfreundliche Gesinnung nie verläugnete. Die folgenden Kapitel behandeln den Seedienst, die Seetaktik, die Signale, sowie die Zustände des Marinewesens in den verschiedenen europäischen Staaten. Das Ganze findet seinen Abschluß in einem alphabetisch geordneten Wörterbuch der seemännischen Ausdrücke, wodurch die Brauchbarkeit des Werkes um Vieles erhöht wird, das zwei Auflagen erlebte und dem Verfasser viel Anerkennung einbrachte. „Obgleich es vielen Lesern ein Lächeln abnötigen dürfte", bemerkt dieser, „aus den Gebirgen der Schweiz und von einem Schweizer eine Schrift über die Marine zu erhalten, so glaubte ich dennoch befugt zu sein, diesen Gegenstand zu bearbeiten, da ich während dem amerikanischen Kriege als wirklicher Seeoffizier auf der holländischen Flotte gedient und folglich von dem Kriegsdienst Sachkenntnis habe." Daß er auch um den Schiffsbau sich Verdienste erworben hatte durch die von ihm herrührende Verbesserung des Systems der kurz vorher erfundenen Schiebekiele, verschweigt der bescheidene Verfasser.

Unterdessen hatten die Ereignisse des Jahres 1813 in den Niederlanden die Wiedereinsetzung der Dynastie Oranien herbeigeführt, und der Sohn des verstorbenen Erbstatthalters Wilhelm V. bestieg als Wilhelm I. den neuaufgerichteten Königsthron. In Erinnerung der treuen Dienste, die Viktor Emanuel Thellung seinem Hause geleistet hatte, bedachte er ihn mit einer beträchtlichen Pension und der Beförderung zum Range eines Obersten in der niederländischen Armee. Diesen Auszeichnungen folgte die Berufung an den königlichen Hof in Haag, welcher Thellung nicht ohne einige Bedenken schließlich Folge leistete. Seine Stellung in Haag erlaubte ihm, seine Neigung zu wissenschaftlicher und litterarischer Arbeit mehr als je zu bethätigen. Außer einigen 1819 erschienenen kriegsgeschichtlichen Werken [1]) gab er

[1]) 1. Versuch über die Taktik und Strategie. Ein Band in 8° mit Plänen, gewidmet dem König der Niederlande. Leipzig bei Friedrich Christian Wilhelm Vogel 1819.

2. Observations sur le Précis des Batailles de Ligny et de Waterloo du Général Berton. Un vol. in 8°. Utrecht 1819.

3. Das Feldzugsspiel des Obrlst Messmer, neu bearbeitet in deutscher, französischer und niederländischer Sprache. Ein Band in 8° mit Plänen. Haag 1819.

1822 die Übersetzung des drei Gesänge umfassenden Gedichtes „Die Freimaurerei“ von Schouten heraus,[1]) gewidmet dem Prinzen Wilhelm Friedrich Karl, dem Bruder des regierenden Königs, und begleitet von zahlreichen, die Geschichte der Freimaurerei betreffenden Noten und Anmerkungen.

Doch das bedeutendste Werk dieser Zeit, gleichsam ein Gruß aus der Fremde an die Heimat, ist der „Versuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft“,[2]) die Frucht langjähriger historischer Forschung. Das Werk besteht aus zwei Hauptteilen. Der erste enthält die Geschichte des Kriegswesens der alten Eidgenossenschaft von ihrer Gründung bis zum entscheidenden Jahre 1798, sodann die Darstellung des Militärwesens unter der Helvetik, der Mediationszeit und der nach 1815 neurestaurierten Schweiz. Im zweiten Teile gibt der Verfasser ein Bild der verschiedenen militärischen Institute der Schweiz, durchgeht sodann die schweizerische militärische Litteratur, behandelt einige wichtige, das Militärwesen betreffende Zeitfragen, um sich schließlich über den ausländischen Kriegsdienst auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit äußert der Verfasser seine Meinung über diese damals vielbesprochene Frage in einer Weise, wie man sie von dem alten, gedienten Offizier nicht erwartet hätte; bekennt er doch: „Obwohl ich selbst im Auslande gedient habe und sogar eine nicht unbedeutende Pension beziehe, so stimme ich doch dem Wunsche bei, daß es möglich wäre, sich in Zukunft aller Militärkapitulationen zu enthalten.“ Als Anhang des reichhaltigen Buches erscheint der Aufsatz „Über die Stiftung eines eidgenössischen Ehrenzeichens zur Belohnung der Verdienste“,[3]) in welchem er die Gründung eines schweizerischen Ritterordens ebenso warm als geschickt befürwortet und die Einwendungen, die gegen eine derartige Institution gemacht werden könnten, zum

[1]) Die Freimaurerei, ein Gedicht in drei Gesängen, aus dem Niederländischen von J. Schouten. Ein Band mit Titelblatt und Vignette, 1822.

[2]) Versuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bei Wägelin und Rätzer. St. Gallen 1826. Ein Band in 8°.

[3]) Thellung dachte sich dieses Ehrenzeichen als Eisenkreuz mit goldenem Rande, über dessen obern Flügel ein goldener, mit Federn geschmückter Hut statt einer Krone. Auf dem untern Flügel steht als Bezeichnung der Klassen: I oder II oder III. Darunter kreuzen sich ein Lorbeer- und ein Eichenzweig, an beiden Seiten emporsteigend. In der Mitte des Eisenkreuzes ist ein rotes Oval mit weißer Einfassung, deren Rand und Inschrift golden sind. Auf der Vorseite steht im Oval das eidgenössische weiße Kreuz mit den Worten: Gott und Vaterland. Auf der Rückseite im Oval zwei verschlungene Hände und die Umschrift: Ad honorem per laborem.

Schweigen zu bringen sucht. Er geht vom Gedanken aus, dem Staate sei die größte Summe gemeinnütziger Handlungen vorteilhaft; daher habe er ein dringendes Interesse, solche durch zweckmäßige Mittel zu fördern. Da nun Belohnungen in Geld nicht nur kostspielig für einen geldarmen Staat, sondern auch für den Empfänger herabwürdigend seien, überdieß Beförderungen der Gutgesinnten zu Ämtern und Würden unter Zurücksetzung der sachverständigen, durch ihre Erfahrungen zu diesen Stellen berechtigten Fachleute leicht zum Nachteil des Gemeinen Wohls ausfallen könnten, so gelangt er zum Ergebnis, das schweizerische Ehrenkreuz sei das einfachste, würdigste und wirksamste Aufmunterungs- und Belohnungsmittel, das überdies bei dem bestehenden Bundessystem geeignet sei, die Angehörigen aller Kantone zu einem Volk und zu einem Zwecke zu verbinden.

Dieses Werk, so wie die schon 1799 erschienenen Bemerkungen über die ehemalige schweizerische Kriegsverfassung und ihren Einfluß auf die Verteidigung des Kantons Bern werden ihren Wert als Quellen der bernischen Kriegsgeschichte behalten und sind besonders beachtenswert sowohl wegen des unbefangenen Urteils über die Zustände, welche der Katastrophe von 1798 vorangiengen, als auch wegen der Vorschläge zu einer Reorganisation des Militärwesens der neuen Eidgenossenschaft.

Ob die Beschäftigung mit der Geschichte seines Vaterlandes in dem alternden Manne das Heimatsgefühl von neuem rege machte, oder ob ihm der Verlust des Gehörs den Aufenthalt am Hofe und seine Stellung als Instruktionsoffizier immer mehr verunmöglichte, genug, er verlangte und erhielt 1827 seine ehrenvolle Entlassung und kehrte in seine Heimat zurück, um sich in Bern niederzulassen, wo er seinen alten, allerdings zusammengeschmolzenen Bekanntenkreis wiederfand. Immerhin war trotz seines Alters sein Geist noch frisch und seine Arbeitslust ungebrochen. Trotz seiner 70 Jahre übernahm er 1830 die Redaktion der in Bern wöchentlich dreimal erscheinenden Neuen Schweizer-Zeitung. Doch erschreckt und entmutigt durch die ihm in dieser Stellung erwachsenden Unannehmlichkeiten, entsagte er bald dieser Thätigkeit.

Das letzte größere Werk des alten Herrn galt der Jugend; 1829 erschien in Constanz, anonym, seine zweibändige, mit Karten und seinen Sepiazeichnungen von seiner Hand ausgestattete Übersetzung der Abenteuer des Robinson unter dem Titel: „Der vollständige Robinson Crusoe.“ Diese Übersetzung ist besonders wertvoll durch die von Thellung verfaßten Biographien des Helden, sowie des



Verfassers des ewig jungen Werkes, Alexander Selkirk und Daniel Defoë, und durch das als Anhang beigefügte Wörterbuch über die seemännischen Ausdrücke.

Ob auch Thellung von 1830 an auf jedes öffentliche Publizieren verzichtet hatte, so konnte er doch seine ihm liebgewordene litterarische Thätigkeit nicht lassen. Er las mit der Feder in der Hand und hatte sich daran gewöhnt, seine Eindrücke bei der Lektüre niederzuschreiben, sowie auch aus den ihm zukommenden zahlreichen Briefen Auszüge zu Papier zu bringen. Die vielen hinterlassenen Aufzeichnungen zeigen uns in Viktor Emanuel Thellung einen Mann von harmonischem Charakter und vielseitiger Bildung, der von sich bekennen durfte, daß nichts Menschliches ihm fremd war. Außer mehreren tief empfundenen und formvollendeten Gedichten, die beweisen, daß er nicht nur das Schwert, sondern auch die Leyer führte, finden sich umfangreiche und gründliche Aufsätze über Gebiete der Kunstgeschichte, Mathematik, Geometrie, Philosophie und namentlich der Theologie. Die wohldurchdachte, philosophisch fundierte Systematisierung seines christlichen Glaubens scheint ihm bis in sein hohes Alter Bedürfnis gewesen zu sein. Eingehend beschäftigte er sich auch mit Magnetismus, Astronomie, Forstwissenschaft, Geschichte und moderner wie älterer Litteratur. Seine Herzensgüte und Unbefangenheit trat besonders wohlthuend in seinen zahlreichen Mitteilungen über zeitgenössische Personen und Vorgänge hervor. Zwar kann der alte Soldat auch zürnen; man höre nur, wie er die ihm überaus antipathische Bewegung — er nennt sie Seuche — des religiös-schwärmerischen Réveil mit bitterer Ironie geißelt, oder die pädagogischen Verkehrtheiten einiger jüngeren Philologen schildert, „denen zufolge Homer ein elender Fiedler, Cäsar, Sallust und Livius Stümper waren ..., die ihre Muttersprache nicht einmal verstanden und viel dazu beitrugen, dem Volk und der Jugend die Köpfe zu verdrehen.“ Doch ist es nicht, daß er der neuen Zeit nicht auch gerecht geworden wäre und es sich hätte beikommen lassen, ein unbedingter Lobredner des Alten zu werden. Es ist für seine politische Stellung sehr bezeichnend und gereicht seinem Charakter nicht zur Unehre, daß er bei den einen als Aristokrat, bei den andern als liberaler Stürmer galt.

Wohlthuend berührt auch die Liebe zu seinen Verwandten und zur alten Vaterstadt Biel, die er oft besuchte und deren graue, aus stillen grünen Teichen und Gräben emporragende Thürme er so gut zu schildern weiß, wie die behaglichen Bürgerhäuser, deren Bewohner er so treffend und schalthaft gezeichnet hat, von den ehrsamen Hand-

werkern, die, vor dem Oberthor zusammenstehend, die ein- und ausfahrenden Postkutschen und deren Insaßen mustern, bis zum wohlehrwürdigen Dekan, der trotz seiner 80 Jahre alle Abende in der Societät erscheint zu dem altgewohnten jeu im Kreise anderer grauen Häupter. Merkwürdig ist das Zukunftsbild, welches er in den 20ger Jahren von dem damals kaum 2000 Einwohner zählenden Städtchen entworfen hat. „Aufgehört haben die Überschwemmungen der Ebene. Nur im Munde des Greisen lebt noch die Sage, daß ehemals die Süß von Bözingen über Mett nach Biel und in den See geflossen sei, daß die Aare, welche einst von Aarberg an Büren vorbei das Land hinab strömte, durch Menschenkräfte von Radelfingen durch das durchschnittene Hügelland in den Bielersee geleitet, sich in selbigem mit der Ziel vereinige, an Biel, das mit Nidau nun Eine Stadt ausmacht, vorbeiströme, bei Bözingen unterhalb dem Drahtzuge die Süß aufnimmt, und an Solothurn vorüber, ein schiffbarer Strom, das Land hinabfließt. Tausende von Salzfässern liegen auf dem Stapelplatze am Fluß, um eingeladen zu werden.[1]) Magazine, Gradirhäuser und andere Gebäude der reichhaltigen Salzwerke dehnen sich in den langen, volks- und gewerbreichen Gassen aus. Öffentliche Prachtgebäude für die Regierung und Stadtverwaltung, Spitäler und andere Stiftungen für Witwen, Waisen und Arme, schöne Privathäuser und Gasthöfe verschönern die neue, groß gewordene Handelsstadt. Eine gepflasterte, unaufhörlich belebte Heerstraße geht vom Seeplatze des Paßgartens längs dem Seeufer über Vingelz, Twann und Ligerz nach Neuenstadt. Die liebliche Insel, wo vor uralter Zeit Wodansaltäre, später ein Kloster standen, und Druiden und Mönche und nachher der menschenscheue Rousseau ihr Wesen trieben, jetzt nur von Freunden der Natur und der Freude besucht, ruhet im Schatten ihrer Eichen- und Buchenwälder im Angesicht der am Ufer Wallenden oder den See Befahrenden, auf welchem Dampfschiffe die blauen Fluten sanft durchgleiten."

Möge der Leser selbst beurteilen, wie weit diese Prophezeiung sich erfüllt hat.

Viktor Emanuel Thellung war unverheiratet. Eine treue Haushälterin, die ihn auch nach Haag begleitet hatte, fand er an seiner

[1]) Im Jahre 1822 wurden durch Hofrat Glenk von Ludwigsburg zwischen Biel und Bözingen, in der sogenannten Winterlimatte, Nachforschungen nach Salz angestellt. Mit welch' hoch gespannten Erwartungen man diese Versuche unternahm, zeigt die oben stehende Ausführung.

betagten Magd Maria Rafzger von Uetendorf in der Kirchgemeinde Thierachern. Als sie ihren Dienst nicht mehr versehen konnte, bedachte ihr dankbarer Herr sie mit einer reichlichen Pension; doch geschah es etwa, daß die wackere Frau auf ihre gesammte Jahresrente zu Gunsten eines menschenfreundlichen Zweckes verzichtete.

Sein Lebensabend war sanft und ruhig. Zwar wurden ihm die Beschwerden des Alters nicht erspart; doch bestanden sie weniger in schweren, unerwarteten Schicksalsschlägen, als in der naturgemäßen Abnahme der Kräfte, wie er sie selber in einem seiner letzten Gedichte geschildert hat:

Ihr ugendlichen Freuden,
Wie bald seid ihr entfloh'n!
Des Alters Müh'n und Leiden,
Wie nah' sind sie mir schon!
Nun halten matte Kräfte
Den Rest des Lebens an;
Nun ängsten mich Geschäfte,
Die ich nicht schließen kann.
Dort erst werd' ich entdecken,
Wo nichts den Geist beschränkt,
Daß Gott zu hohen Zwecken
Durch Schmerz die Menschheit lenkt.

Das Lebensbild dieses Mannes wäre unvollständig, wenn nicht hingewiesen würde auf den Grundzug seines Lebens, seine ernste und schlichte Gottesfurcht, die er nie zur Schau trug, aber dafür in seinem Thun und Denken nie verläugnete.

Der ehrwürdige, heitere Greis, ob auch ohne engere Familie, von Vielen geliebt, von Allen geachtet, starb den 18. Mai 1842 im Alter von 81 Jahren und 6 Monaten. Den einfachen Denkstein auf dem Monbijoufriedhof in Bern hat die Neuzeit beseitigt. Mögen diese anspruchslosen Zeilen beitragen, daß wenigstens sein Andenken den heutigen und kommenden Generationen nicht ganz entschwinde.

Quellen: 1. G. Scholl, Notice biographique sur le colonel Victor-Emanuel Thellung de Courtelary, Actes de la société Jurassienne d'émulation 1856. 2. Handschriftlicher Nachlaß Thellungs, mitgeteilt durch Herrn Pfr. Thellung in Bern.

Ed. Bähler, Pfr. in Thierachern.

Niklaus Ludwig von Stürler.

1786—1825.



Niklaus Ludwig von Stürler, Sohn des alt-Ratsherrn Stürler von Ursellen, genoß eine den Traditionen seiner Familie entsprechende sorgfältige Erziehung. Von Natur ein offener Kopf, ausgestattet mit allen Anlagen zu glücklicher Entwicklung sowohl in Bezug seiner geistigen Eigenschaften, wie auch in Erlangung von Fertigkeit und Geschicklichkeit in den Leibesübungen, brachte er es vermöge seines einnehmenden Wesens so weit, daß er allgemein bewundert und von Jedermann wertgeschätzt, sich allseitiges Zutrauen zu erwerben wußte, und ihm, obwohl noch jung, eine wichtige obrigkeitliche Sekretär-Stelle anvertraut wurde.

Leider ließ er sich von jungen französischen Flüchtlingen beeinflussen, mehr Geld auszugeben, als ihm seine Mittel erlaubten. Diese Verhältnisse erschütterten seine amtliche Stellung und führten zu unliebsamen Erörterungen mit seinem Vater, dem das Gebahren des Sohnes schmerzliche Stunden bereitete. Nachdem schließlich die obwaltenden Schwierigkeiten für Ludwig Stürler in befriedigender Weise gehoben worden waren, entschloß er sich, in russischen Diensten Anstellung zu suchen, und reiste im Jahre 1809 in Begleitung des bernischen Hauptmanns Prévot nach St. Petersburg. Mit guten Empfehlungsschreiben ausgerüstet, hoffte er, dort recht bald eine seinen Neigungen entsprechende Verwendung zu finden. Allein er fand anfänglich verschlossene Thüren, und noch bevor es ihm gelungen war, Eintritt in die Armee zu erlangen, waren seine Mittel erschöpft und er mußte Zuflucht zur Erteilung von Unterricht in der französischen Sprache nehmen. Aus dieser Bedrängnis erlöste ihn die Gräfin de Moutier, geb. Wyttenbach, die in einem dem kaiserlichen Hofe nahestehenden Hause eine Vertrauensstellung bekleidete und durch eine seltsame Verknüpfung von Umständen Gelegenheit fand, ihn Sr. Kai-

serlichen Majestät Alexander I. und dem Großfürsten Constantin vorzustellen.

Die Gräfin Moutier wußte in geschickter Weise den Kaiser für ihren jungen Landsmann zu interessieren und Ihrer Majestät die Lage und Wünsche ihres Schützlings darzulegen. Die Verwendung der Frau von Moutier kam unmittelbar zur Geltung, und Stürler erhielt ganz unerwartet die Meldung seiner Ernennung zum Lieutenant in der russischen Armee. Es muß bemerkt werden, daß Stürler in Anwesenheit des Großfürsten Constantin eine Prüfung über sein militärisches Wissen abzulegen hatte, die er glänzend bestand, wobei ihm die als bernischer Milizoffizier erworbenen Kenntnisse von Nutzen waren. Als ganz außerordentliche Begünstigung wurde ihm eröffnet, es sei die Wahl des Regimentes, dem er zugeteilt zu sein wünsche, seinem eigenen Ermessen anheimgestellt. Trotz wohlgemeinter Bedenken seiner Bekannten in St. Petersburg entschied er sich für das Leibgarde-Regiment Semenowsky, dessen Offizierskorps sich sonst nur aus dem hohen russischen Adel rekrutierte. Wenn auch sein bernisches Milizlieutenants-Patent bewirkte, daß er sogleich mit dem nämlichen Grade eintreten konnte, mußte er immerhin, um Dienst und Sprache kennen zu lernen, in rascher Folge auch die unteren Grade durchmachen.

Seine anfänglich etwas schwierige Stellung im Offizierskorps, welches ihn als bürgerlichen Emporkömmling betrachtete, wußte er durch Takt und gewissenhafte Pflichterfüllung zu befestigen. Die Beleidigung eines Dienstkameraden wies er durch eine Herausforderung zum Duell zurück und besiegte seinen Gegner, nachdem er ihm zuvor genau angegeben, an welcher Stelle er ihn mit dem Degen verwunden werde. Einem eigentümlichen Zwischenfall hatte er es sodann zu verdanken, daß er schließlich das ungeteilte Vertrauen seiner Vorgesetzten und auch seiner Kameraden erwarb.

Bei einer großen Truppen-Revue in St. Petersburg in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers, und von Sr. Durchlaucht dem Großfürsten Constantin kommandiert, sollte zum Schluß ein Manöver ausgeführt werden, wozu den Regimentern oberflächliche Instruktionen erteilt wurden. Bei Ausführung des Manövers ergab sich, daß das Bataillon, in welchem Stürler stand, beträchtliche Distanzen verloren hatte, infolge dessen der Versuch der neuen militärischen Übung vollständig mißlang. Großfürst Constantin war durch diesen ihm persönlich nahegehenden Mißerfolg im höchsten Grade aufgebracht und diktierte sämtlichen Offizieren des Bataillons mehrere Tage Arrest. Stürler bemerkte ziemlich vorlaut, das Mißlingen des Manövers sei

nicht dem Bataillon zuzuschreiben, sondern vielmehr der Anlage der Übung. Zur Ruhe gewiesen, erwiderte Stürler, er mache sich anheischig, seine Behauptung mathematisch zu beweisen. Nichts desto weniger mußten die Säbel abgeliefert werden, und das ganze Offizierskorps wanderte in Arrest. Anstatt sich zur Ruhe zu begeben, verfaßte Stürler in der Nacht einen umfassenden Bericht über das stattgehabte Manöver nebst einem Croquis über die Anlage und Ausführung der Übung, aus welcher Arbeit er den Schluß zu ziehen vermochte, daß es mathematisch nachweisbar sei, es treffe die Schuld keineswegs das Bataillon, sondern vielmehr die von höherer Stelle erteilte Instruktion, welche unrichtig gewesen sei. Er übergab seinen Bericht früh Morgens dem Bataillons-Adjutanten zu handen des Majors zur Weiterbeförderung, und um 11 Uhr war die Erlassung des Arrestes angekündet!

Von Stunde an war ihm das Wohlwollen seiner Vorgesetzten gesichert. Diese Episode wirft ein Streiflicht auf den Charakter Stürlers, dessen Unerschrockenheit, ergänzt durch tüchtiges militärisches Wissen, die Aufmerksamkeit auf ihn lenken mußte. Durch seine Kenntnisse in der Mathematik und im Zeichnen, seine Vertrautheit mit verschiedenen Sprachen und seine Ehrbegierde, die Kompagnie, bei der er eingeteilt war, im Exerzieren vorzüglich einzuüben, gelang es ihm, in unerwartet kurzer Zeit zum Hauptmann befördert zu werden und als solcher die Feldzüge jener ereignisreichen Zeit mitzumachen.

Im Jahre 1812 finden wir Stürler als Teilnehmer an den Schlachten von Witebsk, Smolensk, Borodino, Krasnoë und bei den Gefechten um Moskau und an der Beresina. Im Jahre 1813 kämpfte er bei Lützen, Bautzen und Culm. Am zweiten Tage dieser letzten Schlacht (30. August 1813), nachdem er sich bis dahin glücklich durchgeschlagen, stand er unter General Ostermann mit 8000 Russen gegen General Vandamme, der 25,000 Franzosen und 100 Geschütze befehligte, im Feuer. Ostermann wußte mit außerordentlichem Geschick den Kampf so lange hinzuhalten, bis es dem General Kleist gelang, den Franzosen den Rückzug in dem Thale gegen Teplitz abzuschneiden. Um 11 Uhr vormittags war Stürler in ein Vorpostengefecht verwickelt, und es wurde ihm dabei durch eine Kugel die linke Hand zerschmettert. Er ließ sich hinter der Front durch einen Feldscherer in aller Eile einen Verband anlegen und begab sich neuerdings zu seinen Leuten, welche in heftigem Feuer standen. Da er viel Blut verloren, sagte ihm der kommandierende Stabsoffizier, er möge sich auf den Verbandplatz begeben. „Meine Grenadiere sind im Feuer!“ war seine Antwort, „ich verlasse sie nicht ohne äußerste Not!“ Abends 5 Uhr wurde

Stürler durch einen Granatsplitter abermals schwer verwundet und mußte auf einem Wagen mit andern Verwundeten nach Prag transportiert werden, wo er mehrere Monate in einem Militärspital seine Genesung abwarten mußte.

Sobald er wieder marschfähig war, stellte sich Stürler bei seinem Regiment und wurde bei diesem Anlaß vom Kaiser huldvollst empfangen. Sein Regiment stand damals in der Nähe von Basel, und wir finden ihn im Feldzuge des Jahres 1814 in den Gefechten von Brienne, Arcis-sur-Aube, Champenoix und bei der Erstürmung des Montmartre. Am 31. März 1814 hielten die Verbündeten ihren Einzug in Paris, und Stürler befand sich mit dem Grade eines Hauptmanns als Höchstkommandierender an der Spitze des Garde-Regiments Semenowsky, nachdem alle höheren Stabsoffiziere entweder todt oder kampfunfähig geworden waren. Bei der Rückkehr der russischen Armee nach dem Friedensschluß erhielt Stürler einen zweimonatlichen Urlaub, um seine angegriffene Gesundheit zu pflegen. Diese Ruhezeit verbrachte er auf seinem väterlichen Gute in Ursellen und verwendete dieselbe namentlich auch zum Nachführen seiner interessanten Tagebücher, die uns teilweise zur Verfügung stehen. Er machte auch eine Kur im Bade Schinznach, welche zur Heilung seiner Wunde wesentlich beitrug. Bei Ende seines Urlaubs wurde ihm von der russischen Gesandtschaft in Bern angeboten, als kaiserlicher Courrier zurückzukehren; vorher aber sollte er die Befehle der Kaiserin von Rußland, welche sich eben zum Besuche am badischen Hofe befand, einholen. Er reiste am 11. August 1814 von Bern ab, langte, über Karlsruhe reisend, am 26. August nachmittags in St. Petersburg an und überbrachte sogleich Ihrer Majestät seine Briefe; der Kaiser erkundigte sich über seine Verwundung und seine Gesundheit, sprach seine Befriedigung über die Eilfertigkeit seiner Reise aus und fügte hinzu: «Je ne puis vous dire combien je suis content de vos services, vous n'avez qu'à continuer comme vous avez fait jusqu'ici, pour avoir droit à tous les titres de bienveillance et d'intérêt que je vous porte!»

Stürler befand sich beim Regiment Semenowsky im Altersrang soweit vorgerückt, daß er hoffen durfte, in kurzer Zeit Bataillons-Kommandant zu werden; in dieser Stellung würde er es jedoch wegen des unvermeidlichen Aufwandes nicht lange ausgehalten haben, da das Offizierskorps aus den vornehmsten russischen Adelsfamilien zusammengesetzt war und einem Fremden eine höhere Stellung voraussichtlich zu verleiden gesucht hätte. Mit allem Fleiße seine Obliegenheiten besorgend, brachte er es dahin, daß seine Kompagnie im Exerzieren und

in ihrer Haltung sich vor den andern auszeichnete; infolge dessen wurde ihm ganz unerwartet das Kommando eines Bataillon provisoire d'instruction, zusammengesetzt aus Zöglingen des Collège Impérial und einer Anzahl von Unteroffizieren aller Waffen, angeboten mit dem Auftrage, die ersteren zum Eintritt in die militärische Laufbahn vorzubereiten und die letzteren in strenger Subordination und militärischer Haltung zu unterrichten.

Der Erfüllung dieser schwierigen Aufgabe, der Stürler 1½ Jahre oblag, verdankte er im Jahre 1816 die Beförderung zum Oberstlieutenant und Kommandierenden des ersten Scharfschützen-Regimentes in Narwa. Er fand dieses Regiment in ganz verlottertem Zustande; indessen gelang es ihm nach mühseliger Arbeit, dasselbe wieder in geordnete Verhältnisse zu bringen, was so sehr Anerkennung fand, daß er im Jahre 1820 zum provisorischen Kommandanten des Leibgarde-Regiments in St. Petersburg befördert wurde, als dessen Befehlshaber, Generalmajor Schaltnezin, wegen geschwächter Gesundheit sich vom Kommando zurückziehen mußte. Am 4. Dezember 1821 wurde Stürler zum wirklichen Kommandanten und Obersten des Leibgarde-Regiments ernannt. Inzwischen hatte er sich am 11. März 1819 mit Baronesse Maria Helena von Salza, aus Reval, von einer alt-adeligen livländischen Familie herstammend, verehelicht, welcher Ehe eine Tochter und ein Sohn[1]) entsprossen.

Durch die Gunst des Schicksals gehoben, war es ihm möglich geworden, seine vielseitigen Talente zu entfalten, und dank seinem Eifer und seiner Unverdrossenheit gelang es ihm, während seiner mühsamen Karrière das Wohlwollen Sr. Kaiserlichen Majestät, Alexander I. ununterbrochen zu erhalten. Stürlers ganz auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiser mag ihm bei seiner Laufbahn auch von Nutzen gewesen sein. Man erzählt sich, daß es dem Kaiser wiederholt Spaß bereitet habe, in Begleitung Stürlers durch die Hauptstadt zu reiten, wobei es oft schwer gewesen sei, den Kaiser von seinem Begleiter zu unterscheiden. Oftmals seien auch Stürler die einzig dem Landesherrn geltenden Honneurs durch die Truppen erwiesen worden, ohne daß er sich dieser Auszeichnung erwehren konnte.

Ende 1825 starb der edle Monarch zu Taganrog in Taurien, ohne vorher die unter den obwaltenden Umständen schwierige Thronfolgerfrage geordnet zu haben. Er selbst war kinderlos; sein präsumtiver Nachfolger war sein Bruder Constantin, welcher als Gouverneur

1) Alexander Karl, geb. 1825, Generallieutenant und Adjutant des Kaisers von Rußland.

von Polen in Warschau residierte. Für uns Berner hat dieser russische Prinz insofern besonderes Interesse, als seine erste, von ihm geschiedene Gemahlin, eine geborene Prinzessin Anna von Coburg, sich nach der Scheidung in Bern niederließ, von einem Herrn von Tscharner die Elfenau kaufte und zu dem herrlichen Landsitz umwandelte, als welcher sie jetzt noch besteht. Eine einfache, schwarze Marmortafel an der westlichen Mauer des Rosengartens mit der Inschrift „Anna" bezeichnet die letzte Ruhestätte der unglücklichen Großfürstin.

Constantin, welcher in zweiter Ehe eine nicht hoffähige russische Gräfin geheiratet hatte, gedachte zu Gunsten seines Bruders Nikolaus, des dritten Sohnes Pauls I., auf den Thron zu verzichten. Dieser war aber vorsichtig und wollte zunächst das Vorrecht seines älteren Bruders respektieren. So kam es, daß unter den Truppen die einen dem Kaiser Constantin, die andern dem Kaiser Nikolaus den Eid der Treue leisteten, und zwischen beiden machte sich eine Partie bemerkbar, die sich bei dieser Gelegenheit das Kaisertum überhaupt vom Halse schaffen wollte und dabei hinsichtlich der Mittel wenig wählerisch war.

Stürler mußte es mit ansehen, daß sich einige Kompagnien seines Regiments auf Zureden des schurkischen Lieutenants Panoff, selbst noch, nachdem sie dem Kaiser Nikolaus den Eid geleistet hatten, zu den Meuterern schlugen, die zum Überfall auf den Winterpalast und zur Niedermetzelung der kaiserlichen Familie bestimmt waren. Doch kam dieser nichtswürdige Plan Panoffs glücklicherweise nicht zur Ausführung.

„Der Oberst Stürler", erzählt Baron M. von Korff in einem 1857 auf Befehl Alexander II. herausgegebenen Buche, „als ein Teil seines Regiments durch die Verführung Panoffs und seiner Gefährten in den Aufruhr mitgerissen worden, verachtete in der Erfüllung seiner Pflicht die sichtliche Gefahr und gieng in die Reihen der Meuterer auf den Senats-Platz, indem er sich bemühte, die von der Treue Abgefallenen zur Besinnung zur bringen. Erst eine tötliche Kugel desselben Mörders, von dessen Hand auch General Miloradowitsch gefallen war, konnte seinem edlen Streben ein Ende machen."

Kachowsky, der Stürler mitten in dem Rebellenhaufen bei dem Denkmal Peters des Großen traf, fragte ihn auf französisch: „Und Sie, Oberst, auf wessen Seite sind Sie?" — „Ich habe dem Kaiser Nikolaus geschworen und werde ihm treu bleiben", antwortete Stürler. Da feuerte Kachowsky eine Pistole auf ihn ab, und ein anderer Offizier rief: „Kinder, schlagt ihn und stoßt ihn nieder!" und gab ihm zwei Säbelhiebe über den Kopf. Stürler, tötlich verwundet, machte mit Anstrengung einige Schritte, schwankte und fiel.

Wie dem Berichte seines Seelsorgers, Johann von Muralt, Pastor der deutsch-reformierten Gemeinde in St. Petersburg, zu entnehmen ist, lebte Stürler noch zwei Tage und zwei Nächte. Der Kaiser, dessen Gemahlin und dessen Mutter bewiesen ihm die höchste Teilnahme und nahmen sich in der Folge seiner Witwe und seiner Kinder an. Die sorgfältige Erziehung der Letzteren erfolgte aus der durch die kaiserliche Privat-Schatulle zur Verfügung gestellten Mitteln.

Der Sohn, Alexander von Stürler, geb. 1825, kurz vor dem Tode seines Vaters, widmete sich der militärischen Laufbahn und war bereits mit 30 Jahren General-Major und Flügeladjudant des Kaisers. In späteren Jahren wurde er mit der hohen Stelle des kaiserlichen Hofstallmeisters betraut. Von allen in der Thronfolge sich nachfolgenden Herrschern Rußlands wurde er in hohen Ehren gehalten und lebt heute (1900) noch in St. Petersburg in geachteter, einflußreicher Stellung.

Die fünf Jahre ältere Tochter war mit Herrn von Westmann, langjährigem Vertrauten des russischen Kanzlers, Fürst Gortschakoff, verheiratet und deren älteste Tochter wurde von ihrem Oheim, General Alexander, als Gemahlin heimgeführt. Sie selbst starb unlängst in St. Petersburg. Die Dankbarkeit der russischen Selbstherrscher, welche oft angezweifelt wird, hat sich in diesem Falle glänzend bewährt.

Der vom 30. Dezember 1825 datierte Totenschein Stürlers hat folgenden Wortlaut:

„Nikolaus Ludwig von Stürler, Flügel-Adjudant Sr. M. des Kaisers Nikolai Paulowitsch, Oberst und Kommandant des Leib-Garde-Grenadier-Regiments, Ritter von St. Wladimir der dritten u. vierten Klasse mit der Schleife und des St. Anna-Ordens zweiter Klasse, des preußischen Ordens « pour le mérite », des Culmerkreuzes und der silbernen Medaille für den Feldzug von 1812, ist den 14. Dezember bei einer Meuterei von einer mörderischen Kugel im treuen Dienste Sr. M. verwundet worden und den 16. an den Folgen der unheilbaren Wunde gestorben im Alter von 41 Jahren. Den 20. Dezember 1825 wurde er feierlich unter militärischen Ehrenbezeugungen beerdigt."

Quellen: Persönliche Aufzeichnungen des Obersten L. von Stürler und seines Bruders Oberstl. Rudolf von Stürler, alt-Amtsstatthalter. — Baron von Korff, die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I. (1857), St. Petersburg.

Oberst E. von Grenus.

Friedrich Rudolf von Stürler.
1785–1868.



Friedr. Rudolf v. Stürler von Urfellen, der dritte Sohn des Ratsherrn Carl Emanuel, war geboren im Mai 1785. Er sah als dreizehnjähriger Knabe die fränkische Gewaltthat von 1798 und sodann die Vasallenwirtschaft der Helvetik. Der Jammer seines Vaterlandes grub sich tief in seine jugendliche Brust und erfüllte ihn mit Erbitterung gegen die Verschulder desselben. Es war ihm daher ein Freudentag, als er, kaum 17 Jahre alt, am 18. September 1802 mit dem Bataillon der Rovereaner, bei welchem er als erster Unterlieutenant stand, die französisch-helvetische Regierung und ihre Truppen aus Bern vertreiben helfen konnte.*)

Nach Wiederherstellung der — zwar noch lange bedrohten und mehr als einmal verletzten — nationalen Selbständigkeit durch die Mediationsakte vom 19. Februar 1803 begann Stürler seine administrative Laufbahn in untern Stellen und Behörden. Man gelangte damals erst mit dem 30. Altersjahre in den Großen Rat des Kantons, so daß er diese Auszeichnung vor dem Umschwunge von 1813 auf 1814 nicht erreichte. Dieselbe fand ihn im Civildienste als Sekretär der Forstkommission, im Militär als Scharfschützenhauptmann. In letzterer Eigenschaft nahm er 1815 am Feldzuge der Schweizer nach der Franche-Comté teil.

Heimgekehrt ward Stürler Beisitzer des Schultheißen-, d. h. des Amtsgerichts von Bern, im Januar 1816 Mitglied des Großen Rats und im Dezember gleichen Jahres Oberamtmann von Nieder-

*) Über diese Ereignisse hinterließ von Stürler interessante persönliche Aufzeichnungen, welche sein Großsohn, Herr Oberst E. von Grenus, im Feuilleton des „Berner Tagblatt" im August 1894 veröffentlicht hat.

simmenthal auf Schloß Wimmis. Hier sammelte er sich durch ausdauerndes, gewissenhaftes Studium des landschaftlichen Organismus und unablässigen Verkehr mit den Gemeinden die praktischen Administrationskenntnisse, welche ihm bald in so hohem Maße das Vertrauen seiner Obern erwarben. Das Amt verdankte seinen Anstrengungen hauptsächlich die langersehnte Korrektion der Simmenthalstraße, zuerst vom Gwatt bis zur Glütsch, dann von der Wimmisbrücke dem Kapfe nach aufwärts, eine Wohlthat, von der eine Felsinschrift daselbst bleibend Zeugnis giebt.

Noch vor Ablauf seiner Amtszeit ward Stürler im Dezember 1822 zum Mitgliede des Appellationsgerichts — des damaligen obersten Gerichtshofes — erwählt. Doch nach zwei Jahren schon entsagte er auf höhern Wunsch dieser Stelle, um wieder in der Bezirksverwaltung eine dringende und schwierige Aufgabe zu übernehmen.

Das Amt Oberhasle hatte seit Jahrhunderten das Privilegium der Besetzung der dortigen Amtsstelle mit einem Eingebornen der Landschaft. Dies hatte im Verlaufe der Zeit aus Gründen, die nahe liegen, eine bedenkliche Erschlaffung, namentlich im Vormundschafts-, Hypothekar-, Polizei- und Justizwesen zur Folge gehabt. Die Größe des Übels erheischte außerordentliche Maßnahmen. Schultheiß und Räte beschlossen am 13. Dezember 1824 die Neuwahl eines Oberamtmanns vorzunehmen und die Verwaltung des Bezirks, vorläufig auf 2 Jahre, einem besondern Regierungsstatthalter zu übertragen, eine Mission, die nun Appellationsrichter Stürler erhielt und am 1. April 1825 antrat.

Wie gelungen diese Wahl war, zeigten die Resultate. Nach einer ersten Verlängerung des Interims bis zum 1. April 1828 erkannte man eine zweite von 3 Jahren, was der Kleine Rat am 31. Dezember 1827 dem Regierungsstatthalter anzeigte, beifügend: ... „Dem zu Folge, und da wir die Überzeugung hegen, daß jenem Landesteil nur dadurch wieder aufgeholfen, und seine Wohlfahrt auf bleibende Weise begründet werden kann, wenn die von Euch mit so vieler Einsicht und Geschicklichkeit eingeleiteten Verbesserungen nach dem nämlichen Systeme mit Kraft und Ausdauer fortgesetzt und zur Verwirklichung gebracht werden, haben wir Euch abermals die provisorische Verwaltung der Landschaft Oberhasle anzuvertrauen einmüthig beschlossen" ...

Dieses Zutrauen rechtfertigte Stürler in vollem Maße. Denn schon im Junius 1829, von den nämlichen Behörden zur Verwaltung des Amtes Bern berufen, hinterließ er einem nun wieder möglich



gewordenen gesetzlichen Nachfolger aus dem Amte selbst — die Vogteiverhältnisse soweit geordnet, daß die neue Vormundschaftsordnung ein- und durchgeführt, der Statutarschlendrian beseitigt und von 700 ausständigen Vogtsrechnungen 596 gelegt und passiert waren, die Hypothekargesetze in strenge Befolgung gebracht und damit der Kredit der Landschaft gehoben, die Gemeinds- und Armentellen nach den wahren Hülfsmitteln und Bedürfnissen normiert, die Schulen vermehrt und neu belebt, die Straßen und Wuhrwerke bedeutend verbessert, die ganz darniederliegende Polizei, besonders die forstliche, energisch hergestellt und die ebenso diskreditierte Justiz wieder zum gebührenden Ansehen gebracht. Beide Räte bezeugten ihm in den ehrenvollsten Ausdrücken ihre Anerkennung und ihren Dank für das Erreichte. Was ihn jedoch nicht minder freute, rührte und ehrte, das waren die unzweideutigsten Zeichen dankbarer Gesinnung und Anhänglichkeit der Oberhasler, die er mit heimbrachte.

Aus den kleinern Bezirken plötzlich in den größten von 40,000 Einwohnern versetzt, mit der Hauptstadt, dem Sitze der Regierung und Zentrum des Landesverkehrs, ward es Stürler nicht so leicht, sich in diese ungleich schwierigere und geschäftsbeladenere Stellung, wofür ihm zudem die Erfahrungen eines Vorgängers zu Rate zu ziehen durch die Umstände versagt war, rasch einzuleben. Allein als Mann der nüchternen Auffassung und des richtigen Maßes überwand er durch rastlose Arbeit und unbegrenzte Achtung vor der Amtspflicht alle Schwierigkeiten und würde diese dritte Amtsverwaltung gewiß ebenso ehrenhaft abgeschlossen haben, als die beiden frühern, wenn nicht nach kaum 2 Jahren höhere Ereignisse ihn herausgerissen hätten.

Dem glühenden Hauche der Julitage von Paris entkeimte 1830 rasch auch in den meisten Kantonen der Schweiz, ganz besonders aber im Kanton Bern, die längst eingelegte Saat demokratischer Staatsveränderungen. Der Verlauf des Prozesses gehört nicht hieher. Am 13. Januar 1831 erklärte sich die bisherige Regierung provisorisch; am 28. Februar trat der von ihr einberufene Verfassungsrat zusammen, und am 31. Julius ward das Werk desselben, die neue Staatsverfassung des Kantons, von den Urversammlungen des Volkes angenommen. Es fanden nun die Wahlen für die oberen Behörden statt, und zwei Bezirke, Bern und Konolfingen, erkoren den Amtsstatthalter (Oberamtmann) Stürler zu ihrem Vertreter im Großen Rate. Er schlug den Ruf aus und setzte damit, freiwillig und bewußt, seinem öffentlichen Wirken, so viel es den Staat betraf, ein Ziel.

Aus der Ferne betrachtet nimmt sich dieser Schritt, welcher von 17 andern Stadtbernern geteilt ward und der von der Volksmehrheit sanktionierten neuen Staatsordnung eine systematische Feindschaft anzusagen schien, ganz anders aus, als mitten in jenem Parteikampfe selbst, unter dem erbitternden Eindrucke maßloser Verunglimpfungen in Rede und Schrift, gegen Einzelne und Alle. Mehrere der Ablehnenden bewiesen in der Folge durch die That, daß sie die Zweifel über die politische Korrektheit ihres Entschlusses von 1831 nicht unberechtigt gefunden. Heute würde ein solcher, zumal in der Weise wie damals, sich schwerlich wiederholen, weder hier noch anderswo. Deshalb ist jedoch mit einer Überzeugung, die gerade sich selbst die schwersten Opfer auferlegte, nicht zu rechten. Es mochte ein Fehler sein, aber jedenfalls ein Fehler ohne Makel.

Stürler trat mit allen Regierungsbehörden und ihren exekutiven Organen am 20. Oktober 1831 von seinem Amte ab. Am 26. Januar 1832 ward er auf sein Begehren vom neuen Großen Rat auch als Oberstlieutenant des ersten Auszügerbataillons und Commandant des ersten Militärkreises entlassen. Einigen Ersatz für diesen im 46. Jahre immerhin schmerzlich gefühlten Abschied aus dem Staatsdienste leisteten ihm die durch das Zutrauen seiner engern Mitbürger übertragenen städtischen Beamtungen. Mitglied des Gemeinderats seit dem Erstehen der Einwohnergemeinde im Jahr 1832, sowie Präsident seiner Polizeikommission, welchem die Funktionen des späteren Polizeidirektors oblagen, hielt er in diesen damals nichts weniger als ansprechenden und dankbaren Stellen mit der angebornen Gewissenhaftigkeit aus, in der letztern bis zum Juni 1843, in der erstern sogar bis Ende 1848. Auch der Waisenbehörde der Gesellschaft Obergerbern lieh er lange Jahre seine Erfahrungen.

Die schweren häuslichen Prüfungen, die ihn nach höherem Willen trafen, trug er mit christlicher Ergebenheit. Sechs teure Angehörige wurden ihm mehr oder weniger jung durch den Tod entrissen: Zwei Brüder, nämlich der von den Nachwehen strenger Feldzüge in drei Weltteilen am 14. August 1818 hingeraffte englische Grenadierhauptmann Johann Carl, und der am 25. Dezember 1825 im Militäraufstande von Petersburg gefallene Oberst der Leibgarde-Grenadiere, Adjutant des Kaisers, Niklaus Ludwig, ferner zwei Söhne, darunter der am 15. Mai 1848 auf den Barrikaden Neapels getötete Hauptmann, Carl Gabriel Rudolf, sowie zwei Töchter.

In der Jugend wie im Alter, in heitern wie in trüben Tagen, was jeden Genuß zu erhöhen, jedes Leid zu mildern beitrug, war Stürler's

unvergleichliche Konstitution glückliches Angebinde seiner Geburt. Denn bereits von drei Generationen her vererbte sich auf Söhne und Töchter nebst hohem Wuchse und schönen Formen ein überaus kräftiger Bau. Selbst im vorgerücktesten Alter erschien er im Äußern von dessen Zahn weniger angenagt, als viele 10 bis 15 Jahre jüngere. Ja, wer dem Greise mit dem keken Schritte und den frischen Wangen nach an dessen letztem Lebenstage begegnet wäre, hätte ihm nimmer und nimmer 83 Jahre und 6 Monate gegeben.

Stürler feierte mit seiner Gattin, einer geb. von Mutach, am 9. Mai 1868 den 60. Jahrestag der geschlossenen Ehe oder die diamantene Hochzeit. Kurz darauf erkrankte die letztere zum ersten Male im Leben ernsthaft, fühlte ihre Kräfte rasch abnehmen und verhauchte sanft am 26. August. Stürler, obwohl in ungeschwächter Gesundheit, sprach alsbald die Meinung aus, daß, da der Zwillingsfaden gerissen, der seinige nicht lange mehr halten werde. Oftmals sah man ihn nach dem Rosengarten wandern und am Grabe seiner Gattin weilen — hauptentblößt. Am 28. Oktober besuchte er noch, ebenfalls vor der Stadt, einen teuren Jugendfreund, verbrachte dann den Abend gemütlich mit den Seinen, legte sich zu Bette im Frieden mit sich selbst und der Welt und — erwachte hienieden nicht mehr!

Moritz von Stürler. †

Johann Rudolf Aeschlimann.
1768—1819.

Johann Rudolf Aeschlimann, der Verfasser der „Geschichte von Burgdorf und Umgegend", sowie verschiedener anderer geschichtlicher Arbeiten, darf auch ein bescheidenes Plätzchen in der bernischen Ehrenhalle beanspruchen. Einfach, durch die Sorgen um den Lebensunterhalt vielfach beengt, war der Lebenslauf dieses Mannes, der von Natur zum Geschichtsforscher beanlagt, unter günstigern Verhältnissen unter den bernischen Historikern sich eine recht ehrenvolle Stelle errungen haben würde, dessen Wirken jedoch trotz der Ungunst der Verhältnisse nicht erfolglos geblieben ist. Seine Hauptarbeiten werden immer eine unentbehrliche Quelle für spätere Darsteller der Vergangenheit Burg-

dorfs bilden, und Aeschlimanns Verdienste als Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt sind unbestreitbar.

Der Stammvater der heute noch kräftig blühenden burgerlichen Familie der Stadt Burgdorf war Samuel Aeschlimann, ein Gerber, gebürtig von Langnau, der den 26. Februar 1599 das Burgerrecht erwarb. Er war ein begüterter, angesehener Mann, der bald zu verschiedenen Ämtern berufen wurde. Er war nacheinander Eynunger, Burgermeister, Vogt der burgdorfischen Herrschaften Lotzwyl und Graßwyl und starb im Sept. 1639. (Siehe Bd. III. der „Sammlung bern. Biographien" p. 560. Johannes Fankhauser: über die Stadtverwaltung.) Sein Ururenkel Johann Rudolf wurde geboren den 23. März 1768 (getauft den 27. März) als Sohn des Johann Rudolf (1735—18. August 1806) und der Anna Schluep von Aetigen. Der Vater, ein Strumpfweber, muß in dürftigen Umständen gelebt haben, denn sein Knabe erhielt seine Erziehung in dem am 1. Juni 1766 gegründeten, heute noch bestehenden Waisenhause der Stadt. Dankbar gedachte Aeschlimann später in der obgenannten „Geschichte der Stadt Burgdorf" der dort verbrachten Jugendzeit. Er schreibt bei Erwähnung der Gründung dieses gemeinnützigen Institutes: „Der Segen des Himmels ruhe auf Euch, edle Menschenfreunde, und begleite Euch an jene freudenvollen Gestade der Ewigkeit. Der Dank von mir und allen rechtschaffenen Zöglingen dieses Instituts, das frohe Bewußtsein Eurer verdienstlichen Handlung und der selige Lohn Eurer zum Besten leidender Menschen angewandten Bemühungen wird Euch dahin nachfolgen." (Druckausgabe von 1848, p. 213.)

Der fleißige, aufgeweckte Knabe besuchte die damalige, sogenannte lateinische Schule seiner Vaterstadt und erwarb sich tüchtige Kenntnisse. Nach dem Schulaustritte erlernte Aeschlimann den Beruf eines Küfers, den er nach vollbrachter Lehrzeit einige Jahre ausübte. Dem Waisenknaben scheinen die damals schon bestehenden reichen Stipendien, die zur Unterstützung studierender Burgerssöhne gestiftet worden waren, nicht zugänglich gewesen zu sein; es fehlte ihm ohne Zweifel auch an einflußreichen Gönnern, die dem „mindern" Burgersknaben zu einer bessern Lebensstellung verholfen hätten; der spätere mehrmalige Wechsel des Berufes zeigt, daß Aeschlimann in dem zuerst erlernten nicht die Befriedigung empfand, welche nötig ist, sich eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen.

Am 8. April 1791 begründete der ehrsame Küfermeister seinen eigenen Hausstand mit Anna Barbara Ris von Burgdorf.

(Geboren 11. Jan. 1756, gestorben zu Biel 1826.) Im Sommer desselben Jahres, als in der Waadt Unruhen entstanden, zog der junge Ehemann als Auszüger mit dem Kontingent seiner Vaterstadt dorthin, um erst nach 10wöchentlichem Aufenthalt wieder heimzukehren. Über diesen Feldzug hat Aeschlimann einige Aufzeichnungen hinterlassen, die in dem zu erwähnenden Sammelband der Stadtbibliothek Bern (Man. Hist. Helv. 118) enthalten sind und wohl zu seinen ersten historischen Arbeiten gehören. Frühe schon zeigte Aeschlimann eine ausgesprochene Vorliebe für die Geschichte, namentlich diejenige seiner Vaterstadt. An Versuchen zu geschichtlichen Studien über Burgdorf fehlte es im vorigen Jahrhundert nicht. Der verdiente Dekan Johann Rudolf Gruner und sein Sohn David Albrecht hatten beide eine „Geschichte der Stadt Burgdorf" verfaßt, ebenso der Buchbinder, Poet, Trompeter und Flachmaler Johann Rudolf Grimm von Burgdorf (1665—1749) eine „Schweizerchronik" u. a., so daß auch in Aeschlimann der Wunsch entstand, ein solches Werk zu schaffen. Eifrig sammelte und kopierte Aeschlimann denn, was er über Burgdorfs und Berns Geschichte auffinden konnte, so z. B. den Bericht des Stadtschreibers Spilmann über den ersten Vilmergerkrieg, das Tagebuch des Venners Johannes Fankhauser über den zweiten Vilmergerkrieg,[1]) die Chronik des Jost von Brechershäusern, u. s. w. Die von Dekan Gruner 1729 neu geordnete Stadtbibliothek, welche für jene Zeit eine ansehnliche Sammlung von Werken schweizergeschichtlichen Inhalts aufwies, bot Aeschlimann ohne Zweifel die erwünschten Mittel, seine Kenntnisse zu erweitern und seine Forschungen zu ergänzen.

Die ersten und ältesten Arbeiten Aeschlimanns finden sich in zwei Sammelbänden im Besitz der Stadtbibliothek Bern. (Manusc. Hist. Helv. XIV. 118 u. 119.)

Der erste Band enthält folgende Arbeiten Aeschlimanns:

1. Die Pfarrer der bernischen Kirchen von Aetigen, Bätterkinden, Utzenstorf, Koppigen, Hasle, Oberburg, Hindelbank, Krauchthal und Kirchberg, nebst andern Notizen. p. 1—9.
2. Kopie der Geschichte der alten Vilmergenschlacht 1656, von Stadtschreiber Spilmann von Brugg, samt 3 Liedern von Luzernischen Pfaffen. p. 1—39.

[1]) Siehe Sammlung Bernischer Biographien Bd. III. Neu herausgegeben 1899 v. Verf. dies. Burgdorf. C. Langlois Verlag.

3. Kopie des Journals des 1712 vorgefallenen Toggenburgerkrieges von einem Offizier des Regiments Petitpierre.[1]) p. 46—80.
4. Kopie: Eine Hochzeitsgeschichte von 1442 (Niklaus v. Diesbach und Anna v. Rüßegk). Abgedruckt im „Schweiz. Geschichtsforscher" Bd. III. p. 220.
5. Zug in die Waadt 1791 und nach Nidau 1792. p. 1—5.
6. Auszüge aus einem unbekannten Manuskripte, die Gegend von Burgdorf betreffend. p. 7—9.
7. Auszüge aus der Geschichte von Büren. p. 10—28.
8. Deliciae Castrovillanae, Beschreibung von Burgdorf 1792, aus Dokumenten extrahirt. p. 1—189.

Der zweite Band ist betitelt:

Merkwürdigkeiten des Kantons Bern. Meistens aus Manuskripten gezogen von J. R. Aeschlimann, Castrovillanus. November 1810. — Er enthält chronologische Zusammenstellungen von Ereignissen und Anekdoten, Kriminalfälle, Naturereignisse, Unglücksfälle, Baugeschichten von 57 v. Christo bis zum Jahr 1761.

Die Stadtbibliothek Burgdorf besitzt von Aeschlimann ein Manuskript: „Handveste der Stadt Burgdorf" von 1792 (laut Katalog, das Manuskript ist undatirt). Es ist eine Übersetzung der Handveste von 1316, ähnlich derjenigen des Venners Rubin von Thun, der 1779 die Handveste der Gräfin Elisabeth von Kyburg von 1264 im Druck herausgab.

Von all diesen Arbeiten ist einzig im Druck erschienen die im ersten Band enthaltene Hochzeitsgeschichte von 1442, welche Aeschlimann aus Dekan Gruners Sammlungen kopirt hat. Der verdiente Historiker und Stifter der ersten „Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft", Niklaus Friedrich v. Mülinen, mit dem Aeschlimann in Beziehung getreten war, veranlaßte die Veröffentlichung der kulturgeschichtlich interessanten Arbeit.[2]) Aeschlimann fühlte die Mängel seiner Arbeiten selbst, und seine allzu große Bescheidenheit verhinderte ihn, sein später verfaßtes Hauptwerk zu veröffentlichen, wozu ihm freilich auch Mittel und Protektion fehlten.

Die Ereignisse des Jahres 1798 brachten auch in Burgdorf eine Änderung des alten Regiments hervor. Ob Aeschlimann an dem unglücklichen Kampfe bei Fraubrunnen, wo drei seiner ehemaligen

[1]) Im „Katalog der Handschriften zur Schweizergeschichte der Stadtbibliothek Bern" 1895 irrtümlich als Tagebuch Fankhausers angegeben.

[2]) „Der Schweizer Geschichtsforscher", III. 220—226.

Gefährten, die mit ihm 1791 den Zug in die Waadt mitgemacht hatten, den Tod fürs Vaterland starben, teilgenommen, ist ungewiß. In seiner „Geschichte von Burgdorf" übergeht er die Ereignisse jener Zeit auffallend kurz. Er sah, wie deutlich aus seinen Bemerkungen hervorgeht, das alte Regiment nicht ungern fallen; auch in seiner Vaterstadt hatte ein ausschließlicher Kastengeist Zustände geschaffen, die unhaltbar geworden waren. Die drückende französische Okkupation und die Willkürherrschaft der neuen Machthaber befriedigten ihn freilich nicht, und klar erkannte er die wahren Beweggründe, welche Frankreich zum Einfalle in die Schweiz getrieben hatten. (Druckausgabe p. 123.)

Am Ende des Jahrhunderts entsagte Aeschlimann seinem ursprünglichen Berufe und wurde Schulmeister in dem nahen Ersigen. Im Herbst 1799 war auf den Vorschlag des helvetischen Unterrichtsministers Ph. Albrecht Stapfer der „Einsiedler vom Neuhof", Heinrich Pestalozzi, nach Burgdorf gekommen, um seine neue Lehrmethode, die er in Stanz angefangen, praktisch zu erproben und weiter auszuführen. Es ist wahrscheinlich, daß Aeschlimann dadurch angeregt sich entschloß, Lehrer zu werden. Die Schule, die er antrat, war wie beinahe alle damaligen Landschulen, eine sehr mangelhafte, und dem eifrigen Schüler Pestalozzis mögen schwere Enttäuschungen nicht erspart geblieben sein. Seine geschichtlichen Arbeiten halfen ihm jedoch über manche Schwierigkeiten hinweg und boten ihm reichen Ersatz über die Sorgen des täglichen Lebens. In jener Zeit sind die Vorarbeiten zu seinen reifsten Werken: „Geschichte von Burgdorf" und sein „Genealogisches Geschlechtsregister der burgerlichen Familien der Stadt Burgdorf" entstanden, die wir nachfolgend noch eingehender würdigen werden.

Im Jahre 1804 siedelte er als Lehrer nach Büren über. Die reiche geschichtliche Vergangenheit dieses Städtchens bewog ihn, die Notizen zur „Geschichte von Büren" zu sammeln (s. oben). 1810 endlich kehrte er wieder nach Burgdorf zurück, um als Kanzleisubstitut seinen Unterhalt zu erwerben, wobei er das reiche Archiv seiner Vaterstadt mit den Urkundenschätzen eingehender als je benutzen und verarbeiten konnte. In jenem Jahre übergab er dem Rathe seiner Vaterstadt die schon erwähnte „Geschichte von Burgdorf und Umgebung", die im Archiv aufbewahrt ist, ferner seine „Genealog. Geschlechtsregister" in 2 Bänden, dazu 1 Bd. Konzept von 1795.

Das erstgenannte Werk hat Aeschlimann in unermüdlicher Arbeit geschaffen von 1802 an. Es ist die beste und vollständigste Quelle der Geschichte Burgdorfs bis 1798 und zerfällt in 3 Hauptabschnitte:

1. Geschichte Burgdorfs von den ältesten Zeiten bis zum Übergang von Bern. Dieser Teil, in welchem Aeschlimann auf die damaligen ihm zu Gebote stehenden dürftigen Quellen fußte, ist natürlich der schwächste, soweit er nicht auf Urkunden sich stützt, die z. T. eingehend benutzt wurden.

2. Geschichte der Stadt bis 1798.

3. Geschichte der Stadtverfassung, des Kirchen- und Schulwesens, der Stadtgebäude und Anstalten, der Burgerschaft und der einzelnen Geschlechter, Naturereignisse, Unglücksfälle, Malefizsachen, und im Anhang eine Geschichte des Schlosses.

Diese zwei Teile sind aufs gewissenhafteste aus Akten und Urkunden zusammengestellt und überraschen durch ihre unbedingte Zuverläßlichkeit. Ebenso gewissenhaft ist das „Genealogische Geschlechtsregister" ausgearbeitet, das aus den Tauf-, Ehe- und Totenrödeln mühsam zusammengetragen ist, und man muß sich über den Bienenfleiß des Mannes verwundern, der all seine Mußestunden dafür aufgeopfert. „Die Geschichte Burgdorfs" kopirte er mehrere Male; ein Exemplar besitzt die Stadtbibliothek Bern (Man. Hist. Helv. I. 64) von 1810; ein anderes von 1813 mit vielen Zusätzen schenkte Aeschlimann der Pfisternzunft; es ist nun in Privatbesitz in Burgdorf; daneben existieren eine Menge mehr oder weniger vollständiger Kopien, von ihm oder andern. Die vollständigste Kopie von 1813, einst im Besitz von Dr. Jur. Karl Schnell, kam durch Tausch an die Stadtbibliothek Burgdorf. Diese Kopie enthält Zusätze bis 1830, ist zwar nicht von Aeschlimann selbst, aber eine getreue Wiedergabe des Originals.

In der Vorrede schreibt der Verfasser: „Nicht eitle Begierde nach Schriftstellerruhm hat mich verleitet, mein Werk zu schreiben; ich fühle im Gegenteil wohl, daß mir die geschichtliche Bildung dazu fehlt. Ich habe mit meinen Sammlungen vielmehr einem eigentlichen Manne von Fach nur vorarbeiten wollen. Der nächste Zweck meines Unternehmens war, der gänzlichen Unwissenheit des größten Teils meiner Mitbürger in unsern Stadtsachen in etwas entgegen zu arbeiten, und einige grobe Irrtümer in Betreff des einen oder andern Gegenstandes zu widerlegen. Nur wahres Dankgefühl gegen meine werte Vaterstadt, wo ich so manche Freude genoß, deren Schulen ich meine erste Bildung verdanke, nur herzliche Liebe gegen Alle und Jede meiner rechtschaffenen Mitbürger und die Nachkommenschaft Burgdorfs, nur der heiße Wunsch wenigstens Etwas zu unserm gemeinsamen Besten beizutragen. Das waren die Triebfedern zu diesem mühevollen, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbundenen, meine intellektuellen und ökonomischen Kräfte

weit übersteigenden Unternehmen. Nirgends traf ich meinen Wünschen angemessene Vorarbeiten, allenthalben nur ungearbeitetes Feld an; oft entfiel mir aller Mut zur Fortsetzung, wenn ich mich der Ausarbeitung der wichtigsten Punkte nicht gewachsen und folglich außer Stande fühlte, trotz aller Mühe und allen Fleißes das zu leisten, was ich gern geleistet hätte."

Aeschlimann sollte eine Drucklegung seiner verdienstvollen Arbeit nicht erleben. Die politischen Ereignisse mögen teilweise Schuld daran gewesen sein, andererseits auch die freimütigen Bemerkungen, die er bei jedem Zeitabschnitte anbrachte, z. B. über den Bauernkrieg, die Burgerannahmen und Beschränkung derselben, die in jener Zeit der beginnenden Restauration Anstoß erregen mußten. Erst 1847 übertrug Herr Franz Schnell, Kaufmann von Burgdorf, einem deutschen Musiklehrer, N. N. Richter aus Zwickau, der einige Zeit in Burgdorf als Flüchtling zubrachte, die Veröffentlichung nach dem Manuskripte der Pfisternzunft. Der Herausgeber, mit den Verhältnissen und der Geschichte zu wenig vertraut, erlaubte sich jedoch eine Menge Abänderungen und Zusätze, die schon den Zorn Ludwigs v. Sinner, des Verfassers der „Bibliographie der Schweizergeschichte" (Bern 1851) erregten.[1]) Wenn auch diese Druckausgabe, die cirka 1848 unter dem Titel erschien: „Johann Rudolf Aeschlimanns Geschichte von Burgdorf und Umgegend. Meist aus Dokumenten gezogen und mit den wichtigsten Urkunden begleitet", keine fehlerfreie ist und in rein chronologischer Aufeinanderfolge in 8 Abschnitten auszugsweise die wichtigsten Teile von Aeschlimanns Werk bringt, soweit es der Herausgeber für nötig erachtete, so ist durch dieselbe Aeschlimanns Arbeit doch weitern Kreisen zugänglich gemacht worden, statt im Staube der Archive und Bibliotheken vergraben zu bleiben.

Im Jahre 1816 wurde Aeschlimann Gerichtsbeisitzer. Durch übermäßige Anstrengung bei seinen Arbeiten, denen er sich seit Jahren rastlos gewidmet hatte, waren seine Kräfte erschöpft; unerwartet erlag er einem Schlaganfalle am 20. September 1819.

---

[1]) „Wir haben hier nicht den Aeschlimann selbst, sondern nur ein von einem Deutschen aus den der Handschrift entnommenen Auszügen in Zwickau zusammengestoppeltes Buch. Schade, daß der deutsche Nicht-Historiker Kopps viertes Buch nicht benutzen konnte oder gar nicht gekannt hat" .... S. 284 sagt Sinner mit Bezugnahme auf die oben angeführte, im „Geschichtsforscher" veröffentlichte „Geschlchte der Hochzeitsfeier Junker Niklausen von Diesbach mit Fräulein Änneli von Rüssegk": „Fehlt in Äschlimanns durch Richter verpfuschten Geschichte von Burgdorf und Umgebung."

Der Herausgeber von Aeschlimanns Werk bemerkt in der Vorrede: „Aeschlimann starb eines plötzlichen Todes. Düstere Sagen gehen noch jetzt darüber um, die wohl in dieser Welt keine Aufklärung mehr finden werden." Der erste Teil dieser geheimnißvollen Andeutung ist richtig, der zweite ist müßiges Geschwätz, das, wenn auch heute noch nicht ganz verstummt, jeden Grundes entbehrt.

Aeschlimanns Ehe war kinderlos geblieben; um so ungehinderter konnte er sich seiner Lieblingsbeschäftigung widmen, und seine anspruchslose Lebensweise erleichterte ihm seine Bestrebungen. Wenn ihm aber für seine mühereichen Arbeiten und Forschungen in seinem Leben wenig äußere Anerkennung zu teil geworden ist, so wird doch sein Name als derjenige „des fleißigen, gewissenhaften Geschichtsforschers und Chronikschreibers von Burgdorf" dauernd fortleben, und seine Arbeiten, als diejenigen eines der ersten Pioniere der neuern Geschichtsschreibung stets Anerkennung finden.

Quellen: Tauf-, Ehe- und Totenregister von Burgdorf. Aeschlimanns citierte Werke in Burgdorf und Bern.

Rud. Ochsenbein.

Alexander Jakob Wildermett.

1715–1786.

Es ist wohl nicht allgemein bekannt, in welcher Weise vor 150 Jahren in Biel eine Vennerwahl vorgenommen wurde. Die Sache ist jedoch höchst interessant als Beweis des Wertes und der Bedeutung, welche man einer solchen Handlung beilegte, nicht nur seitens der Wähler, sondern auch der Gewählten, und als Zeugnis von der Vorsicht und Genauigkeit, welche man dabei für nötig hielt zur Verhütung von Umtrieben, die nicht nur dem Bürgersinn und dem Staatswohl gefährlich werden, sondern auch des Amtes Würde und Macht schädigen mußten durch einreißende Korruption. Aber es muß auch schon viel Versündigung durch Ehrsucht, Eigennutz, Parteiwesen, Intrigue und demagogische Aufwiegelung und Verführung vorgekommen sein, bis man zu einer so subtil ausgeklügelten Wahlmethode gekommen ist,

gegen welche unsere heutigen Proporzkünste fast schamrot werden müssen in ihrer Einfalt.

In Nachstehendem wird der Vorgang beschrieben:

„Es soll, für in die Wahl zu thun, Jeglichem MnghHrn. Räth und Burger eine Liste der Herren der Räthe, die ihm nicht verwandt sind, überreicht werden, welcher sodann mit dieser bis an Rand zerschnittenen Liste hinter einen vor dem Ofen ausgespannten Umhang treten, dorten diejenigen, so ihm belieben wird in die Wahl zu schlagen, von der Liste abreißen, und durch ein langlechtes Loch in eine wohlverwahrte, allda stehende Trucken legen.

Damit auch die Erwählung in der Kirche durch heimliche Vota gegeben werde, sollen viereckte Zettel, beinahe bis in die Mitte durchschnitten gemacht, und auf deren vier Ecken die Namen der vier in die Wahl geschlagenen Herren geschrieben werden, und solle jedem Burger, der keinem von diesen vier Herren verwandtschaftshalber abtreten muß, einer zugestellt werden; welcher damit an ein sonderbar dazu gewidmet Ort allein gehen, den Namen deßen, so ihn Gott und seine Conscienz unterweisen wird, der Tauglichste zu sein, von den andern drei abreißen und ebenmäßig in eine Trucken legen.

Und damit auch sowohl für den Wahlvorschlag, als für die Wahl selbst die auf den Zetteln überbleibenden Namen nicht eingesteckt werden und nachwärts die Eint oder Andere sich zu prävalieren suchen möchten und sonst vieler andern selbstredenden Ursachen halber, ward ferners nöthig erachtet, daß die überbleibenden Namen, sowohl auf dem Rathhaus als in der Kirche, auf einer dazu zugerüsteten Gluthpfanne verbrannt werden.

Den Stubenmeistern und Hauswirthen ward angesagt, bis nach Beendigung des Geschäftes Niemanden weder Wein noch Branntwein auszuschenken.

Auch sollen die Rathhausthüren verschloßen und Niemand weder ein- noch ausgelaßen werden, bis MnhghHr. Räth und Burger in die Kirche gangen.

Es sind demnach 61 auf vorbeschriebene Weise zugerüstete Zettel unter eben so viele Magistratsglieder ausgetheilt worden, nachdem aus jedem der Name deßen, so ihn bekam, und die seiner Verwandten ausgeschnitten worden.

Herr Burgermeister ging mit seiner zubereiteten Liste als Erster hinter den vor dem Ofen ausgespannten Umhang, allwo sich eine im Angesicht MnhghHrn. verbundene und mit dem Kanzleisigel verpitschirte Trucke, und auf deren Deckel ein Loch befand, riß die, so er in

die Wahl zu thun gesinnet war, von der Liste ab, legte sie in die Trucken und verbrannte die übrigen öffentlich auf der Gluthpfanne. Diesem nach folgten MnghHrn, die Räth alle nacheinander und handelten gleichförmig.

Nach diesem ward die Trucken auf den Tisch gebracht und eröffnet durch den Junker Meyer, die auf den Zetteln befindlichen Namen abgelesen und durch den Stadtschreiber aufgeschrieben, da es sich dann ergeben, daß durch die Mehrheit der Stimmen in die Wahl gekommen

Hr. Kaspar Witz,
Hr. David Lambelet, Stadtschreiber.

Demnach begab sich Junker Meyer und statt dem in die Wahl geschlagenen Stadtschreiber Lambelet, Hr Siechenvogt Thouvenin in die Burgerstuben, allwo nach gethaner Eröffnung durch den Junker Meyer der vom Rath geschehenen Wahl auf gleiche Manier progrebiert und dadurch in die Wahl geschlagen worden

Hr. Peter Wildermett,
Junker Johann Kaspar Thellung, v. Courtelary.

Darauf wurden 205 Zettel, die dieser Riß ausweist, verfertigt:

Hr. Kaspar Witz.	Hr. David Lambelet.
Hr. Peter Wildermett.	Jur. Joh. Kasp. Thellung.

gezeichnet und durch den Großweibel in einer Truche in die Kirche getragen. Nach geendigter Wahl auf dem Rathhaus verfügten sich MnhgHr. Räth und Burger alsobald Paar und Paar in die Kirche, denen sodann alle Gesellschaften, je eine nach der andern folgten. Als die ganze Burgerschaft beisammen war, trat der Junker Meyer vor die Kanzel, that eine schöne Rede an selbige und eröffnete die von Räth und Burgern gemachte Wahl zu Besatzung des vacierenden Venneramtes. — Worauf sich der Junker Meyer in's Chor begeben, sich allda nebst Hr. Burgermeister und andern Hrn. der Räth an einen Tisch gesetzt, und als die Burgerschaft den Gesellschaften nach angerückt, nahm Junker Meyer einen Zettel nach dem andern verkehrt aus der Truche, übergab den dem Herrn Seckelmeister Moll, der dann jeg-

lichem Burger, so nicht abtreten müßen, denselben auf gleiche Weise und angesichts Mnhghrn. zustellte. Damit so ging ein jeglicher, einer nach dem andern in die Sakristei, allwo er den Namen deßen, so er zum Venner erwählen wollen, von den übrigen abgerißen, in die dorten stehende, wohl versiegelte Truke gelegt, und die 3 übrigen Zettel auf einer daneben stehenden Kohlpfanne verbranut. Nachdem nun alle Stimmen auf vorbeschriebene Weis abgegeben worden, ward die Truke auf den Tisch gebracht, von dem Junker Meyer in Gegenwart Jedermänniglich eröffnet, ein Zettel nach dem andern herausgenommen, mit lauter Stimme abgelesen und von Hr. Thouvenin verzeichnet, da sich sodann selbige folgendermaßen vertheilt befunden:

Herrn Stadtschreiber David Lambelet . .	104.
Herrn Chorrichter Witz	57.
Herrn Seckelmeister Wildermett	9.
Junker Joh. Kaspar Thellung	19.
	189.

Ist also Herr Stadtschreiber David Lambelet zum Venner erwählt worden."

Wir müssen uns versagen, den alten Aufzeichnungen weiter zu folgen, wo erzählt wird, wie der sonst bei jeder neuen Vennerwahl übliche Schwur der gesamten Mannschaft zum Panner verschoben werden mußte wegen Weigerung des Erguel, das von 1612 her noch Ersatzansprüche an Biel erhob und vom bischöflichen Hof darin unterstützt wurde. Erst 1725, als bei der Wahl des Jak. Sigmund von Reinach zum bischöflichen Koadjutor eine Gratulationsgesandtschaft von Biel nach Pruntrut abgeordnet wurde, konnte der Bischof vermocht werden, das Erguel zur Leistung des Pannereids anzuhalten, welcher denn auch, nach Überwindung vieler, zum Teil nur auf das Zeremoniell bezüglicher, aber mit großer Hartnäckigkeit verfochtener Anstände, am 11. Oktober unter außerordentlichem Festgepränge geleistet wurde. (Ganz besonders gegen des Bürgermeisters offizielle Beteiligung bei diesem Anlaß wurde auch seitens des Bischofs remonstriert; nicht einmal sollte derselbe bei der Eidesleistung neben dem Meyer, Venner und Stadtschreiber, den dabei aktiven Personen, mit auf der Tribüne stehen!)

In gleicher Weise war 1748 Joh. Rudolf Neuhaus zum Venner erwählt worden. Aber es war eine Zeit der Verwirrung. Bald standen Biel und Erguel gemeinsam gegen den Bischof; bald wußte letzterer das Erguel gegen Biel aufzureizen, und dann wieder Biel zur Unterdrückung der im Erguel entstandenen Unruhen zu ermahnen; unter

Umständen wurde auch der Schiedsspruch Berns angerufen, wobei natürlich vom Bischof ganz anders lockende Vorteile konnten in Aussicht gestellt werden, als von Biel; hauptsächlich aber verstand es der Bischof, innerhalb der Burgerschaft Biels durch die von ihm erteilten Beamtungen, Vorteile und Ehrenbezeugungen fortwährend Eifersucht, Mißtrauen und Streit zu pflanzen und zu erhalten, und durch solche Parteiungen einen Erbhaß zu stiften, an den die Erinnerung noch fortlebt. Und nicht nur einfältige Gemüter mochten dabei in Gewissensbedrängnis geraten und sich fragen:

Auf welcher Seite ist nun das göttliche Recht? Hat der Treulose Anspruch auf meine Treue? Bin ich dem, der mich schädigt, zu nützen verpflichtet? Ist's des Fürsten Recht, zur Unterdrückung seiner eigenen Unterthanen mit einer fremden Macht sich zu verbinden und deren Truppen in's Land zu rufen?

Unter Bischof Joseph Wilhelm Rink von Baldenstein (1744—1762) sollte es zur Katastrophe kommen. Venner Neuhaus hatte sich die höchste Ungnade zugezogen, als er, entgegen der Weigerung von Meyer Scholl, am 27. Dezember 1747 den Rat versammelte und durch denselben, unter Vorsitz des Bürgermeisters (also nicht des Meyers), dem holländischen Gesandten die Werbbewilligung zur Aufstellung zweier Kompagnien zu Gunsten der Generalstaaten erteilen ließ. Er mußte sich zu schriftlicher Abbitte gegen den Bischof herbei lassen, und dem Rat wurde nicht nur ein demütigender Verweis zu teil, sondern es wurde ihm auch das Recht abgesprochen, vom Panner andern Gebrauch zu machen, als für den Landesfürsten und das Vaterland, für die verbündeten Städte und die Eidgenossenschaft und für die Krone Frankreichs; endlich wurde der Stadt Biel zur Kenntnis gebracht, daß sie bei längerm Widerstreben durch französische Truppen solle zum Gehorsam gebracht werden! Am 30. Sept. 1748 wurde eine eigentliche Unterwerfungsurkunde an den Bischof beschlossen, nachdem Venner Neuhaus, im Zorn über eine solche Schmach, die Versammlung verlassen hatte. —

Nicht zufrieden mit dieser Demütigung der Bieler, stiftete nun der Bischof die Ergueler gegen sie auf, erreichte aber damit, daß die Partei seiner Gegner, des Bürgermeisters Hermann und Venners Neuhaus in Biel an Macht gewann, worauf die zu ihren Gunsten ausgefallenen Wahlen 1753 vom Bischof kassiert wurden, und zwar unter beleidigenden Ausdrücken. Eine an den Fürsten erlassene Vorstellung wurde in schimpflicher Weise, unbeantwortet von demselben

zurückgesandt. Gegenüber der stets wachsenden beiderseitigen Verbitterung bietet Bern seine Vermittlung an, und am 10. Aug. 1756 tritt zu Bellelay eine Konferenz von Abgeordneten Berns und des Bischofs zusammen, wobei aber durch den von diesen beiden Seiten ausgeübten Druck Bürgermeister Hermann und Venner Neuhaus von vorne herein als Vertreter Biels ausgeschlossen waren. Am 15. Nov. 1757, im Anschluß an ein von den bernischen Abgeordneten vorgelegtes Konzept, wird dem Bischof Abbitte geleistet, Herstellung von Ordnung und Gesetz versprochen und derselbe um Regimentsbesetzung und Huldigung gebeten. Am 25. Nov. wird Neuhaus aus dem kleinen Rat entlassen, und am 3. Dezember auch seiner Stelle als Venner entsetzt; endlich am 5. Jan. 1758 das ganze Pazifikationsgeschäft mit einem Festmahl auf dem Rathaus beschlossen unter Toasten und Freudenschüssen der Artillerie.

Inzwischen war am 6. Dezember 1757 Alexander Jakob Wildermett an Stelle von Joh. Rud. Neuhaus, dem in Ungnade Gefallenen, zum Venner gewählt worden mit 188 von 229 Stimmen, wobei die bei ihm einquartierten Ehrengesandten des Hochlöblichen Standes Bern, Venner Augspurger und Junker Ratsherr von Bonstetten, ein gewichtiges Wort mitsprachen.

Der Gewählte kargte nicht mit den Bezeugungen seines Dankes und seiner Freude: Jeder Burger erhielt auf den Zünften eine Maß Wein und für 1 Batzen Brod; die Groß-, Klein- und Chorweibel ein Nachtessen bei'r Krone. Unter die Stadtarmen und bei 300 Kinder aus der Stadt und ab dem Land wurde Geld verteilt.

Einen glänzenden, durch Aufwand und Pracht imponierenden Schluß erhielten alle im Vorstehenden genannten Vorgänge und Verhandlungen durch den am 6. November 1758 erfolgten Einzug des Bischofs in Biel unter Glockengeläute, Kanonendonner, Truppenparade, Ansprachen (gehalten von A. J. Wildermett), sowie den am folgenden Tag unter größtem Gepränge geleisteten Huldigungs- und Pannereid. Die ganze waffenfähige Mannschaft von 15 bis 60 Jahren war dazu aufgeboten, neu uniformiert und exerziert; sogar eine Ehrengarde in alter Schweizertracht, mit Zweihändern, war gebildet worden; ein gewaltiger Aufwand in jeder Beziehung, ein weitschweifiges, aber eindrucksvolles Zeremoniell kam zur Erscheinung; und wenn schon die große Menge von den Aufzügen, Ehrenbezeugungen, Salven, Trommeln, Huldigungen, Gastmählern 2c. hingerissen wurde, — was mußten erst diejenigen an augenblicklichen Gefühlserregungen und auch von der Zeit unverwischbaren Erinnerungen in

sich aufnehmen, die an erster Stelle bei diesen Vorgängen aktiv beteiligt waren, bei Vorgängen, die ihnen nicht nur für ihre Person Ehre und Gewinn eintrugen, sondern ihnen auch für die geliebte Vaterstadt wie eine Erlösung aus Nacht und Wirrsal erschienen, zu Freude, Recht und Gedeihen!

Von diesem Augenblick an war für A. J. Wildermett die Richtung gegeben, in welcher er das Ziel und die Aufgabe seines ganzen Lebens suchen sollte. Die Norm stand fest, nach welcher seine Grundsätze, sein Charakter, seine Erwägungen und Maßnahmen fortan sich gestalten mußten; — er wäre denn in seinem Innersten haltlos, überzeugungslos, kraftlos gewesen, ein bloßer Schwamm, der jede Flüssigkeit, in die man ihn taucht, aufsaugt, aber auf geübten Druck auch wieder von sich giebt. Das jedoch war A. J. Wildermett keineswegs, sondern ein Mann, wenn Gleichmäßigkeit und Beständigkeit den Mann macht; ein Kind seiner Zeit, das jedoch in charakteristischer und nach seinem Standpunkt ehrenwerter Weise.

Mag vielleicht Mancher daran Kritik üben, einem Eindruck der Ehrerbietung wird sich Keiner entziehen, der liest, was A. J. Wildermett nach seiner Vennerwahl geschrieben hat:

> „Gott, der allmächtig, weiße und güthige Beherrscher aller Dingen, durch deßen allesleitende, verehrungswürdige Vorsehung mir dieses Ambt wider meine Neigung und Gesinnungen auffgetragen worden, verleihe mir auß dem Reichtumb seiner Gnaden alle diejenige Gemüths-, Hertzens- und auch Leibs-Beschaffenheit, welche erfordert werden, umb sothanes wichtige Ehrenambt zu Verherrlichung der Ehre seines Hochheiligen Nahmens, der Beförderung seines Diensts, und zum Nutz und Vorstandt meines wärthen Vatter-Ohrts also verwalten zu können, damit Ich an jenem großen Rechnungs-Tag über alles mir von seiner Hand anvertrauete, getreuwe und freudige Rechnung ablegen könne!"

So steht's in seinen eigenhändigen biographischen Aufzeichnungen, nicht etwa in einem Brief oder für größere oder beschränktere Öffentlichkeit bestimmten Schriftstück, wo man vielleicht diese Worte als Entschuldigung gegen gemachte Vorwürfe, gegen das allgemeine Urteil, gegen die Anklage des eigenen Gewissens auslegen könnte. Wider letzteres spricht schon die Kraft und ungesuchte Unmittelbarkeit der angeführten Worte. Und noch mehr Gewicht als auf diesen subjektiven Eindruck legen wir auf die objektive Thatsache der makellosen Gewissenhaftigkeit in der gesamten Lebensführung A. J. Wildermett's, in der unverhüllten Wahrhaftigkeit, welche, trotz bittern Leides

darüber, moralische Verirrungen seiner Angehörigen in seinen Aufzeichnungen mitteilt und beurteilt. Und wenn wir noch kurz nachholen, was wir bis jetzt auf der Seite gelassen haben, nämlich mit der Jugend und Erziehung A. J. Wildermett's uns zu beschäftigen, so wird uns dabei klar, daß sein ganzer Entwicklungsgang ihn in die Bahn wies, die er einschlagen und durchlaufen sollte, und nicht etwa Selbstsucht und Selbstbetrug.

Seine Mutter war Susanna Magdalena von Wattenwyl, von Marthereŋ, mit welcher sich sein Vater Jakob am 12. Dezember 1712 verheiratet hatte. Als deren 2. Sohn wurde er am 15. Oktober 1715 geboren. Bis zu seinem 9. Jahr genoß er den Unterricht von 2 Präzeptoren, den cand. theol. Woning und Werenfels. Auch im Haus seiner Großmutter in Bern hielt er sich zeitweise auf. Zu Erlernung der französischen Sprache und zur Einführung ins Studium der Jurisprudenz brachte der Fünfzehnjährige einige Zeit zu Morges bei Dr. jur. Meuret zu; dann einen Winter bei seinem Onkel Junker Gabriel von Wattenwyl, Major im Schweizerregiment May in französischen Diensten, Oberherrn zu Bremgarten rc. Fast ein Jahr lang studierte er dann in Basel jus civile et feudale bei Dr. Iseli. Es folgte wieder ein Winter bei Onkel Gabriel in Bern. Im Jahr darauf, zwanzigjährig, als officier surnuméraire, macht er, mit demselben den Feldzug im Elsaß, meist im Lager zu Chalampé. Mit seinem Freund, dem Baron de Lassaraz bringt er den Winter in Paris zu. Der ihm angetragene Militärdienst wird von seinem Vater ausgeschlagen, und er 1736 mit Maria Katharina Elisabeth Thellung verheiratet, wobei der Umstand als besonders selten und merkwürdig betont wird, daß eines regierenden Bürgermeisters Sohn mit eines regierenden Meyers Tochter in die Ehe tritt! Von deren schon 1745 erfolgtem Tod an blieb A. J. Wildermett im Witwerstand. Für die Erziehung seiner Kinder sorgte er anfangs durch Präzeptoren, wobei er jedoch, ihres Wandels wegen, Enttäuschungen erlebte, wechseln mußte und schließlich seine Söhne dem Dekan Sprüngli in Madiswyl zur Erziehung übergab. Später verbringt er den ältern nach Lausanne, den jüngern nach Yverdon. Er klagt, „daß von den namhafften dafür ausgegebenen Summen leyder viel unnütz verwendet worden“ und daß „ein Ziemlicher Theil beßer hätte sollen angewendet werden“. Nachdem 1758 der zweite Sohn Jakob Sigmund vom Bischof das Lieutenantsbrevet im Schweizerregiment Eptingen, in französischen Diensten erhalten und sich bei Corbach, in der Grafschaft Waldeck, durch tapferes Betragen eine königliche Gratifikation erworben

hatte, ließ er sich mit einer Marchande Lingère et Limonadière Mademoiselle Dubari, die der Armee gefolgt war, in einen Liebeshandel ein. Bald nach der Heirat gingen ihm die Augen auf über diesen „unbedachten und schantlichen Schritt.“ Durch Entscheid des kommandierenden Generals, Prinz von Rebec, unter Vermittlung des Obersten von Eptingen, wurden die Ansprüche der Schwindlerin mit 3000 Livres abgefertigt und die Ehe getrennt. Auf Betreiben des Vaters und durch Eingreifen des Herzogs von Broglie, Marschall de Contades, Prinz von Soubize, der Bischöfe Joseph Wilhelm und Simon Niklaus wurde das Geschäft um 2000 Livres „mittelst vielem Gelt, Müh, Arbeit und Verdruß gestillet und beruhigt“, hat aber den Vater „bis ins innerste gerühret und den Sohn um seine in diesem Regiment wahrscheinlicherweis zu machende Fortun gebracht.“

„Allein“, schreibt der Vater, „wo den Leydenschaften, von einem lebhafften Temperament und dem Feuer der Jugend unterstützt, die Regierung überlassen wird, da sint Vernunfft, Ehre, ja die Religion selbsten alzuschwache Dämme, um sich denselben zu widersetzen; sie reißen wie wilde Waldwaßer alles mit sich fort und graben sich einen eigenen Lauff, und so ging es auch meinem Sohn.“ Ein neues Verhältnis mit einer Wirtstochter hatte Folgen, und nach vielen Mißhelligkeiten kam eine anfangs als Mésalliance betrachtete, später durch der jungen Frau Tüchtigkeit als Glück für den Sohn sich erweisende Heirat zustande. Noch im gleichen Jahre wird der junge Ehemann zum Stadtschreiber erwählt, so daß der Vater Ende 1765 mit Befriedigung notiert: „Bis dato sind von unser Familie 1 Meyer, 1 Burgermeister, 1 Venner, 1 Pfarrherr und 1 Stadtschreiber gewesen, so bei keiner andern Familie alhier geschehen ist.“ Und a. 1766 den 28. Aprill, schreibt er, „bin ich ohne einiches mein Nachwerben, Ja, ich kann mit gutem Gewißen bezeügen wider mein Wünschen und Verlangen, nach dem Tod des Herrn Burgermeister Blösch's zu dem ansehnlichen Amt eines Burgermeisters alhier befördert und Ich kann wohl sagen berüffen worden. Neben mir war in der Wahl mein Schwager Herr Seckelmeister Niklauß Scholl, dieser hatte 10 und ich 31 Balotten: Gott der oberste Beherrscher aller Dingen verleihe mir zu diesem so wichtigen und ansehnlichen Amte seine Gnad, damit ich die mit demselben verbundenen schweren Pflichten und Obliegenheiten wohl kennen und getreülich erfüllen möge, zu deßelben hochheiligen Ehre, der Wohlfart, Aufnahme und Besten meines theüerwärtesten Vatter-Ohrts, und zu meinem Nachruhm und Heil.“

Unter andern Familiennachrichten heißt's: „1769 den 31. Aprill werden meines Sohn Stadthaubt vier ältere Kinder als Marianne, Katharine, Joseph Alexander und Friedrich nach genugsamer préparation durch Herr Dr. Neuhaus, so sich zu Neuenburg établiert die Kinds-Blattern inoculiert. Die Chur gienge Gott sey Dank glücklich von statten: den 25. Juni bekam desselben jüngstes Kind, Johann Jakob, zu Bözingen, allwo es sich bey seiner Säügam befand die natürlichen Kindsblatern, auch ganz glücklich."

Endlich 1772 erfolgt nach dem Tod von Abraham Scholl, auf eigene Bewerbung Alexander Jakob Wildermetts, dessen Bestellung zum bischöflichen Meyer in Biel, Landvogt zu Illfingen und Oberamtmann auf dem Teßenberg.

Große Festivitäten erfolgen bei seiner Rückkehr von Pruntrut und bei seiner Einführung in's Amt. Es standen dabei 255 Mann unter den Waffen und der Gefeierte ließ sich deren Bewirtung 76 Kronen 13 Batzen kosten; er freut sich „in Betrachtung, daß solches ohne exempel ist und niemahlen keinem Meyer bei seiner Ankunft in Biel nach erhaltener nomination von S. H. F. G. E. die geringste öffentliche Ehrbezeugnuß beschehen."

Es folgen dann Standeserhöhungen seiner Söhne, von welchen der ältere in den Kleinen, der jüngere in den Großen Rat gewählt wird und bald wird der ältere Venner, so daß, mit dem Meyer- und Stadtschreiberamt, eine bis dahin unerhörte Häufung von Ehre und Macht in einer Familie eintritt.

An den Enkeln erlebt er Freude. Zwei derselben besuchen mit guter Aufführung und entsprechendem Erfolg die Ecole Militaire in Kolmar, Einer das neu errichtete Institut in Bellelay. Dieselben studieren später in Straßburg und Göttingen. Infolge seiner Resignation wird Ende 1782 sein Sohn Alexander zum Meyer bestellt und Jakob Sigmund in den Kleinen Rat gewählt und bald darauf zum Venner.

Eine Reise des Prinzen Heinrich von Preußen (Bruder Friedrichs des Großen) durch die Schweiz wird 1784 dazu benutzt, den Enkeln den Eintritt in preußische Dienste zu eröffnen, was später von wichtigen Folgen für die Familie Wildermett war.

Nachdem nämlich Landmajor Müller von Amsoldingen mit einem englischen Agenten wegen Errichtung eines Schweizerregiments für die Ostindische Kompagnie in Verbindung getreten war und sich gegen dies Projekt ein Sturm der größern Grundbesitzer erhoben hatte, welche eine dauernde Verminderung und Verteuerung der ländlichen Arbeitskräfte als dessen Folge befürchteten, so war Müller aus dem

Gebiet der Eidgenossenschaft bannisiert worden, und hatte durch Vermittlung des Meyers A. J. Wildermett im Gebiet des Bischofs Aufnahme und Schutz gefunden, zuerst in Pieterlen, nachher in Meinisberg, wo er während 5 Jahren zum Teil auf des Meyers Kosten sich aufhielt. Ende 1785 brachte er es dazu, daß ihm die Errichtung eines Schweizerregiments für den preußischen Dienst übertragen wurde. Die Hauptmanns- und Lieutenantsstellen verkaufte er (erstere zu 200 Louisdor) an junge Leute aus angesehenen Familien, welche imstande waren, den Werbungen beim Burger- und Bauernvolk durch ihren Namen zum Gelingen zu helfen; in höherer Instanz aber entschied über die Zuteilung der Offizierspatente der Gouverneur von Berlin, Generallieutenant von Möllendorff, und bei diesem nun verwendeten sich zu Gunsten der jungen Söhne Wildermett die beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Heinrich in sehr liebenswürdiger Weise. —

Wir sehen in all diesen Verhandlungen und Vorgängen ein ausdauerndes und zielbewußtes Arbeiten für Hebung und Befestigung der Familie auch in weiterer Zukunft. Wenn dabei kluge und nachdrückliche Benutzung von Personen und Gelegenheiten zu Tage tritt, wenn ein stark hervortretendes Selbstbewußtsein eine der Früchte solcher Bestrebungen und Erfolge war, und wenn Neid und harte Beurteilung seitens der Mitbewerber dabei nicht fehlen konnte, zumal wenn Parteiungen die beiderseitige Stellung und Meinungsäußerung beeinflußte und verschärfte — so bedürfen solche Menschlichkeiten bei demjenigen Leser keiner weitern Erläuterung, der aus Selbsterkenntnis Milde im Gericht über Andere gelernt hat.

Schließlich erwähnen wir noch, wie das von Meyer Wildermett 1688 im Betrag von 4000 Kronen gestiftete Familienlegat zu Gunsten reisender, studierender, oder durch außerordentliche Umstände in Not versetzter Glieder der Familie Wildermett, von unserm Alexander Jakob Wildermett auf dem Betrag von 12112 Kronen gebracht und in Grundstücken und Obligationen hinterlassen worden ist.

Er starb den 19. Oktober 1786.

Wir haben das Gefühl, in A. J. Wildermett einem Charakter gegenüber zu stehen, der allerdings mit dem Maßstab seiner Zeit, seiner Verhältnisse und Umgebung, seiner Familientradition und Erziehung gemessen sein will. Unwahrhaftigkeit finden wir keine an ihm. In den Wirren seiner Vaterstadt mußte er Partei ergreifen; er hat es nach seinem Gewissen gethan. Ein starkes Familiengefühl blieb nicht innerhalb enger Grenzen der Selbstsucht, sondern erstreckte sich auf die Heimat, die ihm nicht anders als im Zusammenhang mit dem

Fürsten denkbar war. Das Bewußtsein seiner Leistungen und Erfolge mochte bis an die Marke des Erlaubten gehen, aber wenn paradoxe Aussprüche stets nur auf beschränkte Geltung Anspruch erheben dürfen, so mag in diesem Sinn hier an das bekannte Wort erinnert werden: « Tout comprendre c'est tout pardonner!»

In dem einen Punkt, der Wahl zum Venner, unter Beseitigung des dem Bischof verhaßten Neuhaus, konzentriert sich der stärkste, vielleicht der einzige gegen A. J. Wildermett zu erhebende Vorwurf.

Müssen wir aber auch hier zugeben, daß er dabei seinen religiösen und sittlichen Grundsätzen entsprechend gehandelt hat, so kann heute eine von seiner damaligen verschiedene Ansicht ausgesprochen werden, aber keine Verurteilung; und sein, alsdann als einheitlich und konsequent sich darstellendes Leben entbehrt nicht der Größe, noch des Wertes, den ein ausgeprägtes Charakterbild für die Erkenntnis seiner Zeit hat.

H. Rettig, Pfr.

Sigmund Kneubühler.

1758—1809.

Sigmund Kneubühler war der Sohn des Heinrich Kneubühler von Frauenkappelen bei Bern, der als Offizier im holländischen Schweizerregiment von May diente, und dessen Ehefrau Barbara Martig aus dem Obersimmenthal, und wurde im Jahre 1758[1]) zu Breda in Nordbrabant geboren. Frühe schon bestimmte ihn der Vater ebenfalls zum Militärstande und zwar dies um so mehr, als der holländische Fremdendienst, wie kein anderer, in der Schweiz im besten Ansehen stand und die Schweizer auch bei der holländischen Bevölkerung beliebt waren. Nachdem der junge Sigmund eine darauf hinzielende Erziehung genossen und sich namentlich tüchtige mathematische und taktische Kenntnisse angeeignet hatte, konnte er schon 1778 in das gleiche Regiment eintreten, in dem sein Vater stand. Allmählich stieg er von Grad zu

[1]) Nicht 1759, wie in Lutz' Nekrolog steht. Er ward getauft am 24. März 1758 in der reformierten Regimentskirche zu Hertogenbosch.

Grad und brachte es bis zum Kapitänlieutenant. Im Kriege der ersten Koalition gegen Frankreich, der auch Holland angehörte, legte Sigmund Kneubühler wiederholte Proben seiner Talente und seiner kalten Entschlossenheit an den Tag; so wird erzählt, daß er sich besonders in dem Gefechte bei Meine am 13. Sept. 1793 und sodann vor Landrécies und Maubeuge an der Sombre vorteilhaft ausgezeichnet habe. Die Niederlande wurden jedoch von den Franzosen überwunden; von der antioranischen Partei unterstützt, zwang der General Pichegrü den Erbstatthalter zur Flucht und verwandelte im Winter 1793/94 Holland in die von Frankreich abhängige batavische Republik. Nach gänzlicher Erschöpfung des Staatshaushaltes mußten die Schweizerregimenter v. May, v. Goumoëns u. a. entlassen werden; übrigens hatten sie sich nur verpflichtet, „Holland gegen jedermann verteidigen zu helfen, nicht aber gegen die Coalitionsheere zu dienen.“

Mit vielen andern Waffengenossen kam Sigmund Kneubühler 1796 in seine schweizerische Heimat und wurde hier zunächst von der bernischen Regierung als Zivilingenieur beschäftigt. Als jedoch Frankreich seine längst gehegten Angriffspläne auch auf die Schweiz zur Ausführung brachte und seine Waffen im Anfang des Jahres 1798 zuerst gegen Bern sich richteten, wurde auch Kneubühler, der sich als tüchtiger Militär und biederer Charakter vorteilhaft bekannt gemacht hatte, zur Verteidigung des Vaterlandes ins Feld gerufen. Da er nicht Burger der Stadt Bern war, so erhielt er zwar kein höheres selbständiges Kommando, wurde aber dem am 15. Dezember 1797 zum Oberkommandanten über die bernischen Truppen gewählten Generalmajor Karl Ludwig von Erlach als erster Adjutant beigeordnet.

Es darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wie sehr in den Räten die Politik des Nachgebens und Zauderns allen Anordnungen der an der Spitze des Heeres stehenden Führer sich entgegengestellt hat, so daß das alte Bern den äußern und innern Feinden schließlich erliegen mußte. Aber Kneubühler hat, wie sein Chef, der wackere General von Erlach, in jenen verhängnisvollen Tagen seine Soldatenpflicht treulich gethan und mit jenem auch für die Fehler Anderer gelitten.

Nachdem die Division Menard am 28. Januar die Grenzen der Waadt überschritten und die oberste bernische Kriegsbehörde Truppen in's Feld gestellt hatte, bezog der Generalstab am 31. Januar sein Hauptquartier in M u r t e n, wohin sich auch Kneubühler begab. Französische Truppenteile unter dem General Rampon standen schon anfangs Februar bei Pfauen unweit Murten und wollten auch das

Schloß Greng besetzen. Das bernische Militär war voll guten Willens, gegen den frechen Feind angriffsweise vorzugehen; allein gerade in den ersten Tagen des Februars kamen der Luzerner Amrhyn und der Urner Schmid nach Murten, um im Namen und Auftrag der eidgenössischen Repräsentation als Vermittler zu wirken.

Es hatten daher die bernischen Offiziere die mehr als seltsame Aufgabe, den Mut ihrer Mannschaften hintanzuhalten, und es zog sich diese niederschlagende Lage, da beständig unterhandelt wurde, wochenlang hinaus. Kneubühler's vorzügliche Charaktereigenschaften und Gewandtheit in der Lösung seiner Aufgabe trugen ein Wesentliches zur Aufrechthaltung guter Ordnung bei. „Alle Tage ist es nahe dem Ausbruch; jeden Morgen geraten die Vorposten aneinander," schrieb General von Erlach am 3. Febr. an den Rat nach Bern und fügte bei: „Ohne meinen Adjutanten Kneubühler und Herrn Jägerkapitain Gatschet wären schon ungleiche Streite vorgefallen, wohl auch die Vorposten aufgehoben worden." [1]) Bähler vermutet wohl mit Recht, daß die vor Murten damals projektierten und teilweise ausgeführten Feldbefestigungen von Kneubühler geleitet worden seien. [2])

Am 24. Februar wurde das bernische Hauptquartier nach Aarberg zurückverlegt. In **Murten** blieb nur eine Division unter dem Obersten Beat Ludwig von Wattenwyl zubenannt von Loins. Sie war am 2. März, als die Räte und Ratgeber eben mit dem Feinde die widersprechendsten Unterhandlungen gepflogen hatten, kampfbereit, und Kneubühler, der in Murten geblieben war, befand sich auf dem äußersten Vorposten, um alle Bewegungen der Franzosen von Pfauen her zu beobachten und im gegebenen Moment vorzurücken. [3]) Allein am gleichen Tage gab der Kriegsrat, da am Morgen desselben Tages Freiburg sich ergeben hatte, Befehl zum Rückzug sämtlicher Truppen. Die Division in und um Murten mußte sich unverweilt an die Saane- und Senselinie zurück begeben. Dieser traurige und doch merkwürdige Rückzug wurde während der Nacht vom 2./3. März in vollständigster Ordnung und mit Ruhe vollzogen und zwar nach dem Zeugnis des Obersten von Wattenwyl unter der Führung des Hauptmanns Kneubühler. «C'est M. Kneubühler qui a dirigé cette marche. Cet officier ayant la confiance du Général a eu une part principale à

[1]) Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern VIII, 317.

[2]) Biographie Kneubühlers von Dr. E. Bähler im Berner Taschenbuch 1896, S. 239 u. f.

[3]) Zur bernischen Kriegsgeschichte von 1798, herausgegeben von Oberst R. von Erlach, Bern 1881, S. 735.

toutes les dispositions militaires de Morat et s'est montré en toute occasion digne de la mériter.»[1]) Die Truppen waren um 9 Uhr abends von Murten abgezogen und langten zwischen 2 und 3 Uhr morgens in Gümminen an, von wo Kneubühler die nach Laupen, Neuenegg und Marfeldingen bestimmten Abteilungen so gut als möglich in Bewegung setzte. Dann aber suchte er den General von Erlach auf. Dieser hatte sich von Aarberg zuerst nach Bern, dann zur Erteilung von Befehlen u. a. Anordnungen, denen freilich nicht nachgelebt wurde, wieder zurück und nach Büren und Nidau und am Abend des 2. März nach Schüpfen, in der Nacht aber nach Ortschwaben und von hier am 3. nach Hofwyl begeben, wo ihn Kneubühler wahrscheinlich endlich erreichte, aber bei der allgemein gewordenen Verwirrung auch nichts mehr zur Rettung des Vaterlandes beitragen konnte. Am Morgen des 4. März sandte ihn der General nach der Hauptstadt, um Erkundigungen einzuziehen.[2]) Am folgenden Tage aber stand er, wie sein General und der Schultheiß Steiger, im Grauholz dem andringenden Feinde gegenüber und befand sich noch auf dem Breitfeld vor den Thoren Berns unter den Kämpfenden.[3])

Dem General gehorchend, welcher von dem letzten Kampfplatze weg durch die Schoßhalde und dem Oberland zuritt, führte Kneubühler noch schnell einen erhaltenen Auftrag aus und eilte sodann jenem nach. Bevor er Wichtrach erreichte, hörte er die Kunde von dem erfolgten grauenhaften Morde, den aufgeregte, betrunkene Soldaten an dem General von Erlach begangen hatten. Um ihnen auszuweichen, ritt er nach dem Thalgut an der Aare und ließ sich hier an das linke Ufer übersetzen.[4]) Im nahen Kirchdorf aber fiel er einem Haufen Landstürmer in die Hände, die ihn einen Verräter schalten, vom Pferde rissen und furchtbar mißhandelten. Einen Bajonettstich konnte er dadurch vereiteln, daß er das Bajonett mit der Hand ergriff und zerbrach. Aus vielen Wunden blutend, blieb er wie tot liegen, bis mitleidige Leute sich seiner annahmen und ihm die notwendigste Pflege angedeihen ließen. Sie brachten ihn dann nach Thun, wo sich aber Kneubühler zuerst, da die Stadt voll Landstürmer war, in einem

[1]) Jb. S. 898/899. Die Hauptleute statteten im Laufe des Monats März 1798 der provisorischen Regierung Berichte ab. Derjenige von Oberst L. v. Wattenwyl ist vom 16. März.

[2]) Berner Taschenbuch 1858, S. 179.

[3]) „ „ „ S. 194.

[4]) „ „ 1856, S. 240. Die Brücke über die Aare beim Thalgut besteht seit 1834. Früher war daselbst nur eine Fähre.

Gebäude auf der Allmend verborgen halten mußte. Am folgenden Morgen, als die aufgeregten Volksmassen sich meistenteils zerstreut hatten, fand er im Hause des Apothekers Scheidegg[1]) freundliche Aufnahme. Von ihm und dem geschickten Wundarzte Stettler[2]), sowie vom Apotheker Trog[3]) wurde er hier liebevoll gepflegt. Am Kopfe war Kneubühler mehrfach und schwer verwundet; es mußten ihm wiederholt Knochensplitter der Hirnschale entfernt werden. Doch genas er endlich von seinen Leiden und verließ, als er hergestellt war, die Schweiz, wo unterdessen die französische Gewaltherrschaft eine seiner Gesinnungsweise wenig oder gar nicht entsprechende Verwandlung und den Umsturz aller vorigen Verhältnisse, damit aber auch schwere innere Unruhen und eine unselige politische und wirtschaftliche Notlage nach sich gezogen hatte.

Nachdem im August 1798 zwischen Frankreich und der Schweiz ein Offensiv- und Defensivvertrag abgeschlossen, bezw. der letztere aufgenötigt worden war, sollte auch das helvetische Militär neu organisiert werden, natürlich in der Hauptsache zu dem Zwecke, bei den in naher Aussicht stehenden neuen Kriegen „vereint mit der großen verbündeten Nation" zu handeln. Zugleich nahmen die helvetischen Räte einen von Bürger Louis Bussigny von Moudon eingereichten Plan

[1]) Gottlieb Scheidegg gehörte mit dem Venner Johann Dezi und Karl Koch, dem Mitgliede des helvet. Gr. Rates (als Vertreter des von Bern losgerissenen Kantons Oberland), zu den angesehensten Thuner Bürgern jener Zeit. Er war im März und April 1798, d. h. vom Rücktritt der alten Regierung an, die am 4. März erfolgte, bis zur Einführung des helvet. Einheitsstaates, Mitglied der provisor., 105-gliederigen, aus den 52 „Ausgeschossenen" vom Lande und 53 von den letztern bezeichneten Gliedern der alten Räte bestehenden Regierung. Scheidegg trat, nachdem Bern am 5. März gefallen war und hierauf am 9. drei waadtländische Abgeordnete vor der provisor. Regierung erschienen waren und mit ihr fraternisiert hatten, am 12. März mit dem Venner Peter Sterchi von Unterseen und den beiden Stadtbernern David Rud. Bay und Emanuel Rud. Fischer als bernische Abgeordnete vor die Nationalversammlung in Lausanne, um hier „das Band, welches Bern und Waadt 250 Jahre lang zu beidseitigem Glück zusammengehalten, zwar unterbrochen, aber keineswegs völlig verloren gegangen ist, wiederherzustellen." Ende März war Scheidegg einer der von der Urversammlung bezeichneten Wahlmänner des neuen Kantons Oberland. Auch bekleidete er das Amt eines Venners.

[2]) Johannes Stettler von Ober-Goldbach wirkte als Wundarzt lange und erfolgreich in Thun. Er ward patentiert von der chirurgischen Societät zu Bern im Jahre 1783 und vom Sanitätsrat den 30. Nov. 1787. Als Wundarzt sollte er „keine innerlichen Mittel geben", wie eine Anmerkung im Ärzteverzeichnis (Staats-Archiv Bern) lautet.

[3]) Siehe über ihn Bd. III dieser „Sammlung", und vergl. betr. obige Notiz das Berner Taschenbuch 1858, S. 169.

zur Errichtung einer Art von National-Gendarmerie in Beratung und verwirklichten denselben durch das „Gesetz über Errichtung einer helvetischen Legion" vom 4. Sept. 1798, als dessen Aufgabe die Handhabung der Ruhe und Sicherheit der Republik bezeichnet wurde. Die vollständige Legion sollte bestehen aus einem großen und einem kleinen Stab von 20 Mann, sodann von 100 Mann Artillerie, 600 Mann Linieninfanterie, 400 Jägern zu Fuß und 400 Mann Husaren. Für das ganze Korps ward ein Legionschef und für die Legion ein Adjutant-Major mit Hauptmannsrang in Aussicht genommen.[1]) Für diese letztere Stelle, mit welcher ein monatlicher Sold von 160 L. (1 Louisdor zu 16 Fr. gerechnet) verknüpft war, wurde nun Sigmund Kneubühler bestimmt. Am 1. November nahm das helvet. Direktorium die Wahl der Offiziere vor, unter denen außer Kneubühler noch folgende drei Berner waren: Karl Ludwig Graffenried, der zum Kavalleriehauptmann, Ludwig Goumoëns und Raflaub vom Oberland, welche zu Infanteriehauptleuten ernannt wurden. Am 23. Nov. zeigte der helvet. Kriegsminister dem Direktorium an, daß einer Meldung des Regierungsstatthalters des Kantons Bern zufolge Bürger Kneubühler sich wieder in Holland befinde, und daß dessen Umstände und persönliche Beziehungen ihn voraussichtlich zu einer Absage bestimmen werden. Immerhin wurde Kneubühler von seiner Wahl sofort in Kenntnis gesetzt und zu einer Erklärung innerhalb 21 Tagen aufgefordert. Wie vorauszusehen war, lehnte derselbe die Berufung dankend ab, «ne se sentant point les dispositions nécessaires pour remplir dignement ce poste».[2]) Vielmehr beschränkte er seine Wünsche dahin, sich mit den frevelhaften Zerstörern schweizerischer Wohlfahrt anderswo „herumraufen zu können." Als Adjutant-Major wurde hierauf der oben genannte Graffenried gewählt.

Bald finden wir den Hauptmann Kneubühler wirklich an einem ganz andern Orte und in anderen Verhältnissen, als die ihm von der helv. Regierung zugedacht waren. Jenseits des Rheins hatten sich viele Flüchtige aus fast allen Schweizerkantonen gesammelt. Sie strebten in Verbindung mit angesehenen Staatsmännern der zum neuen Kampf mit Frankreich sich vorbereitenden Mächte, namentlich Oesterreichs und Englands, nichts mehr und nichts weniger an, als die „Wiederbefreiung der Schweiz von der französischen Unterjochung." In diesem Sinne waren besonders der frühere bernische Schultheiß von Steiger, der gewesene deutsche Lehenskommissär Wyß und Venner

[1]) Aktensammlung der helvet. Republik, Bd. II.

[2]) Eidg. (helvet.) Archiv in Bern, 776. Bericht des Kriegsministeriums vom 30. Dez. Leider findet sich der Brief von Kneubühler, dat. 11. Dez., in dem Aktenbande nicht vor.



Kirchberger, sowie die Basler Merian und Burkhard und der waadtländische Major Ferdinand von Roverea thätig.[1] Im Dezember 1798 hielten die Häupter der Emigrierten mit dem österreichischen General Hotze, dem englischen Kommissär Talbot u. a. zu Mindelheim bei Augsburg eine Beratung ab. Talbot sagte finanzielle Hülfe von England zu. Zu Wangen in Schwaben war der Sammelplatz der Emigrierten, die sich allmälich in einer Zahl von etwa 800 einfanden, darunter viele Soldaten und Offiziere aus dem ehemaligen holländischen Kriegsdienste.[2] Auch Hauptmann Kneubühler begab sich dahin und schloß sich den Truppen an, welche nun von Roverea als „helvetische Legion" organisiert wurden, und die den General Hotze in dem bevorstehenden Kampfe gegen die Franzosen in der Schweiz unterstützen sollten.[3] Am 8. April legte die Legion in Anwesenheit des ehrwürdigen Schultheißen Steiger und des Generals Hotze zu Neu-Ravensburg einen feierlichen Eid ab, alles für die Wiederbefreiung des schweizerischen Vaterlandes zu leisten. Anfangs Mai wurden zwei Kompagnien derselben unter den Hauptleuten von Diesbach und von Wattenwyl zu den Vorposten des Erzherzogs Karl nach Schaffhausen abkommandiert, während die übrigen über Lindau und Bregenz an das vorarlbergische Rheinufer marschierten, um sodann bei Meienfeld auf Schweizerboden überzusetzen und hier die Feinde verjagen zu helfen. In Ragatz wurde die Legion mit kroatischen und slovenischen Bataillonen vereinigt, wobei Kneubühlers organisatorisches Talent sich Geltung zu verschaffen die beste Gelegenheit fand. Die Feinde vor sich hertreibend gelangten dieselben gegen Ende Mai nach Glarus. Von hier wollte Roverea durch Übersteigung des Pragelpasses nach Schwhz vordringen, berechnete aber verschiedene Umstände, namentlich die Wegverhältnisse falsch und erntete trotz der

---

[1] Ferd. v. Roverea, geb. 1763 in Vivis, gest. 1829 in Baveno, war früher im Regiment von Ertach in französischen Diensten gewesen. In den Märztagen hatte er die Légion fidèle im bernischen Seeland gegen die Franzosen geführt und stand treu zu Bern.

[2] Mémoires de Roverea. Bern, 1848 Bd. II, 67, 106, 230.

[3] Die Franzosen hatten den gegen sie heranziehenden Mächten der zweiten Koalition vier Hauptheere entgegengestellt: Das batavische unter Brune in Holland, die große Donauarmee unter Jourdan, von der die Truppen Massenas in der Schweiz eine Abteilung bildeten, dann dasjenige unter Scherer in Oberitalien und das in Neapel unter Macdonald. Gegen die in Deutschtand operierenden Armeen führte Erzherzog Karl ein starkes Heer; ihm leitete der russische Feldherr Korsakow seine Scharen zu, der aber grobe taktische Fehter begieng. General Hotze führte ein zweites Heer von Vorarlberg und Tirot her über den Rhein. Ein drittes österreichisches Korps, sowie eine russische Armee unter Suworow griff die Franken in Oberitatien an.

Ausdauer und der Tapferkeit seiner Truppen einen Mißerfolg.[1]) In den nachfolgenden Monaten fand Kneubühler in der helvetischen Legion wenig Anlaß, sich auszuzeichnen.

Nach der Schlacht von Zürich im Sept. 1799, in der sich das Glück den Franzosen zuwendete und die Schweiz in deren unbestrittenen Besitz brachte, war die Legion der gänzlichen Auflösung nahe. Es kam aber nicht dazu. Einerseits wünschten Soldaten und Offiziere, die wie der Hauptmann Kneubühler schon in Holland Waffengefährten gewesen waren, eine Reorganisation und einen tüchtigen Chef aus der Zahl derselben, und andrerseits war England, das die Emigrantenregimenter finanziell unterstützte, auch nach dem Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich entschlossen.

Es waren beim Eindringen der Alliierten in die Schweiz außer dem von Roverea noch andere schweizerische Fremdenregimenter entstanden, nach ihren Obersten Bachmann, Salis und Courten benannt. Sie hatten alle ebenfalls stark gelitten und wurden nun in ein einziges Regiment vereinigt, das in englischen Dienst übertrat. Den Stamm desselben bildeten die Trümmer der frühern helvetischen Legion von Roverea, an dessen Stelle im Dez. 1799 der Oberst Friedrich von Wattenwyl vom Muriseld als Kommandierender im englischen Solde getreten war, und der nun auch Inhaber des neu gebildeten Regiments wurde. Als seinen Stellvertreter schlug er dem englischen Kriegsministerium seinen 25jährigen Neffen Abrah. Karl Ludwig von Wattenwyl von Rubigen vor. Beide waren in holländischen Diensten und dann bei Roverea gewesen, welche Umstände auch bei andern in das neue Regiment eintretenden Offizieren eintrafen, so bei dem Major Karl Viktor Fischer und den Hauptleuten Sigmund Kneubühler, Rudolf von May, Ludwig Fischer u. a.

Das Regiment zählte 900—1000 Mann und war nach englischem Brauch in 10 Kompagnien eingeteilt. Unter dem Befehl Kneubühlers stand eine Jägerkompagnie, die er in vorzüglicher Weise leitete. Darum ließ auch der frühere Regimentsoberst Ferdinand von Roverea seinen einzigen, damals 18jährigen Sohn Alexander die militärische Laufbahn in dieser ebenso gewandt, entschlossen und fest, als besonnen und human geführten Kompagnie beginnen.[2])

[1]) Über diese Unternehmung vgl. Berner Taschenbuch 1863, 246 u. f.

[2]) Alexander von Roverea trat im Oktober 1809 in den engl. Generalstab über und zeichnete sich als Adjutant des Generals Cole in den Schlachten bei Albuhera (1811), sodann bei Vittoria (1813) vorteilhaft aus, so daß ihn Wellington zum Oberstlieutenant beförderte. Er fiel am 28. Juli 1813 in der blutigen Schlacht von Vilalba bei Pampelona in Spanien gegen die Franzosen unter Marschall Soult.

Da das Regiment sich verpflichtet hatte, England zu Land und zu Wasser auch außerhalb Europas zu dienen, so wurde es im Vorsommer 1801 vom Sammelplatz Welau in Steiermark aus über Laibach nach Triest und von da in langsamer Fahrt nach La Valletta, der Hauptstadt der Insel Malta, geführt, um von hier an dem bevorstehenden Feldzug nach Ägypten teilzunehmen. Während den Vorbereitungen hiezu langte aber der Befehl ein, ein Detachement von 200 Mann mit auserlesenen Offizieren nach der Insel Elba zu senden. Hiezu bestimmte der Oberstlieutenant von Wattenwyl eine Füsilierkompagnie unter dem Badenser Hauptmann Winter und die Jägerkompagnie Kneubühlers mit den drei zuverlässigen Lieutenants Emanuel von Rodt (dem spätern Geschichtschreiber und Ober-Amtmann), Ludwig von Fellenberg (nachherigen eidg. Oberstlieutenant und Chef des bernischen Landjägerkorps, † 1841) und Alex. von Roverea.

Die etwa 14000 Einwohner zählende Insel Elba gehörte damals, der kleine toskanische Distrikt von Porto Ferajo ausgenommen, zu Neapel. Napoleon schlug sie im März 1801 zu Frankreich und ließ sie besetzen. Nur der toskanische Befehlshaber von Porto Ferajo bestand auf der Verteidigung seines Platzes und erwartete dabei die Unterstützung durch englisches Militär. Nach 17tägiger Fahrt konnten die genannten Kompagnien, die unterwegs sich dem im Mittelmeer manövrierenden Geschwader des englischen Admirals Warren angeschlossen hatten, am 2. August in Porto Ferajo ausgeschifft werden. Nach verschiedenen kleinern Kämpfen beschloß der Kommandant des Platzes in der Nacht vom 13./14. Sept. einen großen Ausfall zu unternehmen. Er bildete aus seinen etwa 1200 Mann zählenden Truppen zwei Abteilungen, eine stärkere zum eigentlichen Angriff und eine schwächere als Reserve. Zur erstern kam Kneubühlers Jägerkompagnie. Er sollte mit derselben die der Stadt gegenüberliegende und den Eingang der Bucht beherrschende Batterie zerstören und zu diesem Zweck auf dem kürzesten Wege zu Wasser dahin gelangen. Unbemerkt näherten sich die drei Boote, in denen sich Kneubühlers Mannschaft befand, im Schutze der Dunkelheit dem zur Ausschiffung bestimmten Ufer, als plötzlich einige betrunkene englische Seesoldaten einer andern Abteilung durch übel angebrachtes Geschrei: «Damn the French» die Feinde allarmierten. Sofort eröffneten diese ein heftiges Feuer auf die Boote, das zwar bei der herrschenden Finsternis von geringer Wirkung blieb, aber die beabsichtigte Überraschung vereitelte. Entschlossen und behende bewerkstelligte Kneubühler die Landung seiner Kompagnie und ermöglichte diese auch der Marinemannschaft. Die französischen Artilleristen

ergriffen die Flucht oder wurden gefangen, die Brüstungen und andern Anlagen zerstört und zwei Positions-Geschütze in's Meer gestürzt. Als darauf die Jäger wieder an's Ufer eilten, um die Schiffe zu erreichen, hatten die böswilligen Schiffer sich damit entfernt, so daß sie nur im weiten Bogen um die Bucht ihre Vereinigung mit der Füsilierkompagnie Winter veranstalten konnten, die unterdessen, unterstützt von den Marinesoldaten, auch eine Batterie von 6 Geschützen unschädlich gemacht hatte. Nun erschien aber der französische Brigadegeneral Mariotti mit 800 Mann seiner Hauptmacht und zwar in dem Zeitpunkt, als die im Kampf zu Lande wenig disziplinierten englischen Seesoldaten auf der Plünderung begriffen sich zerstreut hatten. Einzig die Schweizer unter Kneubühler und Winter hielten Stand. Ein kräftiger Vorstoß Kneubühlers warf den anstürmenden Feind zurück und brachte ihm starke Verluste bei, während seine Jäger dabei bloß einen Verlust von 5 Mann hatten. Bald darauf bombardierte der Feind die Festung mit Granaten und Bomben. Eine solche schlug mitten in die Kaserne, welche der Kompagnie Kneubühler angewiesen war, platzte, tötete eine Soldatenfrau und verwundete einige Mann. Am 8. Oktober schlug neben Kneubühler auf einem exponierten Posten eine Kanonenkugel in die Mauer und sprengte ihm einen Stein derart an den Kopf, daß er eine schwere Wunde davontrug.

Endlich wurden die Feindseligkeiten beiderseits eingestellt, weil zwischen England und Frankreich Friedensverhandlungen stattfanden. Durch den Frieden von Amiens vom März 1802 kam Elba an Frankreich. Schon im Januar vorher verließen jedoch die zwei Schweizerkompagnien Porto Ferajo und landeten am 4. Februar wieder in La Valetta auf Malta, wo sie 80 Kranke, darunter viele Erblindete von den nach Ägypten dirigierten 8 Kompagnien des Regiments von Wattenwyl antrafen. Die vortreffliche Haltung der unter Kneubühler und Winter stehenden Mannschaften bewirkte, daß sie, statt nun auch nach Ägypten abkommandiert zu werden, sich als Besatzung des Fort Riccazoli von ihren Strapazen einigermaßen erholen konnten. Ende Februar kamen zwei Berner Offiziere zu ihnen, nämlich ein von Muralt, mit Roverea befreundet, und der Lieutenant Karl Emanuel von Erlach, ehemals Kneubühlers Waffengefährte in der Legion Roverea's. Er war im Sommer 1800 in französische Gefangenschaft geraten, aus der ihn der Lüneviller Friede erlöste. Das Regiment von Wattenwyl hatte in den folgenden Jahren noch eine höchst merkwürdige Geschichte. Kneubühler jedoch, von den vielen Strapazen und gefährlichen Verwundungen in

seiner Gesundheit ernstlich bedroht, nahm und erhielt im Jahr 1805 seinen Abschied, der ihm als einem talent- und charaktervollen, tapfern Offizier unter Zuerkennung einer gehörigen Pension gewährt wurde. An seine Stelle als Jäger-Hauptmann trat der obengenannte Lieutenant von Erlach, dem Alter nach der älteste seines Grades[1]) und ebenfalls ein bewährter Offizier.

Kneubühler kehrte in die Schweiz zurück und fand wiederum bei einem Freunde Scheidegg in Thun liebevolle Aufnahme. Von Brustbeschwerden heimgesucht, die er mit Gelassenheit trug, erreichte ihn der Tod, dem er in seinem Leben so oft in's Angesicht geschaut hatte, am 4. August 1809.[2]) Auf dem Gottesacker bei der Kirche in Thun fand er seine letzte Ruhestätte. Eine an der Kirche eingemauerte Gedächtnistafel[3]) erinnert an den Mann, der, wie die Inschrift auf derselben bezeugt

« EIN TAPFERER UND ERFAHRENER KRIEGER,
SEINEN FRÜNDEN
EIN TREUER UND BEWÄRTER FRÜND »,

als ein ganzer Charakter seine irdische Laufbahn vollendet hat und auch in seinem rauhen Kriegerberuf durch wahren Seelenadel und Pflichttreue der Nachwelt als Vorbild hingestellt zu werden verdient.

Quellen: Markus Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, Aarau 1812. — Mémoires de F. de Roverea, Berne 1848. — Dr. Ed. Bähler, Biographie Kneubühlers im Berner Taschenbuch von 1896. — Die im Verlauf der Darstellung angeführten andern Berner Taschenbücher. — Zur bernischen Kriegsgeschichte von 1798, herausg. von R. von Erlach. Bern, K. J. Wyß 1881. — LXXXIX. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich auf 1894. — Das helvet. Archiv in Bern. —

J. Sterchi, Oberlehrer.

---

[1]) Er war geboren 1776. Nach einigen Jahren trat er aus dem Regiment aus und kaufte 1813 das Schloß Gerzensee. Später war er eidg. Oberstlieutenant und starb am 5. Jan. 1862 in Bern.

[2]) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Zivilstandsbeamten Leibundgut in Thun steht im Bd. II. des „Schlafbuch (Toten-Rodel) der Kirchhöre Thun, angefangen von mihr Johann Jakob Tribolet dißmahligem 2. Pfarrer in Thun" eingetragen: „1809 begraben in Thun No. 42 Sigmund Kneubühler von Kappelen bey Aarberg, Hauptmann in Englischen Diensten, gest. Aug. 4. begraben August 7. alt 46 Jahr". Es sind in dieser Notiz zwei Irrtümer, indem Kneubühler nicht von Kappelen b. Aarberg, sondern von Frauenkappelen war und nicht im Alter von 46, sondern von zirka 51½ Jahren gestorben ist. (Tribolet war von 1765—1806 Pfr. zu Thun; obige Eintragung hat wahrscheinlich sein Nachfolger Nikl. El. Frank gemacht.)

[3]) Sie ist eingelassen in die West- oder Thurmfassade an der Nordseite; ihr Fuß 108 cm über dem Boden, die Platte selbst 107 cm hoch und in den obern Ecken abgerundet. Der Stein ist ein schöner, weißer Granit. Die Inschrift besteht aus römischen Initialen. Als Kneubühlers Geburtsjahr ist 1758 angegeben. (Diese Mitteilungen verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. F. Ris in Thun.)

Albrecht von Mülinen.
1649—1705.



Das 17. Jahrhundert ist die Zeit, in welcher Schweizer am meisten in der Fremde Kriegsdienste nahmen. Die großen Kriege in Deutschland und die Eroberungen Ludwigs XIV. boten den nächsten Anlaß dazu.

Beat Ludwig von Mülinen, der unter Gustav Adolf bei Lützen, dann in oranischem Dienste jenseit des Meeres in Brasilien gefochten und später in der Heimat das Regiment Oberland befehligt hatte, vererbte seine kriegerische Neigung auf seine Söhne. Fünf ließen sich in jungen Jahren für Frankreich anwerben und zwei von diesen dienten später als Obersten dem Vaterland.

Ihre Mutter, geb. Magdalena Tscharner, hat genau verzeichnet, wann sie geboren und getauft worden und was ihnen begegnete, so weit sie es erlebte. So wissen wir, daß Albrecht am 3. Mai 1649 als Erstgeborner die Eltern beglückte und am 9. Mai im Münster die heilige Taufe empfieng.

Schon zu Ende des Winters 1665 auf 1666 trat er als Kadett in eine schweizerische Freikompagnie in Frankreich und rückte nach anderthalb Jahren zum Fähnrich vor. Im Oktober 1670 gab er die Stelle auf, um eine womöglich bessere zu suchen. Wie er sich während dieser Zeit gehalten, darüber giebt der Abschied, den ihm sein Hauptmann Monnier am 25. Oktober 1670 in Courtray gab, Bericht:

«Je soubsigné capitaine d'une compagnie franche suisse au service de sa Majesté très chrestienne Louis quatorziesme ... certifie ... que le noble et genereux Sr Albert de Müllinnen bourgeois de la Ville de Berne en Suisse a servi dans ma ditte compagnie de cadet appointé (Kadett und Gefreiter) l'espace de trente un mois,

durant lequel temps il s'est si bien acquitté de son debvoir que je l'ay iugé digne a l'advancement de la charge d'enseigne laquelle il a tellement exercée en toutes occasions l'espace de vingt quatre mois, que i'en ay une satisfaction particuliere, et comme il m'avoit demandé son congé pour se retirer là ou bon luy semblera, en consideration de ses bons et fideles services ie ne le luy ay voulu refuser, ainsi apres l'avoir paye de tous ses gages, ie le luy ay accordé, priant tous ceux qui sont à prier le vouloir librement laisser passer et repasser» . . .

1671 erreichte Ludwig XIV. die Werbung eines bernischen Regimentes, das Johann Jakob von Erlach nach Frankreich führte. Als Lieutenant in der Kompagnie von Muralt trat Albrecht von Mülinen ein. Kaum war er mehr als ein Jahr beim Regimente gestanden, so erhielt er eine Kompagnie. Der Generaloberst der Schweizer, des berühmten Prinzen Eugen von Savoyen Vater, beförderte ihn am 1. März 1673 zum Hauptmann an Stelle des verstorbenen Gabriel von Erlach, da es wichtig sei, sie zu versehen «d'une personne, dont les mérites fidélité probité vigilance valeur et expérience au fait de la guerre soyent bien connues». Eine neue vom König selbst gezeichnete Beförderung zum Major der Brigade erfolgte am 28. April 1678 in Anbetracht, daß er «a donné des preuves de sa valeur courage expérience en la guerre, diligence et bonne conduite ainsi que de sa fidelité et affection a son service».

Das Regiment von Erlach wurde nicht geschont; im flandrischen und katalonischen Feldzug bestand es seine Feuerproben. Mörderisch war besonders die Schlacht bei Senef im Hennegau, Condés letzter Sieg, am 11. August 1674. 25,000 Tote blieben auf der Wahlstatt, nachdem der Kampf stundenlang und weit in die helle Mondnacht hinein gewährt hatte. Unter den Gefallenen hatte Albrecht auch seinen Bruder, den Fähnrich Beat Ludwig, zu beklagen. Auch der Tag von Epouille in Roussillon (4. Juli 1677) brachte dem Regiment schwere Verluste, und noch mehr litt es bei der Belagerung von Puycerda (1678). Die Spanier leisteten in dieser Pyrenäenfestung einen Widerstand, der die Franzosen zu höchster Kühnheit anspornte. Es half nichts, daß Breschen geschossen wurden; es war unmöglich, durch sie zu dringen. Auf den 17. Mai war ein Sturm befohlen. Die Belagerer drangen vor, schon stand Albrecht, den Degen in der Faust, mit seinen Musketieren und Courcelets in der Bresche, da empfieng sie, wie der Marschall de Quincy schildert, ein solcher Hagel von Bomben und Granaten, von brennenden Fässern und Pulversäcken, daß sie den

Rückzug antreten mußten. Auch der Maréchal de Navailles, der Führer der französischen Armee, zollt in seinen Memoiren der Tapferkeit seiner Truppen das höchste Lob.

Die wackere spanische Besatzung war aber so sehr von jeder Hülfe abgeschnitten, daß sie nach kurzem, am 28. Mai, kapitulierte. Vom Regiment von Erlach waren die Fähnriche von Diesbach und Molier, der Aide-Major Guider gefallen, der Brigadier Franz Ludwig von Muralt verwundet. In diesem Feldzug hatte Albrecht auch das Unglück, seinen Bruder Niklaus zu verlieren, den das Fieber am 12. Dezember 1678 in Perpignan dahinraffte. Dafür stellte sich im folgenden Jahr, am 20. Oktober 1679, der zweitjüngste, Hans Anton, beim Regiment und wurde als Fähnrich angenommen.

Noch ist Albrechts Kompagnierodel von 1679 vorhanden. Wir ersehen daraus, daß der Kompagniestab bestand aus 2 Fähnrichen, 3 Wachtmeistern, 1 Musterschreiber, 1 Fourier, 1 Capitaine d'armes, 1 Vorfähnrich, 1 Provos, 2 Trabanten, 4 Tambouren, 1 Pfeifer, 1 Korporal und 1 Gefreiten. Wer das Buch durchblättert, dem muß auffallen, eine wie große Zahl Landesfremder in dieser „Schweizerkompagnie" verzeichnet ist.

Von weitern Waffenthaten Albrechts berichtet Girard in seiner Histoire abrégée des officiers suisses (II. 179); aber er irrt sich, denn an der Belagerung von Luxemburg (28. April—4. Juni 1684) z. B. kann Albrecht nicht teilgenommen haben, da er eben zu dieser Zeit mit einer ganz anderen Belagerung beschäftigt war.

Der Berner, der sich in seiner Jugend in der Fremde dem Kriegsberufe widmete, verzichtete damit nicht auf die staatsmännische Laufbahn in der Heimat, die ihm bei der langen Urlaubszeit ja auch nicht fremd wurde. Hier war dies um so weniger der Fall, als Albrecht ein neues Band knüpfte, das ihn für die nächste Zeit an die Vaterstadt fesselte. Er verlobte sich mit der „Wohl-Edlen, Gottliebenden, mit Ehr und Tugend höchstgezierten Jungfer" Maria Manuel, Tochter des Ratsherrn Albrecht Manuel, und ließ sich mit ihr trauen am 24. April

„Im Jahr nach Christi Gburt, als d'Sonn mit allem Fleiße
Ihr jährlichs Stadium und rundbezirdten Kreiße
Im sechsten Seculo nach tausend guter Jahr
Zum Vier und achtzigst mahl durchzlauffen bschäfftigt war."

Der diesen Spruch ersonnen, hat zum festlichen Anlaß ein Gedicht verfaßt, dessen schwungvolle Reime nicht verschwiegen werden sollen:

Hochzeitliches Ehr- und Wunsch-Gedicht.

Auffs' Martialisch Thun die Helden gar vil sehen,
Ein gfahrlich weg, dadurch die jenen müssen gehen,
  Dern wol verdientes Lob wird herrlich breitet auß
  Auff gantzem Erden-plan, ja biß ans Sternen-hauß:
Die mit dem Krieges-ruhm sehr hoch belobet bleiben,
So lange stehen wird deß Himmels runde scheiben.
  Diß hat sehr wohl betracht der kuehne Edelmann
  Hauptmann von Mülinen, der Krieg wol führen kan:
Von Edlem Blut Er komt, sein Vatter auch zuvoren
In waffen g'übet war, ein Obrist außerkoren,
  Der Sproß auß disem stamm will gar nicht minder seyn,
  Kriegs-lob Er suchen thät, sein muth war gar nicht klein.
In dem Frantzosen land als Mars ein Krieg ereigte,
Zum dienst des Krieges-Gott gar willig sich erzeigte.
  Voll dapferkeit Er war, wie mans im kampff gespührt,
  In s'feld hertzhafftiglich die völcker hat geführt.
Wann Mars sich rüst zum streit, bey tausend, tausend paaren
Deß grossen Krieges-Gott gerüste krieges-schaaren,
  Zu schiessen häuffig ab die runden kugel-pfell,
  Daß müsten sterben viel in schnell geeilter eil;
Wann auch das grob geschütz warff feurige Batonen,
Daß statt und land erschrack, vom grausam starcken thönen:
  Wann trumm und pfeiffen gieng trumpeten und was mehr
  Mit helden-muth und hertz Er ruffte bursch in d'wehr:
Als brechtig bey Jhm schinn, nach tugend stund sein sehnen,
VON MÜH Er ware groß, jetz von sich thut abLENEN
  Diß alles so ihn hat in sorg und g'fahr gebracht.
  Er tragt die sieges-kron, wornach sein hertz getracht,
Sein grosse dapferkeit gar herlich mächtig riechte,
So weit als Titan langt mit seinem hählen liechte.
  Und seinen Helden-ruhm steigt immerdar empor,
  Die Fama traget Jhn biß an das sternen-chor.
Jetz will Er dich O Mars, und all dein thun quittiren,
In lust beliebter freud ein anders leben führen,
  Dasselbig machen neu bey diser frühtings-zeit,
  Darburch die welt verneut, und als sich freudig zeigt:
Da alles komt herfür, und wird auffs neu gebohren,
Was durch die winters-zeit war gleichsam gantz verlohren:
  Die wälder waren lähr, beraubet ihrer zier;
  Die blumen waren hin, man fand sie nicht mehr hier.
Jetz stehets anderest, weil Zephyr sanffte gehet,
Das süsse himmel-thau auff bunten blumen stehet,
  Und stath im grünen feld die blum in höchster zier,
  Die beume voller blust, ja gleichsam lachen schier.
Alls suchet neue Lust, lebt frölich und im wohne,
Das kleine lufft-volck singt, laßt hören seinen thone,

Das blum-beliebte volck Ihm zur ergötzlichkeit
Kan nehmen schöne frucht, bey diser blumen zeit.
Das that Herr Hauptmann auch, begehrt sich zu erquicken,
Gaht in den Nymphen-gart mit blumen sich zu schmücken:
Da traff Er alsbald an ein schöne Damen-schar,
Var allen anderen auß Ihm g'fallet b'sonderbar
Ein Edle Tugend-blum, so gleich der Sonnen glantze
Hat prächtig außgeziehrt der keuschheit güldner krantze.
Ihr Adelreiche zier gar bald bestricket Ihn,
Als seh Er gläntzen schön karfunckel und rubin.
Ein schönes tugend-bild, vam Himmel mehr geziehret
Mit weißheit und verstand, als einer Nymph gebühret.
Ihr Nam Maria ist; zwar herb und bitter heist,
Nach alter spraachen grund, wie d'Namen-deutung weist,
Dach aber Manuel kann wider Euch ergetzen,
Weils gar schön bildet vor das hach und theur zu schetzen:
Jesus Emanuel, so durch sein Himmels-krafft,
Und bitter leiden groß, alls bitter süsse macht.
Nun dise Nymphen-blum Herr Hauptmann thut abzwicken,
Im ruh- und E-hestand mit Ihr sich zu erquicken,
Verpflicht sich gantz und gar heut auff seim Namens-Tag
Ihr treuer Bräutigam zu seyn ahn alle klag.
Sy aber thut Ihr hertz mit mund und reichend händen
In treuer gegen-lieb hinwiderum verpfänden:
In ehlich treuer pflicht Sie wöll an seiner seit,
Hinfüra machen sich, in zucht und ehrbarkeit.
Nun kamt Herr Bräutigam! Ihr seyt mein einig leben,
Ich bin Euch (spricht die Braut) mit allem gantz ergeben,
Er spricht: O Grimmer Mars! weg weg mit deinem streit,
Der süsse Venuskrieg gibt mir zufriedenheit.
Er kan nach seinem lust, nach wunsch und hertzens willen
Sein groß verlangen jetz, und die begirden stillen.
Er schleußt jetz seine Braut in beyde armen eyn,
Er freut, er letzet sich ohn klagen und ahn pein,
Ist frölich ahn Verdruß, thut unverhindert schertzen
Mit seiner lieben Braut, und lacht in seinem Hertzen,
Daß valler Freuden ist, und immer wahlgemuth,
Weil Ihm ja alles fort nach wunsche gehen thut.
Heut lebt Herr Bräutigam in süsser Freud und Wonne,
Weil Ihm zu Ehren gläntzt der Braut schön Blumen-Krone
Heut freuen sich mit Ihm all wehrte Hachzeit-Gäst,
Weil heut sein Ehren-Tag, sein hahes Namens-Fest.
Komt allesammen, kamt, last uns auch diese zeiten
Begahn mit graffer Freud, und vieler Lustbarkeiten.
Du Veich auf grüner Au: Hüpf heute hoch empor.
Laß hören dein Gesang du gflügeltes Feder-Char!
Stimmt bey dem klahren Fluß an euer titilliren
Nach art der Music-Kunst mit lust zu tremulieren.

Auch laß du Menschen-Volck! dein Stimm erschallen hier,
Hilff ziern diß Freuden-Fest, mit singen jubiller,
Den Geig- und Harpfen-Thon last lieblich hören klingen,
Der Braut und Bräutigam Ergötzligkeit zu bringen
An Ihrem Hochzeit-Tag. Wo aber du mein Sinn,
Wo wilt mit deiner Red und deinen Worten hin?
Laß ab von dieser Red, doch lasse noch erklingen
Ein kleines Wünschelein, das glücklich mög gelingen
Der Lieben süsser Bund, den sie heut uffgericht,
Daß keine Schmertzen Sie, kein Ach Sie treffe nicht.
Bewahr, O Höchster GOtt! vor Kummer und Hertzleyde
Diß neu verloble Paar, gieb Ihnen Wonn und Freude.
Euch fliesse Gnad und Heyl, und stete Wohlfahrt zu,
Seit immerhin begabt mit Lust und sanffter Ruh.
Der Seegen GOttes reich wöll nimmer von Euch scheiden.
Der Himmel trencke Euch mit Lust beliebten Freuden.
Daß Ihr in Fried und Ruh des schönen Standes-Lohn,
Und dann nach dieser Zeit bekommt die Himmels-Kron.

Diese nicht subtile, sondern auß wohlmeinendem
Gemüth fliessende Gedichte setzet auff zu
immerwehrender schuldigee Danck- und
Dienjes-Bezeugung
J. M. S. S. Th Stud.

(Es dürfte Johann Müller, später Pfarrer in Rüthi bei Büren, sein.)

Am 11. November desselben Jahres erwarb sich Albrecht auch ein eigenes Besitztum, indem er seiner Mutter das von der Familie bewohnte Haus an der Gerechtigkeitsgasse neben der Krone abkaufte. Schon früher hatte ihm sein Oheim, Wolfgang von Mülinen, Herr zu Schöftland, ein bischöflich baselisches Lehen abgetreten, das während mehrerer Jahrhunderte sich im Hause vererbte, und Albrecht war damit in Pruntrut vom Bischof belehnt worden (30. Januar u. 13. Februar 1677).

Mittlerweile hatte er sich entschlossen, die Kompagnie, die er immer noch besaß, aufzugeben. Die erwartete Beförderung zu einer erledigten Stelle war ausgeblieben und ein anderer ihm vorgezogen worden. So reichte er im Frühling 1684 seinen Abschied ein.

Er erhielt aus dem königl. Feldlager folgende Antwort: « A Condé ce 4e may 1684. Monsieur, Vostre lettre du 25 du mois passé m'a esté rendue. J'ay veu avec deplaisir qu'un aussy galand homme que vous se soit retiré du service du Roy, et je vous prie de croire que quand j'auray occasion de vous obliger, je le feray tres volontiers. Je suis Monsieur vostre tres affectionné serviteur M. Louvois. »

Der am französischen Hof so einflußreiche Stuppa unterließ es auch nicht, sein Bedauern auszusprechen: « Je vous puis assurer que

l'on ne peut estre plus touché que je le suis de ce que vous avés quitté le service, et que quoy que je prenne beaucoup de part au bonheur que vous avés eû, j'aurais bien de la peine a me consoler du chagrin que me cause votre absence . . . . » (15. Mai 1684). Stuppa unterstützte auch mit Erfolg Albrechts Gesuch um Übertragung der erledigten Kompagnie an einen Manuel, wohl einen Vetter seiner Frau, und erklärte sich bereit, Albrechts Brüdern dienlich zu sein.

Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse gründlich geändert. Bern nährte keine freundschaftlichen Gefühle mehr für einen König, der die altbefreundete Franche Comté wegnahm, der die ihm bewilligten Regimenter vertragswidrig verwendete, der das Edict von Nantes aufhob; im Gegenteil, richtig fühlend, wie gefährlich seine Macht werden konnte, wendete man sich entschieden von der alten franzosenfreundlichen Politik ab. Man konnte sich fragen, ob es nicht gut wäre, die Regimenter zurückzuberufen. Da war Stuppa unermüdlich thätig, die Berner, die in Frankreich dienten oder gedient hatten, zu gewinnen. Von Frankreich habe man nichts zu fürchten, schrieb er an Albrecht: « au nom de Dieu, pour l'amour du bien de vôtre Etat même, inspirez ces sentimens a tous vos Messieurs, et assurez-les que j'aimerois mieux être mort cent mil fois que de dire une chose de cette consequence, si je n'en étais pas bien seur » (23. April 1686). Noch vier Jahre später, am 26. April 1690, schrieb er ihm: « Je ne puis m'empêcher de vous dire que j'ay de la peine a me consoler de ce que vous avez quitté le service, et je passe plus loing, que je suis seur que Mr de Louvois verroit avec beaucoup de plaisir qu'il vous prît envie d'y revenir . . . »

Dieser ehrenvolle Lockruf war um so berechneter, als Stuppa wohl wissen konnte, daß Albrecht mit so vielen Landsleuten anderswo Dienste zu nehmen gesonnen war. Das hinderte nicht, daß seine Brüder Hans Anton und Wolfgang in Frankreich blieben und in der That dank den Bemühungen Stuppas zu Lieutenanten befördert wurden.

Den Umschlag der Gesinnung benützend, erschien im Januar 1690 Herr Thomas Coxe als außerordentlicher Gesandter Englands und trug im Namen seines Königs, Wilhelms von Oranien, den evangelischen Ständen einen Defensivbund an. Wie jedes derartige Ansinnen, war auch dies mit dem Begehren von Mannschaft verbunden. König Wilhelm wünschte, um sein Lebenswerk, den Krieg gegen Ludwig XIV., wirksamer zu führen, die Erlaubnis, 4 Regimenter von je 1000 Mann oder 2 Garderegimenter zu werben. Am 1. Februar beriet der Große

Rat von Bern über diese Angelegenheit. Tillier berichtet ausführlich darüber und schildert, wie erregt die Gemüter waren, wie heftig Venner Daxelhofer gegen Frankreich sich aussprach. Mit großem Mehr wurde beschlossen, auf die englischen Anträge einzugehen. Erst noch aufgeregt durch die Verhaftung der Frau Perregaux, empfieng man Coxe, als er im Sommer nach Bern kam, mit ausgesuchten Ehren. Der Abschluß des gewünschten Bündnisses ließ allerdings noch auf sich warten; aber da es in Aussicht stand, sollten Werbungen nicht verboten sein. Coxe glaubte schon gewonnen zu haben und verteilte die Hauptmannsstellen. Aber das Bündnis kam doch nicht zustande und auch aus den Werbungen wurde zunächst nichts. Anton von Graffenried berichtet darüber in seinem Tagebuch: „Under deßen hat der unbesinte und hitzige gesante folgende herrn zu Officieren ernamset, Oberst: Herr Albrecht von Mülinen, Oberstlieuten.: Herrn Hauptman Tscharner, Major: Herrn Rathsherrn v. Muralt sohn, Aide-Major: Emanuel Im Hoff, übrige Hauptleut: Herrn Vennern Daxelhofers sohn, Herrn Schulth. Kirchbergers sohn, Herrn Vennern Jenners sohn, Herrn Oberst von Wattenwyls sohn, Herrn Seckelmeisters Sinners sohn, Herrn Oberst Frischigs sohn, Herrn Landvogts Steigers zu Neuws, Herrn Vincentz Stürler, Herrn Obervogt Meys sohn, Herrn Ingenieur Willadings sohn, Herrn Ob.-Lieuten. Muralt sohn, Herrn Großweibel Tscharners sohn. Ist alles zu wasser worden."

Um die Geister geneigt zu erhalten, traf Ende 1690 ein außerordentl. Gesandter der Vereinigten Staaten von Holland, Peter Valkenier, ein. Als die Kunde vom Siege am Boynefluß kam, der Irland unterwarf, lud Coxe die halbe Stadt zu einem Gastmahle ein, das der Donner der Kanonen des Zeughauses begleitete.

Der alte Versucher Stuppa unterließ es nicht, die Bekannten, die er als Freunde der holländischen Rüstungen kannte, zu warnen.

« Il faut cependant que je vous advoue de bonne foy que j'ay été extremement surpris d'avoir veu le traitté que Mrs des Cantons Protestans ont fait avec l'Envoié du Prince d'Orange, puis que quand même l'on seroit assuré de la durée de l'État ou il est presentement, je ne comprands pas, quel secour vous pourriez tirer de luy en cas que le canton de Berne vint a rompre avec la France. La levée des 4000 hommes que l'on luy a promis ne m'a jamais fait autre peine que celle de voir qu'on se soit laisser aller a cela, parce qu'il n'y a rien qui puisse me faire croire que ce service soit de durée; si elle a lieu, vous verrez que je n'ay pas été méchant prophète. Si l'on doit ajouter foy a plusieurs advis que l'on

reçoit d'Angleterre, Mr Cox sera fort surpris de se voir desavoué, et si cela arrive, comme je l'ay toujours cru, je vous prie que diront Mrs des Cantons de se voir ainsi jouez. » (20. April 1690.)

Der Adressat dieses Briefes hatte aber seinen Weg schon gewählt und war entschieden zur antifranzösischen Partei getreten. Gehörte er doch gerade zu jenen, die mit Coxe über die Werbung unterhandelten, hatte ja Coxe ihn selbst als Obersten des Garderegiments ausersehen — mehr noch, er soll nach England gezogen sein und am Boynefluß mitgefochten haben!

Das folgende Jahr fand ihn in entsprechender Stellung im Dienste des Vaterlandes. Daß die Lage Genfs zwischen Frankreich und seinen savoyischen Verbündeten eine gefährliche geworden war, konnte den alten Alliierten der Calvinsstadt nicht unbekannt sein; ein Anschlag auf Genf mußte aber auch für den Besitz des Waadtlandes schwerwiegende Folgen haben. Als nun Meldungen von neuen Truppenzusammenzügen der Franzosen eintrafen, bot Bern 6 Kompagnien von je 100 Mann auf und bestellte Albrecht von Mülinen zum Obersten dieses genferischen Succurses (11. November 1691), zu dem noch 200 Zürcher stießen. Seine Hauptleute waren: Théodore de Saussure, von Lausanne; Pierre Gerbex, derrière Lausanne; Philibert Masset, von Yverdon; Daniel de Savigny, rière Morges; Guillaume Rolaz, du Rosay; Etienne Guisard, seigneur de Givrins, rière Morges. Vorläufig sollte er in Morsee oder Neus Quartier nehmen, genau achten, ob in Chablais neue Schiffe gebaut würden und selbst Schiffe bereit halten. Da der derzeitige Oberkommandant der Waadt eben in Bern eingetroffen war, erhielt er Ordre, mit möglichster Eile aufzubrechen. Es war ihm anbefohlen, auf die Nachbarschaft ein wachsames Auge zu halten, mit der Stadt Genf fleißig zu korrespondieren und von allem Berichtwürdigen, was vorfalle, Tag und Nacht Ihro Gnaden zu benachrichtigen. Von solchen Berichten enthält das Kriegs-Archiv (Kriegs- und Defens.-Anstalten VI) jedoch nur einen einzigen, der von Neus, 29. X. 1691 datiert ist. Wann Albrechts Rückberufung erfolgte, scheint nicht genau festgestellt werden zu können.

Unterdessen hatten der englische und der niederländische Gesandte unverdrossen an ihrem gemeinsamen Ziele der innerlich so nahe liegenden Verständigung ihrer Länder mit den evangelischen Ständen gearbeitet. Wenn es ihnen auch nicht glückte, die Werbungen im gewünschten Sinne zu erlangen, so erreichten sie doch die Bildung von Freikompagnien. Sie wollten sich aber damit nicht begnügen und wünschten einen größern Verband in ihrem Solde. Valkenier schrieb an Albrecht

von Mülinen am 23./13. Feb. 1693: « Monsieur, Votre reputation et vos merites aussi bien que la raison, que Monsieur Coxe vous choisit il y a environ trois ans pour Colonnel du Regiment des Gardes, qui se devoit alors faire pour sa Majesté Britannique, font me prevaloir de cette occasion pour vous offrir la levée d'un regiment sur le pied de cinq escus par mois par homme pour le service de L. L. H. H. Puissances Messeigneurs mes Maistres. Vous m'obligerez infiniment, s'il vous plait me faire au plutost scavoir vos reflexions la dessus afin que l'on puisse en Hollande tant plustost prendre la dessus la derniere resolution sans beaucoup marchander. » Wenn Albrecht zusagte, geschah es nicht allein aus Neigung zum Soldatenleben, sondern auch in voller Übereinstimmung mit der politischen Meinung der Mehrheit des Großen Rates, dem er seit 1691 auch angehörte. Die Stellung von Truppen für Holland entsprang durchaus dem Anschluß an die antifranzösische Politik, ja sie erschien als eine Notwendigkeit gegenüber der zunehmenden Macht des großen Eroberers im Nachbarlande.

So errichteten Albrecht und sein Gesinnungsgenosse Niklaus Tscharner — später bekannt durch seine hervorragende Teilnahme an der Schlacht bei Vilmergen — zwei nicht staatlich kapitulierte Regimenter. Albrecht erhielt sein Oberstenpatent von König Wilhelm von England dem Oranier, ein zweites von Valkenier, ein drittes vom Rate der Generalstaaten unterzeichnet. Sein Regiment sollte aus 1600 Mann zu 2 Bataillonen und diese aus 4 Kompagnien bestehen. Der Oberst erhielt monatlich 1800 Livres de France oder 1500 L. d'Hollande für sich und seinen ganzen Stab, jeder Soldat 13 L. de France.

Der Oberst ernennt die Hauptleute, der Hauptmann seine Offiziere, beide jedoch mit Genehmigung des Generals. Es war vorgesehen, daß der Oberst keine eigene Kompagnie hatte. Führt der Stand Bern selbst Krieg, so kann er den Oberst zurückberufen. Das Regiment übt, wie die Schweizer überall anderswo, seine Gerichtsbarkeit selbst aus. Im Gegensatz zu den „roten Schweizern" Frankreichs wurden die „Holländer" blau uniformiert.

Nicht als Freischarenführer wollte Albrecht Holland zuziehen, sondern als von seinem Stande anerkannter Feldhauptmann, und er stellte ein diesbezügliches Gesuch an den Rat. In dessen Manual — zum 5. Aug. 1693 — lesen wir denn auch:

„Auf Erscheinen H. Obersten Albert von Mühlinens und deßen gebührendes begehren, weil Imme Ußern ortten under Evang. hochen Ständen solche Charges angebotten werde, darmit Er sich beehret be-

finde, undt darzu Lust gewonnen, als dardurch er sich noch weiters erfahren machen undt seinem Vatterlandt mit der Zeit desto besser Dienst leisten könte, daß Ir. Gn. Imme darzu die Bewilligung ertheillen wollten; habend dieselben uß Betrachtung, daß keinem Burger sein bessre fortun zu machen undt mehrere erfahrung zu erlangen sonder an Evang. ortten verhindert wirt, undt er H. Oberst weder Volk zu wärben noch wegzuführen sich erklärt ußert etlichen knechten, darumb er auch angehallten, daß nit unzimmende Begehren gern willfahren wollen, doch also daß seinem eigenen erpieten nach, er Hr. Oberst, wan seiner begehrt wurde, zuruk zu kommen und dem Vatterlandt seine Dienst zu leisten schuldig sein sölle."

Den begehrten Knechten wurde er befugt, „so vil zu verwilligen, als sein Character undt qualitet ervordert."

Das Regiment hatte folgende Offiziere:

Hauptleute	Kapitän-Lieutenants	Lieut.	Unter-Lieut.	Fähnriche
David Samuel de Venoge	Anton May	Estienne Vieonay	Johann Verset	Langin
Wilh. v. Muralt	Franz Ludw. v. Muralt dann Sam. Tscharner	Em. Lautenburger		Claude Vatteur
Gab. May v. Hünigen später Oberst Inhaber des Regiments.	Vinc. v. Graffenried	Hieron. Lutz		Em. v. Graffenried
Sinner	Anton Pavillard	Sam. Tschiffeli	And. Fatio	Jacob Sinner
Nicl. v. Graffenried	Sigm. v. Wattenwyl	Fried. v. Graffenried		Sam. Stettler dann Pagan
Fried. May v. Schöstland	Herc. de Joffray	Balt. Imhof	Fried. Zehender	
v. Erlach	Peter Risbach		Nikl. Lombach	Jean Henri de Crousaz
Morlot	Johann Morlot dann Ant. Tillier		Rud. Hackbrett	Rud. Steiger dann Abr. Morlot

Ganz Europa starrte in Waffen. Der Ausbruch des pfälzischen Erbschaftskrieges bewies, daß Ludwigs XIV. Eroberungslust keine Grenzen kannte. Dem gegen ihn geschlossenen Bündnis des Kaisers, Spaniens, Schwedens und vieler Reichsfürsten traten noch England, Holland und Savoyen bei. Nach der gräßlichen Verheerung der Pfalz durch Mélac wurden die unglücklichen Niederlande wieder der Schauplatz des Krieges. Siegreich drang der Maréchal de Luxembourg vor, er überwand die Gegner bei Fleurus, Steinkerque und Nerwinden. Aber Wilhelm von Oranien, die Seele der großen Allianz, gab nicht nach; immer wieder wußte er das Feld zu behaupten und durch die neu geworbenen Schweizer auch seine Truppen zu verstärken. Nach der für beide Parteien so verlustreichen Schlacht von Nerwinden ruhten die Waffen. Frankreichs großer Führer — le tapisseur de Notre-

Dame nannte ihn Condé, weil er die Kirche mit den eroberten Fahnen so reich ausstattete — starb am 5. Jan. 1695 und erhielt zum Nachfolger den Maréchal de Villeroi, der eben so tapfer als Offizier wie unfähig als Feldherr war. Im Juli 1695 warf sich der Prinz von Oranien auf die Stadt Namur. Zu ihrem Entsatze nahte Villeroi in Eilmärschen herbei, stieß aber auf den Prinzen von Vaudemont, der auch die beiden Berner Regimenter führte. Dieser hatte Befehl, sich dem Gros anzuschließen, wenn Villeroi nach Namur marschiere; er zog sich am 14. Juli von Arsele bei Gent vor der weit überlegenen Macht zurück, so kühn und doch behutsam, daß er nicht nur wenig Verluste erlitt, sondern Villeroi am Entsatze Namurs hinderte, das am 4. August kapitulierte. Es war ein Rückzug, dem auch die Feinde ihre Bewunderung nicht versagten.

Ich glaube den folgenden unvollständig datierten Brief des Königs Wilhelm an den Obersten von Mülinen auf diese Zeit, nämlich den 15. Juli 1695, ansetzen zu sollen.

«Du 15 a neuf heures du soir.

Vous pouvez croire en qu'elle inquietude j'ay esté depuis qui j'ay receu le matin a la pointe du jour vostre lettre d'hier a midy et combien de joye m'â donné celle que vous m'avez escrit a trois heures du matin de Marikerkes, voyant avec qu'elle bonne disposition et conduitte vous vous este si bien et si heureusement tiré d'une si dangereuse affaire, ie vous en ay toute l'obligation possible et vous avez donné des marques en cette demarche d'un plus grand general qui si vous aviez gagné un combat. J'approuve fort les dispositions que vous avez faites et jespere qu'elles empescheront les ennemis de pouvoir rien entreprendre de considerable, cependant ie serois bien impatient de scavoir de qu'el costé ils tourneront depuis que ce grand coup leurs a manqué. Je suis toutjours a vous. W. R. — Mes Compliments a tous mes Generaux.»

Der Marschall de Quincy berichtet, wie Villeroi nicht weiter vordrang, sondern die Gegend zwischen Sambre und Maas dem Feinde überlassen mußte und auch die Kapitulation des Schlosses Namur nicht hindern konnte. Er tröstet sich mit den großen Verlusten des Feindes an Verwundeten und Toten. Unter jenen nennt er auch einen Oberst Melun, der wohl unser Albrecht sein dürfte (III 152). Wenn auch von Einzelheiten aus diesem Feldzuge nicht viel bekannt ist, so spricht mehr als manches Andere ein kostbares Andenken, das die Familie noch aufbewahrt, die auf Elfenbein gemalten Bilder des

Königs Wilhelm und seiner Gemahlin Mary, die den Obersten von den Majestäten geschenkt worden sind.

Die Verhältnisse in der Heimat hatten sich in der großen Kriegszeit darart gestaltet, daß Albrecht um so lieber zurückkehrte, als seine Freunde ihm daheim die höchsten Ämter in Aussicht stellten. Schon hatte er eine Urlaubszeit benützt, um als Mitglied des Großen Rates den „Besatzungseid" abzulegen (15. Feb. 1695), woran ihn bei seiner Wahl Abwesenheit verhindert hatte. Ende Oktober stand er noch in Breda. Dann nahm er Urlaub; von Bern aus teilte er am Weihnachtstage Valkenier seinen Entschluß mit, den Dienst zu verlassen.

Der holländische Gesandte antwortete umgehend am 30. Dez.:

«Monsieur, Par la lettre qu'il vous a plu m'escrire du 25 de ce mois j'ay appris avec bien de surprise votre resolution de quiter le service de LL. HH. PP. dans un tems que le Roy et LL. HH. PP. sont si fort contents de votre service, qu'ils sont resolus de vous honorer de la charge de Brigadier et meme dans un tems que votre reputation s'augmente de jour en jour entre les plus braves Generaux du monde. Ne vous seroit il pas possible de changer de resolution, et de reprandre votre regiment avec la susdite charge, en faisant cela vous obligerez une infinité de gens tant la bas que dans ce pais cy, et vous mettrez vous en estat de pousser plus loing aussibien votre gloire que votre fortune, meme au plus grand contentement et a l'honneur de votre Patrie.»

Aber auch diese Aussichten stimmten ihn nicht mehr um. Schon hatte er sich dafür verwendet, daß der Oberstlieutenant v. Muralt sein Regiment erhalte.

Mit mehreren seiner Offiziere blieb er im Briefwechsel, er beauftragte sie, für sein Gesinde zu sorgen und ließ sich über die neuesten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze Bericht erstatten.

Er war nicht viel länger als ein Jahr wieder daheim, als er mit einem ernstern Amte betraut wurde. Bei der Nachbarschaft Frankreichs am Genfersee waren die waadtländischen Vogteien wichtige Posten geworden und man war bedacht, sie mit Männern zu besetzen, die den Gang der Ereignisse verstanden und im Kriege geübt waren. So erhielt Albrecht am 14. Mai 1697 die Vogtei Nyon. Er hatte sein Amt noch nicht ausbedient, als er zu einem noch wichtigeren Posten ausersehen wurde. Der verdiente Welsch-Seckelmeister Frisching wünschte entlastet zu werden. Als Nachfolger im Oberkommando der Waadt, das er inne gehabt hatte, waren Alt-Welschseckelmeister Steiger, Venner von Erlach, Zeugherr Wurstemberger, Oberstquartiermeister

von Diesbach und Oberst Albrecht von Mülinen vorgeschlagen worden (2. Sept. 1701). Der letztgenannte erhielt am 9. September die Stelle, und nicht lange darauf wurde er auch in den Kriegsrat erwählt (21. Dez. 1703).

Im Rats-Manual lesen wir darüber:

„Und weilen wohlerwelter Hr. OberCommendant v. M. wegen getragenen Ambts im W. Land bis hiehin nit in Kriegsraht erwehlt werden können, als habend MGH u. O. R u. B. wegen deßen sondern qualiteten und Kriegserfahrenheit Ihne extraordinarie für einen bestendigen Kriegsraht mit ein hällem mehr verordnet, obgleich dismahls kein stell ledig ware; der meinung daß die erst fallende vacanz hingegen unbesetzt verbleiben solle."

Am gleichen Tage erhielt er den Auftrag, mit möglichster Eile in die Waadt zurückzukehren. Er hatte ausgedehnte Vollmachten und wurde befugt, auch mit Genf zu korrespondieren; sein „Gwaltspatent" teilte der Rat daher auch der von Feinden umringten Stadt mit. Von den dem Kriegsrat erstatteten Berichten sind im VIII. Bande der Kriegs- und Defens.-Anstalten noch einige erhalten (v. 30. Nov. 1703, 4. und 18. Jan. 1704). Als sich die Truppen wieder entfernten und die Kriegsgefahr um Genf schwand, berief man den Oberkommandanten wieder zurück (Februar 1704), ohne ihn indessen von seiner Stellung zu entlassen.

Die Neubesetzung von 1705 brachte ihn am 14. April in den Kleinen Rat. Immer mehr wurde er von den politischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges hatte fast ganz Europa in Flammen gesetzt. Nach den ersten Siegen der Franzosen kam der Feldzug nach Süddeutschland mit der großen Niederlage bei Höchstätt und Blenheim. Die Allierten machten die größten Anstrengungen und bereiteten sich zu jenen Schlägen vor, die bei Ramilly, Turin, Oudenarde und Malplaquet die Franzosen treffen sollten. Schweizer Regimenter standen — leider — auf beiden Seiten, Bern aber hatte seine Mannschaft hauptsächlich Holland zuziehen lassen. Bei solcher Stimmung konnte Venedig auch hoffen, für seine Werbungslust mehr Gehör zu finden. Zu der Tagung in Aarau, welche den Bund Zürichs und Berns mit Venedig beriet, entsandte Bern den Schultheißen Sinner und den Alt-Venner Willading und gesellte ihnen den Oberkommandanten der Waadt bei (1705 Sept. 19).

Als die Gesandtschaft von der Tagsatzung, die am 28. Sept. stattgefunden, zurückgekehrt war, erhielt Albrecht am 6. Oktober Befehl, am folgenden Tage vor Rat und Burgern mit den zwei andern

Ehren-Gesandten Bericht zu erstatten. Er scheint es nicht mehr gethan zu haben.

Plötzlich wurde er aus all' seiner Thätigkeit herausgerissen. Eine heftige Entrüstung, heißt es, habe ihn so aufgebracht, daß er schwer erkrankte, und am 23. Okt. desselben Jahres starb er, ohne die Siege über die französischen Armeen erlebt zu haben.

Der Tod des hervorragenden Mannes war den Seinen, die ihn abgöttisch verehrten, ein schwerer Verlust. Kinderlos wie er war, hatte er ihnen die größte Liebe erwiesen. Praktischer und sparsamer Natur, konnte er ihnen ein ansehnliches Vermögen hinterlassen. Schon frühe waren ihm durch Cession eines Verwandten die alten Bischöflich-Basel'schen Stammlehen seines Hauses zugefallen, dann hatte er, wie erwähnt, das Haus an der Gerechtigkeitsgasse käuflich erworben; er besaß das schöne Landgut (Schloß) Muri und kurz vor seinem Tode (27. Mai 1705) kaufte er von Johann Rudolf Steiger von Münsingen und Johann Georg von Werdt von Toffen das Loraine-Gut und einen Berg im Schangnau. Mit Rücksicht auf den eigenen Reichtum seiner Frau hatte er seinen Bruder, den spätern Obersten und Venner Wolfgang von Mülinen, zum Erben eingesetzt.

Sein Bild zeigt eine große feste Figur mit entschlossenem ernstem Ausdruck. Ernst war sein ganzes Leben gewesen. In den fremden Diensten hatte er nicht Glück und Ruhm allein gesucht, sondern die Schulung, die ihm notwendig schien, um später seinem Vaterlande mit Erfolg zu dienen.

Quellen: Familienpapiere und das bernische Staatsarchiv.

W. F. von Mülinen.

Bernhard Friedrich Marcuard.

1833—1886.



Bernhard Friedrich Marcuard, geboren den 18. Mai 1833, war der zweitälteste Sohn des Herrn Alexander Marcuard, langjährigen Oberförsters der Stadt Bern. Derselbe verdient es, seiner Charaktereigenschaften wegen dem Andenken seiner Mitbürger erhalten zu bleiben.

Marcuard trug an sich das Gepräge des ächten Berners vom alten Schlage. Hingebung zu jeder guten Sache, ausgeprägter, nie versagender Wohlthätigkeitssinn und Anspruchslosigkeit bildeten die Grundzüge seines Wesens. Sein Streben war stets darnach gerichtet, seine Kenntnisse und seine Mittel gemeinnützigen Zwecken zuzuwenden. Mit Vorliebe betrieb er militärische Studien und hat als Militär auch keine geringe Rolle gespielt. Nachdem Marcuard in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, finden wir ihn im Jahre 1851 mit dem Grade eines Unterlieutenants im neugebildeten 13. Jäger- und Schützenbataillon im Dienste des Königs beider Sizilien unter dem Befehle des nachherigen Generals von Mechel. Im Dienste wurde er speziell bei der Instruktion verwendet, wo er namentlich im Schießwesen bedeutende Erfolge erzielte. Marcuard war ein Offizier von ritterlicher Gesinnung, wozu sich ein einnehmendes Äußeres gesellte. Seine Pflichttreue und sein aufopfernder Sinn machten ihn zum Liebling seiner Vorgesetzten und auch seiner Untergebenen.

Am 7. Juli 1859 erfolgte eine Meuterei der in Neapel garnisonierten Schweizerregimenter. Dieselbe mußte wohl zunächst dem Einfluß fremder Elemente zugeschrieben werden, welche die Absicht hegten, eine Gärung bei den schweizerischen Truppen herbeizuführen und auf diese Weise eine Entlassung der Regimenter zu veranlassen. Das I. Regiment (Luzern) stand in Palermo in Garnison, während das II.

Regiment (Solothurn und Freiburg), das III. Regiment (Graubünden und Wallis), das IV. Regiment (Bern) und auch das 13. Jäger-Bataillon in Neapel garnisoniert waren.

Infolge eines geringfügigen Anlasses gerieten Mannschaften des II. und III. Regiment in Aufruhr. Ein Versuch der Meuterer, das IV. Regiment ebenfalls zum Abfall zu bringen, mißlang nach einem blutigen Conflikte im Kasernenhof des letzteren Regimentes. Das 13. Jägerbataillon war bei dem unerquicklichen Handel unbeteiligt geblieben und erhielt in Verbindung mit dem IV. Regiment den Auftrag, den Widerstand der Meuterer, die auf dem Champ de Mars ein Lager bezogen hatten, zu brechen. Nach einem kurzen blutigen Kampfe wurden dieselben zersprengt; allein das Vertrauen des Thrones zu den Schweizern und umgekehrt war geschwunden, und mit der kurz nachher infolge Vermittlung der schweizerischen Bundesbehörden verfügten Entlassung derselben und deren Heimbeförderung hatten die Anstifter des Aufruhres ihren Zweck erreicht.

Die Stellung des Königs Franz II. war eine durchaus mißliche geworden. Die Niederlage der Österreicher bei Magenta hatte die Grundfeste des Thrones erschüttert, und der Verlust seiner Schweizertruppen trug keineswegs dazu bei, sein Vertrauen in die Armee, die von der Propaganda der Einheit Italiens bearbeitet wurde, zu befestigen.

Unter diesen Umständen beschloß der König, an Stelle der heimgekehrten Schweizerregimenter drei Fremdenbataillone zu errichten, deren Mannschaft hauptsächlich aus Österreichern und Bayern rekrutiert wurde, wobei es den entlassenen Offizieren der Schweizerregimenter freigestellt blieb, in diesen neu errichteten Fremdentruppen Dienst anzunehmen. Der größere Teil der Schweizer-Offiziere zog nach der Heimat.

Marcuard jedoch entschied sich, noch fernerhin im Dienste des Königs zu bleiben und wurde als Hauptmann dem III. Fremdenbataillon zugeteilt. Dieses Corps erhielt als Commandant den Major Heinrich Wieland und bezog am 28. August 1859 zu seiner Organisation das Städtchen Avellino als Garnison. Im Mai 1860 wurde das III. Fremdenbataillon nach Palermo verschifft, um im Verbande der neapolitanischen Armee dem Vordringen Garibaldi's entgegenzutreten, der mit seiner tausendköpfigen Schaar in Marsala in der Absicht gelandet war, sich der Hauptstadt Palermo zu bemächtigen.

Diesen Plan Garibaldi's zu vereiteln, wurde dem Obersten von Mechel mit seiner Fremdenbrigade und dem Major Bosco mit neapo-

litanischen Truppen übertragen. Leider wurden die Befehlskompetenzen dieser beiden Offiziere nicht genau festgestellt, und es entstanden zwischen ihnen Mißverständnisse, welche schließlich in eigentliche Mißhelligkeiten ausarteten. Statt sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten, waren beide lediglich darauf bedacht, einen allfälligen Erfolg ohne das Zuthun des andern zu erreichen. Es hatte dies zu Folge, daß während die beiden Befehlshaber die rote Schar Garibaldis im Süden Palermos abzufangen suchten, dieser ganz ungestört seinen Einzug in die schlecht verteidigte Stadt, wo er mit Jubel empfangen wurde, bewerkstelligen konnte.

Der Versuch seitens der königlichen Truppen, sich der Stadt Palermo wieder zu bemächtigen, gelang aber insofern, als mehrere Barrikaden durch die Fremden-Bataillone gestürmt wurden. Dabei zeichnete sich namentlich die Kompagnie Marcuard's rühmlichst aus.

Der Erfolg schien gesichert. Mechel's Truppen waren bereits in die Stadt eingedrungen; allein im entscheidenden Momente wurde durch den Oberbefehlshaber der königlichen Armee, General Lanza, der in seinem 81. Jahre noch das Kommando führte, die Einstellung der Feindseligkeiten befohlen. Mit dem nunmehr eintretenden Waffenstillstand, der offenbar durch Verrat herbeigeführt wurde, war das Schicksal des Feldzuges besiegelt.

Am 31. Mai hoffte General von Mechel den Angriff auf die Barrikaden erneuern zu können; statt dessen kam aber Befehl zur Verlängerung der Waffenruhe. Am 7. Juni erfolgte der Kapitulationsabschluß, aber nicht auf Abzug Garibaldi's, wie am 30. Mai vorgespiegelt worden war, sondern im Gegenteil auf Räumung Palermos und des größeren Teils Siziliens durch die neapolitanischen Truppen. Das III. Fremden-Bataillon wurde am 16. Juni wieder eingeschifft mit dem Befehl, seine alte Garnison Avellino zu beziehen.

Über die daherigen Ereignisse äußerte sich der nachmalige Oberst Wieland wie folgt:

„Wir hatten uns nichts vorzuwerfen. Mit dem Bewußtsein, unsere Pflicht gethan zu haben, konnten wir den Kopf hoch tragen; doch das peinliche Gefühl, einem Feinde weichen zu müssen, den man überall geschlagen hatte, war niederdrückend. Den fatalsten Eindruck aber machten uns die Gesichter der neapolitanischen Offiziere. Hier konnte man nur die unverholene Freude lesen, endlich den Boden Siziliens verlassen zu dürfen. Man hätte sich in Mitte einer siegreichen Armee glauben können, so vergnügt blickten diese Herren drein. Wir marschierten noch bis auf den Exerzierplatz am Fuße des Monte Piele-

grino und sahen da die ganze Armee, bei 18000 Mann stark, welche uns am 30. Mai im Stiche gelassen hatte."

Nun folgten sich die Ereignisse, welche den Widerstand der Bourbonenherrschaft in Süditalien brechen sollten, und die in geschickter, planmäßiger Weise vorbereitet worden waren, Schlag auf Schlag. Garibaldi war am 13. August in Castellamare gelandet, und verfügte bereits über eine Truppenmacht von 20000 Mann. Er hielt einen triumphartigen Einzug in Neapel. Dem König Franz II. blieb nichts anderes übrig, als die Hauptstadt aufgebend sein Hauptquartier nach Capua zu verlegen.

Am 19. September erfolgte ein erster Angriff Garibaldi's auf Capua; allein die Garibaldianer wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Nun folgten die Kämpfe am Volturno, wobei die Fremdenbrigade unter General von Mechel bei Cajazzo einen Vorteil errang, der leider nicht ausgenutzt wurde. Das am 1. Oktober folgende Gefecht von Ponte Valle bei Maddaloni fiel zu Ungunsten der königlichen Truppen aus, was wohl zunächst dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß sich den Reihen der Garibaldianer gut eingeschulte piemontesische Truppen zugesellten, deren Übermacht die königliche Armee nicht zu widerstehen vermochte.

Nun erfolgte ein beschleunigter Rückzug der neapolitanischen Armee nach Gaëta; der letzte Widerstand wurde bei Molo di Gaëta geleistet. Doch der Ausgang des Gefechtes war ein unglücklicher, und der König blieb in Gaëta eingeschlossen. Marcuard, welcher alle Gefechte mitgemacht und bei jedem Anlasse in den vordersten Reihen gestanden, wurde am 12. November mit dem größten Teil der Fremden-Bataillone in die damals von den Franzosen besetzten päpstlichen Staaten dirigiert, nachdem seine Brigade infolge eines verräterischen Überganges neapolitanischer Korps abgeschnitten und in Gefangenschaft geraten war.

Die Festung Gaëta hielt sich ruhmreich bis zum 14. Februar 1861. An diesem Tage verließ die königliche Familie ihre Casematte und begab sich durch von Detachements der verschiedenen Corps der Besatzung gebildete Spaliere zum Hafen, um sich dort einzuschiffen und nach Civita Vecchia abzureisen.

Das Trauerspiel war zu Ende! Tout était perdu hors l'honneur!

Bis zur Kapitulation von Gaëta war Marcuard mit seiner Compagnie in Teano, einer unbedeutenden Ortschaft in den pontinischen Sümpfen, interniert geblieben. Den Offizieren und namentlich den Soldaten wurden dabei die größten Entbehrungen zugemutet. Un-

genügende Verpflegung, schlechte Unterkunftsverhältnisse und absolute Unthätigkeit der Behörden erzeugten verheerende Krankheiten, welche die Reihen der demoralisierten Truppen bedenklich lichteten. Marcuard war während dieser Zeit vermöge seiner Energie und Aufopferungsfähigkeit für Offiziere und Mannschaft ein leuchtendes Vorbild, und es gelang ihm denn auch, sein Bataillon, dessen Kommando ihm inzwischen zugefallen, in verhältnismäßig geordnetem Zustande nach Rom zu führen und in Civita Vecchia einschiffen zu lassen. Mit dem Falle Gaëtas war Marcuard's militärische Laufbahn in fremdem Kriegsdienste abgeschlossen, und er erwirkte seine Pensionierung, nachdem er vom König mit dem Ritterkreuz des heiligen Georg und dem Orden Franz I. bedacht worden war.

Im März 1861 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, stellte sich Marcuard ungesäumt der kantonalen Militärdirektion und dem schweiz. Militärdepartement zur Verfügung und war von diesem Zeitpunkt an ununterbrochen bis zum Jahre 1874 in verschiedenen militärischen Stellungen thätig, namentlich als Schießinstruktor in den neu ins Leben gerufenen eidgenössischen Schießschulen.

Es war besonders seine Gründlichkeit, welche ihm allseitige Anerkennung erwarb, und es gab wohl zu jener Zeit in der schweizerischen Armee kaum einen Offizier, der mit der Schießtheorie und der Schießtechnik vertrauter gewesen wäre, als Marcuard. An der Frage der Umänderung unserer Handfeuerwaffen und dem damit verbundenen Übergange zum Repetiersystem nahm er regen Anteil und war auch zufolge seiner Spezialkenntnisse berufen, in dieser Richtung maßgebende Dienste zu leisten.

Inzwischen war er zum Major und später zum Oberstlieutenant im Generalstabe befördert worden. Als Brigadeadjutant machte er die Grenzbesetzung von 1870 unter dem Kommando des Oberstdivisionär Meyer mit. Bei den denkwürdigen Tagen des Übertrittes der Bourbaki'schen Armee im Winter 1871 war er in verschiedener Weise thätig, und seine gewissenhaften Dienstleistungen fanden jeweilen höheren Orts gebührende Anerkennung.

Nach seiner am 21. Mai 1870 zu Vivis erfolgten Verheiratung mit Fräulein Emma de Montet gab Marcuard seine Thätigkeit als Instruktionsoffizier auf und suchte auf anderen militärischen Gebieten seine Kenntnisse zu verwerten. Als Gehülfe von Oberst Siegfried arbeitete Marcuard von 1870—1874 auf dem eidgenössischen Stabsbureau und entfaltete auch hier regen Eifer und lebhaftes Interesse an den topographischen Aufnahmen der verschiedenen Landesteile.

Mit unermüdlicher Geduld verfertigte er eigenhändig schwierige Reliefs unter Zuhülfenahme der Karten des Siegfriedatlasses und brachte es darin zur höchsten Fertigkeit.

Eine schwere, durch eine Reise im Süden verursachte Krankheit veranlaßte Marcuard im Jahre 1874 vom öffentlichen Leben zurückzutreten und sich von da an seinen Privatstudien und seiner Familie zu widmen. Seine überaus glückliche Ehe blieb kinderlos. Seit einigen Jahren kränkelnd, ereilte ihn infolge einer Erkältung der unerbittliche Tod am 7. April 1886.

Marcuard war keine Persönlichkeit, die im Getriebe des Lebens eine hervorragende Stellung einnehmen wollte; von Natur aus bescheiden, blieb er der Politik fern und suchte nicht nach Ehrenstellen. Sein gerades, offenes Wesen, verbunden mit einer großen Freigebigkeit, erwarben ihm einen weiten Freundeskreis. Indessen war es nicht seine Art, die offene Hand zur Schau zu tragen.

Solche Männer haben in unsern republikanischen Verhältnissen ihren besonderen Wert, und manch' Einer kann sich an dem bescheidenen und doch thatkräftigen Wirken Marcuard's ein Beispiel nehmen.

Quellen: Manuscript: Oberst Wieland, von Oberst Hans Mechel. — Eigene Erinnerungen.

Oberst E. von Grenus.

Georg Adam Rehfues.

1784—1858.

Das Schwabenland hat dem Kanton Bern je und je Zuwachs an tüchtigen Männern geliefert. Meist waren es Pädagogen, welche die trefflichen württembergischen Philologenschulen an die Schweiz abgegeben haben. Aber auch an Männern des Berufs, der nach dem Sprichwort einen goldenen Boden hat, ist es jeweilen fruchtbar gewesen. Von einem solchen sollen die nachfolgenden Zeilen erzählen. Den Grundstock zu dieser Lebensskizze entnehmen wir einem Nachruf, der sich in der Zeitschrift „Alpenrosen", Jahrgang 1866, S. 420 ff. abgedruckt findet und offenbar von einem nähern Freunde des Meisters herrührt. Wir hielten

uns nicht für berechtigt, mehr als nötig an demselben zu ändern, sondern begnügten uns, das ansprechende Lebensbild durch Hinweis auf einige noch in Bern vorhandene Werke von seiner Hand zu erweitern.

Georg Adam Rehfues ist im Jahre 1784 zu Tübingen geboren, wo er seine erste Jugendzeit zugebracht und die Stadtschulen durchlaufen hat. Einer seiner Mitschüler war der Dichter Uhland, der seinen einstigen Kameraden Rehfues noch in seinem Greisenalter nicht vergessen und ihn bei einer Reise durch die Schweiz in Bern aufgesucht hat. Nach absolvierter Schule trat er als Lehrling bei einem ehrbaren, aber höchst einfachen Goldschmied ein, der ihn jedoch nicht weiter zu bringen vermochte, als Meerschaumpfeifen zu beschlagen und Löffel zu machen. Der brave Meister war später höchlich erstaunt, als ihm Arbeiten zu Gesichte kamen, welche sein ehemaliger Wildfang von Lehrbursche verfertigt hatte. Kaum waren seine Lehrlingsjahre vollendet, so ergriff er den Wanderstab und wandte sich nach dem in allen Luxusindustrien berühmten Paris.

Hier, wo sich ihm ein ganz neuer Gesichtskreis eröffnete, machte er von neuem seine Lehrzeit durch, allein auf ganz selbständige Weise. Eifrig und mit der Zeit geizend, benutzte er die ihm hier zur künstlerischen Ausbildung dargebotenen Mittel und Gelegenheiten. Von daher kam bei ihm auch seine lebenslang nie abgelegte Vorliebe zu französischem Geschmack und Eleganz, sowie überhaupt zu der Lebendigkeit und Beweglichkeit, welche dieser Nation eigen ist. Er verließ Paris als zwanzigjähriger Jüngling und als ein fast in jedem Zweig seines Berufes schon tüchtig ausgebildeter Arbeiter und suchte sich einen Ort zur Niederlassung, wo er frei von beengendem Zunftzwang seine Kräfte versuchen und entwickeln konnte. Dafür lockte ihn die Schweiz an.

Nach kurzem Aufenthalt in Genf und Lausanne ließ er sich bleibend in Bern nieder, zuerst als Gehülfe bei dem damaligen ersten Goldschmied dieser Stadt, Herrn Ludwig Friedrich Brugger, der ihm auch nachher stets ein wertgeschätzter Berufskollege geblieben ist. Aus dieser Zeit werden Proben berichtet, welche von einem ungewöhnlichen Thätigkeitstrieb zeugen. So konnte er z. B. im Sommer vor Tag den Gurten besteigen, um den Sonnenaufgang zu sehen und doch um 6 Uhr an seinem Platz in der Werkstatt stehen, den ganzen Tag so arbeiten, daß er für zwei Gesellen schaffte, um sich dann abends durch ein Bad in der Aare zu erfrischen. Überdies fand er noch Zeit, sich im Zeichnen und Modellieren weiter zu bilden, wozu ihm na-

mentlich der von 1779—1816 in Bern wirkende Professor Sonnenschein (auch ein Württemberger, aus Ludwigsburg) behülflich war.

Im Jahre 1807 verheiratete er sich und burgerte sich in Merlach bei Murten ein. Dann etablierte er sich als selbständiger Meister, zuerst an der Metzgergasse in Bern. Nach 7 Jahren hatte sich sein Geschäft schon so erweitert, daß er für seine Werkstätten nach einem geräumigen und zweckdienlichen Lokal sich umsehen mußte. Ein solches fand sich an der Matte auf dem sogen. Inseli, wo die vom Wasser getriebenen Räderwerke benutzt werden konnten. Dahin wurde deshalb das Geschäft verlegt, und hier ist es während 50 Jahren geblieben. Hier nahm es auch mehr und mehr zu, sodaß es gegen 40 bis 50 Arbeiter beschäftigte. Die aus dieser Werkstätte hervorgegangenen Arbeiten zeichneten sich aus durch neue eigentümliche Formen, wobei Eleganz und Geschmack mit Tüchtigkeit und Solidität der Arbeit vereinigt war. Daher wurden sie gesucht und fanden in immer weiteren Kreisen Absatz über die Grenzen des Schweizerlandes hinaus, nach Frankreich, Italien, Spanien und dem Orient, wie anderseits nach Nordamerika und Brasilien. Für die Jahre 1830—34 sind Notizen über die ausgeführten Arbeiten vorhanden. Er lieferte laut denselben einzig an Benito Sibello in Cadix Silberwaren im Werte von 8000 Fr.; Geschäfte in Genf, Lausanne, Vivis, Neuenburg, Chaux-de-fonds, Solothurn, Luzern, Basel, Konstanz, Karlsruhe, Triest, Genua, Florenz, Konstantinopel sind regelmäßige Abnehmer. Für seinen Ruf im Auslande sollen ihm einige Arbeiten von großem Nutzen gewesen sein, die er als Geschenke für Gesandte am Wiener Kongreß 1815 ausführte. Unter den einheimischen Bestellern finden wir in obgenannten Jahren den sardinischen Gesandten, den Grafen Morosini, Landammann Anderwert, Glieder der Berner Familien Tillier, Morlot, Benoit, Fischer, Mousson, v. Erlach, v. Mutach, v. Tavel, v. Frisching, v. Mülinen, v. Dießbach, v. Werdt, v. Tscharner, Dr. Stantz, v. Wattenwyl, v. Fellenberg, v. Graffenried, der Freiburger Familie v. Alt, der Neuenburger Familien du Pasquier-Tribolet, de Perrot, de Pourtalès, de Sandoz, de Rougemont, de Chollet, de Pury, de Roulet, den preußischen Gouverneur v. Pfuel, die Großfürstin Konstantin von Rußland in der Elfenau, den englischen Gesandten de Morier, die Basler Imhof, Vischer, Bischoff, später in den 50er Jahren wiederholt Prof. Miescher, Andreas Heusler-Sarasin, die St. Galler Zollikofer u. A.

Dabei geschah es gelegentlich, daß Arbeiten, die aus der Rehfues'schen Werkstätte stammten, aus dem Ausland wieder in die Schweiz kamen. Von ihm oder seinem Sohne Rudolf wird folgende Anekdote berichtet. Der nun in Schweden niedergelassene Graf v. H. bezog bei seiner Verheiratung mit einer Gräfin St. alles Silbergeschirr aus Paris, zeigte dann dasselbe in Bern Hrn. R. mit der Bemerkung, so etwas könne hier doch nicht gemacht werden. R. lächelte, nahm ein Stück und wies auf dessen Marke hin mit der Frage, ob er letztere kenne. Die Antwort lautete verneinend, worauf R. erwiderte: Es ist meine eigene; es ist alles hier in Bern verfertigt worden.

Häufig gaben die Schützenfeste Anlaß zu größern künstlerischen Aufträgen. So verfertigte er auf das eidgen. Schießen in Solothurn 1840 vier große Prachtpokale, die als Ehrengaben gespendet wurden, 1832 die Becher für das eidg. Schützenfest in Luzern. Dabei wurde freilich manchmal etwas stark an seinen Patriotismus appelliert. So schreibt ihm am 1. Dezember 1848 das Schießkomite des eidgen. Schützenfestes von Aarau, es bedürfe 70 Stück Becher im Wert von Fr. 60, doch müsse „der betreffende Goldarbeiter sich zur Zurücknahme der allfällig nicht ausgegebenen Becher und zwar ohne weitere Entschädigung von Seite der Gesellschaft zu verstehen haben." Die Antwort, die R. darauf gab, ist so charakteristisch für den Mann, daß wir uns nicht enthalten können, sie nach seinem eigenen Konzepte, das unter dem Aarauer Briefe steht, wiederzugeben. Sie lautet: „Verehrtester Herr! Hundert kleine Kommissionen, die Weihnachten „und Neujahr immer herbeiführen, haben uns verhindert, die uns „mit Ihrer verehrten Zuschrift vom 1. d. verlangten Zeichnungen und „Devis zu übermachen, und selbst in obigem Fall hätten wir auf die „von Ihrer Seite damit verbundenen Konditionen nicht eingehen „können, indem Form und Verzierung dieser gedachten Becher eigens „für diesen Zweck (unseres Erachtens wenigstens) angeordnet sein „sollten und die im Falle zurückzunehmenden das kleine Benefice, ca. „3 Fr. per Stück, so wir bei dergleichen Arbeiten berechnen, bei wenigen Stücken zu unserm Nachteil aufgehoben hätten. Wir bedauern „es sehr, zur Verschönerung Ihres Unternehmens, dem wir übrigens „das beste Gedeihen wünschen, nicht beitragen zu können und verharren hochachtungsvoll 2c."

Das Vertrauen seiner Mitbürger führte ihn 1834 nach Organisation der neuen Einwohnergemeinde in den Gemeinderat, auf welche Stelle er jedoch schon nach 2 Jahren vermutlich wegen Arbeitsüberhäufung resignierte. 1851 war er mit den HH. Fueter von Bern

und Speiser von Basel in der Kommission, welche die Einschmelzung der alten Münzen zu überwachen hatte.

Hätte er nun seinen Vorteil verstanden, d. h. wäre er ein routinierter Fabrikant gewesen, welcher den erlangten guten Ruf seiner Firma gewinnbringend hätte ausbeuten können, er wäre ein reicher Mann geworden. Leider fehlte ihm diese Ader gänzlich. Die Kunst war sein Leben, und der Gewinn kam erst in zweiter Linie. Von seinem nie stillstehenden Vervollkommnungstrieb zeugt die Masse von hinterlassenen Modellen, welche zum größten Teile selbst erdacht, gezeichnet und ausgeführt worden sind. Sie haben in den letzten Jahren den Weg in die Gewerbemuseen von Bern und Basel gefunden (vgl. „Basler Nachrichten", Jahrgang 1900, Nr. 15). So fand ihn der Abend seines Lebens, umgeben von den Ergebnissen seines langjährigen Fleißes, den Gebilden seiner Kunst, aber nicht reich an irdischen Gütern.

Im Jahre 1855 brachen wiederholte Schlaganfälle seine sonst so rüstige physische und geistige Kraft dermaßen, daß er sich gezwungen sah, in Ruhestand zu treten und sein Geschäft seinem drittjüngsten Sohne Rudolf zu übergeben, worauf ihn der Tod am 3 Februar 1858 von seiner zunehmenden Gebrechlichkeit erlöste. Von seinen neun Kindern waren ihm bereits vier in die Ewigkeit vorangegangen, ebenso seine treue Gattin.

In vielen Berner Familien lebt die Erinnerung an ihn fort durch das mit seiner Marke R. & Cie gestempelte Silbergeschirr, dessen edle Formen auch heute noch ihren Wert behaupten. Eine kleinere Zahl der besten Arbeiten von R. sind im Besitz der Stadt und der Zünfte erhalten. Wir nennen folgende:

Von ihm ist der silbervergoldete Stiefel am neuen Ehrengeschirr der Zunft zu Schuhmachern, welche ihre alten Stücke wahrscheinlich in der Notzeit am Ende des 18. Jahrhunderts veräußert hatte und 1828 das neue, den eisernen Löwen mit dem Stiefel erstellen ließ. — Anläßlich seiner Aufnahme in das Berner Burgerrecht und die Zunft zum Mohren schenkte der Staatskanzler der Eidgenossenschaft, Joh. Marcus Samuel Isaak Mousson aus Morges, der Zunft einen 58 cm hohen Deckelpokal, der ebenfalls von R. verfertigt ist. Die Cupa wird von einem Mohren getragen. An derselben sind in ovalen Feldern zwei Figurengruppen angebracht. Die eine zeigt eine Berna mit der Bürgerkrone, welche eine ihr entgegenkommende Familie empfängt, die andere den Vater, welcher seine Söhne mit dem Sinnbild der verbundenen Stäbe zur Eintracht ermahnt. — Im Jahre 1835 beschloß



der Burgerrat, dem Offizierskorps des IV. Schweizer Regiments in Neapel (Berner-Regiment) für die 1830 der Stadtbibliothek geschenkte Sammlung von nahezu 200 etrurischen Vasen einen Ehrenpokal zu schenken und betraute mit dieser Arbeit ebenfalls Rehfues. Das Stück war wegen wiederholt abgeänderter Kombinationen und Modellierungen bei 4 Jahren in Arbeit und trägt wohl deshalb nicht den einfachen einheitlichen Charakter wie der Moussonbecher, bei welchem dem Künstler mehr freie Hand gelassen war. Auf einem runden, mit den Wappen der 13 Zünfte geschmückten Fuß stehen 3 Bären, welche mit erhobenen Schwertgriffen den Knauf des Bechers stützen. An der Cupa haben wir wieder zwei ovale Felder, im einen die Schlacht bei Murten, im andern die sitzende Berna, welcher von ihren Söhnen antik geformte Gefäße überbracht werden, auf dem Deckel eine Kriegergestalt, in der Rechten das gesenkte Schwert, in der Linken den Schild mit dem Berner Wappen hochhaltend. Die Wirkung des Ganzen entspricht dem reichen Aufwand an schönen künstlerischen Einzelheiten nicht ganz; man hat den Eindruck, daß hier weniger oft mehr gewesen wäre. Der Becher, für den R. 1600 a. Fr. und ein ehrenvolles Dankschreiben erhielt, blieb in Neapel bis zur Aufhebung der Kapitulationen im Jahre 1859, kam dann nach Bern zurück und wurde dem Burgerrate übergeben, der ihn im historischen Museum deponiert hat. — Im Jahre 1839 schenkte die Stadt Bern dem Bauherrn L. A. v. Graffenried einen bei R. für diesen Zweck bestellten großen Deckelpokal. Durch Testament vermachte ihn derselbe 1844 der Gesellschaft zu Pfistern.

Nach dem Tode des Vaters setzte der Sohn Philipp Rudolf Rehfues, geb. 1820, bis zu seinem schon am 8. Juli 1866 erfolgten Hinscheid das Atelier fort, hatte jedoch Mühe, sich gegen den Andrang ungünstiger Zeitverhältnisse zu behaupten. Ein europäischer Krieg jagte damals den andern, worunter alle Luxusindustrien mehr oder weniger zu leiden hatten. Dazu kamen in den 50er Jahren die Silber-Imitationen auf, die den Silberschmieden schweren Schaden zufügten. Namentlich die schweizerische Geschäftswelt, in welcher Vater R. zahlreiche Abnehmer besessen hatte, scheint sich allmählich andern weniger gediegenen, aber billigern Produktionsquellen zugewendet zu haben, so daß ein Nachruf an den Sohn R. im Emmenthalerblatt (vom 3. November 1866) klagte, der gute Ruf seines Ateliers sei im fernen Indien bekannter gewesen, als im heimatlichen Kanton. Das letzte bedeutende Werk, das aus demselben hervorgieng, war der silberne Tafelaufsatz, den der Bundesrat dem greisen General Dufour zum

Geschenke machte, ein einfaches geschmackvolles Werk, das im Jahrgang 1866 der „Alpenrosen" abgebildet ist. Rudolf Rehfues starb unverehelicht, und nach seinem Tode erlosch die Firma, die 60 Jahre in Bern geblüht und ihrem Adoptivvaterlande Ehre gemacht hat.

Quellen: Nachruf an Georg Adam Rehfues: „Alpenrosen" 1866, S. 420 ff. Nachruf an Philipp Rudolf Rehfues: Emmenthalerblatt 1866, 3. November. Geschäftsnotizen und Papiere, mitgeteilt von Hrn. Stilberarbeiter Neuenschwander in Bern.

H. Kasser.

Samuel Rudolf Steck.

1766—1831.



Als am 5. März 1798 nach dem unglücklichen Ausgang des Gefechtes im Grauholz die bernischen Truppen aufgelöst der Stadt zu flohen, um auf dem Breitfelde noch den letzten Widerstand zu versuchen, kam auf der Straße von Worblaufen her eine achtzehnpfünder Kanone angefahren. Sie hatte beim Wylhof in der Gemeinde Münchenbuchsee gestanden und sich dann dem Rückzuge angeschlossen. Als das Geschütz oben bei der Allee angelangt war, hieb die Mannschaft die Stränge durch und flüchtete sich auf den Pferden. Die Kanone blieb westlich von der Papiermühlestraße auf dem Felde stehen; nur der Hauptmann, der sie befehligte, und ein einziger Kanonier waren bei ihr geblieben. Einige andere Offiziere, die vom Grauholz her kamen, machten bei der Kanone halt, und da sie erfuhren, daß sie noch geladen sei, forderten sie den Offizier auf, gegen die eben auf der Höhe der Straße

von der Papiermühle her erscheinenden ersten französischen Husaren Feuer zu geben. Aber wie machen, da auch der Luntenträger geflohen war? Kaltblütig zog der Offizier Stahl und Stein aus der Tasche, die er als Raucher stets bei sich führte, schlug Funken und entzündete ein Stück Schwamm, das er auf das Zündloch setzte. „Dä wei mer doch no la fläbere", sagte er und brannte den Schuß los, ebenso nachher noch zwei andere. Die Schüsse thaten keine große Wirkung; aber der Widerstand war bis zum letzten Augenblick unerschrocken geleistet.

Dieser Offizier war der Artilleriehauptmann Samuel Rudolf **Steck**, genannt von Saanen. Die andern Herren waren: Rudolf v. **Effinger** von Wildegg, damals Adjutant des Generals v. Erlach, Emanuel v. **Rodt**, Artillerielieutenant, und der spätere Appellationsrichter **Stettler** von Köniz. Die Szene ist uns durch diese drei Augenzeugen aufbehalten worden, und zwar sind wir dem Bericht gefolgt, den Effinger in seinen Erinnerungen an die vier ersten Monate des Jahres 1798, abgedruckt im Berner Taschenbuch für 1858, gegeben hat, wo auch die Darstellung Stettlers vom Herausgeber herangezogen wird (S. 195 f.). v. Rodt hat später in seiner verdienstvollen Geschichte des bernerischen Kriegswesens (III, 669) die Sache so dargestellt, wie wenn durch diese Schüsse des Hauptmanns Steck die beiden Husaren in der Eskorte Schauenburg's getötet worden wären, im Augenblick, als schon die Kapitulation Berns verhandelt wurde, ein Zwischenfall, der die Unterhandlungen beinahe zum Scheitern gebracht hätte. Wie jedoch Lauterburg im Berner Taschenbuch mit Recht bemerkt, ist dies durch die Situation ausgeschlossen und sind die verspäteten Schüsse vielmehr von der Batterie des Wachtmeisters Pauli ausgegangen, der vom Spitalacker her, ohne von den Verhandlungen etwas zu wissen, bis zuletzt auf die Franzosen loskanonierte.

Effinger hat diesen ruhigen Rückzug der Kanone vom Wylhof her, den er zu Pferde begleitete und der in der allgemeinen Verwirrung, durch die alle Bande der Disziplin gelockert worden waren, ein militärisch erfreuliches Bild unerschrockener Kaltblütigkeit darstellt, in seinen Erinnerungen lebendig geschildert und noch neuerdings hat ihm Major Karl Müller in seiner Schrift: „Die letzten Tage des alten Bern", S. 304 f.[1]) volle Anerkennung gespendet. Natürlich konnte diese Tapferkeit am allgemeinen Schicksal nichts mehr ändern. Haupt-

[1]) Die biographischen Nachrichten, die über Steck da gegeben werden, sind leider zum Teil unrichtig, da der Verf. die im Berner Taschenbuch 1853, Nachtrag, 285, stehenden Angaben über Sam. Rud. Steck mit denen über Joh. Rud. Steck, die gleich nachfolgen, durcheinandergeworfen hat.

mann Steck mußte die Kanone stehen lassen und mit seinem einzigen Kanonier nach der Stadt fliehen. Unterwegs wurde er von den Franzosen gefangen genommen und ausgeplündert. Bei dem Transport der gefangenen Offiziere fand er auch Effinger wieder, sie wurden nach Besançon abgeführt und erst Ende April freigelassen.

Nach dieser militärischen Einleitung könnte es scheinen, als ob wir den Lebensgang eines Soldaten darzustellen hätten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Steck war wohl Artilleriehauptmann, seit 1794, aber nicht Berufssoldat; seine spätere Thätigkeit läßt ihn vielmehr vorzugsweise als einen tüchtigen Verwaltungsbeamten erscheinen.

Er war geboren am 5. Oktober 1766 als Sohn des Johann Rudolf, der 1785 Landvogt von Saanen wurde, und der Maria Margarita Ziegler. Die Bezeichnung „Steck von Saanen", die ihm überall gegeben wird, schreibt sich also von dem Amt des Vaters her und diente zur Unterscheidung von andern Gliedern der Familie. Sein erstes Amt erhielt er 1786 als Sekretär der Holzkammer, als welcher er sich so in die Forstverwaltung hineinarbeitete, daß ihm dieser Zweig bis in sein höheres Alter vertraut und wert blieb, wie er denn auch bis fast zuletzt in der Forstkommission saß. Nach der Unterbrechung durch den Krieg und der Neugestaltung aller Verhältnisse durch die Helvetik, wurde er zunächst Mitglied der Munizipalität von Bern und dann im März 1800 der Verwaltungskammer, die ihn am 20. März zum Präsidenten der Finanzkommission wählte. Am 4. März 1801 übertrug ihm der Regierungsstatthalter das Präsidium der Verwaltungskammer, und er hatte von da an die schwere Geschäftslast und Verantwortlichkeit zu tragen, die mit dieser Stellung verbunden waren. Die helvetischen Finanzen waren so elend geworden, daß die Kosten auch nur der notdürftigsten Verwaltung kaum mehr bestritten werden konnten. Die Forderungen der immer noch im Lande stehenden französischen Truppen konnten schließlich nicht mehr befriedigt werden, so daß im Januar 1802 die Verwaltungskammer in corpore ihre Entlassung begehrte, sie aber nicht erhielt, sondern zum Ausharren eingeladen wurde. Die Wendung zum Besseren war aber damals schon nahe.

Die inneren Kämpfe zwischen Unitariern und Föderalisten brachten auch die bernische Verwaltungskammer in Abhängigkeit von dem Gang der großen Politik, und es läßt sich nicht verkennen, daß sie in ihrer Mehrheit, mit ihrem Präsidenten an der Spitze, dem Erfolg der Föderalisten und Freunde der alten Ordnung günstig gesinnt war und die wechselnde Situation dazu benutzte, der Stadt Bern ihr ehema-



liges Vermögen möglichst wieder zuzuführen. So war denn eine Zeitlang die helvetische Verwaltungskammer nichts weniger als eine Verteidigerin der helvetischen Interessen und ihr Präsident Steck, als altgesinnter Stadtberner, bot Hand zu einer Maßregel, die einer helvetischen Regierung nicht gerade zukam.

Am 27. Okt. 1801 hatten die Vollziehungsräte Dolder und Savary mit stiller Unterstützung des französischen Gesandten Verninac und des Generals Montchoisy eine Staatsumwälzung in's Werk gesetzt, wobei die Föderalisten an's Ruder kamen. Die neue Reding'sche Regierung ließ einen Verfassungsentwurf vorbereiten, in welchem der Grundsatz des Kantonaleigentums wieder aufgenommen war. Bevor nun noch diese Verfassung zur Annahme vorgelegt wurde, beschloß der Kleine Rat der helvetischen Republik in der Sitzung vom 29. Januar 1802, das Finanzdepartement sei beauftragt, den Verwaltungskammern der betreffenden Kantone alle jene Titel auszuliefern, welche von den Regierungen der ehemaligen Kantone herrührten. Am 1. Februar wurde dieser Beschluß mit Bezug auf die Verwaltungskammer von Bern noch speziell wiederholt. Darauf hin schloß die bernische Verwaltungskammer mit der dortigen Gemeindekammer, d. h. der städtischen Finanzverwaltung, am 4. Februar und sodann wieder am 16. März Verträge ab, nach welchen derselben, wie sie es verlangt hatte, ein Teil der ausländischen Schuldtitel der alten bernischen Regierung zurückgegeben werden sollte.

Aber das Reding'sche Regiment wurde schon am 17. April 1802 wieder gestürzt, und die Unitarier nahmen das Verfassungswerk in ihrem Sinne wieder auf. Damit kam auch der Grundsatz des Nationaleigentums wieder zur Geltung. Die neue Verfassung, die am 20. Mai durch die Versammlung der Notabeln dem Kleinen Rate empfohlen worden war, wurde am 25. Mai dem Volke zur Abstimmung vorgelegt, wobei der Modus gewählt wurde, daß die Nichtstimmenden als Annehmende gezählt werden sollten. Mit Hülfe dieser Bestimmung wurde für die Verfassung auch wirklich eine Mehrheit erlangt und dieselbe am 2. Juli als vom Volke angenommen proklamiert.

Damit waren nun auch die finanziellen Maßregeln des Reding'schen Regiments wieder hinfällig geworden. Am 19. Juni 1802 beschloß der regenerierte, nun unitarisch gesinnte Kleine Rat der helvetischen Republik, in Erwägung, daß der Beschluß vom 29. Januar sich auf ganz irrige Voraussetzungen gründe, indem eine Verfassung in demselben als gültig angenommen werde, welche gleichwohl nur ein bloßer Ent-

wurf war: der Beschluß vom 29. Januar wegen Übergabe der Schuldschriften an die Verwaltungskammern und der Beschluß vom 1. Februar zu Gunsten der Verwaltungskammer von Bern sind aufgehoben und ungültig. Die Verwaltungskammer sollte nun die Schuldschriften wieder zurückgeben; sie erklärte aber, sie habe sie nicht mehr, da dieselben nach dem Vertrag vom 4. Februar der Gemeindekammer von Bern ausgehändigt worden seien. Hierauf erklärte der Kleine Rat auch diesen Vertrag vom 4. Februar für ungültig; es gelang aber den bernischen Behörden, die Sache hinauszuziehen, bis der Sturz der Helvetik im Herbste 1802 und das Eingreifen Napoleon's als Vermittler der Sache wieder eine andere Wendung gab. Die Liquidationskommission in Freiburg, welche die helvetische Schuld und die Ansprachen der Kantone zu regulieren hatte, erreichte endlich, daß ein Teil dieser Schuldschriften bei ihr deponiert wurde; im Übrigen stumpfte der Einfluß des gewandten Unterhändlers Gottlieb v. Jenner bei dem französischen General Ney der Reklamation die Spitze ab und es kam zu dem Beschluß vom 6. September 1803, nach welchem die Liquidationskommission auf die Herausgabe der übrigen Schuldschriften verzichtete, welchem Beschluß bald die für die Stadt Bern günstige Erledigung der Dotationsangelegenheit durch die Aussteuerungsurkunde vom 20. September 1803 nachfolgte.

Die Verwaltungskammer hatte diesen diplomatischen Krieg allerdings eher als Verbündete der Stadt Bern, denn als helvetische oder kantonale Behörde geführt. Dieser latente Kriegszustand erklärt auch einen für eine Behörde auffallenden und gesetzlich recht zweifelhaften Schritt, den sie in der Hitze des Gefechtes that.

Als nach dem Umschwung vom 17. April 1802 die helvetische Zentralbehörde die finanziellen Vorkehren des föderalistischen Regiments zu Gunsten der Kantone als ungültig erklärte und am 19. Juni die Rückforderung der an Bern ausgelieferten Schuldtitel befahl, galt es, die bereits vollzogene Rückgabe zu decken. Durch den Vertrag zwischen Verwaltungskammer und Gemeindekammer vom 4. Februar war unter anderm bestimmt worden, daß die Gemeindekammer durch die geschehene Abtretung der Schuldschriften sich für alle ihre Ansprüche als ausgewiesen erkenne, sodaß bei dem endlichen Sönderungsgeschäfte zwischen Staat und Stadt dieser Gegenstand nicht mehr zum Vorschein kommen solle. Nun fand die Verwaltungskammer am 15. Juli, diese Bestimmung sei geeignet, die Regierung besonders aufmerksam zu machen und bei ihrer Vergleichung gegen das Sönderungsgesetz das Interesse von Stadt und Kanton zu schädigen. Sie schlug

der Gemeindekammer daher die sofortige Ausstellung eines Reverses vor, durch welchen erklärt wurde, diese Bestimmung sei so zu verstehen, daß die besagte Abtretung lediglich auf Rechnung sämtlicher Ansprachen der Gemeindekammer von Bern überhaupt geschehe.[1]) Der Präsident der Verwaltungskammer erbot sich zu einer mündlichen Unterredung, die der Dringlichkeit der Sache wegen noch am nämlichen Tage stattfinden sollte; die Gemeindekammer stimmte auch alsbald zu, der Revers wurde von ihr ausgestellt und unterzeichnet, aber auf den 5. März 1802 zurückdatiert, also in die Zeit des föderalistischen Regiments und in die Nähe des Vertrages vom 4. Februar. Dieser Schritt läßt sich nur als eine Verteidigungsmaßregel zur Rettung des bernischen Stadtgutes gegenüber den gesetzlichen Maßregeln des augenblicklich am Ruder befindlichen politischen Gegners begreifen. Er änderte übrigens den Stand der Dinge nicht; die helvetische Regierung nahm auf den Revers keine Rücksicht und betrieb die Rückforderung der Schuldschriften weiter, bis dann, wie gesagt, ein neuer politischer Umschwung auch diese Situation wieder umwarf und schließlich die Stadt Bern durch die Dotation ihr Vermögen größtenteils zurückerhielt.

Bei allen diesen Vorgängen stand Steck als Präsident der Verwaltungskammer an der Spitze, und wenn er, ein streng rechtlicher Mann, bei diesen Maßregeln mitwirkte, so wird er dazu im Rechte zu sein geglaubt haben. Hatte die neue unitarische Regierung die Beschlüsse ihrer föderalistischen Vorgängerin einfach umgestoßen, so konnte die Verwaltungsbehörde dagegen auch vorkehren, was helfen mochte; es war wie ein Krieg, in dem List und Gewalt erlaubt sind. Hier liegen übrigens die ersten Anfänge der berüchtigten Dotationsstreitigkeiten, die den Kanton Bern nachmals in den dreißiger und vierziger Jahren so tief aufgeregt haben, bis sie durch den Großratsbeschluß vom 9. März 1853 endlich erledigt wurden. Wäre Steck im

[1]) Es ist übrigens zu beachten, daß der hier gewählte Ausdruck genau einem der geheimen Artikel des schon am 27 Januar 1802 zwischen Verwaltungskammer und Gemeindekammer von Bern abgeschlossenen und vom Kleinen Rat bestätigten Vertrages über Abtretung von Gütern jenseits des Bielersees, die von den Franzosen bedroht waren, entspricht (s. Strickler, Aktensammlung VII Nr. 239). Der Revers schloß sich also nur diesem Vorgange an. Übrigens enthält eines der Steck'schen Manuskripte auf der Stadtbibliothek, von denen später noch die Rede sein wird, einen nicht von Steck's Hand geschriebenen Entwurf zu einem Vertrage zwischen Verwaltungs- und Gemeindekammer, nach welchem der letzteren zu ihrer Schadloshaltung im Falle der Rückgabe der Schuldschriften das Kornamt abgetreten werden sollte. Es scheint das ein anderer Vorschlag gewesen zu sein, der dann gegenüber dem gewählten fallen gelassen wurde.

Jahre 1837 noch am Leben gewesen, er wäre so gut wie Ludwig Zeerleder von der liberalen Regierung mit Verhören und Verhaftung behandelt worden; denn es läßt sich nicht verkennen, daß seine Haltung als Präsident der Verwaltungskammer mehr von der Liebe zu seiner Vaterstadt und von der Überzeugung, daß diese ihr gutes Recht wahren müsse, als von der Begeisterung für die Grundsätze der Helvetik eingegeben war.

Die politische Bewegung, welche den Sturz der Helvetik herbeiführte, war trotzdem im Juli 1802 schon stark genug geworden, um auf die Bestellung der Behörden einzuwirken. Schon hatte am 13. Juli der französische General Montrichard den bevorstehenden Rückzug der Truppen aus der Schweiz angezeigt, als am 16. Juli in der Sitzung der bernischen Verwaltungskammer mitgeteilt wurde, daß ihr Präsident, Steck, (am 10. Juli) zum helvetischen Senator gewählt worden sei und also seine Entlassung nehmen müsse. Indessen trat der neugewählte Senator zugleich mit Lüthard bereits am 14. Sept. wieder zurück, um es zu ermöglichen, daß durch neue Wahlen der Zweck der Vereinigung, d. h. des Entgegenkommens gegenüber der wachsenden Macht der Altgesinnten, erreicht werde. Von Wattenwyl von Landshut und Monod sollten an ihre Stellen treten. Steck übernahm wieder das Präsidium der Verwaltungskammer, jedoch nur noch auf kurze Zeit, da die Aufhebung dieser Behörde, wie man leicht merken konnte, bevorstand. Noch sollte er an Stelle des abtretenden Bay Regierungsstatthalter von Bern werden, wozu ihn der Vollziehungsrat am 7. November erwählte; er lehnte aber ab, und es gingen nun nach Eintritt der Mediation alle bisherigen helvetischen Behörden der Auflösung entgegen.

Mit der Neuordnung der Verhältnisse im Jahre 1803 kam Steck wieder in den Großen Rat, welchem er dann ununterbrochen bis zu seinem Tode angehörte. Der Große Rat wählte ihn dann zugleich mit seinem Vetter Johann Rudolf Steck in das Appellationsgericht. Dieses Amt gab er 1805 wieder auf, nachdem er im Jahre 1804 zum Verwalter des Burgerspitals gewählt worden war. An dieser Stelle war er nun so recht in seinem Elemente. Als sorgsamer, pünktlicher und genauer Beamter wirkte er in der Verwaltung der großen Anstalt, die Aufgaben sowohl der Kranken- wie der Armenpflege zu lösen hat, unermüdlich und einsichtsvoll und hatte daneben Gelegenheit, seine Neigung zu historischen Studien durch Erforschung der Geschichte dieser alten, mit dem Leben der Stadt Bern eng verwachsenen Stiftung zu befriedigen, wovon später noch die Rede sein wird. Er machte zwei

Amtsperioden von je 6 Jahren, 1804—16, durch, bis er dann zurücktrat, um fortan noch als Mitglied der Spitaldirektion das Gedeihen der Anstalt zu fördern.

Aber schon warteten seiner neue Aufgaben. Die Stadtverwaltung von Bern zog ihn in ihren Dienst. Er war schon 1811 Mitglied des Großen Stadtrates geworden; 1816 kam er in den Kleinen Stadtrat, d. h. in die eigentliche Stadtverwaltung, wurde 1817 Präsident der wichtigen Finanzkommission und Stadtseckelmeister; außerdem saß er noch in verschiedenen Kommissionen der Staats- und Stadtverwaltung und in den Behörden seiner burgerlichen Gesellschaft zu Mittellöwen. Die Rekonstruktion der Staats- und Stadtverwaltung in der Mediations- und Restaurationsperiode und namentlich die der Finanzen hatte an ihm einen ihrer sachkundigsten und unverdrossensten Arbeiter, der überall Tüchtiges leistete. Der Nekrolog in der Bernerzeitung rühmt seine Pflichttreue, seine vorzügliche Lokal- und Geschichtskenntnis unseres Landes und sein stets bescheidenes Auftreten. Er war, was man einen positiven Geist nennt, ein Realist, dem alles Hohle, Phrasenhafte fern lag. Aus Anlaß einer Rede über das Armenwesen, die er im Großen Bott der Gesellschaft zu Mittellöwen gehalten, schreibt sein Vetter Johann Rudolf Steck am 4. März 1800 an seinen Freund Zehender vom Gurnigel: „Ich verehre in ihm den Charakter einer großen Seele, lieber *sein* als *scheinen* zu wollen. Wenig öffentlicher Vorträge weiß ich mich zu erinnern, die eine solche Wirkung auf mich machten. Nicht der rednerische Schmuck, nicht die Deklamation — beides hätte leicht besser sein können, aber es war der *Mann*, der sprach, das Unverkennbare, das die Rede von Herz zu Herz vom Wortgeklingel unterscheidet."

In seinem häuslichen Leben war Steck glücklich und zufrieden. Er hatte sich den 26. September 1790 mit *Magdalena Margarita Stantz* verheiratet, Tochter des *Emmanuel Stantz* und der Maria Rosina Margarita *Gruner*. Die Ehe blieb kinderlos. Steck selber starb am 4. August 1831.

Noch bleibt uns übrig, von seinen historischen Forschungen und Arbeiten zu reden, durch die er besonders bekannt geworden ist. Schon frühe hatte Steck begonnen, seine Aufmerksamkeit der bernischen Geschichte zuzuwenden, und er hatte sich dazu gleich an die richtige Quelle gewandt, indem er im Staatsarchiv zu arbeiten anfing. Das bernische Staatsarchiv wurde damals noch ziemlich ängstlich vor neugierigen Augen gehütet; doch hatte man angefangen, junge Leute aus den regierenden Familien als Volontairs zuzulassen und sie mit

Registraturarbeiten zu beschäftigen. Aber sie mußten sich zuvor eidlich zu aller Verschwiegenheit verpflichten. Auf diesem Wege hatten z. B. Albrecht v. Mülinen, Gottlieb Emanuel Haller, Joh. Rud. Sinner und Niklaus Friedrich v. Mülinen Zutritt zum Archiv erlangt, das ihnen für ihre historischen Studien dann so reiche Ausbeute gewährte. Ebenso kam auch Sam. Rud. Steck schon 1782 in das Archiv und fing da mit großem Eifer zu arbeiten an. Von diesen Studien zeugen nicht weniger als dreizehn starke Foliobände Manuscript, die fast ganz von seiner Hand geschrieben sind und jetzt auf der Berner Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Sie enthalten Auszüge aus den Ratsmanualen, den Spruchbüchern, den Missivenbüchern, kurz aus fast allen historisch wichtigen Bestandteilen des Staatsarchivs. Eine Fülle von Notizen zur Staats- und Stadtgeschichte ist da aufgespeichert, doch sind es meist nur Materialien, denen die Verarbeitung noch fehlt. Nur einige Partien sind mehr oder weniger ausgearbeitet, so eine Übersicht der bernischen Kirchen und ihrer Pfarrer in vier Bänden, ausführlicher angelegt, als das spätere Werk von Lohner, das noch jetzt so gute Dienste leistet; dann eine besonders wertvolle Sammlung zur Topographie der Stadt Bern, Namen von Straßen und Orten in und um die Stadt, aus älteren Urkunden gezogen. Endlich eine ziemlich weit gediehene Geschichte der Gesellschaft zu Mittellöwen, der er angehörte. Die Vorrede zu diesem Werke ist vom Jahre 1825.

Das einzige historische Werk, das wirklich zur Vollendung gelangte, ist seine Geschichte des Burgerspitals, unter dem Titel: „Historische Nachrichten von dem Gottshause oder Spital zum heiligen Geist, dem Oberen Spital, der Elenden-Herberge und dem Niedern oder Untern Spital zu Bern, wie auch von dem Großen Spital daselbst, welcher aus der Vereinigung obgenannter Spitäler entstanden ist.“ Auch dieses Werk existiert nur als Manuscript, aber allerdings in einer schönen Reinschrift in zwei großen Foliobänden, die sich im Besitz der Direktion des Burgerspitals befinden. Der erste Band enthält die Geschichte des Spitals, der zweite die seines Vermögens. Die Vorrede ist datiert vom Sommer 1819; der Verfasser teilt darin mit, daß der im Jahre 1807 ihm von der Spitaldirektion erteilte Auftrag, das Archiv zu ordnen, die Veranlassung des Werkes geworden sei, daß er die Arbeit aber nur unter häufigen, oft jahrelangen Unterbrechungen habe vollenden können. Man muß in der That staunen, wie er bei seinen manigfaltigen Geschäften dieses große Werk zu Stande bringen konnte; es war wohl nur dadurch möglich, daß seine früheren emsigen

Studien auf dem Staatsarchiv ihm das Material meist schon vertraut gemacht hatten.

Ein besonderer Vorzug dieses Werkes sind einige Ansichten und Pläne von dem baulichen Zustand der Umgebungen des Spitals in früheren Zeiten, die von R. Dill gezeichnet und getuscht sind, mit der Jahreszahl 1829. Sie geben ein deutliches Bild von dem Aussehen des obersten Teils der Stadt Bern, der Ringmauer und der Türme, der alten Kirche zum Heil. Geist und des früheren Spitals, und sind seither von den Bearbeitern der Baugeschichte Berns, v. Rodt, Türler u. A. viel benutzt worden. Der zweite Band ist mit einigen Abbildungen der Siegel des Spitals geziert, gezeichnet von Dr. Stantz. So ist das Ganze eine genaue, auf urkundlicher Grundlage ruhende Darstellung des Werdens und Wachsens dieser großen, burgerlichen Anstalt, und man kann nur bedauern, daß das Werk nicht gedruckt worden ist. Allerdings bietet dafür die 1831 in Bern erschienene Schrift von Beat Ludwig Meßmer, „Der Burgerspital von Bern“, einigen Ersatz; denn diese kleine Schrift giebt sich selbst nur als einen Auszug aus Steck's umfangreichem Werke, und der Verfasser, der außerdem auch noch die Geschichte der Insel und des Äußern Krankenhauses bearbeitete, urteilt über das letztere: es sei eine Arbeit, die ohne Zweifel zu den umfassendsten und gründlichsten gehöre, die seit einer langen Reihe von Jahren über unser hiesiges Gemeinwesen und unsre Lokalgeschichte zu Stande gekommen sind. So wuchs die Arbeit, die ursprünglich hauptsächlich dazu dienen sollte, die Beamten des Spitals und die Mitglieder der Direktion über die Anstalt zu orientieren, nach und nach zu einem der wichtigeren Werke über die bernische Stadtgeschichte an, die wir überhaupt besitzen, ein Erfolg, der hauptsächlich der großen Gründlichkeit und Sachlichkeit, mit der der Verfasser zu Werke gieng, zu danken war. Historische Studien waren in den letzten Lebensjahren überhaupt die Lieblingsbeschäftigung Steck's, wie er denn auch Mitglied der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft wurde.

Überblicken wir die verschiedenen Seiten, die in dem Lebensbilde Steck's hervortreten, seine Thätigkeit als Offizier, als Verwaltungsbeamter zur Zeit der Helvetik und der Restauration, endlich als Historiker, so werden wir die Bezeichnung, die Lauterburg im Berner Taschenbuch von 1858 (190) ihm giebt: „einer der hervorragendern Berner seiner Zeit“ nicht übertrieben finden.

Quellen: Généalogie de la famille Steck, von Hrn. Friedrich Steck von Lenzburg, handschriftlich in m. Besitz. — Nekrolog in der Bernerzeitung vom 9. August

1831. — Lauterburg, Berner Taschenbuch 1853, Nachtrag. — v. Rodt, Geschichte des bern. Kriegswesens, 1834. — v. Effinger, Erinnerungen an die 4 ersten Monate des Jahres 1798, Berner Taschenbuch 1858. — Geschichtliche Andeutungen über das Burgergut und die Dotationsurkunde der Stadt Bern 1832. — Beiträge zur Geschichte der Ausscheidung des Stadtgutes von Bern von dem Staatsgute in den Jahren 1798 bis 1804 (von A. R. Wyß), Bern 1836. — Bericht und Gutachten der zur Untersuchung und Erörterung der bernischen Dotationsverhältnisse niedergesetzten Spezialkommission an den Großen Rat der Republik Bern, 1836. — Bähler, der altbernische Staatsschatz im Spiegel der Tagespolitik von 1798—1853, Berner Taschenbuch 1897. — Tillier, Geschichte der helvetischen Republik. — Strickler, Aktensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik, Band VII. — Türler, Inventar des Staatsarchivs des Kantons Bern, 1892. — Einiges andere ist im Texte angegeben.

Prof. R. Steck.

Vincenz Stürler.

1662–1734.



Der erste große Krieg Ludwig's XIV. hatte augenfällig dargethan, wie dieser König die protestantischen Schweizer unverhältnismäßig weniger auszuzeichnen pflegte, als die katholischen, wiewohl ihm alle gleich große Dienste leisteten. An so verschiedenartiger Behandlung mochte freilich auch die Regierung Bern's in etwas schuld sein durch die für Frankreich so lästige Verklauselierung der Militärkapitulation vom Jahre 1671. Laut derselben nämlich sollte das Bernerregiment weder gegen die Stände des Deutschen Reiches, noch gegen Glaubensverwandte, also nicht gegen Engländer, Holländer u. s. w. in den Krieg geführt werden können. Abgesehen davon, daß diese Vorbehalte die Verwendbarkeit des Bernerregiments schon an und für sich sehr beschränkten, entstanden auch häufig mitten im Felde Streitigkeiten, welche das Schicksal eines ganzen Feldzuges bloßzustellen geeignet waren, wie dieses namentlich im Jahre 1672 am Rhein der Fall gewesen war. Allein andererseits trat unverkennbar das katholische Element in Frankreich immer ausschließlicher auf, so daß es sich allmählich

auch gegenüber den protestantischen Schweizern im Heere des Königs auf eine nachteilige Weise fühlbar machte. — Sie fanden nicht nur bei gleichen Verdiensten weniger Anerkennung, als ihre katholischen Miteidgenossen, sondern stießen rücksichtlich der Kapitulationserfüllung nur zu oft auf übeln Willen, ja sogar auf Widerstand, blieben, wenn sie bis zur Beschwerdeführung gezwungen worden, meist ohne Gehör und dergleichen mehr. Dennoch übte der Ruhm der französischen Waffen eine solche Anziehungskraft aus, daß protestantische Schweizer, zumal Berner, im Überflusse zu Ludwig's XIV. Fahnen strömten und ungeachtet der im Jahre 1685 erfolgten Zurücknahme des Ediktes von Nantes bei demselben verharrten.

Zu diesen Bernern zählte auch der am 9. September 1662 geborene Vincenz Stürler. — Er war der vierte Sohn des Niklaus Stürler, Landvogts zu Grandson und zu Nyon, und der Anna Willading, Tochter Johann Rudolf's, des Deutsch-Seckelmeisters von 1653—1662, und der Catharina von Mülinen. — Gleich seinen ältern Brüdern war in ihm die Lust zum Soldatenstande so früh erwacht, daß er bereits im Januar 1677, kaum 14½ Jahre alt, das väterliche Haus verließ, um sich mit Empfehlungsschreiben M. G. H. zur Schweizer-Leibgarde des Prinzen von Oranien zu begeben. Im Jahre 1682 trat er aber, nach dem Tode seines Kompagnie-Chefs, Sebastian von Asperlin, in das französische Schweizer-Regiment von Erlach und sodann in die Freikompagnie des Hauptmanns Niklaus Tscharner im Schweizerregiment Pfyffer, in welcher er sich durch seine Tüchtigkeit rasch zum Kapitainlieutenant emporschwang. — Da erklärte Ludwig XIV. im Jahre 1688 ein zweites Mal, zuerst dem Deutschen Reiche und sodann auch den protestantischen Mächten Großbritannien und Holland den Krieg. Die Freikompagnie Tscharner kam dadurch in die Alternative, entweder gegen Verbündete und Glaubensgenossen der Regierung Bern's kämpfen zu müssen und in Folge dessen sowohl der Strafe, als der Mißachtung von Seite der eigenen Mitbürger zu verfallen, oder aber aus dem französischen Dienste zu scheiden und heimzukehren. Sie wählte das Letztere und die Anerkennung, welche dieser Schritt in Bern fand, bot Offizieren und Soldaten einigen Ersatz für die gebrachten materiellen Opfer.

In jenen Tagen galt es, Mühlhausen gegen die Gefahren, welche seiner Unabhängigkeit sowohl von Frankreich, als auch von Deutschland her drohten, möglichst sicher zu stellen. — Die evangelischen Stände Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen ordneten zu dem Ende eine Besatzung von 200 Mann ab, welche unter den Befehlen eines Hauptmanns von Zürich und eines Lieutenants von Bern stand.

— Die letztere Stelle erhielt, es war im Jahr 1689, Vincenz Stürler, welcher bald darauf seinen Zürcher-Obern als Hauptmann ersetzte und bis zum 2. Dezember daselbst im Dienste verblieb. Im Jahre 1690 erbat sich Mühlhausen einen nämlichen eidgenössischen Zusatz unter eben demselben Hauptmann, und Vincenz Stürler entsprach diesem in ihn gesetzten Zutrauen mit Eifer und Geschick vom 15. Mai hinweg bis in den Spätherbst, wofür er belobt und bedankt wurde.

Um's Jahr 1692 knüpfte Holland Unterhandlungen an, um von den evangelischen Ständen der Schweiz entweder förmlich kapitulierte Regimenter oder wenigstens Freiwillige, Offiziere wie Soldaten, zu erhalten. Beides lehnte Bern aus Besorgnis vor dem übermächtigen Frankreich, gegen welches diese Truppen zunächst in's Feld ziehen sollten, einstweilen ab. Dieses steigerte jedoch im Volke die Sympathien für die Sache der alliierten Mächte und das Schicksal des protestantischen Holland so sehr, daß bald Zuzüge von Tausenden erfolgten, gegen welche hindernd einzuschreiten die Regierung nicht für geraten hielt. — An der Spitze der Unternehmung stand Niklaus Tscharner, Vincenz Stürler's ehemaliger Hauptmann, welcher am 8. Januar 1693 mit dem holländischen Gesandten Valkenier eine Privatkapitulation für ein Regiment von 1600 Mann, bestehend aus zwei Bataillonen zu je vier Kompagnien, abschloß. — Ein zweites aus Eidgenossen überhaupt bestehendes Regiment errichtete einige Monate später der Oberst Albrecht von Mülinen. — Auf gleiche Weise verfuhren andere Kantone.

Das Regiment Tscharner, in welches Vincenz Stürler mit einer am 2. April 1693 eigens kapitulierten Kompagnie als Hauptmann eintrat, zog bereits im Mai nämlichen Jahres nach Holland, verblieb jedoch ein Jahr lang zu Breda, um sich zu organisieren und zu disziplinieren. Im Frühjahr 1694 stieß es zur Armee der Verbündeten, welche Wilhelm von Oranien selbst anführte. Zahlreich und wohlgeübt setzte dieselbe dem weitern Vordringen der Franzosen ein Ziel, ohne jedoch einen Hauptschlag führen zu können. — Im Jahr 1695 deckten die Regimenter Tscharner und von Mülinen (später Stürler). in eine Brigade vereinigt, den Rückzug des Fürsten von Vaudemont von dem Lager zu Arseele hinweg bis unter die Mauern von Gent mit solchem Geschick, daß Marschall Villeroy, obgleich an Zahl den Verbündeten weit überlegen, sie nicht anzugreifen wagte. — Vincenz Stürler war damals bereits Major. — Als solcher machte er die Feldzüge von 1696 und 1697 bis zum Frieden von Ryswick mit.

Nun — durch ganz Europa — vierjährige Waffenruhe. — Eine erste Folge derselben für die Schweizerregimenter in Holland war,

daß die Kompagnien um je 50 Mann vermindert wurden, — eine andere, daß viele Offiziere den Abschied nahmen und heimkehrten. Unter den Letztern befand sich auch der Oberst von Mülinen. Sein Regiment erhielt der bisherige Oberstlieutenant C. von Montmollin aus Neuenburg, und an dieses letztern Stelle rückte, vom Regiment Tscharner übertretend, Vincenz Stürler vor, welcher schon am Eingange des 18. Jahrhunderts den Ruf genoß, einer der tüchtigsten Schweizer-Offiziere zu sein. Überdies brachte ihm seine Heirat mit der Tochter des Marquis de Talon de Hellenegg, Enkelin des berühmten französischen Generaladvokaten, einflußreiche gesellschaftliche Verbindungen. Hiezu kam noch die persönliche Zuneigung Wilhelm's von Oranien, welcher ihm sowohl sein als auch der Königin Bildnis schenkte. Diese Bildnisse waren noch im Jahre 1868 im Besitze des Friedrich Rudolf v. Stürler, gew. Amtsstatthalters zu Wimmis und später zu Bern.

Um diese Zeit starb Oberst von Montmollin. Vincenz Stürler hatte mithin die nächste Anwartschaft auf das Regiments-Kommando. Er entschloß sich, beim Könige selbst darum zu werben, und begab sich zu dem Ende nach England mit einem Empfehlungsschreiben der Regierung von Bern. Wilhelm III. zauderte keinen Augenblick, Vincenz Stürler zum Obersten des Regiments von Montmollin zu ernennen. Er bedurfte kriegstüchtiger Männer zum großen Kampfe, welcher bevorstand. Die Koalition gegen das Haus Bourbon wegen der spanischen Thronfolge war bereits geschlossen und der Krieg auf den äußersten Linien zur Stunde entbraunt. Nicht weniger als acht Nationen griffen wider einander zu den Waffen —, hier auf Seite der Franzosen die Spanier, die Italiener, die Ungarn und Deutsche unter den Churfürsten von Baiern und von Köln; — dort die übrigen Völker des Deutschen Reiches und mit ihnen die Engländer, die Holländer, die Portugiesen. — Die Schweiz als Land blieb neutral. Dagegen war sie vermöge ihrer Militärkapitulationen in beiden Heerlagern durch ganze Armeekorps vertreten, — im erstern durch 24000 Mann unter französischer, 4800 Mann unter sardinischer und 8800 Mann — wenigstens bis in's Jahr 1706 — unter spanischer Fahne; — im letztern durch 5600 Mann in österreichischem und durch 11200 Mann in holländischem Dienste.

Was diese Letztern — die Schweizer in Holland — besonders anbelangt, so bildeten sie, als man zu Felde zog, 6 Regimenter zu je 1600 Mann und zwei detachierte Bataillone zu je 800 Mann. Die Regimenter waren befehligt: das erste von Brigadier Niklaus Tschar-

ner aus Bern; das zweite: von Oberst Vincenz Stürler aus Bern; das dritte: von Brigadier Herkules von Cappol aus Bündten; das vierte: von Oberst Wilhelm von Muralt aus Bern; das fünfte: von Oberst Johann von Sacconay aus der Waadt, — und das sechste, das Regiment des Generalobersten der Schweizer, des Grafen Albemarle, von Oberst Johann Felix Werthmüller aus Zürich. Die detachierten Bataillone standen unter dem Befehl des Obersten Johann Heinrich Lochmann aus Zürich und unter demjenigen des Oberstlieutenanten Burggrafen von Dohna, Burgers zu Bern.

Am 4. Mai 1702 erklärte Großbritannien, am 8. Mai Holland und am 15. Mai der Kaiser von Deutschland an Frankreich und Spanien den Krieg. Vincenz Stürler's Regiment stand damals nicht vor dem bereits seit dem 16. April belagerten Kaiserswerth, wie die Regimenter Muralt und Cappol und das Bataillon Lochmann, sondern im verschanzten Lager von Clarenbeek. Hier befehligte der Graf von Athlone, Feldmarschall der Niederlande, eine Armee von 24 000 Mann, welche bald, von 65 000 Mann unter dem Befehl des Herzogs von Burgund, Enkels Ludwig's XIV., und des Marschalls Boufflers gedrängt, sich kämpfend auf Nymwegen und Grave zurückziehen mußte. Nach der Ankunft des englischen Feldherrn, Herzogs von Marlborough, und der Vereinigung der alliierten Truppen ergriff die Armee des Grafen von Athlone jedoch wieder die Offensive, gieng am 26. Juli über die Maas, trieb die Franzosen bis Hasselt und Diest, nahm Venloo, Hevens, Werth, Roermonde, Lüttich und schloß den Feldzug glänzend ab mit der Erstürmung der dortigen Citadelle am 23. Oktober 1702.

Im Jahre 1703 kam das Regiment Vincenz Stürlers wenig zum Kampfe. Es stand fortwährend bei der Hauptarmee unter General Ouverkerke, welcher den Grafen von Athlone ersetzt hatte, und unter Marlborough, welche beide den ganzen Sommer über gegen die Franzosen operierten, ohne sie zum Stehen und Schlagen bringen zu können. Bloß im Spätherbste auf dem Marsche nach den Winterquartieren von Bergopzoom half ein Bataillon des Regiments die Schanzen von Doel erstürmen.

Um so größere Auszeichnung brachte dem Regiment Vincenz Stürler das Jahr 1704. Bereits im Spätherbste des Jahres 1703 beschlossen die Generalstaaten Hollands, der Kaiserlichen Armee an der Donau ein Hülfskorps von 12 Bataillonen und 29 Schwadronen nach Landau zu senden. — Die daherige Wahl fiel hauptsächlich auf National- und deutsche Soldtruppen. Von Schweizern ward bloß ein

Bataillon des Regiments Vincenz Stürler dazu auserlesen. Diese kleine Armee, befehligt vom Erbprinzen von Hessen-Kassel, schlug sich durch die Franzosen bei Spierbach und erreichte ohne erheblichen Verlust zuerst Landau und sodann die Donau, wo sie Winterquartiere bezog. Sie war der Vortrab der 45 Bataillone und 60 Schwadronen, worunter wieder bloß ein Schweizer-Bataillon, das Hirzel'sche, welche der Herzog von Marlborough nach einigen Scheinbewegungen an der Mosel, im Mai 1704 plötzlich ebenfalls an die Donau führte. Es erfolgte seine Vereinigung mit der Reichsarmee unter dem Befehl des Prinzen Eugen von Savoyen, sodann der Sieg über die Baiern am Schellenberge bei Donauwörth und am 13. August der noch größere und entscheidende über die Franzosen unter Tallard und Marsin und ihre Verbündeten bei Höchstedt oder Blenheim. An diesem blutigen Tage stand Oberst Vincenz Stürler mit seinem Bataillon auf dem linken Flügel unter Marlborough und hatte, wie die holländischen Regimenter überhaupt, den Hauptstoß des Feindes auszuhalten. Auch betrug ihr Verlust allein an Getöteten 54 Offiziere, worunter General Goor und Vincenz Stürler's Oberstlieutenant von Montmollin, — und 622 Soldaten, — an Verwundeten 99 Offiziere und 1371 Soldaten. Im Ganzen betrug der Verlust der Alliierten an Toten, Verwundeten und Vermißten 14,517 Mann, während die Franzosen und Baiern nicht weniger als 20000 Tote und Verwundete und 15320 Gefangene zählten, und dazu ihr sämtliches Geschütz, fast alle Fahnen und ein Gebiet von nahezu hundert Quadratmeilen einbüßten. — Der Churfürst von Baiern, welcher bald in Wien einzuziehen gedachte, entfloh nach Brüssel. Nachdem die Sieger Augsburg, Regensburg und Ulm besetzt hatten, wandten sie sich dem Rheine zu, nahmen Philippsburg, Weißenburg, später auch Landau, worauf die hessischen und holländischen Truppen den Rückmarsch nach den Niederlanden antraten. Dort hatte mittlerweile das andere Bataillon des Regiments Vincenz Stürler keinen Felddienst zu thun, sondern lediglich in Bergopzoom unter dem Brigadier Niklaus Tscharner Garnison zu halten gehabt.

Das Jahr 1705 machte sich bloß durch eine einzige Waffenthat der Alliierten bemerkenswert, nämlich durch die Erstürmung der feindlichen Linien von Hillesheim, Mehaigne, Tirlemont, Dyle, mit 20 Bataillonen und 36 Schwadronen am 18. Juli. Von da an hielten sich die Franzosen, welche zuvor Huy und Lüttich, Saarburg und Trier besetzt hatten, möglichst auf der Defensive, ermüdeten die Gegner durch Märsche und Contremärsche und erreichten so mit Hülfe von Reib-

ungen, welche zwischen den Generalstaaten und den Armeeführern ausbrachen, ohne weitern Verlust die Winterjahreszeit.

Glänzend war dagegen wieder der Feldzug des Jahres 1706. Kaum hatten Ouverkerke, seit 1704 Feldmarschall, und Marlborough ihre Armeen bei Tongern gesammelt, als die Franzosen unter Marschall Villeroy und dem Churfürsten von Baiern in überlegener Zahl die Dyle überschritten und bei Ramillies zwischen der Méhaigne und Yanse vordrangen. Hier kam es am 23. Mai zu einer kurzen, aber hitzigen Schlacht, welche mit einer entscheidenden Niederlage der Franzosen endigte. Sie verloren an Toten und Verwundeten über 8000, an Gefangenen 15 000 Mann, dazu 50 Kanonen und 60 Fahnen, während die Alliierten nur 1066 Tote und 2567 Verwundete zählten. Unter den Alliierten hatten sich besonders die Schweizerregimenter Tscharner, Vincenz Stürler, Cappol und Albemarle hervorgethan. Unaufhaltsam brachen nunmehr die Engländer und Holländer in die spanischen Niederlande ein, besetzten, ohne Widerstand zu finden, Löwen, Brüssel, Gent, Oudenarde, Brügge, Mecheln, Antwerpen, Courtray und zwangen nach kürzerer oder längerer Belagerung auch die festen Plätze Ostende, Menin, Dendermonde und Ath zur Übergabe, wozu die Schweizer nicht wenig beitrugen. Der Herzog von Vendôme, welcher an Villeroy's Stelle getreten war, wich jedem neuen Zusammentreffen sorgfältig aus.

Gleicherweise verfuhr Vendôme im folgenden Jahre 1707, obgleich seine Armee an Stärke diejenige der Alliierten bereits wieder übertraf. Während des ganzen Sommers erfolgten bloß Märsche, Streifzüge, Scharmützel, aber kein Gefecht, keine Schlacht, so sehr sie auch Marlborough, welcher an der Schelde operierte, wünschte und suchte.

Im Jahr 1708 erhielt neuerdings der Herzog von Burgund den Oberbefehl über die französische Armee, welche nach einigen Scheinbewegungen Gent und Brügge überraschte, ihrerseits aber am 11. Juli bei Oudenarde von der englisch-holländischen Armee unter Marlborough und Ouverkerke so gründlich geschlagen wurde, daß sie 3020 Tote, 4000 Verwundete und 8200 Gefangene zählte und dazu 88 Fahnen und 10 Paar Tymbalen verlor. Oberst Vincenz Stürler schrieb damals vom Schlachtfelde aus über seine und seines Regiments Leistungen an seine Frau, was folgt:

„Schlachtfeld von Haine bei Oudenarde 12. Juli: Ich benachrichtige dich, daß wir gestern, im Angesicht des Feindes die Schelde „überschritten und uns jenseits Oudenarde festgesetzt haben. — Durch „unser rasches und entschlossenes Vorgehen begann die Schlacht mit

„der Gefangennahme dreier feindlichen Bataillone bei Haine. Die „Engländer und die Schweizer giengen zum Angriff über. — Der „Kampf war heiß und blutig; allein unsere holländischen Truppen „griffen den Feind in der Flanke an. Auch fielen uns eine große An„zahl Fahnen und Gefangene in die Hände. Groß war die Niederlage „des Feindes. — Ich erbeutete die Tymbalen der Leibgarde von Bur„gund, welche überaus prachtvoll sind. Es giebt kein Regiment der „Unsrigen, welches nicht Fahnen oder Standarten erobert hätte. Lebe „wohl! Alles steht gut. Stets der Deine. V. Stürler."

Da der Verlust der Alliierten kaum den vierten Teil des französischen betrug, so durchbrachen sie rasch die Linien von Ypern und rückten in die Provinzen Artois und Picardie ein bis nach Lens, Arras und Lille. Vor Letzterem stieß Prinz Eugen mit 40000 Mann zu ihnen und begann schon die Belagerung des äußerst festen Platzes, während Marlborough mit der Hauptarmee ihn deckte. Am 22. Juli wurden die Laufgräben eröffnet und von diesem Tage hinweg folgten Kämpfe auf Kämpfe, einerseits zwischen den Belagerern und den Belagerten, andrerseits zwischen dem Schutzkorps der Erstern und den Entsatztruppen der Letzteren, wie die Stürme vom 6., 12., 21. September und 3. Oktober, das Gefecht bei Wynendal am 28. September und der Handstreich des Churfürsten von Baiern auf Brüssel vom 26. und 27. Oktober. Prinz Eugen und viele andere Oberoffiziere wurden in dieser Zeit verwundet, darunter Vincenz Stürler, welcher vor Lille zwei Schüsse erhielt, und Feldmarschall Ouderkerke starb an Krankheit. Daneben herrschten Teurung und Lebensmittelnot, worüber sich nicht zu verwundern war, da in und um Lille an 300000 Mann und 200000 Pferde standen. Endlich, am 23. Oktober, übergab der tapfere Marschall Boufflers die Stadt und am 9. Dezember auch die Citadelle. Den Alliierten waren hier einzig vom 14. August bis den 22. Oktober 3622 Mann getötet und 8322 verwundet worden. Am 26. Dezember nahm Marlborough auch Gent wieder, worauf die Franzosen Brügge, Plashendal und Leshinghe freiwillig räumten.

Ein überaus strenger Winter stellte sich ein. Im Süden Frankreichs erfroren die Ölbäume und im Norden die Obstbäume und das Getreide. Man sah Frau von Maintenon Haferbrot essen und die Lakaien des großen Königs vor den Thoren von Versailles ihr tägliches Brot erbetteln. In Folge dieses allgemeinen Notstandes fanden zu Anfang des Jahres 1709 Friedensunterhandlungen statt, welche indessen zu keinem Resultate führten, da die Alliierten von Ludwig XIV. verlangten, daß er Straßburg zurückgebe, auf das Elsaß verzichte und

seinen eigenen Enkel aus Spanien vertreibe. Nicht ohne Seelengröße erwiderte Ludwig XIV., daß er es vorziehe, da gleichwohl Krieg geführt werden müsse, denselben gegen seine Feinde, statt gegen seine Kinder zu führen. Im Juni des Jahres 1709 giengen daher Marlborough und Prinz Eugen zur Armee ab, welche um Lille in Schlachtordnung aufgestellt wurde. An die Spitze der holländischen Truppen war nunmehr der Graf von Tilly getreten. Unter ihm befehligten nebst andern der Prinz von Nassau-Oranien und die am 1. Juni zu Brigadegeneralen beförderten Schweizerobersten Vincenz Stürler und Chambrier. Die beiden Letztern wurden mit General Fagel dem Korps zugeteilt, welches Tournai (Doornick) belagerte und nach einer hartnäckigen Verteidigung Ende Juli die Stadt und Ende August die Citadelle zur Übergabe zwang. Am 11. September griff die ganze Armee der Alliierten die französische unter Marschall Villars in ihrem verschanzten Lager bei Malplaquet oder Mons an und errang hauptsächlich durch die Tapferkeit der Schweizerregimenter nach sechsstündigem Kampfe einen entscheidenden, aber überaus blutigen Sieg. Denn nicht weniger als 22 939 Tote und Verwundete, darunter von den Holländern und Schweizern allein 14 647 Mann, bedeckten die Wahlstatt auf Seite der Alliierten, indessen die Franzosen bloß etwa 7000 Tote und 10 000 Verwundete zählten. — Aus folgenden Stellen eines amtlichen Berichtes, den der damalige bernische Abgeordnete im Haag, Generalfeldwachtmeister de Pesme de St. Saphorin an den Schultheißen Willading sandte, ergeben sich einige nähere Umstände dieser, für die Schweizerregimenter im allgemeinen und das Vincenz Stürler'sche Regiment insbesondere so ruhmvollen Tage:

„Haag, den 17. September 1709. — Wie ruhmvoll auch der Sieg „sein mag, welcher über die Franzosen davongetragen worden ist, „welche, über 100 000 Mann stark, in Stellungen überwältigt worden „sind, zu deren Verteidigung eine Armee von bloß 30 000 Mann hätte „genügen sollen, wenn sie es mit weniger widerstandsfähigen Truppen „zu thun gehabt haben würde, als es diejenigen der Alliierten sind, „— wie ruhmvoll, sage ich, dieser Sieg auch sei, so unterläßt er doch „nicht, hier die Geister mit Schmerz zu erfüllen angesichts der That„sache, daß die Truppen der Generalstaaten viel und hauptsächlich ge„litten haben. Ein Teil der im Dienste der Generalstaaten befindlichen „Schweizertruppen, die Schotten, das Garderegiment zu Fuß und ein „Dutzend anderer holländischer Bataillone sind besonders übel mitge„nommen worden. Zweimal hatten sie die feindlichen Verschanzungen „erstürmt, und zweimal wurden sie aus denselben vertrieben. Es wird

„behauptet, daß, da die Hannover'schen Truppen, welche sich zur Rechten „der Holländer befanden, nicht vorrücken wollten, die Franzosen, auf „welche jene sich hätten werfen sollen, sich alsdann auf die Holländer „stürzten, so daß 30 Bataillone derselben gegen 74 französische Ba„taillone kämpfen und deren Verschanzungen erstürmen mußten. — „Die Regimenter Vincenz Stürler, Dohna, Mestral und Schmitt aus „Graubünden haben außerordentlich gelitten. — Ich weiß zwar, daß „Brigadier May verwundet ist und sogar gefährlicher, als man es „zuerst gesagt hatte, allein ich habe zur Stunde noch nichts über das „Schicksal seines Regiments in Erfahrung bringen können. — Ins„besondere hat das Regiment Vincenz Stürler sich sehr großen Ruhm „erworben. Es hat dem Feinde 7 Fahnen abgenommen, aber es ver„bleiben ihm nur 3 Offiziere und 50 Soldaten, welche nicht getötet oder „verwundet worden sind. — Es wird jedoch bemerkt, daß der Oberst„lieutenant von Gumoëns der einzige Offizier dieses Regimentes ist, „welcher einigermaßen gefährlich verwundet ist."

Die Verluste der Alliierten erlaubten ihnen bloß noch die Belagerung von Mons zu unternehmen, welches sich am 20. Oktober ergab.

Der Feldzug von 1710 beschränkte sich, da Marschall Villars sorgfältig jeden Zusammenstoß vermied, von Seite der Alliierten, welche die französischen Linien bei Pont-à-Vendin und Pont d'Auby durchbrochen hatten, auf die Eroberung der festen Plätze Douai, Bethune, St. Venant und Aire. Alle vier Plätze wurden nach heftigem Widerstande, nicht ohne bedeutende Verluste der Belagerungstruppen durch Kapitulation genommen, so Douai am 25. Juni, Bethune am 29. August, St. Venant am 30. September und Aire am 9. November. — Vincenz Stürler, von seinen bei Malplaquet empfangenen Wunden kaum hergestellt, wirkte an der Spitze einer holländischen Brigade zum Falle der zwei erstgenannten, sein Regiment zu demjenigen der zwei letztgenannten Festungen mit.

Noch weniger fruchtbar waren die Ergebnisse des Jahres 1711. Der Sturz des englischen Ministeriums erschütterte die Stellung Marlborough's und lähmte dadurch seine Kriegsoperationen. Gleichwohl rückte die Armee unter seiner und des Prinzen Eugen Befehlen in die Ebene von Lens vor, um den Marschall Villars anzugreifen. Dieser wich aber zurück bis Cambray, und die Alliierten mußten sich damit begnügen, nach Bewältigung der Linien zwischen Hesdin und Arras, Bouchain zu belagern, welches am 13. September kapitulierte.

Damit endigte der Feldzug des Jahres 1711, an welchem auch Vincenz Stürler und sein Regiment teil genommen hatten.

Das Jahr 1712 bildete vollends den Wendepunkt im Glücke der Alliierten. Marlborough fiel in Ungnade und verlor sein Kommando. Überdies war Kaiser Joseph I., welcher im Jahre 1705 dem Kaiser Leopold auf dem Thron gefolgt war, gestorben, ohne einen andern Erben zu hinterlassen als seinen Bruder, den Erzherzog Karl. England aber, welches in den Krieg gezogen war, um Spanien und Frankreich zu trennen, war nicht Sinnes, den Krieg weiterzuführen, um Spanien und Österreich unter eine Person zu vereinigen und so mit eigenen Händen das Reich Karl's V. wieder aufzurichten. Das englische Ministerium knüpfte daher einseitig mit Frankreich Friedensunterhandlungen an, welche erst zu einem Waffenstillstand und sodann später zu einem förmlichen Rückzuge der englischen Truppen aus der Schlachtlinie führten. Noch gelang es Prinz Eugen und den Holländern Le Quesnoy zur Übergabe zu zwingen und Landrecies einzuschließen, jenes am 4. dies, am 17. Juli. Allein schon am 26. nämlichen Monats ließ sich Graf Albemarle bei Denain von Villeroy überrumpeln und auf's Haupt schlagen. Die Folgen waren: der Fall sämtlicher umliegender Plätze, als Mortagne, St. Amand, Orchies, Marchiennes, La Scarpe, die Aufgabe der Belagerung von Landrecies, der Rückzug des Prinzen Eugen auf Lille, der Verlust der kürzlich eroberten Festungen Donai, Le Quesnoy und Bouchain, die Entmutigung der Holländer, vermehrt durch Lebensmittelnot und Desertionen, der Beginn neuer Unterhandlungen mit Frankreich auf weit ungünstigern Grundlagen und endlich der Abschluß des Friedens selbst zwischen allen kriegführenden Parteien am 11. April 1713 zu Utrecht. —

Vincenz Stürler's Regiment, nachdem es sich bei der Belagerung von Le Quesnoy ausgezeichnet, hatte das Unglück, dort als Garnison zurückgelassen und bei der Wiedereinnahme dieser Festung durch die Franzosen, welche nach der tapfersten Gegenwehr am 8. Oktober erfolgte, mit 5 andern holländischen Bataillonen kriegsgefangen zu werden. Er selbst dagegen war den ganzen letzten Feldzug über Kommandant von Tournai, begab sich aber im November nach dem Haag, um die nötigen Schritte sowohl für die materielle Unterstützung seiner gefangenen Offiziere und Soldaten, als für deren möglichst rasche Auswechslung zu thun, welche aber erst nach geschlossenem Frieden stattfand.

Im Übrigen waren die Bedrängnisse, welche die kapitulierten Schweizertruppen während und nach dem Kriege, namentlich der Sold-

rückstände und Mannschaftsreduktionen halber trafen, hier nicht geringer, als in Frankreich. — Ja, eine Eigentümlichkeit des holländischen Dienstes machte wenigstens das Zahlwesen noch weit peinlicher. Die Besoldung der Regimenter geschah nämlich keineswegs aus der Staatskasse, sondern lag kompagnieweise den einzelnen Provinzen ob. Von diesen bezahlten nur einige gut, andere mittelmäßig, andere geradezu schlecht, je nachdem sie in ihren Finanzen günstig oder ungünstig standen. Glücklich, wenn nicht diese oder jene Provinz in der Verwerfung ihrer Truppenkontingente einen Vorwand fand, um auch das Soldkontingent zu verweigern. — Wie weit das reichen und wie empfindlich es die Interessen der Kompagnie-Inhaber berühren konnte, ergiebt sich aus der Übersicht der Ausstände, welche das Regiment Vincenz Stürlers im Jahre 1715 bei seinen Komptoirs — so nannte man die zahlenden Provinzial-Kassen, — zu gut hatte.

Das Regiment Vincenz Stürlers zählte damals 12 Kompagnien. Von diesen waren 3 Kompagnien für ihre Bezahlung auf die Provinz Süd-Holland, 5 auf die Provinz Nord-Holland angewiesen; die 4 übrigen Kompagnien befanden sich ohne Komptoirs, weil es den Provinzen Nord-Holland, Utrecht und Friesland, welchen sie zugeteilt gewesen, beliebt hatte, sie nicht mehr anzuerkennen. Süd-Holland war gegen seine 3 Kompagnien Goumoëns, Corsier und Mestral in keinem Rückstande; dagegen schuldeten auf 31. Oktober 1715:

I. Die Provinz Nord-Holland:

dem Brigadier Vincenz Stürler für den Generalstab den Sold für 39 Monate	Fl.	44,500.—
dem nämlichen Brigadier für seine Compagnie den Sold für 39 Monate	„	96,181.11
den Compagnien Des Utins de Constant, Steck und Stürler, den Sold für je 39 Monate oder zusammen	„	384,724.44
ferner: der Compagnie Bergier den Sold für 29 Monate	„	73,318.01

II. Die Provinz Friesland:

der nämlichen Compagnie Bergier den Sold für 8 Monate	„	18,290.16
den Compagnien den Cuendet und Bouillens den Sold für je 8 Monate mit zusammen	„	36,580.32
Übertrag	Fl.	653,594.04

Übertrag Fl. 653,594.04

III. Die Provinz Utrecht:

der Compagnie von Graffenried den Sold für je 13 Monate . . . . „ 29,722.11

Also im ganzen die sehr beträchtliche Summe von Fl. 683,316.15 welche, nebst den aufgelaufenen Zinsen zu $^1/_2$% für den Monat, erst im November 1716 völlig abgetragen wurde.

Schwerer noch wurden die Schweizer im allgemeinen, und Vincenz Stürler insbesondere durch die Mannschaftsreduktionen betroffen. Laut Unionstraktat vom 21. Juni 1712 und darauf basierter Militärkapitulation vom 8. Januar 1714 sollte Bern in Holland 24 Compagnien, also 8 mehr als bis dahin haben. Diese Compagnien zählten 200 Mann, welche in Friedenszeiten auf 150 Mann herabgesetzt werden konnten. Sie bildeten 2 Regimenter zu je 3 Bataillonen. Unmittelbar nach Beendigung des Krieges ordnete ein Befehl der Generalstaaten diese Reduktion für alle Schweizertruppen an. Allein diese genügte höhern Ortes noch nicht. Im Jahre 1714 wurden die Regimenter Mestral und Tscharner (ursprünglich Sacconay und Dohna) aufgehoben und die Mannschaft teils heimgeschickt, teils andern Regimentern einverleibt. Im Jahre 1715 sodann verlangte man eine weitere Reduktion von 700 Mann, sei es mittelst Auflösung von 4 Compagnien, — es waren deren noch 44 — sei es durch einen abermaligen Abstrich von 16 Mann auf jeder Compagnie. Umsonst stemmte sich Bern gegen diese Capitulationsverletzung und beauftragte den Brigadier Vincenz Stürler, zu Abwehr derselben die nötigen Schritte zu thun. Die Geldverlegenheit der Holländer führte sie durch und zwar nach der zweiten Alternative auf den 1. Januar 1716. Leider war dieses noch nicht das letzte Opfer. Im Jahre 1717 erklärten die Generalstaaten ohne Scheu, sie hätten beim Abschluß der Union und Kapitulation ihre Hülfsmittel überschätzt und sehen sich daher gezwungen, unverzüglich 8 Berner-Compagnien zu entlassen und die 16 übrigen, sowie überhaupt sämtliche Schweizer-Compagnien, von 134 auf 100 Mann herabzusetzen. Dieser ärgste Wort- und Treubruch empörte Bern dermaßen, daß es ernstlich damit umgieng, seine Truppen bis auf den letzten Mann heimzuberufen und diesem Vorhaben erst am 20. August 1720 für einstweilen entsagte. Nicht weniger verletzt waren durch ein solches Verfahren, welches zudem von schnödestem Undank gegen die tapfersten Helfer in der Not zeugte, — die Chefs der Schweizer und namentlich der Berner. Sie schieden Einer nach dem Andern mit den nämlichen Gefühlen aus diesem Dienste, wie früher Sacconay und Tscharner, so

der Brigadier May bereits im Februar 1716, dann der Brigadier Vincenz Stürler am 20. April 1722.*) Sein Regiment erhielt Jakob Franz von Gumoëns von Bern, Herr zu Corcelles und zu Oppans.

Wie bereits eingangs erwähnt, war Vincenz Stürler's Gemahlin Margaretha de Talon de Hellenegg eine Dame von hoher gesellschaftlicher Stellung und hatte als solche in der Fremde allerlei kennen gelernt, was sie in Bern entbehren mußte. In ihres Gemahls Vincenz Stürler's Hause an der Kirchgasse, welches er selber hatte bauen lassen, war es ihr daher nicht eher wohl, als bis das altväterische Hausgerät dem aus Paris hergebrachten modernen gepolsterten Mobiliar und die kleinen runden und trüben Fensterscheibchen hellen und gezierten Glastafeln Platz gemacht hatten. So erst war das Haus vornehm genug eingerichtet, um einen Kreis ehemaliger holländischer Offiziere und in der Waadt erzogener Damen bei dem damals vorzüglich in Holland üblichen Tarokspiel, wobei die Gäste mit Thee und feinem Backwerk bedient wurden, um sich zu versammeln. Nicht nur schüttelten ältere Leute, welche doch schon manches erlebt, ob diesen gefährlichen Neuerungen bedenklich den Kopf, sondern der Dekan Bachmann, welcher offenbar nicht gewohnt war, einen heitern Blick auf die Verhältnisse des Lebens zu werfen, fing an, alle Sonntage gegen Hoffart und Üppigkeit zu predigen, gegen fremde Sitten und Verderbnis, sowie über das Ärgernis, welches man dem Nächsten gebe. Ja, als sogar französische Damen aus Paris zum Besuche kamen, welche den Berner-Damen in Aufführung von Sprichwörtern und kleinen Lustspielen Anleitung gaben, gieng dem Dekan vollends die Geduld aus, so daß er sich auf der Kanzel gegen das gegenüberstehende Stürler'sche Haus wandte, auf welches er mit ausgestrecktem Arm und dem Zeigefinger hinwies, und mit donnernder Stimme in die Worte ausbrach: „Dort ist das Sodom und Gomorrha, von wo aus Sünde und Laster kommen und wofür Strafe, schreckliche Strafe, nachfolgen wird.“ Es heißt, der frohe Kreis habe sich darum in seinen Vergnügungen nicht irre machen lassen. — Als man jedoch im Jahre 1725 zu Bern eine förmliche Gesellschaft für Spiel, Thee und Kaffee errichten wollte, wurde dieses von der Obrigkeit verboten.

Nach genommenem Abschiede im Jahre 1722 endete Vincenz Stürler's ruhmvolle und bewegte militärische Laufbahn. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, woselbst er im Jahre 1701 in den Großen

*) M. May de Romainmotier läßt in seiner Histoire militaire de la Suisse Vincenz Stürler irrtümlich bereits am 15. Mai 1716 seinen Abschied nehmen.

Rat gewählt worden war. Noch im nämlichen Jahre 1722 kam er als Schultheiß nach Burgdorf. Es war dies seine letzte öffentliche Stellung. — Am 18. Oktober 1734 starb er zu Bern, nicht ohne in den letzten Jahren seines Lebens die Folgen der vielen Kriegszüge und der ausgestandenen Strapazen und erhaltenen Wunden an seinem Leibe verspürt zu haben.

Vincenz Stürler hinterließ einen einzigen Sohn, geb. 1700, namens Peter David, welcher im Jahre 1719 Kapitänlieutenant in seines Vaters Regiment war, den 1. Januar 1732 zu Bümpliz sich mit Marianne Bondeli vermählte, und im Jahre 1743 als Oberstlieutenant im Regiment des Obersten Johann Rudolf May den Feldzug in der Waadt zur Beschützung Genf's gegen die Spanier mitmachte, — einen Feldzug, welcher indessen keine ernstlichen Folgen hatte, weil die Spanier, nach einigen zweideutigen Bewegungen einerseits in der Richtung von Wallis und andrerseits gegen den Rhein zu, ihre Standquartiere verließen und südwärts zogen. — Außer diesem einzigen Sohne hinterließ Vincenz Stürler zwei Töchter, namens Margaretha und Anna Katharina. — Erstere heiratete den 15. April 1716 zu Bümpliz Johann Rudolf Willading, Oberst und Landvogt zu Romainmotier und Baden. — Vincenz Stürler selbst war das achte von zehn Geschwistern — fünf Brüdern und fünf Schwestern. Drei seiner Brüder stunden gleich ihm in holländischem Dienst. Seine Schwester, Margaretha, geb. 1645, heiratete im November 1680 Joseph Doxat, Herrn zu Demarets, und ward so die Mutter des im Jahre 1736 auf den nämlichen Wällen von Belgrad, welche er angelegt, wegen angeblich vorzeitiger Uebergabe der Festung Nissa an den Feind enthaupteten österreichischen Artilleriegenerals und Feldmarschalls Niklaus Doxat, welcher indessen später, — allerdings zu spät, um seinen Kopf zu retten, — in aller Form in seiner Ehre rehabilitiert worden ist. Das Bildnis in Oel des Feldmarschalls Niklaus Doxat, ein Geschenk der Frau Maria von Stürler geb. von Hegner, wird im historischen Museum zu Bern aufbewahrt. —

Vincenz Stürler gehörte der in Bern nicht mehr vertretenen ältern Hauptlinie seines Namens an. Dagegen ist der im Jahre 1825 in Rußland geborene General und Chef der Cavallerie Alexander von Stürler, welcher successiv unter den vier russischen Kaisern Nikolaus I., Alexander II., Alexander III. und Nikolaus II. gedient hat und, als deren besondere Vertrauensperson, zu den höchsten militärischen Stellungen und Auszeichnungen gelangt ist, — ein direkter

Nachkomme dieses holländischen Brigadegenerals Vincenz Stürler aus Bern. —

Quellen. Verschiedene Ratsmanuale; — Spruchbuch W W.; — Ordonnanzenbuch V im Kriegsarchiv; — Kriegsdefensionale Tom. II.; — Missivenbuch XXXVI.; — Holländische Campagnierödel von 1701—1722; — Hollandbücher im Staatsarchiv; — Baron von Zurlauben; — M. May von Romainmotier; — A. v. Tillier; — Lamberty; — Theatrum Europaeum von Henricus Oreus; — Dumont de Carlscrona; — de St. Pesme de St. Saphorin; — Prof. F. von Mülinen; — R. de Steiger; — V. Duruy, anc. prof. d'hist. au lycée Napoléon; — Deliciae Urbis Bernae; — M. von Stürler, gew. Staatsarchivar; — Familienpapiere; — Persönl. Aufzeichnungen des Verfassers. —

E. L. Albrecht von Stürler.

David Gottlieb Hermann.

1799—1847.

Das gut burgerliche Geschlecht Hermann, welchem der in der Ueberschrift Genannte angehört,[1]) stammt aus Villingen in der früheren Herrschaft Schenkenberg im Kanton Aargau und hatte in der Person des Müllers Hans Hermann am 17. Januar 1586 das Burgerrecht von Bern erhalten. Seit 1643 zu den sogeheißenen „regimentsfähigen" Familien gehörend und auf der Gesellschaft zu Affen zünftig (ein auf Schmieden angesessener Zweig der Familie ist ausgestorben) führen diese Hermann folgendes Wappen: In Rot auf grünem Dreiberg eine goldene zweihenkelige Vase, über deren Mündung eine goldene, auf ihrer obern Spitze einen abgeledigten goldenen Balken tragende Raute, begleitet von zwei fünfblättrigen weißen, mit je vier grünen Stengelblättern versehenen Rosen. Ein Nachkomme des genannten Hans im fünften Grade war David Rudolf Hermann, Notarius publicus und Fürsprecher, in erster Ehe seit 3. Februar 1790 mit Maria Joß von Oberburg verheiratet, die jedoch nur 24 Jahre alt schon am 3. März 1793 starb, nachdem ihr zwei Kinder, David Ludwig und Maria Katharina, beide noch im zartesten Kindesalter, voran-

[1]) Ebenso auch Professor Johann Jakob Hermann, dessen Lebenslauf auf Seite 70—80 dieses Bandes geschildert ist.

gegangen waren. Kurz vorher hatte er durch Tauschurkunde vom 11. und 30. Januar 1793 vom Architekten Karl von Sinner das Haus Nr. 32 an der Postgasse (jetzt Nr. 34 und Postgaßhalde 21) gegen ein in der damaligen Herrschaft Niedermuhlern liegendes Stück Holzland eingetauscht.[1])

Rudolf verheiratete sich 1799 in zweiter Ehe mit Anna Matti von Gsteig bei Saanen, die am 6. Juni 1773 zu Höchstetten getauft worden war. Aus dieser zweiten Ehe wurde am 27. September 1799 ein Söhnchen geboren, das am 17. Oktober darauf in der heiligen Taufe die Namen Gottlieb David erhielt, von denen der letztere der Rufname war. Aber schon nach einem halben Jahr entriß der unerbittliche Tod am 12. März 1800 der Mutter und dem Kinde den erst 40 Jahre zählenden Vater im besten Mannesalter. Für den so früh gestorbenen Vater trat nun die Zunft zum Affen ein. Erst sollte der kleine David auf November 1807 in die akademische [2]) Schule eintreten, allein auf den Wunsch seiner Mutter bezog er am 1. Juli 1809 das bernische Waisenhaus. Da die Witwe Hermann um jene Zeit in schwierige Prozesse verwickelt war, so wurde ihr durch Beschluß der Zunft am 1. November des nämlichen Jahres der durch seine Verdienste empfohlene, damals infolge seines Handels mit der Gesellschaft von Distelzwang zu einer stadtbekannten Persönlichkeit gewordene Notar Johann Emanuel Krähenbühl als Vogt verordnet, der auch die Vormundschaft über den heranwachsenden Sohn übernahm. Nachdem David Mitte April 1815 das Waisenhaus verlassen hatte, wurde er auf Pfingsten (2. Juni) 1816 durch Herrn Professor Hünerwadel konfirmiert.[3]) Bis zum Herbst 1817 hielt er sich zur Erlernung des Französischen in Colombier auf. Seinem früheren Vorsatze, die militärische Laufbahn zu ergreifen, entsagend, wählte er nunmehr den Beruf eines Advokaten.

Er hörte daher erst „verschiedene cursus der Rechtsgelehrtheit" und bezog dann im Frühjahr 1820 die Universität Göttingen, wo er am 13. April immatrikuliert wurde,[4]) und wohl auch die nächsten Jahre verblieb, bis er nach seiner Rückkehr am 21. November 1823

[1]) Bern Grundbuch Nr. 6, S. 400.

[2]) Dem Zusammenhang nach kann damit nur die Vorschule der damals im „Kloster" sich befindenden Litterarschule, aus welcher die spätere Kantonsschule hervorging, gemeint sein. (Gefl. Mitteilung von Hrn. Prof. Haag).

[3]) Admissionsrodel der Münstergemeinde Bern von 1773—1832, S. 89.

[4]) Beglaubigter Auszug vom 11. Dezember 1899 aus dem Matrikelbuch der Universität Göttingen vom Jahre 1820.

als Prokurator unter die Mitglieder seiner Zunft zu Affen angenommen wurde. Als letztere Ende Juni 1826 den bisherigen Vogt seiner Mutter, Notar Krähenbühl, mit Dank und in Ehren seines Amtes entließ, wurde er selber als ihr Vogt vorgeschlagen. Vier Wochen später verehelichte er sich am 24. Juli 1826 zu Münsingen mit Sofie Elisabeth Fischer, durch welche Heirat er in eine günstige materielle Lage kam. Seine Frau brachte ihm u. a. auch das Haus Gerechtigkeitsgasse Nr. 141 (jetzt Nr. 9) Schattseite zu, welches ihr von ihrem Vater, Herrn Franz Fischer vom Oberried, durch Schenkung von Todeswegen vom 25. Juni 1819, homologiert 5. September 1821, zugefallen war.[1]) In diesem Hause war jedoch einer Frau Elise Anneler geb. Studi, von Thun, durch Testament des Herrn Beat Rudolf Fischer vom 7. April 1805, homologiert 21. September 1807, das lebenslängliche und einzige, d. h. offenbar s. v. a. ausschließliche Wohnungsrecht zugesichert. Als dasselbe durch den am 5. Februar 1837 erfolgten Tod der Frau Anneler erlosch, konnte Hermann das Grundstück durch Akt vom 14., 16. und 25. Oktober 1837 vorteilhaft an Franz Ort von Suhr verkaufen.[2]) Die jungen Eheleute bewohnten alsdann gemeinsam mit Davids Mutter das väterliche Haus an der

---

[1]) Als Besitzer dieses Grundstückes erscheint Hermann denn auch im v. Sommerlatt'schen Adreßbuch der Stadt und Republik Bern von 1836 auf Seite 64 und gleich noch ihm noch ein Fürsprecher Gottlieb David Hermann, jünger, als Besitzer des Hauses Müllertaube Sonnseite 30 (jetzt Gerbeegasse 48). Nun hat aber ein Fürsprecher Gottlieb David Hermann, jünger, um jene Zeit nicht existiert, wie dies die burgerlichen Stammregister und Rödel unwideetegtich darthun. Auch wae der hier behandelte David Gottlieb Hermonn nicht Besitzer dieses Hauses Müllerlaube 30, sondern nur Vertreter und Beistand der Frau Katharina Elise Hermann geb. Imhof, Witwe des am 19. März 1837 verstorbenen Dr. jur. Niklaus Bernhard Hermann, gew. Amtsstatthaltees und Obergerichtsvizepräsidenten, als diese laut Angabe des Bern-Geundbuches Nr. 32, Seite 333, dieses Haus übernahm. Ihr Mann hatte es durch Kaufakt vom 27. Mai 1819 von Müllermeister Samuel Andres Blau erwoeben (Bern-Grdb. Nr. 18, S. 105); sie selbst verkaufte es, verbeiständet durch ihren Sohn, den Amtsgerichtspräsidenten Robeet Heemann, durch Akt vom 18. September und 1. November 1841, an Müllermeistee Ludwig Steiner in Bern. Hieraus ergiebt sich also, daß zur Zeit dee Abfassung und Publikation des v. Sommerlatt'schen Adreßbuches nicht der in demsetben genannte aprokeyphe Gottlieb David Hermann, jünger, sondeen der Dr. jur. Niklaus Bernhard Hermann Besitzer des Houses Müllertaube Nr. 30 war, wonach die Angabe dieses sonst fleißigen, inteeessanten und als Beiteag zur Kenntniß der Bevölkerung Berns in jener Zeit höchst verdienstlichen Werkes zu beeichtigen ist.

[2]) Bern-Geundbuch Nr. 31, Seite 412, 413.

Postgasse.[1]) Die glückliche Ehe dauerte gerade etwas über 20 Jahre und war mit folgenden Kindern gesegnet:

Anna Charlotte Sofie, geb. 15. Juli 1827, später Lehrerin und Erzieherin. — Amalia Margaritha, geb. 22. September 1828, † 30. September 1832. — Franz Karl Wilhelm, geb. 6. November 1829, † 11. Dezember 1832. — Ludwig Albrecht, geb. 22. Januar 1831, † 24. Februar 1837. — Johanna Charlotte Cäcilia, geb. 18. April 1832, Erzieherin, † 27. Juni 1884 zu Männedorf. — Emilie Charlotte Elisabeth, geb. 14. August 1833, † 21. Dezember 1836. — Julie Adele, geb. 5. März 1836. — David Emil Ernst, geb. 28. März 1837, Kanzlist. — Bertha, geb. 23. August 1838. — Emilie, geb. 22. Juni 1840. — David Alfred, geb. 18. September 1841, soll am 2. Mai 1865 zu Padang auf Sicilien gestorben sein. — Ludwig Emanuel Franz, geb. 22. Mai 1844, † 13. Mai 1845. — Ludwig, geb. 21. September 1846, jetzt Sekretär der eidgenössischen Kriegsmaterialverwaltung. Dessen Geburtstag war zugleich der Todestag seiner Mutter.

Als am 15. Januar 1829 Davids ehemaliger Vormund, Amtsnotar und Amtschreiber Krähenbühl gestorben war, wurde er nun seinerseits auf das Verlangen der vier Kinder des Dahingeschiedenen, Ludwig, Albertine, Sofie und Albert Krähenbühl schon am 19. Januar, also nur vier Tage nach dem Todesfall, vom Vorgesetztenbott der Zunft zu Affen zu deren Vormund ernannt und konnte nun diesen Kindern vergelten, was ihr Vater ihm und seiner Mutter während langen Jahren Gutes gethan hatte. Weitere zwei Tage darauf wählten ihn seine Zunftgenossen am Extra-Großen Bott vom 21. Januar in das Vorgesetztenkollegium. Der Schluß dieses Jahres brachte ihm am 7. Dezember 1829 das Patent als Fürsprecher, indem er bis dahin nur Prokurator gewesen war.

Die im Jahre 1830 erfolgte bernische Staatsumwälzung erweiterte den bisher begrenzten Wirkungskreis von Hermanns bürgerlichem Leben. Nachdem er schon am 6. Juli 1831 auf sein eigenes Ansuchen von seiner Zunft an Stelle des abreisenden Herrn von Jenner[2]) von

[1]) Vargesetzten-Manuol der Gesellschoft zum Affen unter dem 28. September 1826, Seite 151.

[2]) Friedrich Emanuel von Jenner van Grandsan (Sohn Abrahoms, genannt von der Bächtelen, gewesener Landvagt zu Grandson 1795 und der Elisabeth Margaretha geb. Müller mit den Säulen im Woppen) wurde geboren 13. Oktaber 1792, war 1819 Ohmgeldner, 1825 Hauptmann der bernischen Miliz, 1827 Abgeordneter seiner Zunft zu Affen in die Stadtverwoltung, 1829 Zunftseckelmeister, begab sich im nämlichen Johre

Grandson provisorisch (und am 30. November definitiv) zum Seckelmeister ernannt worden war, wählte ihn dieselbe am 28. September auch in den Stadtrat. Noch im nämlichen Jahre gelangte er ebenfalls in den Großen Rat, aus dem er jedoch durch Schreiben vom 9. März 1833 seine Entlassung nahm, die in der Sitzung vom 11. darauf zu Protokoll angenommen wurde.[1] Seine weitern Ämter und Stellen waren folgende: 26. März 1834 Mitglied des Gemeinderates, 20. Oktober 1837 Präsident der Armenkommission, 29. Januar 1844 Präsident der Polizeikommission, 2. August 1847 Mitglied der Fertigungskommission, 11. Oktober 1847 Stellvertreter des Präsidenten und Vicepräsidenten des Gemeinderates als Präsident der Polizeikommission.

Während des um jene Zeit herrschenden Zwiespaltes zwischen der Regierung und der Stadt stand Hermann mit seinen Sympathien unbedingt auf Seite der Letztern. Daher nahm er den regsten Anteil am Schicksal der Mitglieder der sogen. „Siebnerkommission",[2] die er auch während ihrer von 1840 bis 1842 dauernden Haft auf dem

---

nach München, wurde durch Diplom vom 15. Mai 1836 in den bairischen Ritterstand erhoben mit Vermehrung seines Wappens, am 5. September 1836 zum königlichen Kammerjunker und am 19. August 1842 zum bairischen Kammerherrn ernannt, kehrte Ende der 60er Jahre nach Bern zurück, wohnte im Zunfthause zu Affen und starb 12. März 1875. Er war Mitglied der geschichtsforschenden Gesellschaft, eifriger Genealoge und Heraldiker und hinterließ nicht uninteressante genealogische Manuskripte und Aufzeichnungen. (Gefl. Mitteilung des Hrn. E. von Jenner-Pigott).

[1]) Verhandlungen des Großen Rates der Stadt und Republik Bern, Jahrgang 1833, Seite 13 (Staatsarchiv Bern). — Das am Schluß dieses Artikels als Quelle angeführte Manuskript seiner Tochter Sophie spricht sich über seinen Austritt aus dem Großen Rat folgendermaßen aus: „In den 30er Jahren war er Mitglied des Großen „Rates und beharrte mit Bitzius und andern seiner konservativen Freunde auch dann „darin, als die radikale Partei ans Ruder kam; sie blieben so lange es ihnen möglich „war; als sie aber fortwährend in ihren Reden durch Pfeifen gestört wurden, nahmen „sie ihren Austritt aus dem Großen Rate."

[2]) Diese Kommission war vom Großen Stadtrate Berns durch Beschluß vom 19. Mai 1832 eingesetzt worden „um auf die Rechte und Besitzungen der Stadt zu wachen und dieselben im Namen des Stadtrates durch alle zum Zwecke führenden, ihr zu Gebote stehenden Mittel zu verteidigen.". (Protokollmanual des Stadtrates von Bern Nr. I vom 14. November 1831 bis 17. September 1832; Seite 119, Erlacherhof). Die Sieben waren: Altschultheiß Fischer, Stadtseckelmeister v. Jenner, Alt-Ratsherr v. Diesbach von Laupen, Spitalverwalter König, Inselverwalter Hahn, Alt Oberst Tscharner von Burgdorf, Dr. med. Lutz. Veranlassung zu dieser Einsetzung bildete der Umstand, daß der Große Rat durch ein Dekret vom nämlichen Datum für die Stadt Bern neben der Burger- auch eine Einwohnergemeinde mit eigenem Vermögen ins Leben gerufen hatte. (Dekretenbuch Nr. 22 Seite 431 im Staatsarchiv).

Schlosse Thorberg in Begleitung seiner ältesten Tochter Sophie daselbst aufsuchte.

Mitten in jener für die Stadt Bern politisch so bewegten Zeit der Dreißigerjahre hatte er den Schmerz, seine Mutter Anna geb. Matti zu verlieren, die am 14. April 1835 im Alter von 62 Jahren starb.

Der nämlichen Epoche gehört auch der folgende für Hermann unangenehme Fall aus seiner Advokaturpraxis an. Er hatte im Jahre 1839 für einen gewissen Lorenz Neef aus Feldbach, Departement du Haut-Rhin (Elsaß), vor den bernischen Gerichtsbehörden einen Handel zu führen, wozu er von seinem Klienten Geldvorschüsse zu verlangen im Falle war. Neef aber verweigerte nicht nur die Verabfolgung derselben, sondern gieng sogar so weit, gegen Hermann wegen übler Geschäftsführung Klage beim bernischen Obergericht einzureichen. Letzteres konnte aber in dieser Sache auf Hermanns Seite keinerlei pflichtwidriges oder nachlässiges Verhalten finden, sondern wies daher den Neef mit seiner Klage ab und legte ihm sämtliche ergangene Kosten auf.[1])

Die Freude an der Natur und am Landleben bestimmte Hermann dazu, sich in der Umgebung Berns einen Landsitz zu gründen. Zu diesem Behufe erwarb er im Holligendrittel ob der sogen. (dem bernischen Inselspital gehörenden) „Kreuzmatte“ in unmittelbarer Nähe der damaligen Richtstätte[2]) von den Kindern der Frau Marie Jenni geb. Sahli, Johannes sel. Witwe von Homberg ein Stück Land durch Steigerungskaufsvertrag vom 25. Mai, 19. Juni und 30. Juli 1838 mit Fertigungsurkunde vom 6. September nämlichen Jahres[3]) und im folgenden noch ein weiteres, dem burgerlichen Feldgute gehörendes, daselbst befindliches Stück, indem er die hinter seinem Hause an der

[1]) Manuale des Obergerichts von Bern unterm 29. Mai 1839.

[2]) Von dieser Nachbarschaft hieß die Besitzung im Volksmund kurzhin „Galgenhübeli.“

[3]) Bern Grundbuch Nr. 32 Seite 366. Nach Hermanns Tode verkauften seine Kinder und Noterben den Landsitz am 25. Oktober 1850 an Friedrich Amadeus Sigmund May von Rued (Bern Grundbuch Nr. 45 Seile 217). Damals hieß das Grundstück „Donnerbühl“. Herr von May verkaufte es seinerseits durch Akt vom 6. und 9. Juni mit Fertigung vom 28. Juli 1855 an Professor Ludwig Rudolf von Fellenberg-Rivier, der ihm den Namen „Rosenbühl“ beilegte (Bern Grundbuch Nr. 50 Seite 343 bis 347; Berner Intelligenzblatt Nr. 169 vom Dienstag 19. Juni 1855, Seite 1651, zweite Spalte rechts unten, sowie in der Biographie des letztern Bd. II dieses Werkes, Seite 214, Zeile 6 von unten). Von ihm kam es auf seinen jüngsten Sohn Edmund Theodor Gottfried von Fellenberg allié von Wattenwyl, Dr. phil. und gegenwärtig Pfarrer in Oberbalm.

Postgasse befindliche Halde dagegen eintauschte.[1]) Auf dem so gewonnenen Areal ließ er 1840 durch den Kantonsbaumeister Küpfer ein Wohnhaus mit Gartenhäuschen erstellen und einen Sodbrunnen ausgraben, welch' letzteres ziemlich beträchtliche Kosten verursachte. In diesem Landhaus brachte nun Hermann mit den Seinigen die Sommermonate zu — mitunter blieben sie sogar auch während des Winters daselbst — und pflegte dabei die besten nachbarlichen Beziehungen zu seinem vertrauten Freunde Oberrichter Karl Bitzius im benachbarten „Käbereggen". Ganz besondere Freude gewährte es ihm, sich in der schönen Jahreszeit des Abends nach vollbrachter Berufsarbeit im Garten dieses kleinen Landgütchens mit seinen Blumen zu beschäftigen.

Das folgende Jahrzehnt brachte der Schweiz die Freischarenzüge und den Sonderbundskrieg. Beide Ereignisse berührten Hermann als warmen und aufrichtigen Menschenfreund aufs empfindlichste. Ganz besonders gieng ihm der Sonderbundskrieg als Bürgerkrieg tief zu Herzen. Vor und während desselben redigierte er die Schweizer Zeitung; der letzte Artikel, den er für dieselbe kurz vor seinem Tode verfaßte, hatte zum Titel: „Jetzt und Einst." Die aus jenen Kämpfen hervorgegangene Neugestaltung der Schweiz noch mit zu erleben war Hermann indessen nicht beschieden.

Schon im vorhergehenden Jahre hatte ihn ein schwerer Schlag getroffen: am 21. September 1846 war seine treue Gattin ihm bei der Geburt des jüngsten Sohnes Ludwig im Alter von erst 38 Jahren durch den Tod entrissen worden. Er überlebte sie nicht lange; denn fast auf den Tag fünf Vierteljahre später starb er, erst 48 Jahre alt, am 22. Dezember 1847 an einer heftigen Lungenentzündung.

Hermann war nicht ohne idealistische Veranlagungen, was ganz besonders in seiner Freude an den Schönheiten der Natur zum Ausdruck kam. Aber auch die Kunst gewährte ihm vielen Genuß. An gemütlichen Winterabenden deklamierte er seiner Frau und seiner ältesten Tochter Sophie zu deren jedesmaliger größter Freude seine Lieblingsgedichte von Schiller. Gelegentlich verfaßte er auch selbst hübsche Verse. Ferner malte und zeichnete er; ja eine Zeit lang beschäftigte er sich unter Anleitung des Bildhauers Christen sogar mit Bildhauerei. Zur Erziehung seiner Kinder benutzte er die besten Mittel. Namentlich lehrte er dieselben, wie es seiner warmen Menschenfreund-

[1]) Manual der obern burgerlichen Stadtbehörden Nr. XII Seite 404 bis 405; XIII Seite 11.

lichkeit gegen hoch und niedrig entsprach, auch die Untergebenen freundlich und rücksichtsvoll behandeln. „Vor Gott ist diese Magd vielleicht höher gestellt als du", sagte er einst seiner Tochter, als diese nicht sofort der schwerbeladenen Magd die Thüre geöffnet hatte. Einem Manne, der einst in Gegenwart seiner (Hermanns) Kinder von seinem eigenen Vater Übles sagte, gab er einen scharfen Verweis. Was seine religiöse Überzeugung anbetraf, so war sein Wahlspruch: „Die Religion soll sich durch Thaten beweisen, nicht durch viele Worte."

Quellen: Außee den bereits in den Anmerkungen genannten haben noch folgende dem Verfasser gedient: 1) Die Stammregist·r und Burgerrödel der Burgerkanzlei Bern. 2) Die Vorgesetztenmanuale der Til. Gesellschaft zu Affen. 3) Ein von Frl. Sophie Hermann verfaßtes biographisches Manuskript vier Folioseiten stark, d. d. Burgerspital Bern 4. Februar 1899. 4) Persönliche Mitteilungen von Hrn. Ernst Hermann.

Robert v. Diesbach.

Niklaus Käsermann.

1755—1806.

Niklaus Käsermann war ein verdienter Komponist und Lehrer der Musik, besonders des kirchlich-religiösen Volksgesanges. Geboren den 13. April 1755 als der Sohn des Abraham und der Anna, geb. Kunz, zu Jegenstorf,[1] erhielt der begabte Knabe hier die erste musikalische Anregung und Anleitung durch den Pfarrer Johann Jakob Dysli, der von 1761 bis 1790 als tüchtiger Geistlicher in dieser Gemeinde wirkte und durch sonntäglich abgehaltene musikalische Uebungen den Gottesdienst zu verschönern und zu veredeln suchte.

Der junge Käsermann bildete dann seine Talente „unter glücklichen Auspizien" in Bern aus. Bald konnte er hier als öffentlicher, d. h. als ein von den zuständigen Behörden anerkannter und empfohlener Lehrer der Tonkunst thätig sein und wurde im Jahre 1782 zum Kantor

[1] Nicht, wie Lutz' Nekeolog angiebt, zu Bätterkinden, das Käseemanns Burger-, aber nicht sein Geburtsort war.

am Münster gewählt; es war dieses eine Beamtung, die man damals für wenigstens ebenso wichtig, als diejenige des Organisten, ansah. Hatte man ja die Orgeln zur Zeit der Reformation in puritanischem Eifer aus den Kirchen verbannt und ihnen erst im 17. und 18. Jahrhundert zur Begleitung des Gesanges allmählig wieder Eingang verschafft. Am Münster war neben Käsermann, der sich um einen möglichst angenehmen Kirchengesang zu bemühen hatte, der Organist Spieß angestellt, der sich auch als Komponist versuchte und den 52 Liedern und Psalmenbearbeitungen, die den Pfarrer Rudolf Keller zu Meikirch (1724—1766) zum Verfasser hatten, vierstimmige Weisen beifügte. In den Landgemeinden waren die Behörden schon seit langem auf die Förderung des religiösen Gesanges gedrungen, und es wurden bei den sogenannten Kapitelsverhandlungen[1]) diejenigen Geistlichen und Schulmeister stets besonders belobt, „die das G'sang ynführten"; um so weniger durfte die Hauptstadt darin zurückbleiben. Es bestand also eine der Hauptaufgaben Käsermanns darin, eine Art Kirchenchor oder Selektgesang, wie er genannt wurde, zur Verschönerung des Gottesdienstes zu leiten. Die Kantorstelle versah er mit großem Eifer und mit Verständnis bis zu seinem am 13. Januar 1806 erfolgten Hinscheide.[2]) Während den Revolutionszeiten der neunziger Jahre und des Übergangs von 1798 war er übrigens sozusagen der einzige Musiklehrer in Bern. Im Strudel all der eingreifenden Ereignisse gieng der Sinn für die Kunst überhaupt und im besondern für die Musik fast verloren. Um so verdienstlicher ist die Thätigkeit Käsermanns, der die schlummernden Bedürfnisse stets wach zu halten wußte. Er ließ verschiedene mehrstimmige kirchen-musikalische Kompositionen im Druck erscheinen und im Jahre 1792 auch eine Anweisung zum Singen. Als nach den trüben Tagen des Uebergangs sich die Liebe zur Musik in kleinen Vereinen wieder zeigte, welche dieselbe pflogen, ward die Leitung des Orchesters einer Liebhabertheatergesellschaft unserm wackern Käsermann übertragen, und er komponierte ums Jahre 1800 auch eine Oper mit dem Titel „Der Schlaftrunk", die damals viel Aufsehen erregte.

Ganz besonders erwarb er sich durch die Komposition der religiösen Lieder des edlen und frommen Gellert den Namen eines ge-

[1]) Ad. Fluri, Seminarlehrer, hat im Schweiz.-evangel. Schulblatt von 1789 bis 1899 die für die Geschichte des bern. Schulwesens interessanten Kapitelsverhandlungen veröffentlicht.

[2]) Der Totenrodel auf dem Zivilstandsamt Bern nennt den 16 Januar 1806 als Begräbnistag und 50 als die von Käsermann erreichte Zahl der Lebensjahre.

achteten Tonsetzers. Das bedeutsame Werk erschien 1804, zwei Jahre vor seines fleißigen Bearbeiters Tode, im Verlag von Ludwig Rudolf Walthard in Bern und trägt den Titel: Geistliche Oden und Lieder von C. F. Gellert. Mit ganz neuen Melodien zu drey bis vier Singstimmen, nebst einer Clavierparthie mit dem Violinschlüssel und beygefügtem Generalbasse. Es war dem obersten Schul- und Kirchenrat des Kantons Bern gewidmet, welchem u. a. der Professor J. S. Ith, Freund Pestalozzis, angehörte. Jahrzehnte lang erfüllten die 54 an sich durchaus originellen Kompositionen ihre Hauptzwecke, nämlich „zum Besten der Schulen und zur Beförderung häuslicher Religiosität" zu dienen. Einige der schönsten Gesänge wurden zwei- oder dreistimmig bearbeitet und fanden auch in Liederbüchern für Primarschulen Aufnahme. So ist namentlich das „Gott ist mein Lied" sehr populär geworden, und ebenso ansprechend ist das Neujahrslied „Er ruft der Sonn' und schafft den Mond"; dagegen haben andere Weisen, so sehr sie der Würde des Gellertschen Textes entsprachen, zum Teil wegen rhythmischen Sonderbarkeiten den Charakter der Volkstümlichkeit nicht zu bewahren vermocht.[1])

Niklaus Käsermann hatte zwei Brüder: Jakob (geb. 1767 zu Jegenstorf und gestorben daselbst 1829) und Johannes. Dieser letztere, geboren den 6. August 1775, widmete sich ebenfalls mit Erfolg der Musik. Zur Unterscheidung von seinem Bruder Niklaus wird er „Käsermann der jüngere" genannt. Gleich nachdem jener gestorben war, trat er als wackerer Lehrer und Förderer der musikalischen Bestrebungen in dessen Fußstapfen. Er wurde zum Kantor am Münster und vom Stadtrat auch zum Musikdirektor ernannt, als welcher er die Kirchenmusik in allen Stadtkirchen und deren Angestellte (Organisten, Vorsänger, Kalkanten 2c.) unter seiner Aufsicht und Oberleitung hatte. Der noch von seinem Bruder gegründete sogenannte Selektgesang wurde einer vollständigen Reorganisation und Neubelebung

[1]) Die Gellertschen Lieder waren schon früher wiederholt in Musik gesetzt worden, so 1761 von Johann Schmidlin, Pfarrer zu Wetzikon, und nach ihm von Heinrich Egli, ebenfalls aus Wetzikon im Kanton Zürich. Mit Recht sind von ihnen mehrere, im ganzen 9 von den 19 berücksichtigten Gellertliedern, in das „Gesangbuch für die evangelisch-reformierte Kirche der deutschen Schweiz" vom Johr 1891 aufgenommen worden. Nicht recht aber ist es, daß der ebenso verdiente Berner Käsermann darin mit keiner einzigen Komposition vertreten ist, während doch sein Lobgesang „Gott ist mein Lied", dessen Wert als Kirchengesang nicht bestritten ist und der z. B. im „Gesangbuch für Kirche, Schule und Gesangverein" (dem sog. Reformengesangbuch, Bern 1874) stond, der Eglischen Nummer 13 in keiner Weise nachsteht.

unterzogen und zu einem Kirchenchor umgewandelt, zu dem die besten Schüler und Schülerinnen der städtischen Schulen, 20 Knaben und 15 Töchter, zur Veredlung des Kirchengesangs, vorab desjenigen im Münster, herangezogen und sowohl theoretisch als praktisch eingeübt wurden. Ein besonderes Kirchenmusikkomitee wurde jetzt eingesetzt und führte die Oberaufsicht. Der Musiklehrer Gering an der Akademie übernahm den Unterricht und die Einübung der Musikstücke in je zwei wöchentlichen Stunden für die Knaben und für die Töchter. Am Samstag Nachmittag war Chorgesang im Außerstandesrathaus. Unter den Selektsängern finden wir verschiedene berühmte Namen, so den des spätern Professors Bernhard Studer. Zur Ermunterung derselben wurden alljährlich Prämien ausgeteilt, wozu die Behörden die nicht geringe Summe von 200 Kronen bewilligten. Der Musikdirektor Käsermann bearbeitete, anschließend an das Hauptwerk seines Bruders, eine „Auswahl von Gesängen zum öffentlichen Gottesdienst und zur häuslichen Erbauung" (Bern bei Witwe Stämpfli, 1812). Diese Bestrebungen wurden vom Kirchenrat nachhaltig unterstützt, da sie auf die Förderung der Lust am Gesang überhaupt und des kirchlichen Lebens im besondern abzielten. Er ließ das Käsermannsche Buch als Prämie in den Schulen zu Stadt und Land verteilen und verbreiten.

Das Kirchenmusikkomitee gab sich alle Mühe, um einen schönen, edlen Gesang zu erzielen und die kirchenfreundliche Bevölkerung zu befriedigen. Im Münster scheint der sonst ganz gewissenhafte, brave Organist Spieß, von welchem als dem Kollegen Käsermanns schon oben die Rede war, allmählich der guten Sache hinderlich geworden zu sein, da die Gebrechen des Alters sein Amt gar zu stark beeinflußten und das Komitee im November 1808 sich zu der Klage veranlaßt sah, „daß das über alle Maßen fehlerhafte Orgelspiel des alten, abgelebten, blinden und tauben (!) Organisten Spieß sogar dem weniger oder gar nicht musikalischen Teil der Zuhörer Aergernis und Ursache zu allgemeinen Klagen gebe." Unter solchen Umständen mußte nun natürlich eine Aenderung erfolgen, und es wurde nach einer genauen, vom Musikdirektor Käsermann geleiteten Prüfung zuerst der Organist Henzi, dann im Jahre 1819 Hug gewählt. Nachdem Johannes Käsermann für die Entwicklung der Kirchenmusik der Stadt Bern gewirkt hatte, starb er, ohne Nachkommen zu hinterlassen, in Bern im Juli 1831.

Aus der Ehe des Niklaus Käsermann mit Elisabeth Henzi gingen zwei Töchter, Marianna und Sophia Elisabetha, und ein Sohn,

Abraham Rudolf Karl, hervor. Dieser war geboren im November 1784. Er wendete sich der Theologie zu und wurde einer der angesehensten und würdigsten Geistlichen des Kantons Bern. Zuerst wirkte er von 1808 bis 1837 segensreich zu Meiringen, nachher in Muri bei Bern, wo er am 27. Juli 1862 seine irdische Laufbahn abschloß. Seine am 28. Mai 1837 zu Meiringen gehaltene gehaltreiche Abschiedspredigt über Apostelgeschichte Kp. 20, V. 27 u. 32 ist im Jahr 1882 bei Chr. Brennenstuhl zu Meiringen im Druck erschienen. Aus seiner ersten Ehe mit Maria Sterchi von Unterseen (in zweiter Ehe war er mit Maria Julia v. Ganting von Bern verheiratet) stammten 5 Töchter und ein Sohn, Karl Rudolf, geb. den 18. Dez. 1822 und gestorben am 30. August 1861 zu Meiringen.

Quellen: Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Von Markus Lutz. Aarau 1812. — Geschichte des Kirchengesanges. Von H. Weber, Pfarrer, Zürich 1876. — Berner Taschenbuch 1857, S. 128, 145 und 1867, S. 405. — Mitteilungen des Hrn. Zivilstandsbeamten J. Käsermann in Bätterkinden. — Manual des Kirchenmusikkomitees in Bern.

J. Sterchi.

Ludwig Kohler.

1791—1841.

Ludwig Kohler ward geboren den 31. März 1791 zu Nidau, wo sein Vater Abraham Kohler Bürgermeister und Zoll- und Ohmgeldeinnehmer war. Seine Mutter hieß Henriette, geb. Hartmann. Er studierte auf der Akademie zu Bern Theologie und wurde im Jahr 1810 ins Ministerium aufgenommen. Mehrere Jahre versah er Vikariatsdienste, wurde aber dann im Jahr 1816 auf die reformierte Pfarrei in Pruntrut gewählt. Die Behörden hatten ihr Augenmerk auf ihn gerichtet, weil sein mildes und gesetztes Wesen das Zutrauen zu rechtfertigen versprach, das man für diese nicht leichte Pfarrstelle des Jura als erforderlich voraussetzte.

Drei Jahre wirkte Kohler segensreich in Pruntrut und erhielt hierauf die damalige Kollaturpfarrei Worb, wo er nun während

22 Jahren, d. h. bis an sein Ende, der ausgedehnten Gemeinde als vorzüglicher Prediger und Seelsorger, wie namentlich auch als kenntnisreicher Förderer der Schulbildung vorstand. Mit Rücksicht auf seine Vorzüge wählte ihn die neue Staatsbehörde nach der Umwälzung von 1831 in die große Landschulkommission, die ein Primarschulgesetz vorzuberaten hatte, und so wirkte er, wie sein Bruder Friedrich Sigmund, das seinige zur Regeneration des bernischen Staatslebens. Desgleichen war er Mitglied der evangel. Kirchenkommission. Seine Kollegen ehrten in ihm einen treuen, vielseitig gebildeten, durch die Würde des Charakters ausgezeichneten Amtsbruder und wählten ihn wiederholt in die Kirchensynode. In dieser war er 1836 Synodalprediger und in seinem Todesjahr Präsident des kantonalen Pastoralvereins, dessen Mitstifter er war.

Pfarrer Kohler machte sich auch in weiteren Kreisen durch zwei Druckschriften bekannt, zunächst durch eine zur Feier des Reformationsfestes von 1828 herausgegebene gediegene Volksschrift mit dem Titel „Die reformierte und die römischkatholische Lehre in ihren Abweichungen vergleichend zusammengestellt", ferner durch seine „Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu", Bern 1832.

Er starb den 6. August 1841.

Quellen: Allg. Schweizerzeitung, Bern 1841. — Berner Taschenbuch, Biographie, verf. von L. Lauterburg.

J. Sterchi.

Karl Friedrich Immer.

1809—1846.

Karl Friedrich Immer war der erste Sohn des Johann Abraham Immer, der von 1803 bis zu seinem Hinschied im Mai 1818 als Pfarrer zu Unterseen segensreich gewirkt hat. Hier wurde er im März 1809 geboren (getauft am 21. März) und erhielt seine erste Erziehung unter strenger elterlicher Aufsicht. Nach dem Tode seines Vaters zog seine Mutter mit den Kindern zu ihrem Schwiegervater Pfarrer Heinrich Immer nach Ringgenberg, und als auch dieser im Februar 1820 starb, in ihre Vater-

stadt Thun, deren Schulen nun der junge Immer durchlief bis zu seiner Admission im Jahre 1824.

Entschlossen, sich dem Baufache zu widmen, begab sich Friedrich Immer nach Zürich, wo er sich während 3½ Jahren mit großem Fleiß und mit Liebe zur Sache zum Architekten heranbildete, und arbeitete hierauf bei einem praktischen Baumeister in Genf während eines Jahres. Von da besuchte er zunächst die Bau- und Gewerbeschule in Karlsruh und bereiste hierauf einen großen Theil Norddeutschlands und Oesterreichs und zwar, um ungestört alle interessanten Bauwerke und Naturschönheiten dieser Gegenden studieren zu können, meistens allein und zu Fuß. Im Herbst 1832 kam er nach München, um an der dortigen Bauakademie sich noch vollständiger auszubilden. Durch das fleißige und aufmerksame Studium der Werke ausgezeichneter Meister wurde er auch in dem Zweige der schönen Künste ein vortrefflicher Kenner.

Ausgerüstet mit gründlichen, allseitigen Kenntnissen im Hochbau, sowie im Straßen- und Wasserbau kehrte Immer nach neunjähriger Abwesenheit in seine Heimat zurück und wurde 1833 zum ersten Adjunkt des Ingenieurs für Straßen- und Wasserbau im Kt. Bern, sodann 1837 zum Bezirksingenieur im Oberland ernannt. Nachdem er diese Stelle fünf Jahre lang versehen hatte, verließ er sie, um gesundheitshalber sich wiederum auf Reisen zu begeben. Er beabsichtigte Italien zu besuchen und sich an dessen Kunstschätzen zu erlaben und weiter auszubilden.

Die Reise kam jedoch nicht zur Ausführung, sondern es wurde ihm in dieser Zeit der Bau der Staatsstraße Gwatt-Spiez mit einer Brücke über die Kander übertragen, welche Werke er in verhältnismäßig kurzer Zeit mit bestem Erfolg verwirklichte. Immer führte von da an auf eigene Rechnung eine Menge wohlgelungener Arbeiten an verschiedenen Orten aus. Als Architekt lieferte er stets wohldurchdachte Pläne, welche Nützlichkeit und Bequemlichkeit mit gefälligen Formen verbanden, die er als gewandter Zeichner in selbständiger Weise aufstellte. Von besonderem Interesse ist ein Bericht, den er im Jahre 1841 als Sachverständiger über die Gebirgspässe des Berner Oberlandes an die Regierung abgab, die ihn zur Untersuchung der besten Straßenanlagen in den hohen Alpen abordnete. Durch denselben wies er sich als vorzüglicher Techniker und als ein Mann mit weitem Blick aus. Er behandelte darin vor allem den wichtigen Gemmipaß, im fernern aber alle größern Pässe, die einesteils dem schweizerischen Handelsverkehr, anderntheils als internationale Handelsstraßen nach

dem Süden dienen konnten: Brünig und Susten als Verbindung mit dem Gotthard und Grimsel, Lötschen, Gemmi, Rawyl und Sanetsch mit dem Simplon, und der Pillon mit den Gestaden des Genfersees. Bemerkenswert ist, daß er nach sorgfältigem, allseitigem Studium der wichtigen Gegenstände sich schließlich am günstigsten für die kürzeste Linie durch den vergletscherten Lötschen aussprach, weil der Bergrücken dieses Namens zwischen dem Dörfchen des Gasternthales und der Ortschaft Kippel im Lötschenthal den verhältnismäßig geringsten Durchmesser habe und hier die kürzeste Linie von Bern, bezw. Thun nach Mailand zu finden sei. Über der Sohle des Gasternthales sollte nach seinen Auseinandersetzungen der Anfang einer in Aussicht genommenen Gallerie (eines Tunnels) von zirka 12,000 Fuß Länge (3600 m) zu liegen kommen. Die Gebirgsart des Lötschen bezeichnete er als günstig, weil dort für Felssprengungen vorteilhafte Granitformation beginne. „Wenn im Jahr während 365 Tagen per Tag 24 Stunden gearbeitet würde, so wären für die Gallerie ca. 30 Jahre erforderlich." Die Kosten dafür berechnete er auf 1,411,000 Franken (alte Währung). Die Vielseitigkeit und Sorgfalt, womit Immer diesen Bericht erstattete, erwarb ihm allseitige Anerkennung; nicht zum mindesten interessierte die Arbeit auch die Bewohner der Thalschaft Frutigen, und nun, nach 60 Jahren, da es wieder eine Lötschbergfrage giebt, darf Immer der „Pionier des Lötschberg" genannt werden.

In seiner Vaterstadt Thun war Immer allgemein geschätzt und geliebt. Er wurde in den Stadtrat gewählt. Aus Vorliebe trat er, um seiner Militärpflicht zu genügen, in das Artillerie-Corps und wurde im Juni 1839 zum Hauptmann der 6. Auszügerkompagnie befördert.

Auch politisch bethätigte sich Immer. Grundsätzlich liberal und, als wahrhaft gebildeter Mann, ohne schroffe Parteileidenschaften genoß er das Zutrauen jeder Partei. Am 2. Mai 1846 wählte ihn die Wahlversammlung Thun in den Verfassungsrat. Nach Annahme der neuen Kantonalverfassung ernannte ihn der Große Rat, dem er ebenfalls als Mitglied angehört hatte, in die Regierung, wo ihm die Baudirektion anvertraut wurde.

Am 29. August 1846 übernahm Immer die Geschäfte von dem Präsidenten des früheren Baudepartementes, voll des besten Willens, dem Vaterlande seine ganze Kraft und reiche Befähigung zu widmen. Seine erste Wirksamkeit hatte sich den Vorkehren zuzuwenden, welche überall die Ende des Monats August und anfangs September eingetretene Anschwellung der Gewässer im Kt. Bern erforderte. Eine erste Augen-

scheinsreise führte ihn nach seinem lieben Thun, wo eine Brücke eingestürzt war. Sodann reiste er in den Jura, um das Tracé der neu auszuführenden Straße Saignelégier-Goumois, sowie die begonnenen Arbeiten auf der Delsberg-Baselstraße zu prüfen. Die Nacht vom 15./16. September brachte er im Gasthofe zur Krone in Dachsfelden zu. Es war seine letzte. Um Mitternacht brach nämlich in dem Hause, veranlaßt durch einen Engländer, der im Bette las und dann bei brennendem Lichte einschlief, eine furchtbare Feuersbrunst aus, die sich so schnell in dem fast ganz hölzernen Gebäude ausbreitete, daß fünf Personen, darunter Regierungsrat Immer, in den Flammen umkamen und eine große Zahl anderer tötliche Verletzungen davontrugen. So erreichte der herbe Tod den erst 37 Jahre alten, gediegenen Mann, an dessen erfolgreiche Wirksamkeit die schönsten Hoffnungen sich knüpften.

Der Kanton Bern und die eben ins Leben getretene neue Ordnung der Dinge war dadurch eines seiner ausgezeichnetsten Talente und einer seiner besten Stützen beraubt. Einige Zeit besorgte Regierungspräsident Alexander Funk die so unversehens verwaiste Direktion der öffentlichen Bauten; zum definitiven Nachfolger aber wählte der Große Rat später den Regierungsrat Xaver Stockmar.

Quellen: Berner Verfassungsfreund 1842, Seite 97 und 1846, Seite 882. — Thuner Blatt. — Staatsverwaltungsbericht von 1846, Seite 157.

J. Sterchi.

Melchior Schuppli.

1824—1898.

Wenn auch die Sammlung dieser Biographien in erster Linie bedeutende Männer aus dem Bernerlande im Auge hat, so ist es nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr eine Ehrenpflicht, an dieser Stelle auch eines Nichtberners zu gedenken, der in hervorragender Weise seine besten Mannesjahre dem Bernervolke gewidmet, dem Bern als zweite Heimat lieb geworden, und der da, wo er am meisten gewirkt und am liebsten gelebt, in Bernerboden seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Geboren den 29. November 1824 in Straß bei Frauenfeld, wuchs M. Schuppli in der für die Erziehung so günstigen Einfachheit des Landlebens heran unter strenger väterlicher Zucht und getragen von mütterlicher Frömmigkeit. Er war erst zwölf Jahre alt, als er seinen Vater verlor, und nun mußte er mit der Mutter und zwei Geschwistern auf dem kleinen Heimwesen um die Existenz ringen. In dieser Zeit war es, daß sich dem tiefen Gemüt des Knaben die Wahrheit seines



spätern Wahlspruches einprägte, der ihn und manchen andern durchs Leben geleitete und in keinem Sturme steuerlos werden ließ, des Spruches: « Ora et labora! » Der Pfarrer von Gachnang, der ihn konfirmierte und seine ausgesprochene intellektuelle und moralische Befähigung für den Erzieherberuf richtig erkannte, veranlaßte den Sechszehnjährigen zum Eintritt in das von dem trefflichen Wehrli geleitete Seminar Kreuzlingen. So sollte denn die Schule der Lebensberuf des Knaben werden, der im Alter von sechs Jahren nur mit Gewalt in dieselbe hineingebracht werden konnte. Ahnte der Kleine

damals, daß die Schule, die ihn aufnehmen wollte, ihn bis zum 72. Lebensjahre festhalten würde? Und wie viel Freude und hohe Befriedigung hat er in derselben gefunden, und wie vielen ist er selbst durch dieselbe zum Segen geworden!

Auch im Seminar fiel die persönliche Tüchtigkeit des jungen Schuppli so sehr in die Augen, daß ihn Vater Wehrli nach zweijährigem Seminarkurs schon zum Lehrer und Leiter der Übungsschule ernannte. Nach einjähriger Wirksamkeit in dieser Stellung rückte er ans Seminar selbst vor. Wie ernst es der junge Erzieher mit der Erfüllung seiner Pflichten nahm, und wie strenge er gegen sich selbst war, beweist sein in dieser Zeit sorgfältig geführtes Tagebuch, welches wiederholt betont: „Die erste und wichtigste Arbeit des Erziehers ist die an sich selbst. — Der Erzieher wirkt mehr durch das, was er ist, als durch das, was er weiß und spricht," oder nach Rückert: „Selbstzucht übe, wer andere gedenkt zu erziehen."

Besonders viel zu schaffen machte ihm sein von Natur heftiges Temperament. Es gilt von den Gemütern, was von den Wassern: ihre Erregbarkeit nimmt zu mit der Tiefe. Das erfuhr auch der gegen sich selbst strenge, warm fühlende und tief empfindende Anfänger schmerzlich, und oft wiederholt sich die Klage über seine Heftigkeit. So schreibt er am 27. März 1843: „Heute muß mein Leben ändern; Freundlichkeit und Liebe sollen mein Thun und Lassen immer mehr durchdringen." Früchte ernster Reflexion und Selbstprüfung sind auch folgende:

„Beherrschung, Mut und Kraft
Ist's, was den Mann zum Manne macht!"

Ferner: „Mit Gottes Hülfe werde ich mich bestreben, mein Herz und Gemüt edler und besser zu machen und meine Kräfte zu vervollkommnen!" Dann: „Mein Hauptfehler war heute wieder das laute, barsche Wesen!" Und: „Von allen Künsten ist die Selbstbeherrschung die größte u. s. w." Am Schlusse jedes Tages und jeder Woche wurde strenge Rückschau gehalten, die verschiedenen Fehler hatten gesonderte Rubriken, die jeweilen mit einem Striche versehen wurden, so oft er in den Fehler verfiel, so gewann er eine Kontrolle über die Fortschritte seiner Charakterbildung. Nur mit Bewunderung und Hochachtung kann man lesen, mit welcher Strenge und mit welcher Bescheidenheit der junge Mann über sich zu Gericht gesessen ist. Die Frucht dieser Selbsterziehung war das Gepräge sittlichen Ernstes und festen Charakters, das auf den ersten Blick imponierte. Mit solcher Zucht vertrug sich keinerlei Unordnung. „Ordnung ist das halbe Leben, Unordnung der

größte Dieb" schreibt er. Jede Stunde des Tages hatte ihre genaue Bestimmung. Sein Stundenplan umfaßte alle Stunden des Tages von morgens 5 Uhr bis abends 9 Uhr, wo er mit der Tagebuchnotiz schloß. — An dem Tage, an welchem er das 20. Altersjahr zurücklegte, berechnete er in seinem Tagebuch, daß er von den 20 Jahren sechs geschlafen, drei gegessen, vier müßig gegangen, zwei gespielt, zwei mit unnützen Dingen zugebracht und also nur drei Jahre gearbeitet habe. Das sich aus dieser Reflexion für ihn ergebende Fazit ist: Weniger schlafen, essen, müßiggehn und spielen, dagegen mehr arbeiten!

Nicht weniger streng, als mit seinem innern Menschen, war Schuppli mit seinem äußern Menschen. Er war ein begeisterter Freund der Leibesübungen und der Abhärtung jeder Art. In seinem Tagebuche finden wir wiederholt Anklänge an den Sokratischen Satz: „Nichts bedürfen ist göttlich; wer aber am wenigsten bedarf, kommt der Gottheit am nächsten!" Die leichten Sommerkleider trug er auch im Winter ohne Unterkleider. Seltene Unpäßlichkeiten heilte er durch Fasten. Sein praktisch pädagogischer Blick erkannte in dem damals aufkommenden Schulturnen einen notwendigen Bestandteil einer harmonischen Jugenderziehung auch für Mädchen. Er war selbst ebenso sehr eifriger Turner, Schwimmer und Schlittschuhläufer als ausdauernder Bergsteiger!

Bei seiner gemütreichen Art mußte er auch Naturfreund und daher Feind aller Unnatur und gekünstelter Hyperkultur sein. Ja er konnte warm werden, wenn er auf verkehrte und naturwidrige Erziehungstheorien zu sprechen kam. Natürlichkeit war das α und ω seiner Erziehung, und wenn er von einem Erzieher sagte, „er versteht die Kindesnatur nicht", so war damit das schärfste Urteil gesprochen. Von derselben Natürlichkeit war auch seine tiefe Religiosität. „Sei ein Frommer, aber kein Frömmler", sagt sich der junge Lehrer, der sich im täglichen Gebet Licht und Kraft von oben für sein verantwortungsvolles Amt erbittet. Bibel, Natur und Gewissen sind ihm in letzter Instanz teuer als Offenbarungen Gottes. Darum konnte er sich so ganz dem Naturstudium hingeben, er fand zu seiner hohen Freude überall den Finger des Schöpfers.

Am 17. Juli 1844 trat er mit einem Kollegen seine erste Schweizerreise an. Vater Wehrli hatte ihm Empfehlungen an den verehrten Pater Gérard und an den berühmten Fellenberg mitgegeben. Meist zu Fuß giengs über Brugg, Aarau, Solothurn, Biel, Murten nach Freiburg, von da nach Hofwyl, Bern, Thun, Interlaken, Lauterbrunnen, Wengernalp, Grindelwald, Meiringen, Brünig, Ranft, Sarnen, Stans,

Luzern, Küßnacht, Rigi, Goldau, Schwyz, Hacken, Einsiedeln und Zürich. Wenn auch das Reisen dannzumal billiger war als heutzutage, so muß doch der junge Mann die Bedürfnislosigkeit etwas übertrieben haben; sonst wäre es auch für die damalige Zeit nicht möglich gewesen, die ganze dreiwöchentliche Reise mit 24 fl. zu bestreiten. Die allzugroße Einfachheit scheint auch dem Reisegenuß Eintrag gethan zu haben, denn der Verfasser des Tagebuchs deutet selbst an, daß man immer lerne, und daß er ein zweites Mal anders reisen würde.

Durch den Unterricht am Seminar kam Schuppli zu der Einsicht, daß er durch Privatstunden neben seiner Lehraufgabe nicht zu der Beherrschung des Lehrstoffes gelangen könne, die er von einem Lehrer, wie er ihm als Ideal vorschwebte, verlangte. Um die Lücken seines Wissens auszufüllen, wandte er sich 1845 nach Genf, um sich dem Studium der Naturwissenschaft und Mathematik zu widmen und um sich eine gründliche Kenntnis des Französischen anzueignen. Wie ernst auch seine Lebensauffassung war, nie hat sie der Freude an fröhlicher Geselligkeit Eintrag gethan. In Genf hat er im Kreise seiner lieben Zofingia manche frohe Stunde zugebracht. Die Professoren lernten den strebsamen jungen Mann schätzen und förderten ihn durch ehrenvolle Arbeitsaufträge. Wie früher auf seine Lehrthätigkeit, so verlegte er sich jetzt auf das Studium, besonders der Naturwissenschaften, mit ganzem Gemüte. Die Liebe zur Botanik, die ihn hier erfaßte, verließ ihn sein ganzes Leben nicht mehr. Noch auf seinem letzten Krankenlager ordnete er sein Herbarium und pries dabei den reinen und gesunden Naturgenuß, den das Sammeln von Pflanzen in sich schließe.

Aber die Wissenschaft blieb nicht das einzige Kleinod, das er sich in Genf holte. Im vierten Jahre seines Genferaufenthaltes als Lehrer im Institut Janin wirkend, lernte er in Adèle Gindroz diejenige kennen, die er sechs Jahre später als Lebensgefährtin heimführte. Sie war eine Dame von feiner Bildung, hochherziger Gesinnung und stiller Frömmigkeit, welche seine Lebensanschauung teilte, seine idealen Bestrebungen verstand und ihn bis zum letzten Athemzuge mit hingebender, selbstloser Liebe umgab.

Im Jahre 1849 folgte Schuppli einer Berufung an die neugegründete Sekundarschule nach Bischofszell. Hier hatte er nun Gelegenheit, als unumschränkter Direktor und Lehrer seine Erziehungsideale zu erproben. Wie sehr diese Probe gelang, beweist einerseits die dankbare Verehrung seiner damaligen Schüler, wie sie in den Jubiläumsfeiern nach 30, nach 40 und nach 45 Jahren zu Tage trat, anderseits die Begeisterung, mit welcher der einstige Lehrer noch in seinen letzten

Lebenstagen von jener Wirksamkeit sprach. Sittlich-religiöse Charakterbildung und praktische Tüchtigkeit auf allen Lebensgebieten war sein Erziehungsideal. Wie der Schmied das Eisen vor der Bearbeitung durch Kohlenglut erweicht, so pflegte Schuppli durch seine gemütvolle Art und durch das Feuer seiner Begeisterung bei den Schülern Interesse und Aufnahmsfähigkeit für den zu behandelnden Lehrstoff zu erwecken, so daß auch passive Naturen zur Aktivität fortgerissen wurden. So lag die Kraft seiner pädagogischen Wirksamkeit weniger in einem System, als in dem Zauber seiner ganzen Persönlichkeit. — Allein, da die Schule anfieng berühmt zu werden, so wuchs die Schülerzahl im Laufe weniger Jahre so sehr an, daß eine zweite Lehrkraft nötig wurde, wodurch der familiäre Charakter und damit auch Schupplis Ideal untergieng.

Im Dezember 1861 nahm Schuppli eine ehrenvolle Berufung als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaft an die Realschule St. Gallen an. Wie sehr man auch dort wieder die Persönlichkeit des Mannes, der seine positiv-christlichen Grundsätze in der Schule und im öffentlichen Leben furchtlos und überzeugungstreu vertrat, zu schätzen wußte, geht aus dem Umstande hervor, daß ihm schon nach fünfjähriger Wirksamkeit das Bürgerrecht geschenkt wurde. — Solche Zeichen der Anerkennung machten ihm den im Jahre 1869 erfolgenden Übertritt in die Direktorstelle der Rittmeyer'schen Stickfabrik in Bruggen nicht leicht. Allein er hoffte, hier durch Wohlfahrtseinrichtungen für die vielen Arbeitskräfte ein Stück sozialer Frage lösen zu können. Er sorgte für gesunde Wohnräume, Volksküche, Volksbibliothek und machte selbst den Sparkassenverwalter. Er fand jedoch nicht die gehoffte Befriedigung, lag doch dabei sein unvergleichliches Lehrtalent brach.

Als daher im Jahre 1869 ein Ruf an die vakant gewordene Direktorstelle der „Neuen Mädchenschule" in Bern an ihn ergieng, sah er darin eine höhere Fügung und nahm freudig an. Mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit lebte er nun der neuen Aufgabe, der er unentwegt treu blieb, trotz mehrerer Berufungen in glänzendere und vorteilhaftere Stellungen. — Rastlos arbeitete er an der Beseitigung der Übelstände, die sein scharfer, praktischer Blick und sein in Schulfragen sicheres Urteil einmal als solche erkannt hatten. Seinen bekenntnisfreudigen Glauben verband er mit frischem, tüchtigem Wesen. Ohne an den religiösen Grundsätzen etwas einzubüßen, nahm die Schule einen weitherzigeren Charakter an, der ihr viele neue Freunde zuführte. Trotz der damals bedenklichen Lokalitäten an der

Marktgasse stieg die Frequenz der Schule so, daß an den Neubau geschritten werden mußte, der im Jahre 1877 am Waisenhausplatz bezogen wurde. Kindergarten, Turnsaal, die naturwissenschaftlichen Sammlungen und die vortreffliche Bestuhlung sind Schöpfungen der Einsicht und Willenskraft des unermüdlichen Direktors. Was dieser aber als Lehrer und Direktor Tag für Tag innerhalb der Schule säete und wirkte, das kann in Worten kaum je ganz gewürdigt werden, auch wenn uns unbegrenzter Raum zur Verfügung stände. Wir verweisen die Leser auf die dem Verstorbenen gewidmete Nummer 3, Jahrgang 37, der „Mitteilungen aus der Neuen Mädchenschule", welche eine Menge von Zügen enthält, die sein Wesen und Wirken illustrieren. Da sie alle charakteristisch sind, so ist es schwer, eine Auswahl zu treffen, aber nicht weniger schwer wird es, die vielen Goldkörner nicht alle ans Licht ziehen zu können, da dies zu weit führen würde. Darum nur ein Beispiel von seiner pädagogischen Weisheit:

Als er einmal die Töchter der obersten Seminarklasse der Reihe nach lesen ließ, that dies eine derselben nicht zu seiner Zufriedenheit. Hr. Sch.: „B., lesen Sie den Abschnitt noch einmal!" B. rührt sich nicht. Hr. Sch. (freundlich): „B., lesen Sie den Abschnitt gütigst noch einmal!" B. wirft den Kopf trotzig zurück und liest wieder nicht. Sch. (freundlich): „Lesen Sie doch, bitte, den Abschnitt noch einmal!" B. rührt sich wieder nicht. Ängstliche Totenstille herrscht in der ganzen Klasse. Hr. Schuppli aber sagt mit dem freundlichsten Tone: „Liebe B., wenn Sie nächstens Lehrerin sein werden, und ein Kind macht es Ihnen so, wie Sie es eben mir machten, — so haben Sie dann recht Geduld mit ihm!" — Die Stunde nahm seitens des Herrn Schuppli ihren Fortgang, als ob nichts geschehen wäre; einige aber weinten, und alle waren erschüttert von der Macht dieses Beispiels.

Sein offener Sinn für alle Fragen des öffentlichen Lebens und seine Fähigkeit, auch auf andere den seinen entgegengesetzten Ansichten einzugehen, machten ihn zum anregenden und gern gesehenen Gesellschafter auch bei solchen, die seine religiösen Überzeugungen nicht teilten. Wie er von andern Achtung seiner eigenen Überzeugung beanspruchte, so respektierte er auch die der andern, und da sein Zartgefühl ein Ausdrängen seines politischen oder religiösen Bekenntnisses ausschloß, so zählte er trotz — bei Manchen vielleicht auch wegen — seiner ausgeprägten, charaktervollen Persönlichkeit Freunde in den verschiedensten Lagern. Es war daher nicht zu verwundern, daß seine große Arbeitskraft auch außerhalb der Schule vielfach in Anspruch genommen wurde. So war er nicht nur thätiges Mitglied des Alpenklubs und der

naturforschenden Gesellschaft, sondern er wurde auch, erst in die Realschuldirektion und nach der Reorganisation im Jahr 1880 in die Kommission des städtischen Gymnasiums gewählt, wo er durch seinen praktischen Blick und seine pädagogische Erfahrung der Schule und ihren Lehrern große Dienste leistete. In Erziehungsfragen galt kein Urteil mehr, als das seine, und Fortschritte auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts konnten bei ihm jederzeit auf kräftige Unterstützung zählen. Bei Gründung der schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern war er nicht nur einer der Initianten, sondern er blieb diesem Werke auch zeitlebens treu.

Wie sich dies bei seiner ausgesprochenen, ernst religiösen Überzeugung erwarten läßt, schenkte er auch kirchlichen Fragen seine Aufmerksamkeit; er ließ sich in der obern Gemeinde vorübergehend in den Kirchgemeinderat wählen, trotzdem seine Zeit sonst schon sehr in Anspruch genommen war. In einer großen Kirchgemeindeversammlung verhinderte sein mannhaftes Wort, daß der pflichttreue und verdiente Pfarrer Otto v. Greyerz einzig um seiner religiösen Richtung willen beseitigt wurde.

Aber auch zu schriftstellerischer Thätigkeit fand der Vielbeschäftigte und Unermüdliche noch Zeit, ohne dabei Geselligkeit und Freundschaft zu vernachläßigen. In Band XIII des Jahrbuchs des schweizerischen Alpenklubs finden wir den Bericht über seine Auffindung der Linnæa borealis am Engstligenfall, in Band XX das Verzeichnis der Flora der Kalligstöcke und des Justisthal. Die meisten seiner Publikationen finden sich aber in den schon oben genannten „Mitteilungen der neuen Mädchenschule"; ob sie nun pädagogische, biographische, naturwissenschaftliche oder religiöse Themata behandeln, frisch und packend sind sie alle. Meisterhaft verstand er es, in öffentlichen Vorträgen Abstraktes und Wissenschaftliches einfach, anschaulich und dadurch allgemein verständlich darzustellen, oder Eltern und Erzieher in aktuellen Erziehungsfragen zu orientieren. So behandelte er in Vorträgen: „Unsere Mädchen und ihre Zukunft". — „Theorie und Praxis in Schule und Leben". — „Haus und Schule" wurde später im Berner Volksschriftenverlag durch Druck vervielfältigt und enthält auf 60 Oktavseiten die Quintessenz aller Erziehung. — „Das Schöne". — „Ein Frauenbild". — „Über die physische Erziehung der Menschen". — „Ein Wort über Pestalozzi". — „Soziale Frage und Christentum". — Wo ist der Weg zum wahren und dauerhaften Glück?" — Dann „A. v. Humboldt und sein Kosmos". — „Lebensgeschichte eines frühern Erdbewohners" die Versteinerung Diceras. — „Entstehungsgeschichte der

Erde". — „Die Zahl der Sterne." — „Lichtquellen und Wirkungen des Lichts". — Alle diese Vorträge durchgeht verklärend, wie ein goldener Faden, der Ernst seines tiefen, bekenntnisfreudigen Glaubens an seinen Erlöser, der zuletzt auch in den schwersten Stunden stand hielt. Die Erkenntnis der Schöpfung war für ihn die Brücke, die mit Notwendigkeit zur Erkenntnis des Schöpfers führen mußte. Dadurch wurde ihm der naturwissenschaftliche Unterricht gewissermaßen zum Gottesdienst. So sagt er am Schlusse des letzten der oben genannten Vorträge wörtlich: „Wenn wir auf den Schwingen des Lichts die Räume des Himmels durchschreiten, um seine Weite zu messen, seine Ordnung zu durchforschen, die Harmonie seiner Gesetze, Kräfte und Lebensregungen anzuschauen, so wird es uns klar werden, daß der Bau des Himmels an Erhabenheit des schöpferischen Gedankens und an Lebensfülle des Geistes alles übertrifft, was sonst die sinnliche Welt Großes und Herrliches zu bieten vermag"; wir werden bewundernd bekennen müssen: „Ja, in Wahrheit, die Himmel erzählen die Ehre Gottes, ein Ozean des Lichts strömt vom Throne seiner Majestät!"

Mit dem Alter fing die große Arbeitslast an, drückend zu werden. Nicht der Unterricht, sondern die Direktorialgeschäfte fielen ihm lästig. Gleichzeitig erwachte in ihm, wie ein Heimweh nach der ersten Jugendzeit, die Liebe zum Landleben, die sich mit der Liebe zu unsern Bergen verband. Am reizenden Thunersee kaufte er sich ein Gütchen, das er sich wohnlich einrichtete, und in welchem er für seine Lieblinge, die Alpenpflanzen, ein besonderes Revier anlegte. Hier wollte er in der Stille seinen Lebensabend mit den Liebhabereien zubringen, hier die in seinem so sehr ausgefüllten Leben vernachlässigte Lektüre nachholen. Doch die Schule wollte ihn lieber entlasten als entlassen; sie wollte lieber einen halben Schuppli als gar keinen. So ließ er sich bestimmen, von 1890 bis 1896 von Hilterfingen aus noch theilweise weiter zu wirken. Im Jahre 1894, also in seinem 70. Lebensjahre, übergab er nach 25jähriger Führung das Scepter der Schule seinem Nachfolger, Pfarrer Dumermuth, während er noch bis 1896 zu unterrichten fortfuhr.

Allein wer so frühe arbeiten gelernt, sich so früh in den Dienst der Mitmenschen gestellt hat, kann nicht feiern. Die Haushaltungsschule in Ralligen war eine Schöpfung, die er lebhaft begrüßte, und welcher er seine Mitwirkung nicht versagen konnte. Bis in den Sommer 1897 erteilte er dort Unterricht in Küchenchemie und Gesundheitslehre. Er wirkte so lange es Tag war; aber auch für ihn kam die Nacht, da Niemand mehr wirken kann.

Im Sommer 1897 stellte sich ein schweres Magenleiden ein. Der Mann mit den energischen Zügen, der 73 Jahre hindurch nie bettlägerig gewesen war, sah die Tage kommen, von denen man sagt: „Sie gefallen mir nicht.“ Im Schmelztigel der Leiden sollte sein Glaube sich bewähren. Die Ernährung wurde schwierig; die Kräfte nahmen ab; immer gleich dagegen blieben seine Geisteskräfte, sein Humor und sein Interesse, immer stärker wurde der Glaube an seinen Erlöser. Von eigenen Verdiensten wollte er nichts hören. Seine Lebensführung und seine glücklichen Familienverhältnisse erinnerten ihn an seine Dankespflicht, und diese ließ auch im großen Leiden kein Murren aufkommen. Einem ihn besuchenden Freund antwortete er auf die Frage nach seinem Befinden: „Das Haus zerfällt; aber das ist nur äußerlich; innerlich wirds fester!“

Ein operativer Eingriff brachte Erleichterung, doch nicht Rettung. Am Morgen des 14. März 1898 stand das Herz still, das so viele Jahre für alles Edle, Gute und Wahre geschlagen; der Mund, der so begeisternd zu reden verstand, verstummte. Aber die Worte, die der nunmehr stumme Mund einst gesprochen, sie leben fort durch Generationen hindurch. Fortleben wird auch die Erinnerung an die ganze Persönlichkeit des vortrefflichen Mannes in vielen Hunderten von begeisterten Schülern, Schülerinnen und Freunden, die über die ganze Erde zerstreut sind.

Der Zauber seiner Persönlichkeit lag in seinem hinreißenden Idealismus. Wenn das Volk im allgemeinen schon seine Idealisten liebt, wie viel mehr thut dies dann die Jugend! Und dieser Idealismus war nicht hohl, sondern gestützt auf den unerschütterlichen Glauben an die göttliche Weltordnung. In diesem Glauben hat Schuppli glücklich und beglückend gelebt, erfolgreich gewirkt und über Schmerz und Tod triumphiert.

Quellen: Nekrolog im „Berner Tagblatt“ Nr. 128 vom 18. März 1898. — Schupplis Tagebuch. — „Mitteilungen“ der Neuen Mädchenschule Nr. 3 vom Juni 1898. — Broschüren über die Bischofzeller Jubiläumsfeiern. — Schupplis litterarischer Nachlaß. — Geschichte eines Thurgauers von Brüschweiler. — Eigene Erinnerungen.

Wernly, Gymnasiallehrer.

Christian Fueter.

1752—1844.



Christian Fueter von Bern wurde den 2. Juni 1752 in London, in der Nähe der City, geboren. Dies hatte seinen ernsten, man kann sagen, tragischen Grund in folgenden Umständen: Als jüngster Sohn des Goldschmieds Daniel Fueter traf ihn ganz unverschuldet noch vor seiner Geburt der Schatten der Verbannung, der auf seinem Vater lastete, mit. Man weiß, daß anno 1749 alles, was den Namen Fueter trug, infolge der Henzi-Verschwörung aus Stadt und Kanton Bern ausgewiesen wurde. Doppelt so: da ein lediger Anverwandter, der Stadtlieutenant Emanuel Fueter als einer der Haupträdelsführer hingerichtet worden war. Der Stammbaum weist auf ihn als eine indirekte Seitenlinie, und bezeichnend mag es sein, daß Christian Fueter von seinem Namensträger Emanuel gegenüber Zschokke, als dieser „des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk" herausgab, bemerkte, er habe einiges unrichtig bearbeitet, unter anderem:

„Mit Ausnahme des Stadtlieutenants Emanuel, der ein Schuft war, standen die übrigen Glieder der Familie Fueter in gutem Ansehen damals in Bern."

Es ist unnötig, daran zu erinnern, daß der Stadtlieutenant doch, trotz seiner Unzufriedenheit und seines lockern Lebenswandels, als Freund des unendlich „höher gegriffenen" Samuel Henzi es verstand, mit männlichem Anstand zu sterben. Nach dem damaligen strengen Usus der Zeit wurde ihm bekanntlich vor der Hinrichtung die rechte Hand abgehauen, hatte er doch mit dieser das Gelübde der Treue für die Stadt Bern geleistet!

Wie ersichtlich, wurde auch Christians Vater, Daniel, per contumaciam zum Tode verurtheilt; er entzog sich jedoch mit Weib und Kind durch eine schleunige Flucht nach England diesem harten Urteil der Regierung.

Unter den Vorfahren Christians finden wir zwei Mal den Namen Samuel. Der letztere, geb. 1679, † 1740, war der Großvater unseres spätern Münzmeisters, den der Stammbaum altdeutsch und poetisch „Münz-Wardein" nennt. Sein Vater Christian Daniel (letzterer war sein Ruf-Name) lebte von 1720—1785, und war mit einer Elisa Meyer copuliert, die im Jahr 1799 ihr ereignisvolles Leben beschloß.*)

Schon das Jahr 1754 sah die ganze Fueter-Meyer'sche Familie nach Amerika segeln. Zu der Zeit flogen noch keine modernen Dampfer über die Meereswogen. Das damals im zarten Kindesalter von 2 Jahren stehende Bübchen litt von der stürmischen Seereise. Auch die spätere Rückreise machte einen tiefen Eindruck auf ihn, den Sechszehnjährigen.

Was Wunder, daß Christian im spätern Mannesalter stets trocken zu bemerken pflegte: „Ein Sturm auf dem Binnenland ist nichts — wenn er auch noch so heftig wütet, gegen einen Seesturm. Ersterer ist nur den Mäusen gepfiffen!" Dazu lachte er mit alt bernischem Humor.

Vor der Ankunft in New-York forderte laut Privatbriefen die See ein Opfer; Christians älterer Bruder „Lewis" (Ludwig) ertrank, bevor die bedrängte Familie landete, und es war des Leids und Klagens viel über den Wassern der tückischen See.

Desto werter wurde Christian gehalten. Der aufgeweckte und begabte Knabe ging in allen praktischen, häuslichen Verrichtungen seinem Vater an die Hand und genoß zudem eine, für die damalige Periode gediegene Erziehung in der neugegründeten Anstalt der evangel. Brüdergemeinde zu Neu-Bethlehem.

Von den Schwestern Christians wissen wir weniger. Eine, Namens Kitty blieb ledig, kehrte mit ihm später in seine Vaterstadt zurück und starb im alten Pfarrhaus zu Muri bei Bern. Eine andere heiratete den Apotheker Mückey und führte ein behagliches, reiches, wenn auch kinderloses Leben an der Gerechtigkeitsgasse in Bern. Ihr

*) Jener David Fueter aus Bern, der eine große Gelehrsamkeit in der Theologie und in den morgenländischen Sprachen, sowie eine ungewöhnliche Kanzelberedsamkeit besaß, gehört kaum unter die direkten Vorfahren Christians. Von ihm ist eine merkwürdig lange, naive Grabschrift in der Kirche zu Lützelflüh zu lesen, woselbst er, nachdem er in Zweisimmen und Burgdorf gewirkt hatte, sein Dasein als Pfarrherr desselbigen Emmenthaler Dorfes beschloß. Er ruht unweit des Grabes von Jeremias Gotthelf, des berühmten Volkschriftstellers. Während das geflügelte Dichterwort Albert Bitzius noch in alle Welt fliegt, ist dagegen der gelehrte Kram des Dekans David längst vergessen.



Mann vergabte im Laufe der Jahre alsdann die Apotheke zu Rebleuten an den ältesten Sohn Christians, weshalb sie fortan die Fuetersche Apotheke hieß.

Das fortwährend zehrende Heimweh und vielleicht noch mehr das Gefühl, man habe seinem Zweig der Familie Fueter mit dem harten Urteil Unrecht gethan, bestimmte den Vater Daniel, sich zur Rückreise nach Europa zu rüsten. Die ausgesprochene, ernstliche Wendung, welche die Freiheits- und Unabhängigkeitskämpfe zwischen Nord-Amerika und England nahmen, kamen dazu, und, last not least, der Trieb, der in dem Jüngling Christian steckte, etwas näher an den eigentlichen Beruf des Vaters als Goldschmied heranzukommen und nicht nur auf Kornsäcken zur Mühle reiten zu müssen, kurz, alles trieb die Familie aufs neue unter Segel. So kehrten sie im Jahr 1770 über England und Paris in die Heimat zurück. In Versailles hatte der bildschöne, junge Christian Gelegenheit, Ludwig XVI. und Marie-Antoinette bei einer Hof-Mahlzeit speisen zu sehen. Wenig mochte er daran denken, daß das fatale Beil diese Häupter fällen würde, wie das Schwert den Verschwörer Emanuel Fueter hingerichtet hatte.

Christians Vater, Daniel der Goldschmied, stand noch unter dem gerichtlichen Urteil der hohen Obrigkeit von Bern; deshalb ließ er sich vorderhand am Neuenburgersee nieder. Der Sohn hingegen begab sich mit seinen Schwestern nach Bern, wo er sich durch seine Liebenswürdigkeit, Geschicklichkeit und nicht zum mindesten durch seinen Geist rasch Freunde gewann. Er war für die damalige Periode ein vielgereister, frühreifer, junger Mann, der einen weiten Sinn und fast ein kosmopolitisches Verständnis für alle politischen Fragen jener Zeit besaß.

Bei dem rühmlichst bekannten Graveur Mörikofer erlernte er die Gravierkunst in Stein und Stahl. Durch nochmaligen Aufenthalt in Paris und dortigen Umgang mit berühmten Künstlern wie Graff, Schulze und namentlich mit dem gefeierten Maler Greuze erreichte er einen Grad der Vollkommenheit in dieser Kunst, daß er zu den besten Schülern von Greuze, puncto Kupferstecherei, gezählt werden darf. Sicher ist ja, daß der geniale Greuze selbst die Stiche seiner Malereien besorgte und ihn vieles lehrte. In den Jahren 1779-80 erfolgte alsdann, zur Freude der ganzen Familie Fueter, die vollständige Amnestie aller Verbannten. Zuerst wurde das Strafedikt gegen Daniel Fueter aufgehoben und ihre Güter ihnen wieder zurückerstattet, unter andern ein Haus, sonnenhalb gelegen an der Kramgasse,

das später reichlich Zinsen trug. Es war nicht zu leugnen: die Magistraten strengten sich auf jede Weise an, das allzustrenge Urteil, so viel an ihnen, wieder gut zu machen. Ihr Entgegenkommen war gegenüber den „Geschwistern Fueter“ ein geradezu freundschaftliches.

Christian besaß tüchtige Kenntnisse in der Gold- und Silberscheidekunst, die er nicht zum mindesten seinem Vater Goldschmied verdankte. Sein großes, sonniges, geistreiches Auge, das mit den mächtig geschwungenen Brauen an Friedrich II. erinnerte, war äußerst scharfblickend zum Gravieren, kurz, in Anfertigung von Petschaften, Siegeln und Medaillen übertraf ihn in der deutschen Schweiz nicht leicht ein anderer. Diese Eigenschaften alle, gepaart mit einer unbestechlichen Treue, machten ihn empfehlenswert als künftigen Münz-Wardein oder Münzmeister.

Unter Christian Fueter's Freunden befanden sich besonders ein Herr von Jenner aus Brunnadern und der berühmte Schultheiß Niklaus Friedrich von Steiger, der im Grauholzgefecht seinen Tod suchte, aber nicht fand. Der Ratsherr Glutz von Solothurn und der Kunstförderer Sigmund von Wagner*) gingen später an seinem Herde als Kunstfreunde fast täglich aus und ein.

Mit Unterstützung der Regierung von Bern, die wirklich edel an dem Sohn ihrer Stadt begangene Unbill gut zu machen suchte, begab sich Christian Fueter nochmals auf Reisen. Diese förderten seine Kunstbildung. Der Besuch galt den verschiedenen ausländischen Münzstätten in Straßburg, Frankfurt, Augsburg, München, Nürnberg und Dresden. Sein geliebtes England legte den letzten Schliff, „the last finishing touch“ an den Strebsamen.

Christian Fueter war nun eine Persönlichkeit, die man sehr wohl den Münzmeister in spe nennen durfte.

Im Jahr 1891 kehrte er über Paris und London in seine Heimat zurück. Im Jahr 1787 war die alte Münzstätte, die neben dem jetzigen Rathaus stand, ein Raub der Flammen geworden. Auf Anregung des Schultheißen von Steiger, wurde nun Christian Fueter die Stelle eines neuen Münzmeisters angetragen. Ein verantwortungsvoller Posten! da die Ausmünzungen in die Millionen gingen und man zum Abzählen der Geldrollen nur ganz vertraute Familienglieder gebrauchte.

Der Neubau der neuen Münze, nach den Plänen des französischen Architekten Antoine, wurde auf einen der schönsten Bauplätze Berns verlegt, am Ausgang der Inselgasse, gegen das Marzilethor.

*) Siehe Sammlung bern. Biographien Bd. I, 177 u. f.

Die reizende Aussicht beherrscht das ganze Aarebassin; unverdeckt durch die Münzterrasse sieht man vom nebenangelegenen kleinen Münzgarten die stolze Kette der demantblitzenden Gletscher und die formenschönen Vorberge, und zwar um so mehr, als damals das Kirchenfeld unbebaut, grün und still dalag und höchstens die historische Rückerinnerung darbot, daß hier Rudolf von Habsburg einst seine Zelte aufgeschlagen hatte, um „die alte Bern" zu belagern.

In den Jahren 1790/91 hatte Christian Fueter seine letzten größern Reisen längst beschlossen; der Münz-Neubau war jedoch noch nicht fertig und konnte erst anno 1793 bezogen werden.

Meister Antoine beging zwei Fehler: erstens installierte er die Einrichtungen der Münzstätte, Schmelzöfen, Prägstöcke ꝛc., in das schön gelegene Haus ganz gegen das Land zugekehrt und verbannte somit den Münzmeister in das zweite, der Inselgasse teilweise zugewendete Stadthaus — übrigens ganz der alten Bernersitte gemäß, die die Façaden ihrer Landhäuser stets gegen die Stadt, statt gegen die Alpen, richteten. Zweitens gönnte Antoine der Wohnung des Münzmeisters im ersten Stockwerk nur ganz kleine quadratische Fenster. Uebrigens hatte der Eßzimmerofen die liebenswürdige Eigenschaft, durch schlechte Konstruktion und Mangel an Zug zarte Enkelkinder, deren es in der Folge gab, regelmäßig in eine tiefe Ohnmacht zu versetzen. Im Uebrigen ist es noch heutzutage ein stattliches Gebäude, und ein lustiger zweiröhriger Brunnen mit Bronze- oder Kupfer-Urnen sprudelt im Hofe zwischen zwei Akazien.

Christian Fueter war nun also wohlbestallter Münzmeister!

Er hatte noch vorher die Gelegenheit wahrgenommen, sich mit Katharina Ganting, der Tochter des Pfarrers und Kammerers Johann Ganting zu Lüßligen bei Solothurn, zu vermählen. Kammerer ist ein jetzt eingegangenes Amt und begriff die Verwaltung der Kirchengüter in sich. Die Verlobung geschah in Lüßligen, wohin sich der junge Christian fleißig zum Besuch des Gottesdienstes begab, da er zu der Zeit in Solothurn weilte. Die Wahl zwischen den zwei blühend-jungen Pfarrtöchtern mag wohl dem Heiratskandidaten nicht ganz leicht geworden sein. Katharina, die brünette, war blauäugig und sanft, ihre Schwester Charlotte dagegen kühn, unternehmend und schalkhaft; dunkle Feueraugen blitzten unter blondem Gelocke hervor. Zwei Schönheiten! Noch heutzutage künden es zwei Familienbilder in Lebensgröße. Deshalb auch der neckische-naive Vers, welcher späterhin dem greisen Münz-Wardein an seiner „goldnen Hochzeit" von seinem ältesten Sohn zugerufen wurde:

„Da fragt noch vor der Kirchenthür
Der bied're Pfarr':
Warum habt Ihr
Nicht lieber's Lotti g'nommen?"

Aber die Sanftmütigen besitzen nicht nur das Erdreich, sondern oft auch das Herz der Menschen, so Katharina das ihres Mannes. Es war eine sehr glückliche Ehe! Gesegnet ward sie in der Folge der Zeit mit acht Kindern:

1. Karl Fueter allié Roffelet, Apotheker zu Rebleuten und adoptiert als Erbe und Nachfolger von seinem Onkel Mückey.

2. Ein kleiner Fritz Fueter, der im Säuglingsalter starb.

3. Ein ungetauftes Knäbchen, sofort nach der Geburt heimgegangen.

4. Eduard Fueter, ein ungewöhnlich schöner Mann, im Jünglingsalter in Paris gestorben.

5. Fritz Fueter-Ziegler, zuerst Eisenhändler, dann Regierungsrat.

6. Rudolf Fueter-Kurz, gew. Pfarrer zu Aetigen.

7. Caroline Fueter im 16. Lebensjahr gestorben, von allen, die sie gekannt, gepriesen als eine Jungfrau, reich an Schönheit, Sanftmut und Liebenswürdigkeit. Sie zu ersetzen kam nach einer Pause von zehn Jahren:

8. Eine zweite Caroline Fueter, nachmalige Frau Forstmeister von Greyerz, das Patchen ihres um zwanzig Jahr ältern Bruders Karl, und der Verzug aller Brüder.

Die Umgangssprache zwischen Vater Christian, seinem Ältesten und seiner Jüngsten war stets das Englische. Der reich beanlagte, auch dichterisch begabte Karl, wuchs vollständig zu einem Freund seines Vaters heran; er war sozusagen sein Intimus. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich der weite Sinn des Münzmeisters. Nie war er eifersüchtig auf Karls Pflegevater, — den generösen Mückey. Gottgelassen, wehmütig, etwas philosophisch angehaucht, pflegte der Münzmeister zu sagen: „Acht Kinder hat mir Gott geschenkt. Ich habe mit Ihm geteilt;" viere gab ich zurück — viere ließ er mir. Ich klage nicht!

In seinem Amte war er sehr thätig. Münzreformen und Konkordate gaben ihm viel zu schaffen. In der Numismatik galt er als eine „erste Kraft." Eine der frühesten Medaillen, schon im Jahr 1786 geprägt, ist die Waisenhaus-Denkmünze, die zur festlichen Einweihung dieser humanen Anstalt in Kurs gesetzt wurde. Der Avers zeigt das Berner Wappen, auf beiden Seiten von zwei Frauen-

gestalten flankiert. Die eine — als Symbol des Ueberflusses und der Güte — trägt ein Füllhorn; die andere hegt und führt zwei kleine Kinder, die sie als Waisen-Mutter unter ihren Schutz nimmt. Die Figuren sind schön und plastisch-scharf modelliert. Der Revers bringt in einer lateinischen Inschrift die Worte: „Die vaterländische Frömmigkeit beschloß 1757 der verwaisten Jugend, die sie weich am Busen hegt, ein neues Haus zu bauen." Anno 1786 wurde sie darin untergebracht *).

Ch. Fueter fertigte solche Denkmünzen meist auf Bestellung der hochobrigkeitlichen Behörden hin; doch kam es ihm nicht darauf an, in gemeinnützigem Sinn auch aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten solche selbst zu prägen und an Partikulare, sowie an die Behörden zu verschenken! Am bekanntesten sind wohl die Insel- und die Laupen-Medaillen. Hie und da wurden einzelne Prachtstücke auch in Gold ausgeführt. Manche Berner Denkmünzen-Sammlung sog. Medailler verdankten ihre Gründung den schönen Arbeiten des fleißigen Münzmeisters.

Eine Lieblingsidee für Ch. Fueter war die, in Geldsachen eine „Weltwährung," zu schaffen. Bei jeder Münzkonferenz schlug er eine solche und zwar in französischer Währung, vor. Wie recht hatte damals der weitblickende Mann! — Allein trotz Broschüren und Vorschlägen drang der Gedanke nicht durch. Seit langen Dezennien hat die Schweiz nun die französische Währung und befindet sich wohl dabei. Allein wie anders und bequemer wäre es, wenn diese Währung zum internationalen System erhoben worden wäre und kein Pfund, keine Mark, keine Rubel 2c. dem Reisenden mehr Mühe schafften! Dies wäre wohl leichter ausführbar als eine Weltsprache, — das Volapük!

Wir entnehmen dem Nekrologe Christian Fueters aus dem Berner Intelligenzblatt No 21, Jahrgang 1844, folgenden Passus: Bei dem Umsturz der alten Republik im Jahr 1798 gelang es Herrn Christian Fueter, nicht ohne persönliche Gefahr, wenigstens einen Teil des Staatsgutes in Silberbarren, sowie den Lombard (eine Art unter der Regierung bestehenden Leihbank), vor den Händen der räuberischen Franzosen zu retten, für welche Pflichttreue ihm auch nachträglich volle Anerkennung geworden ist. Für alles, was der Habgier

*) Das ältere, sehr bescheidene Waisenhaus war „hinter den Spychern", im frühern Tschiffeli-Landhaus; denn dazumal sah es noch sehr ländlich aus in der obern Stadt!

des Feindes nicht entzogen werden konnte, verlangte Herr Fueter von der französischen Generalität Declaration in seine Bücher, daß sie dieses wirklich zu Handen genommen habe (um keinen stärkern Ausdruck zu gebrauchen!). Dieses bezeugte sie ihm auch.

Selbstverständlich wurden den Nachkommen Fueters noch verschiedene, ebenso wahre als interessante Details über diesen Vorfall überliefert. Anfangs März 1798 flüchteten auf Befehl des besorgten Hausvaters Frau und Kinder nach Wichtrach, vermutlich zu Freunden. Dort wurde auch späterhin, anno 1802, der Schwiegervater Pfarrherr, nachdem er sein Lüßligen verlassen. Wenig ahnte Herr Christian Fueter, daß unweit des Pfarrhofs, in Unterwichtrach, beim sog. Stöckli, der Mord des wackern Generals von Erlach verübt werden sollte — tragischerweise von den eigenen Landsleuten! Es konnte damals kein Sarg, in der Eile, für die verstümmelten Glieder beschafft werden. Sie packten ihn in einen leeren Schnitztrog und begruben ihn, laut Aussage des Sigristen, nicht an der Mauer, wo jetzt die Gedenktafel steht, sondern auf dem Terrain, den jetzt der Kiesweg einnimmt.

Der Münzwardein blieb getreu auf seinem Posten. Natürlich hatten die Franken die Münze besonders zur Zielscheibe ihrer Haubitzen auserſehen. Die feindlichen Kanonen waren weiter als das sog. Kohlerhäusi, das jetzige Böhlenhaus, bis an die Kante der Altenberghöhe vorgeschoben. — Ein geheimnisvoller Zauber umwebt die Thatsache, daß Christian Fueter mit seinem getreuen Knecht „Chrigel" die Silberbarren in einen unterirdischen, geheimen Gang gerettet hat, der ein richtiges gemauertes Versteck darstellte. Um die beutegierigen Franzosen hinzuhalten und zu täuschen, hatte man auf dem Söller des Hauses Dutzende alter Säcke hingestellt und vollgestopft mit verlegenen Katechismusbüchern. In diese stachen nun die Feinde mit ihren Bayonetten, wütende Flüche ausstoßend! Karl Fueter, der älteste Sohn Christians, besang diese Episode später in ergötzlichen Versen, die er bei der goldnen Hochzeit seines Vaters zu einer Camera obscura-Vorführung deklamierte.

Die Schnitzelbank von heutzutage mag sich aus diesen Camera obscura entwickelt haben.

Noch ausgedehnter waren die Geschäfte des Münzmeisters unter der helvetischen Republik oder Einheitsregierung. Es wurde in Bern für die ganze Schweiz Geld gemünzt. Damals wanderte manch herrliches Silbergerät und manch feines Kunstwerk, zum Bedauern des Schmelzers, in den unerbittlichen Tiegel.

Bei der Teurung, die nach der Franzosenherrschaft und während derselben eintrat, kamen auch viele Privaten; Bäuerlein, greise Mütterchen vom Lande und brachten alte wertvolle Sachen, Petschaften, Becher, schwere Göllerketten. Alle diese teuren Reliquien verfielen dem Schmelzofen, obschon man denselben nur den Silberwert und nicht die oft künstlerische Form anrechnete.

Gelegentlich erfuhren die Nachkommen Christian Fueters, daß dieser sich in den ersten Jahren seines Berufes auch eifrig mit Alchimie beschäftigt hätte, indem er Gold auf chemischen Wege darzustellen suchte. Forderte doch der Schmelztiegel sozusagen dazu auf! Er pflegte seinem Sohn Karl auch anzuvertrauen, daß er eine Mischung gefunden hätte — ein Fragment, — daß er jedoch dies sein Geheimnis vor jeder Christenseele hüten müsse! Solche Kenntnis dürfte nur verhängnisvoll und gefahrbringend, ja geradezu ein Unglück für die Menschheit sein. Zudringliche Neugier pflegte er mit einer Formel abzuspeisen, die in ihrer trocknen und knappen Weise Ernst, Spott und Scherz in sich vereinigte, ja die stark an „Faust's Hexenküche“ erinnert:

„Eins und zwei macht wieder eins,
Errätst du dies — so weist du... keins!“

Dagegen bekanntlich die Hexe im I. Teil von Göthes dramatischem Meisterwerk spricht:

„Du mußt verstehn!
Aus eins mach Zehn.
. . . .
Und neun ist Eins,
Und zehn ist Keins.
Das ist das Hexeneinmaleins.“

In den Zahlen lag ja nach Ansicht der Kabbalisten eine besondere Zauberkraft und die Pythagoräer behaupteten mit noch stärkerem Nachdruck, in den Zahlen liege geradezu: die Religion. Der alte Bernbauer sagt dagegen naiv und doch treffend:

„Zahle si Schelme!“

Auch die gemeinnützige Seite trat bei Christian Fueter hervor. Er zeigte eine vorzügliche Thätigkeit beim Neuaufbau der Mühlen an der Matte in Bern. Schade, daß man seinen damaligen zeitgemäßen Vorschlag, den Kanal der ganzen Matte entlang schiffbar zu machen, nicht Folge gab. Heutzutage vermittelt freilich eine neue schöne Straße, fast möchte man sie einen Quai nennen, den Verkehr. An der Inseldirek-

tion nahm er ebenso eifriges Interesse und im sog. äußern Krankenhause wurden unter seiner Anleitung die ersten Dampfbäder nebst andern nützlichen Verbesserungen eingerichtet. Auch die Zunft zu Pfistern, der er angehörte, erfreute sich lange Jahre seines einsichtsvollen Beistands.

Ungeachtet seines hohen Alters hat Christian Fueter noch in seinen letzten Jahren mehrere Münzungen besorgt. Erst wenige Zeit vor seinem Tode wurde er in den gewünschten Ruhestand versetzt und aus Rücksicht auf seine lange Dienstzeit in seiner mehr als fünfzig Jahre lang inne gehaltenen Wohnung belassen.

Im Jahr 1818 wurde Christian Fueter in den engern Stadtrat (man nannte ihn damals den „kleinen Rat") gewählt, drei Jahre später auch in den „großen". Das Herz seiner Frau Katharina schwoll auf vor Stolz, als sie den zu Ehren gekommenen Gemahl in Kniehosen mit Schnallenschuhen und mit dem Dreispitz-Hut des Ratsherren bewaffnet, hinter dem Polizeigebäude, das man auf Berner Französisch corps de garde nannte, auf die Münze zukommen sah. —

Des Münzmeisters politische Ansicht neigte sich naturgemäß stark auf die aristokratische Seite. Was Wunder! Klebten doch dem fleißigen Leser des „Gagliani" eher die altenglischen Ideen seiner Zeit an. Seine Freunde, Gönner und Bekannten zählten sich meist unter das Patriziat. Zudem wollte er auch wohl scharf und durch die That beweisen, daß er nicht die geringste Sympathie für seinen fatalen Vorfahren, den Verschwörer Emanuel Fueter, hegte.

Halbbildung haßte er und nannte sie das Verderben der untern Stände. Wo er aber wirkliche Talente, schlummernde Kräfte und reines Streben im Volke fand, da zog er es empor. Als Familienvater war er streng und stramm, doch musterhaft in seiner Fürsorge, generös und voll Aufmerksamkeiten für Frau und Kinder. Englische Kernsprüche liebte er über die Maßen.

Seiner Tochter konnte er nicht genug wiederholen:

A stich in time — saves nine.

(Ein Stich zur Zeit mit Fleiß gepart, — neune erspart!)
ferner:

Some have meat — but cannot eat,
And some would eat, but have no meat.
But we have meat and we can eat
And so the Lord be thanked.

Manch'Einem kocht der Fleischtopf; doch fehlt der Appetit!
Ein andrer spürt wohl Hunger; doch hat er Nahrung nit.
Wir aber haben Nahrung im Fleischtopf, sind nicht krank:
So freu'n wir uns des Segens und sagen: Gott sei Dank!

Diesen letztern Vers wünschte der Hausvater bei jeder Gelegenheit zu hören und behauptete, er sollte eigentlich als englisches Tischgebet gelten in der Münze. Ferner:

Early to bed — and early to rise
Makes a man healthy, wealthy and wise.
Wer zeitig geht zu Bett und früh es frisch verläßt —
Der bleibt gesund und klug, reich und höchst ehrenfest. —

Einer sehr geliebten Schwiegertochter schenkte er einen schwersilbernen Lichtstock mit der selbst gravierten Inschrift:

„To light a lovely maiden!" (Einer lieblichen Maid zu leuchten.)

Mit seinem Schwager Walther, dem zweiten Mann der schönen Charlotte, stand er auf einem fast komischen Fuße. Zur Zeit Napoleons I. kam dieser Franzosenenthusiast jeden Sonntag nach dem Gottesdienst auf die Münze gestiegen. Stets rief er Christian Fueter in leidenschaftlicher Aufregung, auf Napoleon I. hinweisend, zu: — «Ah, le grand'homme!» — Auf welch' aufreizende Worte Fueter, dessen Held Nelson war, ebenso lakonisch als schlagfertig erwiderte: — «L'égoïste consommé!» — worauf die beiden friedlich zu Mittag speisten. Die Güte und Gastfreundschaft der Münze waren fast sprichwörtlich in Bern. Hier mochte nun auch das Ewig-Weibliche von Frau und Schwägerin ihn hinanziehen!

In voller Kraft seines scharfen Verstandes und seiner Liebe durfte der Greis im Jahr 1841 noch seine goldene Hochzeit im Kreise seiner Kinder und Enkel feiern. Reiche Geschenke, Verse und Gesänge ehrten das Jubelpaar. Nach Abzug der Franzosen schenkte ihm die bernische Regierung eine schwere silberne Punsch-Schale mit Plateau, geschmückt mit dem Fueter-Wappen: einem Kometen. Sie ist auf die Fueter-Kurz'sche Linie übergegangen. — „Nehmt alles nur in allem", Christian Fueter war ein Mann, ächt, treu, klug, ja gelehrt in seiner Fachwissenschaft. Eine gewisse Herbheit verriet das Originale in seinem Charakter. Gut gemacht wurde sie durch eine große Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit. Voll Witz und Geist, wußte er diese auch bei andern zu wecken. Krank war er nie während seines 92-jährigen Lebens. Nur starke Schnupfen und etwas entzündete Augen, vom

Gravieren verursacht, suchten ihn heim. Er starb an Altersschwäche den 19. Januar 1844. Sein langes, reiches Leben war ein schönes Loos. Er dachte mit ungeschwächter Geisteskraft oft an seinen Heimgang. Und wenn man auch nach damaliger Sitte keinen Bibelvers auf seinen Denk- und Grabstein grub, hatte er sich selbst die inhaltsreichen Worte gesetzt: „Lies und glaube! das Grab verschließt nicht alles!" —

Quellen: Eigene Erinnerungen und Familienreminiscenzen. — Stammbaum d. Fueter. Nekrolog im Intelligenzblatt vom 24. Jan. 1844. — Bericht von Dubi im Bernertaschenbuch 1856.

Bern und Goldiwyl im Sommer 1900.

Lina v. Greyerz, issue v. Greyerz-Fueter.

Friedrich Sigmund Kohler.

1795—1871.

Friedrich Sigmund Kohler ward geboren im Jahr 1795 zu Nidau. Während sein älterer Bruder Ludwig der Theologie sich zuwandte und später als Pfarrer zu Pruntrut und von 1819 bis 1841 zu Worb gewirkt hat, studierte Friedrich Sigmund die Rechte in Bern und Heidelberg. Längere Zeit arbeitete er sodann auf dem Bureau des Fürsprechers Gerwer in Bern, absolvierte mit Auszeichnung das Staatsexamen, ließ sich hierauf in seiner Vaterstadt als Fürsprecher nieder und bekleidete hier, wie sein Vater, das Amt eines Bürgermeisters.

Als in den Jahren 1830 und 1831 in den meisten Kantonen der Schweiz, namentlich auch im Kanton Bern, ein politischer Umschwung sich vollzog, schloß sich Kohler der Partei der Gebrüder Schnell von Burgdorf an, die eine Regeneration der öffentlichen Zustände anstrebten und auch zur Durchführung brachten. Er wurde in die neue 17-gliedrige Regierung gewählt und stand hier mit dem Schultheißen K. F. Tscharner, dem sonst die Leitung des Departementes unterlag, dem Justiz- und Polizeidepartement vor. Im Jahr 1833 ward Kohler Präsident der Dotationskommission. Diese hatte eine Aufgabe zu lösen, die mit

allerlei Bitterkeit und Streit verbunden war und vor allem ihrem Präsidenten viel Unangenehmes, ja Haß und Mißkennung zuzog. Es handelte sich dabei um Ansprüche, welche der Staat Bern auf Güter der Stadt Bern erhob, die vor dem Jahr 1798 ungeteilt verwaltet und genossen, dann aber ausgeschieden worden, nun aber z. T. noch immer streitig waren. Zur Aufhellung der Frage diente ein weitschichtiges, fast nicht zu bewältigendes Material, und der Bericht der Kommission an den Großen Rat konnte erst drei Jahre später erstattet werden. Er endigte mit dem Antrag, daß die geltend gemachten Forderungen des Staates gegenüber der Stadt berechtigt seien, womit indessen die Angelegenheit nicht erledigt war, sondern sich noch Jahre lang hinauszog.

Zweimal vertrat Kohler den Stand Bern in der eidgen. Tagsatzung. Im Jahr 1840 schied er aus dem Regierungsrate und nahm die Stelle eines Regierungsstatthalters von Burgdorf an, welche er bis 1846 verwaltete. Als er hier zurücktrat, wurde er vom Bezirk Kirchberg in den Großen Rat gewählt und kam dann auch in den Verfassungsrat, wo er mit Ulrich Ochsenbein mit Nachdruck für eine rationelle Gerichtsorganisation wirkte. Beide wollten die Amtsgerichte fallen lassen und in den Amtsbezirken Einzelrichter und für den Kanton fünf ständige Bezirksgerichte aufstellen, drangen aber mit ihren Ansichten nicht durch. Auch in anderen Materien ergriff er oft das Wort. In der Frage über die Stimmfähigkeit der Bürger z. B. verteidigte er die Forderung einer gewissen Garantie: „Entweder sollen sie militärpflichtig sein, oder Grundeigentum für Fr. 300 oder Kapitalien von 500 Fr. haben, oder jährlich 4 Fr. steuern", — Forderungen, die noch vom 31er Liberalismus herdatierten, aber im Jahr 1846 nicht durchzubringen vermochten, weil der Census in keiner Form mehr Anklang fand. Bezüglich der Wahlfähigkeit in den Großen Rat redete Kohler der Ansicht das Wort, daß auch Mitglieder der administrativen und der richterlichen Gewalt gewählt werden dürfen; denn, „da die tüchtigsten, besten Männer in den Großen Rat kommen, so wären sie dann weder für das Ober-, noch für das Kassationsgericht mehr wahlfähig."

Nachdem die neue Verfassung am 31. Juli 1846 vom Volke angenommen worden war, wurde Kohler zum Präsidenten des Obergerichtes gewählt. In dieser Stellung errang er sich den Nachruhm unbeugsamer Rechtlichkeit und Loyalität. In der ersten Periode des neuen schweizerischen Bundesstaates, nämlich von 1848—1851 gehörte er dem Nationalrate und später einige Zeit auch noch dem bernischen

Großen Rate an. Der politische Umschwung des Jahres 1850 entfernte ihn aus dem Obergericht.

Kohler war nicht nur in der Staats- und Rechtswissenschaft wohl erfahren, sondern fast ebenso gut auch in verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern zu Hause, ein gerechter Richter und tüchtiger Staatsmann, der dem Vaterlande seine besten Kräfte geliehen hat. Er starb zu Bern am 29. Januar 1871. Im Friedhof Rosengarten ist seine letzte Ruhestätte.

Quellen: Berner Zeitung 1871. — Das Alpenhorn, Beilage zum Emmenthaler Blatt von 1871. — Berner Verfassungsfreund von 1846.

J. Sterchi.

Richard Challande.

1840—1899.



Richard Challande wurde 1840 in Mels (Rheinthal) geboren als Sohn des dortigen St. Gallischen Bezirksförsters Isidor Challande von Fontaines, Kanton Neuenburg. Er besuchte in Chur und Bern, wohin die Familie später übersiedelte, die Kantonsschule und kam dann zu seiner kaufmännischen Ausbildung nach Neuenburg und Lausanne. Nachdem er sich 1870 verheiratet, associerte er sich mit den HH. Maggi zum Betrieb eines großen Mühlengeschäfts in Zürich, dessen kaufmännischen Teil er besorgte. Nach vierzehn Jahren zog er sich davon zurück, um seinen Neigungen zu leben, die dem Militär und dem Waidwerk galten. Zehn Jahre konnte er sich seiner Muße freuen. Dann trafen ihn verschiedene Schläge. Er verlor seine Gattin, die mit ihm in glücklicher, wiewohl kinderloser Ehe ver-

bunden gewesen war. Ein Herzleiden kündigte sich an, das ihn veranlaßte, den Militärdienst, in welchem er bis zum Obersten vorgerückt war und das Kommando einer Landwehr-Brigade führte, zu quittieren. In dieser Zeit, da er an verschiedenen Orten Heilung suchte und auch nach Bern kam, war es, da wohl zum ersten mal der Gedanke in ihm reifte, seine Sammlungen der Bundesstadt zu hinterlassen. Er durfte gewiß sein, hier für dieselben eine würdige Heimstätte zu finden und zugleich damit schmerzlich empfundene Lücken auszufüllen. Am Schlusse seines im Spätjahr 1897 angefertigten eigenhändigen Katalogs seiner Waffen-Sammlung steht die Notiz: „Vorstehend angeführte Gegenstände vermache ich vorläufig dem bernischen historischen Museum in Bern. Zürich, 9. Januar 1898. R. Challande."

Im gleichen Jahre ließ er zwei Beamte des naturhistorischen und des historischen Museums, jeden für sich und ohne Vorwissen des andern, zu sich nach Zürich kommen, um einzelne zum Geschenk bestimmte Gegenstände abzuholen, und durchgieng mit ihnen seine Sammlung, jedoch ohne von seinen Absichten etwas laut werden zu lassen. Den Winter 1898/99 verbrachte er im Süden, ohne die gehoffte Besserung zu finden. Durch Schlaganfälle gelähmt, kehrte er als ein gebrochener Mann in die Heimat zurück. Noch beschäftigte ihn die Sorge um seine Sammlungen. Er kam wieder nach Bern, mietete auf dem Kirchenfeld Hallwylstraße Nr. 26 eine Wohnung und machte hier am 18. August 1899 der Direktion des historischen Museums die erste überraschende Mitteilung, daß er seine alten Waffen und Möbel im Museum aufgestellt zu sehen wünsche. In seinem Auftrage wurden dieselben in Zürich abgeholt und dann von ihm durch förmlichen Schenkungsakt vom 2. September dem Museum zum Eigentum übergeben. Die Freude, sie hier aufgestellt zu sehen, sollte er nicht mehr erleben. Am 13. Oktober 1899 ward er von seinen schweren Leiden erlöst. Am Grabe widmete ihm Herr Burgerratspräsident Amadée v. Muralt einen warm empfundenen Nachruf, und im Treppenhause des historischen Museums gedenkt eine Marmortafel seiner hochherzigen Schenkung. Die Absicht, ihm das Ehrenburgerrecht zu schenken, kam nicht mehr zur Ausführung.

Die Sammlung, soweit sie dem historischen Museum zufiel, zerfällt in Waffen, Möbel und Kuriosa. Jene standen im Vordergrund seines Interesses und hat er gepflegt; diese dienten zur Ausstattung seiner Wohnung und hatte er aus dem Nachlaß seines Vaters übernommen. Von der 670 Nummern zählenden Waffensammlung stammen 288 aus der Sammlung des Artilleriehauptmanns William, welche Herr Challande 1885 erworben hat, 160 aus derjenigen seines Vaters;

222, worunter eine große Anzahl seltener Prunkstücke, hat Oberst Challande selbst im Laufe von 15 Jahren gesammelt; 48 Nummern stammen aus den in den letzten zehn Jahren versteigerten Sammlungen Kuppelmayr (München), die viele schweizerische Waffen enthielt, Ullmann (München), Dorer (Baden) und v. Elsner (Schloß Schwandegg), wie er sich denn nicht leicht eine Gelegenheit entgehen ließ, wertvollen Zuwachs zu gewinnen. Dabei waren ihm auch die unscheinbarsten Stücke, sofern sie zur Waffenkunde von Bedeutung waren, willkommen. Sie zu ordnen, ihrem Ursprung nachzuspüren, war seine Freude. So ist die Sammlung nach und nach eine der bedeutendsten Privatsammlungen der Schweiz geworden, und namentlich seit der Landesausstellung in Genf 1896, wo sie die Abteilung für alte Kunst zierte, mag wohl oft in der Stille die Frage aufgeworfen worden sein, ob sie wie so viele andere einst unter den Hammer des Auktionators enden werde. Der gesunde Sinn des Besitzers hat sie vor diesem Schicksal bewahrt, und das Berner Museum ist dadurch um eine Zierde reicher geworden.

H. Kasser.

Sophie Daendliker geb. Wurstemberger.

1809—1878.

Bevor wir die Darstellung des Lebenslaufes dieser edeln Wohlthäterin der Kranken und Armen folgen lassen, möge darauf hingewiesen werden, daß das große Werk ihres glaubenstreuen und an christlicher Mildthätigkeit reichen Lebens, das bernische Diakonissenhaus, in mehr als einer Hinsicht als Fortsetzung eines andern edeln Werkes erscheint, das schon fünf Jahrhunderte früher entstanden, allein nach 228jährigem Bestande im Reformationszeitalter aus Mangel an genügender Beteiligung wieder eingegangen war. Wir meinen damit die von Bela Scheppeler, genannt Bela von Thun,[1]) durch urkundliche Willensäußerungen

[1]) Über dieselbe s. Bd. I., Seite 561—564 der Sammlung bernischer Biographien, sowie „Ebenezer oder Fünfzig Jahre des Diakonissenhauses Bern.“ Von Joh. Fr. Daendliker. Verlag des Diakonissenhauses Bern 1894, Seite 21—25.

vom Juni 1326 und 1331 begründete Vereinigung der sog. „weißen Schwestern“, deren oberhalb des heutigen Erlacherhofes gelegenes Haus



Über Alles aber ziehet an die Liebe,
die da ist das Band der Vollkommenheit.
Sophie Dändliker Wurstemberger

im Mai 1334 feierlich eingeweiht wurde. Wenn beim Erlöschen dieser Stiftung im Jahre 1562 der Rat von Bern sein Bedauern hierüber ausdrückt, so muß deren Thätigkeit eine nutzbringende gewesen sein.

Und doch traten keine Frauen und Töchter mehr ein, welche dieses Werk fortsetzten, wohl deshalb, weil die Furcht, ins klösterliche Leben zurückzufallen, viele Seelen abhielt. Denn noch war der Weg nicht gebahnt, um gemeinsam Werke der Liebe und Krankenpflege zu üben, ohne ins klösterliche Fahrwasser zu geraten. Leider fehlte es den kirchlichen Organen an Erkenntnis der Notwendigkeit oder an Sinn und Mut, den Schwierigkeiten zu begegnen, um solch ein Werk zu beginnen. Da erweckte der Geist des Herrn nach 280 Jahren wieder eine Jungfrau in Bern, die das nämliche Werk in wenig veränderter Gestalt neu gründete und zwar ohne von den „weißen Schwestern" etwas gewußt zu haben!

Es ist derselbe Geist, der von Bethlehem, von Golgatha und vom Ölberg her die Seelen erfaßt, um in völliger Hingabe alles dessen, was er uns anvertraut, in seinen Dienst zu treten und den Seelen



Schloß Wittikofen.

seine Liebe nahe zu bringen. Und so laßt uns nun die Person dieser edeln Neubegründerin und Fortsetzerin von Belas Glaubenswerk näher kennen lernen!

Sophie Wurstemberger, das erste Kind des nachmaligen Obersten und Historikers Johann Ludwig Wurstemberger und der Sophie geb. de Larrey (s. S. 120 hievor) wurde am 30. September 1809 geboren[1]) und am 14. Oktober zu Muri getauft. Die eine ihrer Taufpatinnen war die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Nassau-Oranien, bei welcher ihre Mutter Hofdame gewesen war.

Schon frühe zeigten sich in dem Kinde außerordentliche Gaben. Als sie im dritten Jahr hörte, daß man die kleinen Kinder taufe und

---

[1]) Sophiens Geburtsstätte war jedenfalls das Schloß Wittikofen, in welchem laut Ed. v. Wattenwyl- v. Diesbachs Biographie des Obersten Joh. Lud. Wurstemberger ihre Eltern nach ihrer im November 1808 erfolgten Verheiratung die nächsten $2^1/_2$ Jahre zubrachten. (s. Seite 120, Zeile 18 von oben hievor.)

sie dem Herrn Jesus übergebe, fragte sie, ob sie auch getauft sei? Als man dies bejahte, frug sie weiter, wer dies gethan habe? Als man ihr den Pfarrer von Muri nannte, erklärte sie ganz bestimmt, sie müsse zu ihm, um ihm zu danken, daß er sie getauft habe. Davon ließ sich die Kleine durchaus nicht abbringen. Man schickte die Kindsmagd mit ihr und sie stattete in rührender, herzlicher Weise dem Pfarrer für die an ihr vollzogene Taufe ihren kindlichen Dank ab.

Ein weiterer eigentümlicher Zug, der sich in dem Mädchen offenbarte, war die Behandlung ihrer Puppen. Sie hatte deren mehr als ein Dutzend und darunter prächtig gekleidete, die von ihrer hohen Patin und den Verwandten ihrer Mutter aus Berlin her gesandt worden waren. Aber ihre Lieblingspuppe war eine einfache hölzerne, mit Farbe bemalte. Diese mußte krank sein, wurde gepflegt, gewaschen und gebadet, was freilich nicht zur Vermehrung ihrer Schönheit beitrug, da sich die Farbe löste. Aber die Puppe mußte kränker werden und sterben und wurde im Stubenboden begraben, worin sich ein Loch befand. Dann nahm sie die Puppe wieder heraus, und die Krankenpflege begann aufs neue. Dies geschah auf der Tellenburg zu Frutigen, als ihr Vater dort Oberamtmann war.

In Frutigen, Rubigen[1]), Wittikofen und nachher auf dem Gute Schoßhalde wurde Sophie hauptsächlich von ihren Eltern unterrichtet. Es war eine Lust, ein so außerordentlich begabtes Mädchen mit fremden Sprachen, Musik und andern Fächern bekannt zu machen. Sie lernte mit der größten Leichtigkeit, und doch befriedigte sie das Lernen nicht ganz.

Im Jahre 1822 hatte die damals erst dreizehnjährige, aber geistig schon sehr entwickelte Sophie ein bestimmtes Verlangen nach göttlicher Gnade, das sich in verschiedener Weise kund gab, aber in der Moral, die damals gelehrt wurde, keine Befriedigung fand. In der Stadt Bern predigte ein junger Geistlicher, Pfarrer Galland, an der französischen Kirche mit Kraft und Salbung das Evangelium, wodurch Hunderte ergriffen wurden; auch die vornehmen Kreise nahmen die neue Lehre von der Gnade Gottes gerne auf, so daß viele Frauen sich weigerten, an den weltlichen Vergnügen ferner Teil zu nehmen. Als nach der Taufe eines Töchterchens von Herrn und Frau Oberst Wild (Sophiens Onkel und Tante) die Familie sich zum fröhlichen Mahle versammelt hatte, und der ebenfalls dazu geladene junge Pfarrer Galland das Wort Gottes den Seelen nahe legte, reichte er der jungen

[1]) Wo ihr Vater nach seiner Rückkehr von Frutigen den Sommer von 1817 im v. Wattenwylschen Gute zubrachte, s. Seite 123 oben hievor.

Sophie die Hand mit den Worten: „Nicht wahr, auch Sie wollen dem Herrn Jesu Ihr Herz geben?“ Im innersten Herzen ergriffen, reichte sie dem Geistlichen ihre Hand, und von diesem Momente an stand es in ihrer Ueberzeugung fest: Ich bin des Herrn Eigentum und gehöre zu den Frommen, was auch immer daraus entstehen mag.

Ihre Eltern hielten sie aber von jenem Geistlichen ferne, der auch bald einem Ruf nach Paris folgte, und so blieb Sophie ohne Handreichung und Wegleitung auf dem Wege des Lebens.

Jahrelang suchte sie nach Licht; Nächte hindurch rang sie mit ihrem Gott, und oft fand sie das Morgengrauen noch kniend vor ihrem Bette, vor dem sie betend eingeschlafen war. Ihre tugendhaften Eltern fanden ihre Richtung eine schwärmerische und übertriebene, die höchst bedenkliche Folgen haben könnte. Und eben, weil ihre Eltern wirklich in allen Teilen tugendhaft lebten, so bereiteten die Unterredungen mit ihnen ihr die größten Kämpfe. Sophie wurde nun nach Zürich in den Konfirmandenunterricht geschickt, wo ein geistreicher rationalistisch gesinnter Pfarrer sie unterweisen sollte. In den vornehmen Kreisen dieser Stadt nahm sie bei ihrer Tante teil an den Bällen und den weltlichen Vergnügungen, und vielleicht wäre dort der glimmende Docht ihres Herzens erstickt worden, wenn sie nicht aus dieser Gefahr errettet worden wäre. Sie hatte nämlich ihren Eltern genaue Auskunft zu geben über alle Erlebnisse, und als sie nun denselben mitteilte, daß ihr Pfarrer in einer Stunde der Logik ihr diktiert habe: „ein sterbender Gott“, und sie dann fragte, ob sie nicht den Schleier lüften wolle? — da riefen die Eltern ihre Tochter zurück, denn so abgeneigt sie dem Pietismus auch waren, so wollten sie doch ihre Tochter ebensowenig dem Rationalismus Preis geben. Sie besuchte nunmehr in Bern die Privatunterweisung von Pfarrer Ebersold, aber ohne daß ihr inneres Sehnen nach Gnade dabei gestillt worden wäre. Sie erklärte ganz offen dem Geistlichen, daß sie das Abendmahl nicht empfangen dürfe, indem sie trotz aller Anstrengungen für einen würdigen Genuß ihre Unwürdigkeit nur immer tiefer fühle. Indessen wurde sie auf Ostern (26. März) 1826 zugleich mit ihrer Freundin Henriette Mathilde von Wattenwyl von Diesbach konfirmiert.[1]) So vergiengen die Jahre im elterlichen Hause in schweren Kämpfen. Ihre Mutter, die mit großer Liebe an der Tochter hieng, mußte zu ihrem Schmerze inne werden, daß diese einer ganz andern religiösen Richtung folge und der elterlichen Autorität in Glaubens-

[1]) Admissionsrodel der Münstergemeinde von 1773 an, Seite 147.

sachen sich entziehe. Jahrelange Bemühungen, die Tochter auf andere Ansichten zu bringen, blieben ohne Erfolg.

Zu Ende der zwanziger Jahre hatte die Regierung der Stadt und Republik Bern einen jungen Patrizier, Karl von Rodt (s. d. Art.), der es gewagt hatte, das Evangelium der freien Gnade zu verkündigen, aus der Stadt verbannt. Als im Jahre 1830 die Regierung wechselte, durfte Herr von Rodt wieder nach Bern zurückkehren und gründete nun mit Gleichgesinnten die freie evangelische Gemeinde. Da er mit der Familie Wurstemberger schon vor seiner Verbannung eng befreundet war, hatte Sophie die Geistesgemeinschaft mehrerer junger Patrizier und so auch des Herrn von Rodt wahrgenommen, der im Hause Zutritt hatte. Aber die Eltern hinderten ihre Tochter mit solchen Leuten umzugehen, so daß letztere nicht die Stärkung und den Segen dieser Gemeinschaft empfieng, sondern ihren Weg einsam zu gehen hatte.

Zu dieser Zeit erwachte in mehreren Männern der Trieb, für das Reich Gottes thätig zu sein und ernstgesinnte Seelen um sich zu sammeln. Herr Stettler-von Rodt, Herr von Luternau, Herr von Goumoens-von Tavel (später Regierungsstatthalter von Thun), Kandidat Johann Wenger (der spätere Missionar in Kalkutta und Übersetzer der Bibel ins Sanskrit und ins Kanaresische; s. d. Art.), Pfarrer Howald und noch andere gründeten die Evangelische Gesellschaft, eine Vereinigung von ernstgesinnten Seelen innerhalb der Landeskirche.

Sophie Wurstemberger jubelte in ihrem Herzen laut auf, als solche Bestrebungen sich Bahn brachen. Ihre streng religiösen Eltern dagegen glaubten, darin eine Verirrung zu erkennen und waren ängstlich bemüht, ihre Tochter davon fern zu halten. Sie hatten indes nichts dagegen, daß diese des Sonntags herumlaufende Kinder um sich sammle und sie mit den biblischen Wahrheiten bekannt mache. Dies geschah auf der Schoßhalde im Jahr 1836 und war der Beginn der „Sonntagsschule“, die sie bis zu ihrem Tode im April 1878, also volle 42 Jahre, fortsetzte.

Bei ihren großen Gaben — sie hatte z. B. ein seltenes Talent für die Sprachen — machte sie sich auf jede Weise nützlich und unterrichtete ihre jüngern Brüder im Latein, im Französischen, in der Musik und andern Fächern. Sie war eine gestrenge Lehrerin und weil sie, die alles sehr leicht lernte und bei ihrem durchdringenden Verstand sich in ein fremdes Gebiet leicht einleben konnte, auch solche Anforderungen an ihre Schüler stellte, so trug dieses nicht gerade zur Vermehrung der Liebe bei. Sie war ihren beiden Brüdern an Begabung und Verstand weit überlegen.

Durch Gebet und fleißiges Lesen der Bibel war sie nach und nach zu einer klaren Erkenntniß gekommen und am Buß- und Bettag 1837, wo der Herr ihr ganz besonders nahe trat, übergab sie sich Ihm feierlich: Er könne sie brauchen, wozu Er wolle, sie werde Ihm folgen, wohin Er mit ihr gehe!

Schon während der Zeit ihrer ersten Kämpfe hatte sie eine Vorliebe für die Kranken, und weil ihre Eltern sie absichtlich sehr kurz hielten und sie denselben wenig bringen konnte, so sparte sie sich den Zucker beim Theetrinken ab, brachte diesen den Kranken und trank fortan ihren Thee ohne Zucker.

Als sie erwachsen war, erhielt sie monatlich 15 Fr. Taschengeld, aus dem sie alle ihre Bedürfnisse an Kleidung u. s. w. zu bestreiten hatte. Sie kleidete sich äußerst gering für ihren Stand. Ihre Freundinnen Henriette von Wattenwyl, Frl. von Zeerleder, Frau von Tschann, Gräfin von Pourtales beschenkten sie stets mit ihren abgelegten Kleidern, indem sie wahrscheinlich den Grund von Sophiens Sparsamkeit entdecken mochten, welche dann den größten Teil ihres Taschengeldes für ihre armen Kranken verwenden konnte. Die Liebe zu denselben trieb sie, im Jahre 1836 mit einigen gleichgesinnten Freundinnen einen Krankenverein zu gründen. Man teilte die Stadt in Quartiere zu regelmäßigen Besuchen ein, welche die einzelnen Freundinnen übernahmen und traf eine Einrichtung zum Kochen einer Suppe für die Kranken, welche abgeholt oder auch gebracht wurde samt Milch, Brot, Fleisch und Weinkarten. In regelmäßigen Sitzungen wurden die Fälle besprochen.

Zu Ende der dreißiger Jahre kam Freiherr von Bunsen als preußischer Gesandter nach Bern und verkehrte viel mit dem Obersten Wurstemberger. Zwischen Frau von Bunsen und deren Töchtern und Frl. Sophie entstand ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zum Tode der Letztern fortdauerte.

Bei den Armen- und Krankenbesuchen stellte sich die Notwendigkeit, ein eigenes Lokal zur Aufnahme der Kranken zu haben, immer deutlicher heraus. Darin waren alle Glieder einig. Allein über das „Wie" entstanden große Differenzen. Die Damen wollten, daß jedes einzelne Mitglied mit einem Zweige des Haushalts betraut werde. Eine Dame sollte das Weißzeug besorgen, eine zweite die Nahrungsmittel, eine dritte die Aufnahme und Entlassung der Kranken, eine andere die Pflege überwachen u. s. w. Fräulein Sophie war aber der Ansicht, daß sich ein Haushalt so niemals gedeihlich entwickeln könne; es müsse der ganze Haushalt mit allen einzelnen Zweigen einer Person

anvertraut werden, welche die volle Verantwortung dem Komitee gegenüber zu tragen habe. Diesem Antrage waren alle Damen entgegen, und sie stand damit ganz allein. Den ersten Antrag der Mitglieder hieß man den *konstitutionellen*, den von Frl. Sophie den *monarchischen*.

Die Folge war, daß Sophie den Beratungen ferne blieb, und da inzwischen Freiherr von Bunsen als Gesandter nach London versetzt wurde, so lud er sie zu einem Besuche nach England ein, den sie ausführte. Er hatte ihr die Versteigerung seines sämtlichen Mobiliars in Bern überlassen. Alles Wertlose, was bei der Versteigerung nicht angenommen wurde, durfte sie behalten, wie gespaltene Schüsseln, Teller und Tassen, ungleiche Messer und Gabeln u. s. w.

Die Reise nach England im Mai 1842 war für sie von großem Interesse. Sie besuchte ihren Bruder Ludwig, der in Bonn studierte und die Anstalten von Düsselthal des Grafen von der Recke-Vollmarstein, wo sie manches sah und hörte, das nicht ohne Frucht blieb. Am interessantesten war ihr der Besuch in Kaiserswerth und die Unterredungen mit Pastor Fliedner. Dieser hatte im Jahr 1836 angefangen, Diakonissen zu bilden und während sechs Jahren schon manche Erfahrungen gemacht. Er gab ihr wichtige Winke über Behandlung und Pflege der Kranken, sowie über Bildung von Diakonissen. Er ersuchte Fräulein Sophie eine Katechisation mit Kindern vorzunehmen, der er beiwohnte. Diese Aufgabe löste sie zu seiner Verwunderung. Die Art, mit der sie die Kinder zu fesseln verstand, die Tiefe ihrer Gedanken, der Reichtum ihres Geistes bei einer so seltenen Begabung bewogen ihn, alles zu thun, um eine solche Persönlichkeit für Kaiserswerth zu gewinnen. Sie blieb mehrere Tage daselbst, schnitt aber jede Hoffnung sofort ab, indem sie betonte, ihre Eltern würden sie niemals aus Bern fortlassen.

In London wohnte sie beim Freiherrn *von Bunsen*, sowie auch bei der bekannten *Elisabeth Fry*.[1]) Die Freundschaft mit dieser

[1]) *Elisabeth Fry*, der „Engel der Gefängnisse" genannt, geb. 21. Mai 1780 zu Eartham Hall bei Norwich als Tochter des Schloßbesitzers und Quäkers *John Gurnay*, stiftete auf dem Familienlandsitz Plashet House eine Freischule für verwaiste Mädchen, die sie nach ihrer Verheiratung mit dem Londoner Kaufmann *Josef Fry* im Jahre 1800 nach und nach erweiterte. Später gründete sie in London eine Schule für die Kinder der Gefangenen in Newgate und 1819 eine Lehr- und Arbeitsschule für verurteilte weibliche Gefangene, die unter dem Namen des Newgater-Vereins noch

letztern war in Bern entstanden, als Elisabeth die Reise durch verschiedene Länder des Kontinents machte, um das Los der Gefangenen zu verbessern und ihnen das Evangelium der Gnade nahe zu bringen. Sie hielt im Zuchthause zu Bern eine Ansprache an die Gefangenen; weil sie aber der deutschen Sprache unkundig war, suchte sie eine Uebersetzerin. Eine Lehrerin, die längere Zeit in England zugebracht, fand sich bereit, kam aber nicht zurecht, weil ihr die biblische Ausdrucksweise nicht geläufig genug war. Elisabeth Fry war verlegen. Da drängte sich Sophie Wurstemberger aus der Zuhörermasse hervor und anerbot sich als Uebersetzerin. Elisabeth Fry hat ihr diesen Liebesdienst nie vergessen, und es entstand dadurch zwischen beiden Frauen ein herzliches Freundschaftsband für das ganze Leben. Durch diese Bekanntschaft kam Sophie Wurstemberger während ihres Aufenthaltes in England viel mit Quäkern in Berührung, von denen mehrere sie später auch in Bern aufsuchten.

Inzwischen löste sich in Bern im Komitee die Organisationsfrage auf eine ganz unerwartete Weise. Die Frauen hatten eine viel zu hohe Achtung vor Fräulein Wurstemberger, als daß sie deren Ansicht einfach durch Stimmenmehrheit beseitigt hätten. Sie hatten eine Ahnung, daß die von ihr angegebene Weise praktischer sein könnte, waren aber noch nicht so weit gekommen, ihre eigenen Ansichten aufzugeben. Nach langer Zeit wurden sie einig, die Entscheidung dem Herrn durch das Los zu überlassen. Unter Gebet und Flehen giengen sie daran. Das Los entschied für die monarchische Einrichtung. Sie erkannten die Hand des Herrn und ordneten sich willig unter. Das war gerade während Sophiens Aufenthalt in England, und sie erstaunte nicht wenig, nach ihrer Rückkehr diese Entscheidung zu vernehmen. Von allen Damen war keine einzige befähigt, die Sache zu übernehmen, darum war mit dieser Entscheidung auch sie als die Vorsteherin bezeichnet, die der Herr erwählte.

Im folgenden Jahre (1843) erhielt sie einen anonymen Beitrag zur Aufnahme armer abgewiesener Inselkranker, was sie in ihren Plänen bestärkte.

besteht, und war überhaupt 21 Jahre lang unermüdlich thätig für die Verbesserung des Loses der Gefangenen. Zu diesem Zweck unternahm sie Reisen nach Frankreich, Deutschland, der Schweiz und sogar nach Amerika (1837—1843). Sie starb am 12. Oktober 1845 in Ramsgate. (Meyers Konvers.-Lex. Art. „Fry" 1.) Ein Bild von ihr (Kupferstich), welches sie Sophien schenkte, befindet sich im Blumenberg im Besitz des Herrn Diakonissenvorstehers Daendliker.

Es sollte nun ein eigenes Krankenasyl gegründet werden. Im Hause Nr. 36[1]) an der Aarbergergasse fand sich ein bescheidenes Logis,



Haus Aarbergergasse 30 a, jetzt 26.

enthaltend: 1 größeres Zimmer, 3 kleine Stübchen samt Küche, etwas Keller und Estrich. Sophie wollte dasselbe mit einer Magd eröffnen.

Es war am 25. Juli 1844, als ein armer Taglöhner mit einem zweirädrigen Karren die Stadt Bern hinauffuhr, auf welchem einige

[1]) Respektive 36 a, seit 1882 nunmehr Nr. 26.

alte Bettstellen mit Bettstücken sich befanden. Auf den Karren gab niemand besonders acht, da alte wurmstichige Bettstellen keine besondere Anziehungskraft ausüben. Aber auf dem Karren lag etwas, welches das schärfste Auge nicht zu entdecken, die geschickteste Hand nicht zu fassen vermochte — ein Senfkorn! Und dieses Senfkorn — es wuchs, so daß es nach fünfzig Jahren seine Aeste und Zweige über drei Länder ausbreitete!

So hielt der Karren mit dem unsichtbaren Senfkorn still vor dem Hause Nr. 36 an der Aarbergergasse. Die wenigen Bettstücke waren bald versorgt und das Unverkäufliche des Bunsenschen Mobiliars bildete mit obigem den Anfang des Haushalts. Ein Spiegel fand sich nicht vor. Seine Stelle mußte ein kleiner Fensterflügel vertreten, den man öffnete und der bei einer gewissen Stellung die Lichtstrahlen vollkommen zurückwarf. Auf so bescheidene Weise nahm Sophiens Asyl seinen Anfang.

Eine Woche später wurde am 1. August das Lokal durch Prediger Eduard v. Wattenwyl-Wild, Evangelist Baumberger, Hrn. Meier und die Frauen des Vereins eingeweiht und am 8. August die ersten Kranken aufgenommen.

Aber nun entstanden neue Schwierigkeiten in ihrer Familie, da die Eltern ihre Einwilligung zur Leitung des Asyls durch sie verweigerten. Es war ja unerhört, daß ein edles Fräulein von Bern aus ihrer Familie scheide, in einer geringen Wohnung sich einmiete, mit Kranken und Armen lebe und mit Töchtern geringer Leute zusammenwohne!

Das war noch gar nie vorgekommen, und nicht nur die Eltern, sondern auch Verwandte und Freunde wollten sie daran hindern. Sie blieb allen Einwendungen gegenüber still und seufzte Tag und Nacht zu ihrem Gott. Zu Zeiten wollte es ihr freilich vorkommen, daß sie doch nicht richtig wandle, und daß die Freunde Recht hätten, wenn sie sagten, die einzig richtige Stellung einer Tochter sei, bei ihren Eltern zu bleiben. Innere Anfechtungen und Zweifel blieben auch nicht aus, sie hielt sich aber an ihren Gott und schrie Tag und Nacht zu ihm, wenn wohlmeinende Freunde ihr offen sagten, sie sei überspannt und gehöre einer schwärmerischen Richtung an, wobei sie gar leicht ins Irrenhaus kommen dürfte, um so eher, weil die Familie de Larrey zur Melancholie hinneige. Indessen wurde sie durch Gottes Fürsorge innerlich gestärkt und auch einige Freundinnen standen ihr zur Seite.

Die Schmach fehlte Sophien freilich nicht. Aber in dieser Zeit der Kämpfe lernte sie sich an den Unsichtbaren halten und das Gerede der Menschen wenig achten. Endlich erfuhr sie Gottes Hülfe dadurch, daß ihre Eltern einwilligten, sie ein halbes Jahr in die armselige, finstere Wohnung des Hauses Nr. 36 an der Aarbergergasse ziehen zu lassen, jedoch ohne alle und jede Unterstützung von Seite der Eltern und der Familie! Diese glaubten, sicher zu sein, daß sie nach sechs Monaten von ihren Ideen geheilt und glücklich sein werde, in den Schoß ihrer Familie zurückzukehren. Vor der Vernunft schien es klar zu sein, daß ein Werk, das arme Kranke aufnehme und pflege, ohne ein eigenes Haus, ohne Vermögen, ohne Unterstützung von Seite des Staates oder einer Gesellschaft zu haben — unmöglich bestehen könne, sondern in kurzer Zeit wieder aufhören müsse.

Sophie kam in neue Not; aber sie hielt fest daran: „Ist dieses Werk Gottes Sache, so wird Er für den Unterhalt sorgen.“ Ihre Freundinnen, die durch die monarchische Einrichtung ziemlich von der Mitwirkung ausgeschlossen waren, begeisterten sich nicht sehr für die neue Einrichtung. Sie selbst war viel zu zart und feinfühlend, um ihre Freunde um Gaben anzusprechen. Sie konnte dies nie thun und hat es nie gethan. Und sie, die Menschen gegenüber so stille schwieg über ihre Not und ihre Anliegen, sie schrie nur um so lauter zu ihrem Gott, zu ihrem einzigen Helfer in aller und jeder Not.

Welche Entbehrungen die an den Komfort eines patrizischen Hauses gewöhnte Sophie sich auferlegen mußte, kann man sich leicht denken. Welche Not sie durchmachte, und welche Gebetserhörungen sie erfahren durfte — das wird der große Tag offenbaren. Sie begann getrosten Mutes und fühlte bei dieser Armut und Entbehrung und Verläugnung die Nähe Gottes und seinen Frieden.

War es auch eine Folge ihrer Gebete, daß eine adelige Dame sich entschloß, 10,000 Fr. zu schenken? Dies geschah und war ein Wunder vor Vieler Augen. Das Kapital wurde aber angelegt und nur der Zins für die Haushaltung verwendet. Die Einrichtung blieb ärmlich: denn es fehlte an Luft und Licht und an allem, was man zum Komfort zählt.

Der gottselige Heimgang des Buchdruckers Rudolf Wyß und der Elisabeth Zürcher ermutigte Sophie auf dem betretenen Wege fortzufahren. Diese beiden Erstlingsgarben stärkten ihren Glauben und waren ihr das Siegel göttlichen Wohlgefallens in allen Stürmen, Kämpfen und Anfechtungen.

Im Juni des darauffolgenden Jahres (1845) besuchte sie verschiedene Diakonissenhäuser in Deutschland, was nicht ohne Einfluß auf ihre spätere Thätigkeit geblieben ist.

Als ihre Eltern sahen, daß sie in ihrem neuen Wirkungskreise glücklich war, daß wider alles menschliche Erwarten ihre Arbeit gedieh und sie vielen armen Kranken wohlthun konnte, so erteilten sie ihr die Erlaubnis, nun bleibend in der Stadt zu wohnen. Es war ein seltsamer Kontrast und bedurfte einer völligen und ganzen Hingabe an den Herrn. Bei ihren Eltern, die damals das ihrem Vater gehörende sog. Wyßlochgut in der Schoßhalde bewohnten, hatte sie eine wohleingerichtete Wohnung mit Luft und Aussicht auf die Alpen, hier eine ärmliche Stadtwohnung mit wenig Luft und Licht und übler Ausdünstung von Kranken — dort war sie bei Eltern und Geschwistern, hier bei Armen, Elenden und Verkommenen — dort im Umgang mit gebildeten und gelehrten Männern und Frauen, hier mit der niedersten Klasse und mit Gefallenen — dort an wohlbesetzter Tafel, hier bei geringer und ärmlicher Kost, wo man die Brosamen zu Rate halten mußte — dort war ein Ueberfluß an Möbeln, hier fehlte es an Stuhl und Bank — dort das feinste Silbergeschirr und Porzellan, hier gespaltene Teller und Tassen, ungleiche Messer und Gabeln und Löffel, ein buntes Gemisch und ein Durcheinander in allen Haushaltungsgegenständen, das jedem Ordnungssinn störend sein mußte. Aber sie achtete das nicht, sondern zog am 30. Dezember 1845, ihrem 36. Geburtstage, in das Haus Nr. 36 an der Aarbergergasse ein, verläugnete sich gerne, war dankbar für das Geringste, das man ihr brachte und behalf sich mit äußerst wenigem.

Als es sich im Herbst 1845 im Frauenkrankenverein darum handelte, junge Mädchen als Diakonissen zu Krankenpflegerinnen auszubilden, fürchteten die Frauen, es werde dies dem jungen Werke schaden und die dürftigen Fonds aufzehren. Da erklärte Sophie einfach, sie übernehme die Bildung der Mädchen auf eigene Kosten, womit die Bedenken beseitigt waren.

Doch gedieh dieses Werk nur äußerst langsam; die Diakonissensache war unbekannt, und man war ihr meist abgeneigt, indem man darin eine Rückkehr ins klösterliche Leben befürchtete oder einen Auswuchs des Pietismus darin zu erkennen glaubte. Von Deutschland her, wo Pastor Fliedner in Kaiserswerth die Diakonissensache anstrebte und ausführte, kam wenig Kunde nach Bern; wohl aber wurde in vielen Kreisen von den Irrtümern gelesen, welche der Graf von Gasparin den Diakonissenhäusern zuschrieb. Die Abneigung gegen diese

Sache war so groß, daß selbst christlichgesinnte Freunde Vorurteile dagegen hegten und ihr ganz und gar ferne blieben.

Im Krankenasyl wurde damals auch Suppe gekocht, die für die armen Stadtkranken abgeholt wurde. Einmal nahm eine solche Person den seidenen Regenschirm Sophiens mit. Zu ihrem Schrecken entdeckte sie bald den Verlust. Als der Schirm nicht zurückgebracht wurde, wandte sie sich auch in dieser Sache an ihren Gott und klagte ihm ihre Not: „Du weißt ja, daß ich den Regenschirm nötig habe und kein Geld besitze, einen andern zu kaufen, laß doch der Person keine Ruhe, bis sie mir den Schirm wieder bringt." Aber der Regenschirm wurde nicht gebracht. Sie betete getrost weiter, gewiß sie bekomme ihren Schirm wieder! Nach einigen Tagen gieng sie mit einem genesenden Kranken, Jakob Bollinger, aus, die Stadt hinab. Auf einmal rief dieser, als sie bei einem Seitengäßchen vorbeikamen: „Sehen Sie, da steht ja Ihr Regenschirm!" Und richtig, so war es. Offenbar hatte der Dieb dem Drange, den Schirm zurückzubringen, widerstanden, und der Herr hat es so geleitet, daß er ihn dort stehen ließ, als Fräulein Sophie vorübergieng. Aehnliche Gebetserhörungen hatte sie öfters.

Um jene Zeit mußte Sophie öfter ins Wittikofen, um ihre kranke und seit Jahren erblindete Großmutter zu pflegen.

Zu Anfang des Jahres 1846 durfte sie am 26. Januar eine wunderbare Erfahrung machen an einer Kranken, Namens Lehmann, die mit dem Veitstanz behaftet war. Dieselbe war so schwach, daß sie auf keinem Fuße mehr stehen konnte. Bei ihren heftigen Anfällen des Uebels kletterte sie an den Wänden hinauf und fiel dann plötzlich mit gesträubtem Haar unter gräßlichem Geheul zu Boden. An jenem Tage nun kniete Sophie bei einem solchen Anfall, der zwei Stunden dauerte, vor sie hin und befahl dem Geist im Namen Jesu Christi, zu verstummen. Wirklich wurde die Kranke darauf ganz still.

Als die Hausmiete entrichtet werden sollte, war kein Geld dazu vorhanden. Unmittelbar vor dem Termin selbst, am 6. Mai 1846, erhielt Sophie Wurstemberger den Besuch von mehreren Quäkern aus England, Befreundete der Elisabeth Fry, welche sie in ihrer ärmlichen Wohnung empfieng. Beim Weggehen drückten sie ihr etwas in die Hand — es waren sieben Goldstücke, womit die Hausmiete bezahlt werden konnte. Dies stärkte mächtig ihren Glauben und den ihrer Mitarbeiterinnen. Die Quäker selbst, die nur auf der Durchreise durch Bern kamen und ganz kurz blieben, hatten keine Ahnung von ihrer Geldverlegenheit.

Im Krankenhause wurden Hausandachten gehalten, bei denen kniend gebetet wurde. Kräftig und lebendig brachte Sophie Wurstemberger den Herzen das Wort Gottes nahe. Die Kranken wurden ergriffen, erwachten aus dem Sündenschlafe und suchten Gnade und Vergebung. Es kam häufig vor, daß man Thränenspuren von Konvaleszenten auf dem Boden fand, welche nachher in der Gemeinschaft des Herrn wandelten und durch die Krankheit einen Segen für die Ewigkeit empfiengen.

Nach zwei Jahren wurde der Raum zu enge, so daß man an eine größere Wohnung denken mußte. Diese fand sich im Hause Nr. 36 [1]) an der Brunngasse, wohin man am 25. Juli 1846 umzog. In den zwei verflossenen Jahren war nun das Senfkorn auf jenem zweirädrigen Karren, der damals in der Aarbergergasse einfuhr, so gewachsen, daß zwei große Wagen gebraucht wurden, um die Mobilien von der letztern nach der Brunngasse zu bringen. Am 4. August wurde die neue Wohnung eingeweiht.

Allein weit mehr noch als dieses Wachstum war es zu schätzen, daß ein junger christlicher Arzt sich willig finden ließ, die Kranken des Asyls unentgeltlich zu behandeln und sie, wenn nötig, täglich und oft mehrmals zu besuchen. Ueber fünfzig Jahre lang hat dieses der verehrte Dr. Eugen Bourgeois in hingebendster und uneigennützigster Weise ausgeübt, mit größtem Takt und größter Zartheit, welche sich nie irgendwelchen Uebergriff erlaubte, so daß während dieser ganzen langen Zeit niemals der geringste Mißton vorkam.

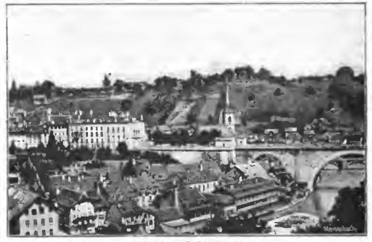
Nach zwei Jahren mußte auch dieses Haus in der Brunngasse wieder verlassen werden. An der Nydecklaube Nr. 200 [2]) wurde für die evangelische Gesellschaft ein Haus gebaut. In dessen Parterre und Souterrain zu ebener Erde des Gartens fand das Krankenasyl eine Stätte, wo es sich gedeihlich entwickeln konnte. Am 17. Mai 1849 wurde dieses Lokal bezogen und eingeweiht. Als am Abend des Umzugs der Mond in die hohen, geräumigen Zimmer des Hauses hineinleuchtete, da sank Sophie Wurstemberger mit ihren Mitarbeiterinnen auf die Knie und weihte das Haus mit allen, die darin ein- und ausgehen, dem Herrn in brünstigem Flehen und bat ihn, daß sie darin wirken möchte zu seines Namens Ehre, und daß er sie in diesem Hause heimgehen lasse! Dieses Gebet wurde erhört; denn nach 29 Jahren durfte sie von diesen Räumen aus zu ihres Herrn Freude eingehen!

[1]) Die frühere Nr. 36 Brunngasse ist seit 1882 nunmehr 64 Brunngasse und 5 Grabenpromonade; die jetzige Nr. 36 Brunngasse war vor 1882 Brunngasse 21 a.

[2]) Jetzt Nydeckgasse 11.

In den nun folgenden sechs Jahren, nach dem Einzug in das Haus an der Nydecklaube, fühlte Sophie als Hausmutter oft die drückende Last der Leitung ihres Werkes, und es wurde ihr, je länger je deutlicher, daß zur Führung desselben eine Frauenhand nicht ausreiche, sondern, daß zur Lösung mancher Aufgaben eine männliche Kraft erforderlich sei.

Schon von England her bekannt durch gemeinsame Freunde und durch ähnliche Fügungen zubereitet stand sie seit dem Jahre 1843 in regem schriftlichem Verkehr mit Herrn Johann Friedrich Daendliker von Hombrechtikon im Kanton Zürich, dessen Vater Johann



Asyl Nydeckgasse 200, jetzt 11.

Kaspar Daendliker dort mehrere Landgüter besaß, eines im „Tobel", eines „die Bochseln", ferner den „Gubel" bei Rapperswyl und die „Egg", sowie auch Land in Jona.

Dieser briefliche Verkehr führte durch gegenseitige Besuche und Austausch der gemachten Erfahrungen dazu, daß das begonnene Werk gemeinsam getragen wurde. Schon 1845 besuchte Herr Daendliker das Haus an der Aarbergergasse und nahm thätigen und helfenden Anteil an den spätern Umzügen und Einrichtungen des Asyls. Wohl war daher durch eine solche edle Vereinigung der Geister zu wohlthätigen Werken christlicher Nächstenliebe auch eine äußere Vereinigung beider für's ganze Leben gerechtfertigt, und so reichte denn am 6. März 1855 Sophie Wurstemberger dem erprobten und bewährten Freunde und

treuen Mitarbeiter an ihrer edeln Lebensaufgabe in der nämlichen Kirche von Muri, in der sie einst als kleines Kind durch die heilige Taufe erstmals dem Herrn zugeführt worden war, die Hand zum ehelichen Bunde. Elf Monate später verlor sie am 9. Februar 1856 ihre Mutter. Am 23. November 1860 wurde ihr Gatte auf der Zunft zu Pfistern in das Burgerrecht von Bern aufgenommen.

Von Mitte Dezember 1861 bis Ende April 1862 suchte eine schwere Typhusepidemie das Diakonissenhaus heim, welche aber nichts destoweniger, wenn sie auch vorübergehend eine Zeit der Trübsal und schwerer Glaubensprüfung bildete, dem Werke Sophiens und ihres Gatten zu einer Segenszeit wurde. Denn in ihrem innersten Herzens- und Glaubensleben durch diese Heimsuchung nicht nur geprüft, sondern auch gestärkt, erkannten die beiden Hauseltern angesichts der Umstände, in welchen sich ihr Werk damals befand, darin einen Wink von oben,



Wartheim.

dasselbe im Glauben zu vergrößern und zu diesem Behufe Grundeigentum zu erwerben. Dies geschah, indem sie am 31. März 1862 um 32,000 Franken das kleine Reynens'sche Gut auf der Höhe des Altenberges kauften, welches aus einer alten Scheune, in der sich zwei Wohnungen befanden, zwei Jucharten Land und einem ehemaligen kleinen Rebhause bestand. Sie legten dem Grundstück den Namen „Wartheim" bei. Die Scheune wurde zu einem Krankenhaus umgebaut, das am 19. Dezember 1863 bezogen werden konnte.

Am 2. Mai 1864 erkrankte Sophie Daendliker selbst schwer am Typhus, so daß man für ihr Leben fürchtete. Sie genas mit Gottes

Hülfe zwar wieder völlig; allein sie sah nicht bloß und jedenfalls nicht hauptsächlich in der Genesung seine Gnade, sondern noch viel mehr in den innern Erfahrungen, die sie während dieser Krankheit hatte machen dürfen. Denn bisher hatte sie oft beim Gedanken an den Tod ein Grauen empfunden, es bangte ihr vor dem Losreißen der Seele von den Fesseln des Leibes. Sie, die Zeuge war bei Hunderten, die im Todeskampfe lagen, kannte das Ringen und Ächzen, das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden und sagte oft: „Wie das Leben eines Menschen, so ist meist auch sein Todeskampf. Mein Leben war schwer, ich fürchte, mein Ende wird auch so sein.“ In dieser Krankheit nun trat hierin bei ihr ein Wendepunkt ein. Sie hatte eine solche Gnadenerfahrung des Herrn erlebt, Ihn in seiner majestätischen Herrlichkeit so wahrgenommen, daß alle Todesfurcht und alles Todesgrauen verschwanden. Wochenlang empfand sie eine Seligkeit, die sie über alles hinübertrug! Sie hatte Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Oft äußerte sie sich in jenen Tagen hierüber gegen Vertraute mit dem Beifügen: „Was Menschen von Gott und von seiner Ma„jestät erzählen und davon zeugen, das ist ganz unzulänglich, das reicht bei weitem nicht, es giebt keine Worte, die dies ausdrücken.“ Zur Erholung begab sie sich alsdann im Juli vierzehn Tage nach Deiswyl aufs Land zu ihrer Freundin Henriette von Wattenwyl.

In der zweiten Hälfte der Siebenzigerjahre stellte sich eine Abnahme der Kräfte bei ihr ein. Sie klagte oft, das Gedächtnis nehme ab, und auch das Gehör und Gesicht beginne zu schwinden. Das Sehnen nach der obern Heimat wurde je länger je stärker. Man fand sie stundenlang mit ihrer Bibel beschäftigt und im Gebet, aber herzlich gerne bereit, jedem Eintretenden willig sein Begehren anzuhören und wenn möglich zu erfüllen, niemals unwillig über plötzliche Störungen. Man spürte es ihr an, ihre Füße waren noch auf der Erde, aber das Herz war droben.

Als sie vernahm, daß im Blumenberg gebaut werde, fragte sie: „Wozu jetzt noch bauen?“ „Für einen Betsaal, kein Zimmer faßt mehr die Leute,“ war die Antwort, auf welche sie erwiderte: „Ach, so baut nur, ich brauche ihn doch nicht mehr.“ So war es auch.

Mehrmals sagte sie: „Laßt mich gehen, haltet mich nicht mehr auf. Wenn ich nicht mehr da bin, so geht manches weniger gut, aber manches geht auch besser.“ Und insbesondere legte sie der Schwester Margareth nahe: „Gieb Dich nach meinem Tode nicht der Trauer hin, sonst verlierst Du den Segen.“

Im Januar 1877 erkrankte sie an einem Kapillar-Katarrh, aus dem sich die Wassersucht bildete. Wochenlang schwebte sie am Rande des Grabes. Sie sehnte sich heimzugehen, müde von der Last und dem Kampfe des Lebens. Das Diakonissenhaus in allen seinen Gliedern und mit ihnen eine große Schar von Freunden vereinigten sich, um Erhaltung dieses teuren Lebens zu bitten. Die Kinder der Sonntagsschule im Hause, circa 800 an der Zahl, gaben von sich aus den Anstoß zum Gebet für die allen liebe Kranke. Der gnädige Gott antwortete auf das vereinte Flehen mit seinem Amen — und sie genas wieder, zum Dank und zur Freude aller. Allein seither fühlte ihr Herz Heimweh nach der himmlischen Heimat und oft wiederholte sie: „Es ist nur für kurze Zeit."

Im Januar 1878 war es eine Leberkrankheit, die sie ans Krankenlager fesselte, ihr Leben war aufs neue bedroht — sie war dem Ende nahe. Da schaarten sich die Beter wieder zusammen, Gottes Thron umlagernd, und abermals erhörte der Herr in Gnaden das Flehen Seiner Kinder.

Am 9. April war Schwestern-Konferenz, an der sie teilnahm und dabei die merkwürdigen Worte aussprach: „Ihr habt mich nun zweimal durch Euer Gebet vom Tode zurückgehalten; zum dritten Male geht dies nicht mehr, der Herr nimmt mich dann wie im Sturme heim, es bleibt Euch keine Zeit mehr zum Beten." Am 16. April ordnete sie noch für eingetroffene Besuche und Einladungen das Nötige an und machte noch Einschreibungen ins Kassaheft. Sie war ganz besonders heiter und herzlich.

Gegen 11 Uhr nachts zeigte sich beim Husten blutiger Auswurf, und sie fühlte Stiche, Beginn einer Lungenentzündung. Sie litt einige Stunden ziemlich. Die pflegende Schwester ahnte ihren baldigen Heimgang und sprach mit ihr von der Osterfeier im Himmel. „Meinst Du wirklich? Ich fühle mich noch nicht so sehr krank", antwortete Sophie. Sie begann zu schlummern, konnte indessen noch einige Zeit die an sie gerichteten Anreden erwidern, so z. B. antwortete sie auf die Frage, wie es ihr gehe, in unbeschreiblich kindlicher Weise: „Mir geht es recht gut; ich bin selig und eingeschrieben in des Heilands Buch." Sie wollte noch alle zur Ruhe schicken und sagte: „Schlaft wohl, ihr müßt sicher schlafen, ich bin auch schläfrig." Aber von Stunde zu Stunde sah man ihre Kraft sinken und wußte, daß der Herr komme, sie heimzuholen. Auf Bibelstellen antwortete sie stets noch, aber je länger je weniger vernehmlich. Immer deutlicher gestaltete sich auf ihren edeln Zügen das Bild des Todes. Noch vernahmen ihre An-

gehörigen die leisen Worte: «La puissance et la gloire»; dann versagte die Stimme, das Gehör nahm ab, der Atem wurde kürzer, und in der neunten Morgenstunde des Mittwoch, 17. April 1878, nur zehn Stunden nach Beginn der Lungenentzündung, gieng Sophie ohne schweren Todeskampf und ohne Aengstigungen schlummernd heim. Sie durfte an sich selbst die Wahrheit des Gotteswortes erfahren: „Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit. Der Herr wird ihn erquicken auf seinem Siechbette" (Ps. 41, Vers 2 und 4).

Sophiens irdische Überreste wurden am Nachmittag des Sonnabend 20. April auf dem eben erst zum Beginn des Jahres neu eröffneten [1]) Schoßhaldenfriedhofe unter großer Teilnahme zur letzten Ruhe bestattet.[2]) Ein oval ausgehauener Stein, auf dem sich ein großes Kreuz aus weißem Marmor befindet, bezeichnet die Stätte, wo die sterbliche Hülle der edeln Wohltäterin ruht, gibt ihren Namen, ihr Geburts- und Todesdatum an, nennt sie als Gründerin des bernischen Diakonissenhauses und enthält am Schluß den Spruch: Friede sei mit euch!

Sophie Daendliker war von stattlichem Wuchs und schönem Ebenmaß. Von würdevollem, aber dabei dennoch einfachem, ungeziertem und natürlichem Auftreten hatte ihre ganze Erscheinung etwas imponierendes, ja majestätisches, das unwillkürlich Ehrfurcht einzuflößen geeignet war, das aber ihrer innerlichen edeln Einfachheit und christlichen Schlichtheit nicht im geringsten im Wege stand. Den vornehmsten wie den geringsten ihrer Mitmenschen gegenüber wußte sie mit einem ihr eigenen großen Taktgefühl stets diejenigen richtigen Umgangsformen zu treffen, die am besten geeignet waren, die Leute von der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu überzeugen und dadurch einen nachhaltigen Eindruck zur Erweckung des Guten auch bei andern zu bewirken. Ganz besonders viel aber lag in ihrem Blick, in welchem sich ihre geistige Persönlichkeit schon allein fast vollkommen offenbarte. Aus ihren seelenvollen Augen sprach nicht nur eine unbeschreibliche, mit hervorleuchtender Klugheit und Verstandesschärfe gepaarte echt christliche Milde und Herzensgüte, sondern auch eine große Festigkeit und Entschiedenheit des Charakters, was ihr etwas geistig und seelisch Überlegenes gab, und das jedem, der sie persönlich gekannt hat,

[1]) Als erster wurde am 2. Januar 1878 auf demselben begraben der am 29. Dezember 1877 zu Bern verstorbene Ludwig Salomon Friedrich von Wattenwyl vom Murifeld.

[2]) Grab Nr. 64, Reihe 1, Abteilung I.



Friedrich August Flückiger
1828—1894.

unvergeßlich bleiben wird. Was Sophiens innere Person betrifft, so wird dieselbe am besten und vollständigsten durch ihren Wahlspruch bezeichnet: „Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit“ (Kol. 3, 14).

Quellen: Das Vorstehende ist ein mit gütiger Erlaubnis des Hrn. Verfassers genommener Auszug aus: „Ebenezer oder Fünfzig Jahre des Diakonissenhauses Bern. Von J. Friedrich Daendliker. Verlag des Diakonissenhauses Bern 1894“, wofür Herrn Diakonissenvorsteher Daendliker hiemit der beste Dank ausgesprochen sei, ebenso wie für die gütigst zur Verfügung gestellten Clichés.

Bern, den 12. November 1900.

R. von Diesbach.

Friedrich August Flückiger.

1828–1894.

Von Freunden und Schülern sind dem vor sechs Jahren verstorbenen F. A. Flückiger warm empfundene Nekrologe gewidmet worden. Diese sehr verschiedenartigen, zahlreichen Biographien geben ein Bild seines Lebens und Wirkens, denen ich einiges hinzufüge, was seine Allernächsten kannten.

Friedrich August Flückiger wurde am 15. Mai 1828 in Langenthal geboren. Friedrich Flückiger, der Vater, ein zartgebauter Mann, führte daselbst einen Eisenhandel und lebte mit der Gattin zweiter Ehe, der klugen, energischen Anna Maria Gygax, in ruhigen, wohlgeordneten Verhältnissen; er starb aber schon 1841, ehe die Kinder, Friedrich August und Rosalie Albertine, den Jugendjahren entwachsen waren. Mit dem zehnten Jahre wurde der zur einstigen Übernahme des Geschäfts bestimmte Sohn nach Burgdorf gebracht; zwei Jahre vorher, 1836, hatte der Vater das Burgerrecht der Gemeinde Burgdorf erworben. Im Progymnasium dieses Städtchens brachte Fritz, wie er genannt wurde, 6 Jahre als einer der besten Schüler zu. In diese Zeit der Entwicklung seiner großen Gaben fällt der frühe Tod des Vaters und gegen Ende des Jahres 1843 eine schwere Krankheit, die auf Monate den Schulbesuch unterbrach, ja abschloß. Eine Ehrung für den ungern Scheiden=

den, eine Anerkennung seines Fleißes war die ihm zufallende Aufgabe am Fest der Solennität als „Sprecher“ aufzutreten, was der fünfzehnjährige Gymnasiast in ernster, jugendlich pathetischer Rede that. —

Ich erinnere mich wohl, wie er uns, seinen Kindern, oftmals erzählte, daß diese beiden Schicksalsschläge gerade zu jener Zeit ihn sehr hart trafen, welchen Schmerz er empfand, ohne Abschluß die Schule verlassen zu müssen; denn sobald er genesen, trat der Wunsch der Familie, ihn bald möglichst an die Spitze des Geschäfts zu stellen, in den Vordergrund. —

Im Frühling 1845 schickte ihn die Mutter gesund und frisch in die Handelslehranstalt von K. Nobacḱ in Berlin. Dieses damals in seiner Blüte stehende Institut bot ihm anfangs eine Fülle von Anregungen; bald aber fesselten ihn die Vorträge der Naturforscher, besonders des Chemikers Rammelsberg, mehr wie alles übrige, und der eigentliche Zweck seines Aufenthaltes trat zurück, um dem stets wachsenden Verlangen nach dem Studium der Naturwissenschaften Platz zu machen. —

Die Vertraute seiner inneren Umwandlung war seine, um ein Jahr jüngere Schwester Albertine, die, selbst regen Geistes, mit dem Bruder in innigstem Einverständnis lebte. Ihrer schwesterlichen Treue verdanke ich die Briefe, die ich hier teilweise aufführe. Im Juni 1845 schrieb er ihr:

„Karl Noback, den Direktor, kann ich dir mit wenigen Zügen schildern. Er ist sehr kenntnisreich, namentlich in Chemie und Mineralogie, mitteilend, freundlich, freisinnig in jeder Beziehung, gutmütig, etwas phlegmatisch, daher er denn auch eben kein Vorbild der Ordnungsliebe, Thatkraft und Energie genannt werden kann. Seine guten Eigenschaften sind aber so überwiegend, daß ich ihn hochachte. Im Anfang sagte mir der Unterricht wenig zu; die Lehrer sind gut; allein der vielen hohlen Köpfe wegen geht es so langsam vorwärts, daß ich mich langweile. Am meisten zieht mich die Chemie an, die von einem ausgezeichneten Docenten vorgetragen wird; dann deutsche Litteratur, Waarenkunde, wobei viel Mineralogie und Chemie vorkömmt, Französisch, Rechnen. Die andere Hälfte des Unterrichts zieht mich nicht an, z. B. Correspondenz, Buchhaltung, Wechselkunde, lauter Dinge, die ich bei Herrn B. bereits gelernt habe. Die Anstalt befriedigt meinen Geist nicht; denn sie bewegt sich in untern Regionen. Länger als ein Jahr werde ich schwerlich in der Anstalt bleiben. Komme ich im Herbst in die erste Klasse, so kann ich bis Ostern 1846 den ganzen Kursus durchmachen. — Im allgemeinen gefällt mir Berlin weit besser als ich gehofft. Die Gegend

z. B. ist nicht ganz so schlimm, wie ich dachte, an den Seen, die die Spree und Havel bilden, liegen sehr anmuthige Landschaften, obgleich nicht im Entferntesten mit dem Zürcher- oder Langen-See zu vergleichen. Ein besonderes Vergnügen gewährte es mir, den höchsten Berg in der ganzen Gegend zu besteigen; da derselbe in der Höhe beinahe dem „Schorenhubel" gleichkömmt, kannst du dir denken, welche Mühe mich dies kostete!!! —"

Zwei Monate später schreibt er:

„Die Handelslehranstalt muß ich dir nun noch schildern; ich habe schon gesagt, daß sie meinen Geist nicht befriedigt, und muß bei diesem herben Ausspruch bleiben. Die Lehrer will ich durchaus nicht anklagen, aber die Schüler, meine lieben Mitschüler! Denke dir meine Klasse: es sind da ungefähr 20 Leute von 15—18 Jahren. Von diesen 20 sind zwei einzige, ein Schwede und ich (ohne mich herauszustreichen; denn darum ist mir gar nicht zu thun), die Verstand und Fleiß besitzen, wie dies von den Lehrern anerkannt wird — bleiben noch 18; davon haben noch 3 Verstand, aber keinen Fleiß, von den übrigen 15 besitzen noch Einige „Spuren von Verstand", aber keinen Fleiß. Also im allgemeinen stelle ich den (von Direktor Noback anerkonnten) Satz auf, daß in meiner Klasse von 20 Leuten, 2 fleißige-verständige, 3 verständige-unfleißige und 15 unverständige-unfleißige sind; von diesen 15 Verstandlosen aber sind 8 wirklich und eigentlich dumme, beschränkte, einfältige Pinsel." —

Direktor Noback ist ihm ratend zur Seite gestanden, und wieder schreibt er der Schwester am 29. September 1845:

„Sieh, mein liebes Tinchen, die Schule taugt gar nicht für mich. Ohne zu prahlen, kann, ja muß ich sagen, daß sie mir viel zu tief steht. Ich habe nun meinen Plan so gestellt, daß ich bis zu Neujahr hier bleibe, dann aus der Handelsschule, der verwünschten, austrete, bis zum April Latein nachhole und einige Vorlesungen, Chemie, Geschichte, Philosophie, Litteratur und was sonst mich anzieht, besuche und das etwa 2 Jahre lang nach deren Verfluß ich weiter die Handelsstraße zu verfolgen gedächte. Herr G. scheint der Meinung zu sein, daß ich den Handel aufgäbe und mich völlig einem wissenschaftlichen Berufe widme. Dies geht aber nun schon über meine Wünsche hinaus; denn der Handel verspricht mir einst ein gesichertes Unterkommen, während die Wissenschaft mir nichts bieten kann; denn da kömmt es lediglich auf innere Kraft an, und wer weiß, ob ich so viel besitze, um mir einen Weg bahnen zu können? O ich habe schon oft gedacht, wie wunderbar es mir seit meiner Krankheit gegangen ist; habe schon oft zu Gott gefleht, daß meine Bestrebungen endlich einen angemessenen Ausgang finden möchten; aber ach, ich bin noch lange nicht am Ziel." —

Aus diesen Worten spricht eine Bescheidenheit, die ihm allzeit treu geblieben ist, aber auch ein Bewußtsein seiner Überlegenheit, ein klares Einsehen der Unmöglichkeit, so weiter zu arbeiten, wie es einem Siebzehnjährigen wohl nicht immer gegeben ist. Er trat denn auch im Dezember 1845 aus der Schule aus, mit ihm der Schwede, und warf sich mit Eifer auf das Studium der ihn interessierenden Fächer. Sein ganzes Verlangen erstreckte sich auf die zwei weiten Gebiete der „großen, herrlichen Natur" und des „kräftigen Mittelalters, der Blüthezeit unseres Vaterlandes."

Im Frühjahr 1846 verließ er Berlin. In diesem einen Jahr hat er wohl den Grund gelegt zu seiner außergewöhnlich vielseitigen Bildung und den Ansporn empfangen, der fest wurzelte, das einmal Erfaßte nach Kräften zu ergründen und zu beherrschen. Er beabsichtigte zuerst der chemischen Institute wegen nach Heidelberg zu ziehen, änderte aber den Plan und bezog die Universität Bern, wo er zwei Semester blieb und ganz besonders durch chemische und geologische Studien gefesselt wurde. Aus seinen Briefen spricht eine warme Begeisterung für den Geologen Bernhard Studer, für dessen tiefe Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit, ein hohes Interesse an den Ausflügen, die unter Leitung dieses ausgezeichneten Mannes in die Gletschergebiete gemacht wurden, Besteigungen, die er mit gewandter Feder, fein beobachtend, in lebhaften Farben und heller Jugendlust schildert. Nebenbei trieb er Geschichte, die er bis zu seinem Lebensende mit der Pharmakognosie in Zusammenhang brachte. Dem im Jahr 1846 gegründeten historischen Verein des Kantons Bern trat er als thätiges Mitglied bei, und so waren denn auch seine ersten Veröffentlichungen historischer Natur: „Mittheilungen über die Geschichte Langenthales und Umgegend bis zur Reformation" (Langenthal, Juni 1847), und „Geschichte des Amtes Aarwangen". Versuch einer historischen Monographie, eine teilweise Umarbeitung der ersten Arbeit die im Juli 1847 erschien. Er teilt dies der Schwester mit und fügt in jugendlichem Unmut hinzu:

„Es macht bei den beschränkten und materiellen Langenthalern keinen Eindruck und findet so schlechten Absatz, daß ich die Druckkosten, Fr. 100, selber daran setzen muß. Ich habe es Herrn Spieß zugeeignet, und sein Danksagungsbrief läßt mich glauben, daß ich die schöne Aufgabe, die ich mir gestellt, nicht ungeschickt gelöst habe."

Dennoch trat der Gedanke an den kaufmännischen Beruf aus Pietät dem stets gehegten Wunsch der Mutter gegenüber wieder in den Vordergrund, und so entschied er sich, um die Wissenschaft nicht

ganz zu verlieren, zum Apothekerberuf, dessen praktische Seite, die Apotheke, ihn allerdings nie befriedigte.

Die Lehrzeit in der damals Pflügerschen „Apotheke zur Schlange" in Solothurn unter W. Pfähler vom Mai 1847 bis Dezember 1849 ist dem an freies Studium Gewöhnten nicht leicht geworden; besonders empfindet er die Einförmigkeit, die gänzliche Unmöglichkeit fördernde Arbeit zu machen; aber seine Pflicht hat er treulich erfüllt und nur seinen Gefühlen in Briefen an die Schwester Luft gemacht. Im Jahre 1848 schreibt er ihr:

„Ich lebe maschinenmäßig, langweile mich schrecklich. Früh morgens wird die Maschine auf die Beine gestellt, geht ihren einförmigen Gang bis zum Abend fort, wo endlich der gemarterte Geist sie in den Ruhestand versetzt. Zwischen hindurch geschieht es auch wohl etwa, daß ich plötzlich auf den Einfall gerathe, ich sei ein Mensch. Da gaukeln dann oft wie bunte Traumbilder die allerverschiedensten Erinnerungen und Hoffnungen vor meinen Augen herum. Es ist mir, als wäre ich lebendig begraben. Immer und immerfort die gleichen Gesichter um mich, dazu noch so langweilige, wie das, welches der pedantische G. ins Feld führt. Das Tabakrauchen betreibe ich zur Erholung ziemlich stark!" —

Also ist ihm der Tabak einmal ein Trost gewesen! Ich kann mir meinen Vater weder mit Pfeife, noch Cigarre vorstellen; immer hörte ich ihn über dieses „Giftkraut" verächtlich reden, und oft erzählte uns sein alter, treuer Freund, Herr D.*), wie er eines Tages den Studiosus angetroffen habe, mit Eifer einen Pfeifenkopf reinigend, und wie er auf seine erstaunte Frage gesagt habe, solch' schmutziges, braungelbes Zeug könne er doch nicht sitzen lassen. —

Ende des Jahres 1849 entließ ihn H. Pfähler; für Prinzipal und Lehrling sprechen die Worte des Zeugnisses:

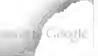
„Herr F. A. Flückiger hat die Zeit zur Ausbildung in seinem Berufe mit allem Fleiß benutzt und besonders keine Gelegenheit versäumt, seine schon früher ausgezeichneten wissenschaftlichen Kenntnisse zu vermehren. Verbunden mit obigem hat er sich durch Treue und ein untadelhaft sittliches Betragen meine volle Achtung und Liebe erworben."

H. Pfähler.

Solothurn, 22. Dez. 1849.

Seine Studien setzte Flückiger in Genf fort. Sie waren vorwiegend botanischer Natur und veranlaßten Ausflüge, die er stets mit Freude erwähnte. Dort schloß er Freundschaft mit den Botanikern

*) Herr Hans Dür in Burgdorf.



L. Fischer und Joh. Müller und dem Physiker F. Burkhardt; auch boten die reichen Herbarien der Stadt Genf die allerbeste Gelegenheit zum eingehenden Studium dieser Wissenschaft, die ihn ungemein ansprach, die er sich in hohem Maß zu eigen machte, die auf unseren Reisen auch für uns stets lebhaft in Betracht kam. Schon in unsern Kinder jahren in Bern, später in Straßburg, sei es auf Spaziergängen, auf Ausflügen in die Vogesen, den Schwarzwald, in die Schweiz, machte er uns aufmerksam auf den Wuchs, den Organismus, die Eigentümlichkeiten dieser oder jener Pflanze, erklärte uns, woher sie stamme, wann sie nach Europa gekommen, zu was sie nütze, suchte uns die lateinischen Namen einzuprägen, wobei er zu sagen pflegte: „Lernt die lateinischen, das ist viel besser, als den Kopf zu ermüden mit all den Lokalnamen; die helfen euch nichts." Die kleinen Bauerngärtchen zogen ihn stets an und meist entdeckte er ein aus der Mode gekommenes Kräutchen, das zur Pharmacie in Beziehung stand, dessen Bedeutung er erkannte. Später auf Fahrten in fremde Länder war es eine Freude, ihn über fast alles und jedes fragen zu können; sein Gedächtnis, sein Fassungsvermögen waren erstaunlich, seine Vielseitigkeit so groß, daß dadurch manchmal eine gewisse Ruhelosigkeit entstand, die uns oft besorgt machte. —

Bald aber regten sich Zweifel in ihm. Er schreibt der Schwester:

„Mit meinen Studien bin ich ziemlich zufrieden, d. h. für hier. Erblicke ich aber hier und da in der Allg. Augsburger Zeitung die Verzeichnisse der Vorlesungen auf deutschen Universitäten, so ist es mir, ich möchte schnurstracks aufpacken und nach Göttingen, Jena oder Heidelberg reisen. Ich habe mich mit dem ersten pharm. Werke der Franzosen bekannt gemacht; obgleich ich viel gutes darin fand, so stieß ich doch fast auf jeder Seite auf Mängel, die mich durch den Gegensatz in laute Bewunderung deutscher Gründlichkeit, deutschen Fleißes und Ernstes ausbrechen ließ. Ich gehe täglich von 9—12 zu de Candolle, wo ich nach Belieben die Bibliothek und das Herbarium, beide großartig ausgestattet, benutzen darf. Für die Chemie aber finde ich hier gar nichts. Es ist entsetzlich, wie viel ich noch vor mir habe, wie weit mich die drei Lehrjahre zurückgebracht haben. Und schon das 23. Jahr vor der Thüre! Ich habe schon öfters mit meinem Freund Fischer darüber gestritten. Er räth mir, keine Zeit mit der Pharmacie zu „verlieren", sondern Chemie zu treiben, wie auch er die Apothekerei ganz verlassen habe. Ich habe mir aber vorgenommen, das Examen abzulegen, mich vorerst zu einem in jeder Beziehung tüchtigen Apotheker auszubilden; denn es ist doch tröstlicher, selbständiger Apotheker zu sein, als irgend eine schlecht bezahlte Lehrerstelle zu bekleiden."

So nahm er denn am 30. Juni 1850 die Stelle in der Storchenapotheke (Jannesson) in Straßburg an, nicht ahnend, daß das Schicksal, 23 Jahre später, seinen Wirkungskreis an die Kaiser-Wilhelms-Universität legen werde, und daß die deutsch gewordene Stadt ihm und den Seinen eine Heimat werden sollte. Seine Briefe aus der Zeit dieses ersten Straßburger Aufenthaltes lauten stets gleich. Sie schildern die Arbeit, die aus „allergewöhnlichsten, zwecklosen, pharmaceutischen Schmierereien" besteht, „da alle Präparate, wobei zu lernen wäre, gekauft werden", die schlechte Unterkunft in einer kalten Dachstube in der engen, schmutzigen Grand'rue, die „Höllenqual des Konditionierens", aber dann auch wieder Freude an der reichen Flora, an den vielen Kanälen, Bächen, Sümpfen, dem Rhein, den Wiesen, Hügeln und Wäldern. Er sollte bis Ostern bleiben, gab aber trotz Warnung des Herrn Pfähler Ende Dezember 1850 die Stelle auf. Herr Pfähler schrieb ihm:

„Es ist nichts mißlicher, als sich in der Praxis von seinen Untergebenen übertroffen zu sehen, was bei Ihnen leicht der Fall sein würde, wenn Sie jetzt schon der Kondition Valet sagen. Wäre es Ihr Wille, nach bestandenem Examen ein Geschäft zu führen, dann müßte ich Ihnen dringend rathen, sich noch einige Zeit in einer Apotheke aufzuhalten, um noch manche, Ihnen anscheinend unnötig vorkommende Kenntnisse zu erwerben."

Zu diesen Worten machte Flückiger die Randbemerkung:

„Pf. sieht in mir noch seinen Lehrling, der verstimmt über läppische Zumuthungen (Abwischen seiner Apotheke, Papierdüten machen) unterthänig in seiner Apotheke herumschleicht."

Den Ausschlag gab ihm die Betrachtung:

„Sollte ich anfangs im Geschäft einige Mühe haben, so läßt sich das ohne Frage durch Uebung ändern; bin ich aber wissenschaftlich nicht auf der Höhe der Zeit, so ist es unmöglich, das in der Praxis nachzuholen. Ich muß eine wissenschaftliche Basis haben und zwar eine, die mich lebenslänglich trägt." —

Seine Anfrage, das pharm. Examen im Frühjahr machen zu dürfen, wurde von Bern abschlägig beantwortet. So zog er wohlgemut über die wiedergewonnene Freiheit nach Heidelberg. Innerlich und äußerlich in besserer Verfassung, fühlte er sich glücklicher. Er konnte in freier Verfügung über seine Zeit dem Studium obliegen und bewohnte an Stelle der „gräßlichen Dachkammer" ein luftiges, geräumiges, helles Zimmer. Der Chemie wandte er nun sein Interesse zu, wurde ein sehr eifriger Schüler des Chemikers F. W. H

Delffs, um bald darauf zum Assistenten vorzurücken. Während zwei Semestern, von Michaelis 1851 bis Juni 1852, verwaltete er diese Stelle „nicht nur mit Fleiß und Treue, sondern auch mit ungewöhnlichem Talent". Der Abschluß dieses wohl angewendeten Jahres war das am 4. Juli 1852 mit «summa cum laude» bestandene Doktorexamen. Ganz fein schrieb er auf das Diplom, das er der überraschten Mutter zuschickte: «Mère, que dites-vous de votre fils?» Dabei mag er wohl eine gewisse Genugthuung empfunden haben, nicht so wohl ihr gegenüber, die, wenn sie auch sein Streben nicht ganz begriff, es doch billigte und unterstützte, als vielmehr andern gegenüber, die ihm immerfort die Übernahme des väterlichen Geschäfts als Pflicht vorstellten.

Wie wenig er aber trotz dieses Erfolges mit sich selbst zufrieden war, zeigen die bittern Worte, die er an die Schwester richtet:

„Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß ich wohl nie Großes leisten werde. Ich hatte schon früher einsehen lernen, daß, wenn ich geistig über vielen andern stehe, dies nur glücklichem Talente, der Gabe leichter und klarer Auffassung zu verdanken ist, daß mir aber die göttliche Gabe des schöpferischen Genies versagt ist, die produktive Geisteskraft, die nichts ersetzt, nicht geschaffen werden kann, wo sie fehlt."

Die Mutter, von einfachem, klaren Wesen, eine Frau, von der gesagt wurde: „Sie hat mehr gearbeitet, als viele andere", entsprach auch jetzt seinem Wunsch vor dem Beginn einer festen Thätigkeit nochmals in die Fremde zu ziehen. Sie hatte ihn ja vor Jahren, kaum erwachsen, aus dem stillen Langenthal nach Berlin gesandt und war jetzt mit Paris einverstanden, wo er den Winter 1852–53 zubrachte. Paris stand im Mittelpunkt des geistigen, wissenschaftlichen Lebens; Männer, wie die Chemiker Dumas und Wurtz, lehrten an der Sorbonne oder an der Ecole de Médecine, und in dieser letzteren arbeitete der gut aufgenommene junge Doktor. Uns hat er oft erzählt von der glänzenden Art des Vortrages Adolf Wurtz', der Lebendigkeit und außerordentlichen Liebenswürdigkeit dieses Gelehrten, von der großen Arbeit, die er leistete, und zu der er andere anregte unter Laboratoriumsverhältnissen, die im Vergleich zu der Jetztzeit von primitivster Ausstattung waren.

Im April 1853 verließ er das Laboratorium und hatte „ohne ernstliche Beschäftigung Paris satt". Theater, Konzerte, gesellschaftliche Genüsse, wenn schon ihnen nicht abgeneigt, genügten ihm rasch. In großes Entzücken gerät er aber doch über die Tragödin Rachel, die

ihn „mehr ergreift, als er es je von einer Schauspielerin für möglich gehalten hätte"; auch freut er sich über gute Musik, bekennt aber, daß er nichts davon verstehe. Großes Verständnis brachte er der bildenden Kunst entgegen, ganz besonders der Skulptur und Architektur; lag doch in seiner Seele ein wahres Verlangen nach Schönem, und wo es zu finden ist, sei es in Natur oder von Menschenhand erschaffen, nahm er es in sich auf. So ist auch er durch die reichen Kunsthallen gewandelt mit tiefem Verständnis und offenem Sinn, so ist auch er vor der unvergleichlichen Venus gestanden, die in unberührter Hoheit auf den still zu ihr Emporschauenden immerfort wirkt. —

Vor der Heimreise verbrachte er kurze Zeit in London, dessen großes Leben einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte. Viele Jahre später führte ihn sein Weg wieder dorthin in das Haus seines Freundes und Fachgenossen Daniel Hanbury, der in wissenschaftlicher und rein persönlicher Weise seinem Leben sehr nahe gestanden hat. Diese beiden Männer verband in erster Linie das geistige Interesse, die gemeinsame Arbeit: „die Pharmacographia", dann aber, wie sie sich persönlich kennen lernten, eine große Zuneigung, eine ungetrübte Freundschaft bis zu dem 1875 erfolgten Tode des D. Hanbury. —

Im September 1853 traf er wieder in der Heimat ein und entschloß sich zum Kauf der „Großen Apotheke" in Burgdorf. Diese trat im gleichen Jahre noch in Verbindung mit der Drogenhandlung F. Lüdy und bestand unter der Firma Flückiger u. Co. 7 Jahre lang. Die Zeit, die er der praktischen Berufsthätigkeit abgewinnen konnte, benutzte er zu weitern Studien auf wissenschaftlichen Gebieten; auch las er viel, um „seine Schreibweise zu vervollkommnen", denn er liebte einen klaren, individuell ausgeprägten anregenden Stil, verurteilte im Besondern endlose Sätze und Fremdwörter, denen er ein Recht nur zuerkannte, wenn die entsprechende deutsche Bezeichnung fehlte. Seinem Stil lag eine natürliche Begabung zu Grunde; aber er hat dennoch stets an ihm gefeilt. Als wir erwachsen waren, gab er uns oft seine Korrekturbogen, die wir eifrig durchlasen und wobei wir beinahe eine gewisse Freude empfanden, wenn wir irgend etwas entdeckten, was in Bezug auf Wortstellung oder Satzbau angreifbar schien. Hatten wir einmal recht, so gab er es zu, sagte aber: „Helft es umändern", und dabei erst sahen wir, wie wohl überlegt er schrieb. Gewisse Ausdrücke reizten ihn zu gelindem Spott, z. B.: „Inliegend schicke ich Ihnen", oder: „Es war ein so reizender Tag", oder: „bestens verdankend, verbleibe ich". Blaustrümpfige Damen, die sich nur in „bedeutenden Gesprächen" bewegten, mied er ebenso sehr, wie er sich

von verständig gebildeten angezogen fühlte, deren Gesichtskreis über Haus und Küche hinausging. Hat er doch seiner Schwester geschrieben „Studiere fleißig, liebes Tinchen, damit Du die mit Stickereien und Nähen verlorene Zeit wieder einbringst."

In den Jahrgängen des „Schweizerischen Apothekervereins" und der „Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Bern" veröffentlichte er eine Reihe von Untersuchungen, deren wissenschaftlichen Wert Prof. Dr. A. Tschirch in dem Nekrolog: F. A. Flückiger (siehe Quellenangabe) eingehend bespricht.

Im Jahre 1857 erfolgte die Wahl des Neunundzwanzigjährigen zum Präsidenten des Apothekervereins. In demselben Jahre feierte er in Winterthur seine Hochzeit mit Esther Luise Frey aus der „Harfe". Dieselbe entstammte einer alt angesehenen Winterthurer Familie und war die Freundin seiner inzwischen verheirateten Schwester, Frau Albertine Born. Ich darf wohl sagen, daß diese Ehe eine äußerst harmonische gewesen ist; ergänzte doch die heitere, echt weibliche zuversichtliche Art unserer Mutter den regen, rasch verzweifelnden, rasch hoffenden Sinn des Vaters, der unter weniger günstigen Verhältnissen zu düsterm Nachgrübeln hätte werden können. Wir Kinder, — von sechsen haben zwei Söhne und zwei Töchter die Eltern überlebt, blicken auf ein schönes häusliches Leben zurück; denn die Güte der Mutter hielt mit einer gewissen Strenge des Vaters Schritt. Er suchte fördernd auf uns zu wirken, erschloß uns auf zahllosen Gängen und Fahrten Natur und Kunst, suchte uns für seine Arbeiten zu interessieren, seinen Ideen zugänglich zu machen, nicht in pedantischer Weise, sondern gleichsam spielend, oder indem er uns in irgend einer Weise mit einer Hülfeleistung betraute. —

Burgdorf erwies sich bald als Wirkungskreis zu klein, er sowohl wie seine Gattin, die aus einem geselligen, musikalischen Kreise war, vermißten mancherlei. Auch kam immer wieder die alte Unlust am geschäftlichen Betrieb seines Berufes zum Durchbruch und so bewarb er sich, dem Rat seines Freundes Fischer folgend, um die durch den Tod Franz Sprünglis frei gewordene Stelle eines Staatsapothekers in Bern, die er am 27. März 1860 erhielt. In seinen Aufzeichnungen finden sich Worte der Freude über die Aussicht auf einen neuen Wirkungskreis. Ungern zwar scheidet er von liebgewordenen Freunden, aber gerne „aus engen Verhältnissen, in denen ich mich nicht zurecht finden konnte."

In Bern hat er nun 12 Jahre lang ein innerlich und äußerlich befriedigendes, glückliches Leben geführt; sagt er doch der Schwester:

„Eigentlich wollte ich Dir heute (Okt. 1863) wieder einmal mein Herz ausschütten, nicht aber Galle, — Gott bewahre, sondern lauter Zufriedenheit, heißt das, mit Gott und aller Welt, mit mir selbst am wenigsten. Ich glaube wahrlich, ich wäre ganz glücklich, wenn ich mich auf den Standpunkt erniedrigen könnte, mit dem zufrieden zu sein, was ich leiste. Leider aber bin ich von der entsetzlichen Mangelhaftigkeit meiner Bestrebungen und Leistungen so durchdrungen, daß dieses Gefühl mich in der That am meisten drückt. Sonst darf ich mich glücklich preisen und möchte mit Niemand tauschen.“—

Inmitten seiner Thätigkeit beschlich ihn oft „das Gefühl der Unzulänglichkeit, der Kürze des Weges, der Geringfügigkeit unserer Resultate trotz redlicher Arbeit“ Dieses Gefühl lag tief in seiner Natur; es hat ihn aber nie gehindert, rastlos vorwärts zu streben und dieses Streben bei andern anzuerkennen; es hat ihn jedoch dazu gebracht, an sich und andere hohe Forderungen zu stellen.

Seine Stellung als Staatsapotheker, hauptsächlich in Aufsicht und Rechnungsführung bestehend, erlaubte ihm seine Habilitation als Dozent für Pharmakognosie in der medizinischen Fakultät der Universität Bern. Neun Jahre lang trug er einem Kreis von Schülern sein reiches Wissen vor, veröffentlichte in diesen Jahren eine Anzahl von Abhandlungen, legte den Grund zu einer auf das Pharmaceutische Institut übergegangenen, pharmakognostischen Sammlung, begann das Studium der Chinarinden und stellte mikroskopische Versuche zur Erforschung der Drogen an. Mit dem Werk „Lehrbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs‘, 1867, stellte er sich in die ersten Reihen der Pharmakognosten der ganzen Welt und hat die Pharmakognosie zu einem selbstständigen Zweig erhoben. Dank seinem Sprachtalent, seiner gewandten Feder, war er in Verbindung mit Forschern aus allen Teilen der Erde. Briefe gingen und kamen aus China, Indien, Asien, Nord- und Südamerika, und was er ihnen entnahm, verwertete er in spätern Werken. Er erledigte seine Korrespondenz rasch, was er vorhatte, schob er selten auf die lange Bank, denn nur auf diese Weise konnte er den Anforderungen gerecht werden. Von ihm ist ein Sprüchlein auf uns übergangen, das von seiner fleißigen Mutter herrührt und uns als Kinder oft antrieb. Es heißt: «Va vite et reviens promptement»!

In diese Jahre fallen eine Anzahl Reisen nach München, Gießen, Paris, London, die er meist mit der Gattin ausführte; seine Abneigung, allein zu reisen, ist uns allen zu Nutzen geworden. Viele wurden zur Erholung unternommen, andere wieder mehr der Wissenschaft wegen, so diejenige 1865 nach London zu dem schon er-

wähnten Daniel Hanbury, der 1867 den Besuch erwiderte und einige Tage bei ihm in Bern zubrachte. Gleichzeitig mit ihm traf ein ehemals in ostindischem Dienst gestandener englischer Arzt in Bern ein, den er folgendermaßen erwähnt: „Ein höchst mittelmäßiger Kopf, der jetzt mit £ 1000 (Fr. 25,000) pensioniert ist — andere Verhältnisse als in der Staatsapotheke zu Bern."

Im Jahre 1870 wurde Flückiger zum außerordentlichen Professor für Pharmacie und Pharmakognosie an der Berner Universität ernannt. Wie wenig er an eine weitere Beförderung dachte, zeigt der Umstand, daß er im darauffolgenden Jahre ein eigenes Haus im Rabbenthal bezog, um es im Frühjahr 1873 wieder zu verlassen. Im Dezember 1872 von einem Besuch in London zurückgekehrt, erhielt er kurz darauf den Ruf an die nach dem deutsch-französischen Kriege wieder auferstandene Universität Straßburg, dem er im März 1873 Folge leistete.

Als die Eltern mit uns Sechsen Straßburg bezogen, war es nicht die Stadt von heute. Zerschossen lagen die Außenstraßen. Durch enge Tore mit Fallbrücken führte der Weg ins Freie. Hohe Wälle waren unsere Spielplätze. — Tore und Wälle sind gefallen, schöne Gebäude entstanden, und das stolze Universitätsgebäude umgeben Institute und Villen. Nur die «Ecole de Pharmacie» ist die alte geblieben und diese «Ecole de Pharmacie», die Flückiger einst als Jüngling betreten, die, nur umgetauft, jetzt „Pharmaceutisches Institut" heißt, ist die vielen Jahre hindurch das Einzige gewesen, was ihn an der Kaiser-Wilhelms-Universität gekränkt hat. Sie entsprach und entspricht noch heute nicht den berechtigten Ansprüchen und steht nach wie vor hinter den übrigen Instituten zurück. Dafür genoß sie den Vorteil, daß die Ausdehnung des Gebäudes nicht Zeitverlust für den Direktor bedeutete, und daß ihr hohes, halbrundes Auditorium und die Laboratorien oftmals zu eng, niemals zu geräumig waren. Auch umwucherte sie ein altmodischer Garten; Rosen umrankten die ehrwürdigen Mauern, die kleine gelbe Kerria (Goldröschen) wuchs vor den Fenstern des Privatarbeitzimmers, eine große Gruppe kräftiger Stechpalmen stand im Hof und Frühling und Sommer waren voll Flieder-, Reseden-, Veilchen- und Lilienluft.

Im Sommer 1875 schreibt er der Schwester:

Als Gesammtergebnis der bisherigen Eindrücke seit unserer Uebersiedelung darf ich sagen, daß ich mich in meiner Stellung glücklicher fühle als in Bern. Ich ernte die Früchte jahrelangen Mühens und darf jetzt nur gemächlich fortfahren, meinen Lieblingsstudien zu leben, so erfülle ich meine Pflicht.

Was ich weiter arbeite ist rein absichtslos mit dem Bewußtsein, der Sache zu dienen, die ich hier vertrete. Dabei bin ich einer Unmasse von Langweilereien aller Art, die mich in Bern belästigten, einfach enthoben."

Unter „Gemächlichkeit im Arbeiten" verstand er neben der eigentlichen Aufgabe des Universitätsprofessors die große Arbeit, die er als Forscher und Schriftsteller vollbrachte. In dieser Straßburger Periode legte er seit Jahren angesammelte Kenntnisse in einer großen Zahl von Schriften nieder. Mit Ausnahme der ersten Ausgabe der „Pharmakognsie" und der 2ten Auflage des „Grundriß" sind alle seine Werke in diesem, im großen und ganzen gesegneten Zeitraum seines Wirkens entstanden.

Im September 1873 suchte er den Freund in London auf; lag ihm doch unendlich viel an dem Abschluß einer gemeinschaftlichen Arbeit, der er mit Hanbury ein paar Jahre gewidmet hatte, der im Herbst 1874 erschienenen „Pharmacographia". Er schreibt über diesen letzten Besuch bei D. Hanbury:

„. . . Und nun London selbst, diese wundervolle, an ungeheuren Gegensätzen reiche Stadt, die ich freilich diesesmal nur in sausender Eile auf ober- und unterirdischen Bahnen, Omnibus und Tramways durchflog! Denn angestrengte Arbeit war mein Ziel. Und jetzt stehen wir in Unterhandlung mit einem Londoner Verleger. Ruhm wird uns das Buch eintragen, ob auch Geld — steht sehr dahin. Es ist wohl der großen Mehrheit der Apotheker zu viel zugemutet, uns auf die verschlungenen Pfade der Forschung zu folgen, auf welcher wir von einer nie zuvor erreichten Fülle der Hülfsmittel begünstigt waren. Keine andere Stadt kann sich in dieser Hinsicht mit London messen. Dazu kommt die überaus reiche Bibliothek meines Freundes selbst, seine vollständige Unabhängigkeit und große Arbeitskraft und endlich auch — meine, wenigstens nicht minder eifrige Mitwirkung. So hoffen wir Arm in Arm nächstes Frühjahr vor das Publikum Englands, Indiens und Nordamerikas zu treten." —

Fünf Monate nach Erscheinen dieses Werkes, am 24. März 1875, starb Daniel Hanbury, 49 Jahre alt, in der Vollkraft seines Schaffens. Wie nahe der Verstorbene unserem Vater gestanden, drückt er in einer Aufzeichnung aus:

„So ist wie ein entzückender Traum diese unvergleichliche Freundschaft von elf Jahren abgebrochen. Niemand außer den Allernächsten, hat so bestimmend und zugleich so liebevoll in mein Leben eingegriffen. Das ungeheuer reiche wissenschaftliche Material, das er mir zuführte, hat mich erst recht befähigt, mit derjenigen Sicherheit aufzutreten, welche mich für meine



jetzige Stellung vorbereitete. Sein echt englisch praktischer Verstand lehrte mich auch erst mit mehr Klarheit den weitschichtigen Stoff beherrschen."

Beinahe schmerzlich berührt es, daß Flückiger sein eigenes Können, welchem die Anerkennung nicht versagt worden ist, daß er sein gründliches Wissen, welches viel mehr als sein eigentliches Gebiet umfaßte, mit oft rücksichtsloser Strenge beurteilt. Am Schlusse eines Semesters drückt er sich darüber aus:

„Leider bin ich nicht einer der Hochbegabten, die nur aus dem Aermel Weisheit strömen lassen können, ohne genaue Vorbereitung. Erst das unendliche Material beschaffen, dann ordnen, gehörig ausarbeiten und nun vortragen — ein weiter Weg. Wenn ich mir auch bewußt sein darf, daß es sachlich niemand besser machen könnte, so fehlt doch an der Form so viel."

Dasselbe Jahr brachte im Dezember den Tod des zweitältesten Töchterchens Johanna. Im darauf folgenden Frühjahr verlebte er einige Wochen der Erholung mit der Gattin in Palazzo Orengo bei Ventimiglia, dem herrlichen Gut des Marchese Hanbury, Bruders des Daniel Hanbury. Er genoß die Fülle der Blumen und Früchte, stieg auf den rauhen Felsen herum oder erging sich auf schmalem Pfad, der am äußersten Rand des Limonenhains steil gegen das wogende Meer abfällt. Er fand eine Menge ihm neuer Pflanzen; denn T. Hanbury hatte unter Leitung des verstorbenen Bruders Pflanzen aus allen Weltteilen angesiedelt. Er, der Handelsherr hat dafür wahres Verständnis bekommen, und der ursprüngliche Olivenwald ist zum großartigen, vollerblühten Garten geworden, der vom Meeresstrand bis auf den höchsten Punkt der Corniche reicht und inmitten seiner Üppigkeit, seiner ernsten Cypressenalleen vielerorts die urwüchsigste Wildheit wahrt.

In angenehmem regem Verkehr und steter Arbeit vergingen die Jahre. Da wohnte neben unserem Haus an der Ruprechtsauerallee (akademische Laufbahn genannt!) ein nun auch verstorbener Kollege unseres Vaters. Beide hatten die Errichtung eines Briefkastens in möglichster Nähe beantragt, welchem Wunsche auch Rechnung getragen wurde. So ländlich war es damals unter den Riesenplatanen, daß man die beiden Gelehrten des öftern erblicken konnte, wie sie, Professor B. im Schlafrock, Papa in Pantoffeln, davor sich trafen oder in Gespräche vertieft, auf und ab schritten. Dabei spielten der „düstere politische Horizont" und der „Kohlenmangel" eine große Rolle; ja, sie waren Schlagwörter geworden und tauchten oft auf, wo sie nicht hingehörten. Viel Genuß brachte unserm häuslichen Leben die große musikalische Begabung unserer Mutter, eines Sohnes und einer Tochter.

Der Vater war ganz unmusikalisch; wohl kam er, wenn musiziert wurde, aus dem Studierzimmer herüber, las aber zum geheimen Entsetzen der Ausübenden, ganz gemütlich dabei und hörte auf, sobald die Musik schwieg. Immerhin war sie ihm ein „angenehmes Geräusch" und er schloß sich keineswegs dem Vorschlag eines unserer Freunde an, „Flügel in große Blumentische umzuändern".

In der nächsten Zeit besuchte er Paris, ein zweites mal Palazzo Orengo, Berlin, der Sitzungen der Reichspharmakopoekommission wegen, Rom, Bologna u. s. w. Von all' diesen Fahrten, teils der Erholung, die bei ihm nie ganz von Wissenschaftlichem zu trennen war, brachte er kurze, fein geschriebene Notizen heim, die er in kleine Heftchen eintrug. Mit erstaunlicher Sicherheit und Raschheit machte er diese lakonischen Aufzeichnungen, ohne je damit zu belästigen. Immer wieder war es die Pflanzenwelt, die ihn fesselte, ganz besonders auf der letzten Reise, derjenigen nach Nord-Amerika, füllten sich die roten oder gelben Büchlein mit eng zusammengedrängten botanischen Notizen. —

Mitten in das ruhig dahinfließende Leben fiel im September 1887 ein schwerer Schlag; der Tod des zweitältesten Sohnes, Dr. med. Max Flückiger. War der Gedanke an ein Zurückkehren in die Schweiz bei Papa aufgetaucht, so unterblieb derselbe jetzt gänzlich; denn wohl erkannte er, daß dieser Zeitpunkt des tiefsten Schmerzes nicht der richtige wäre, um aus einer Stellung zu scheiden, die seinen nie ruhenden Geist in gewisse regelmäßige Arbeit zwang, die ihm und uns allen durch den jahrelangen Verkehr mit Freunden lieb geworden war. Er unterblieb, um fünf Jahre später wieder hervorzutreten. Papa fühlte sich abgespannt, wenn schon nicht eigentlich leidend, war verstimmt über den nie erfolgten Neubau des all' diese Jahre hindurch versprochenen Instituts. Diese und andere Gründe mehr bestimmten ihn, um seine Entlassung einzukommen, die er mit Schluß des Wintersemesters 1891—92 erhielt. In Anerkennung seiner Verdienste um die «Pharmacopoea germanica» wurde ihm bei diesem Anlasse eine sehr schöne Adresse überreicht; sie hat ihm in ihrer gediegenen Einfachheit stets Freude gemacht.

Der selbstgewählte Abschied ist ihm schwer geworden, und schwerer als er gedacht, das Wiedereinleben in Bern. Wohl empfand er Freude an der Aufnahme alter Beziehungen, waren ihm doch seine Freunde treu geblieben, wie er ihnen. Wohl schätzte er eine gewisse Hebung der Kräfte der Stimmung; aber er selber gestand sich: „Die wiedergewonnene Heimat ist mir nicht mehr Heimat. Dankbar bin ich für

Gesundheit, Arbeitsfreudigkeit und die Liebe, die mich umgibt und beglückt."

An Arbeit fehlte es nicht. Nach wie vor flogen aus seinem Studierzimmer Aufsätze, Recensionen, Ratschläge in die Welt hinaus. Bis zuletzt war er in ausgedehntem brieflichem Verkehr und sammelte Material für ein Werk, das er sich seit Jahren vorgenommen hatte, die nicht mehr zu Stande gekommene „Geschichte der Drogen". Nicht aber schloß er sich in sein Studierzimmer ein; mit uns genoß er, was das Haus, der Verkehr mit Freunden, die prächtige Natur boten, und wenn er schon nie ein Freund rauschender Festlichkeiten und langen Sitzens und Trinkens gewesen ist, so liebte er doch eine zwanglose Geselligkeit, die er selbst durch geistreiche, oft sarcastische, aber nie verletzende Unterhaltung würzte. Wer ihn recht kannte, kannte auch diesen feinen Spott, der vieles in die richtige Beleuchtung versetzte, der ihn in philosophischer Weise über manches hinweghob und um so schlagender wirkte, als er von der sonst ernsten, höflichen Art abwich. Ganz fremd war ihm jegliches Pathos. Reden trug er frei und klar, in abgerundeter Form vor, und nie ist eine, ich denke auch an die vielen reizenden Toaste, ohne irgend einen originellen Zug gewesen.

Prof. Schär und Professor Tschirch sind seinem Wesen und Wirken gerecht geworden. In dem Nachruf des Professors Tschirch finden sich auch die Titel seiner Werke, die sich auf vielseitige Gebiete erstrecken und wovon viele auch dem Laien zugänglich sind. Er erfaßte seine Wissenschaft nicht mit trockener Studierzimmergelehrsamkeit, er verband sie mit der Geschichte, der geographischen Lage, der Entwicklung eines Volkes. Er war nie einseitig, suchte fremde Anschauungen zu verstehen und dem Ideengang anderer gerecht zu werden. Sein Stil war er selbst, gleichviel ob es sich um große Forscherarbeit handelte, oder ob seine Feder in raschem Flug ein schönes Land und leuchtende Bilder vor die Seele zauberte, immer blieb er klar, einfach, ohne Schnörkel, ohne Pedanterie, nie oberflächlich, eine gewisse Anmut mit Gründlichkeit verbindend. Auf ihn paßt das Wort Schopenhauers: „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher, als die des Leibes."

Viel Interesse brachte er den verschiedenen Gesellschaften, der historischen, der naturwissenschaftlichen, der chemischen entgegen, und sehr beschäftigte ihn die Hochschulvereins-Kommission oder vielmehr die Bibliothekfrage.

In schönster Weise überraschte ihn eine Ovation von Freunden, die er im Juli 1892 in dem kaum bezogenen neuen Hause an der Schwarztorstraße in Empfang nahm. Prof. Tschirch überreichte ihm eine künstlerisch fein gearbeitete goldene Medaille, sein Bild und die Worte tragend: «Scientia non unius populi sed orbis terrarum», ein Album mit den Bildern von Freunden und Fachgenossen, und die Urkunde, die ihm die „Flückiger Stiftung" zu eigen gibt.

Außer den angeführten Ehrungen besaß er, die Daniel Hanbury zu Ehren gestiftete, Goldmedaille. Er hatte sie als Erster erhalten. Sie war 1881 an dem internationalen pharmaceutischen Kongreß in London gestiftet worden für: «High excellence in the prosecution or promotion of original research in the chemistry or natural history of drugs.» Im Jahre 1872 hatte ihm der schweizerische Apothekerverein ein Ehrengeschenk übergeben. Bern 1884, Bologna 1888 verliehen ihm den medizinischen Doctor honoris causa, Erlangen 1892 den philosophischen. Dazu gesellen sich 32 internationale Diplome, oft kunstvoll ausgeführt, die ihn zum Ehrenmitglied pharmaceutischer, medizinischer, naturwissenschaftlicher Gesellschaften ernennen.

Im Jahre 1893 machte er eine Reise ätherischer Oele wegen nach Leipzig, und im Winter 1893—94 entschloß er sich, einen seit Jahren gehegten Wunsch auszuführen, den dreimal wiederholten Besuch seines Freundes Dr. E. R. Squibb in Brooklyn zu erwidern. Unermüdlich hatte der alte Herr seit Jahren gebeten; andere Freunde und Schüler schlossen sich an, und so brachten meine Eltern, meine Schwester, seit 1899 Frau Dr. Oesterle und ich den Sommer 1894, von Mai bis Ende September, in Nord-Amerika zu.

Wie ein schöner Traum liegen diese Monate schon weit zurück und stehen doch mit lebendiger Deutlichkeit vor der Seele da. Dr. Squibb, er ist im Dezember 1900 83jährig gestorben, war eine sehr optimistische, ruhige, energische Natur; mit liebevollster Fürsorge umgab er uns, seine Gäste, was dem jüngeren Teile oft beinahe zu viel schien. Er war ein Mann von strengen, regelmäßigen Gewohnheiten, befand sich nie in hastiger Eile und stellte sich und sein Haus ganz zu unsrer Verfügung.

All die Fahrten, die Dr. Squibb mit uns, unsertwegen machte, nach Washington, Baltimore, Philadelphia, an die Niagara-Fälle, zu den Bergseen Minnewaska und Mohonk, aus Meer nach Cape Cod, leitete er mit großer Umsicht. An den

meisten dieser Orte entzückten uns die prachtvollen, duftenden Magnolien, die weit verzweigten Buchen und Eichen, die Palmen, Rhododendren, Farne, und wo Papa mit Muße botanisierte, fand er eine Menge interessanter Pflanzen. Sogar der Doktor botanisirte in seiner Weise mit und vergrub sich jeden Morgen in ungeheure Zeitungen, die er dann in seine Taschen steckte und, fröhlich zu Papa sich wendend, sagte: «Friend, that's for you, I have done my day's business» Zwischen diese Zeitungen gepreßt sind eine große Anzahl Pflanzen mit uns nach Europa zurückgereist, viele noch von seiner Hand bestimmt; sie sind im botanischen Institut Bern. Ja, so eifrig sammelte er, daß er am Cape Cod in den Geruch der Heiligkeit kam! Dort, in Neu-England, wo die englischen Puritaner im Anfang des 17ten Jahrhunderts die neue Heimat gründeten, weht noch ein ganz eigentümlicher Geist längst entschwundener Zeiten. In kleinen, weißen Häuschen wohnen Seemannsfamilien, die zum Teil den Spiritisten angehören, auf offenem Feld Gottesdienst halten, von Inspirirten geleitet, die auch zwischen Lebenden und Verstorbenen vermitteln. Je höher ein Trauernder in der Gnade steht, desto direkter verkehrt er mit dem Toten. Anfangs erscheint er in Gestalt eines „Indianers" oder „Unbekannten", bis er deutlicher wird. Ein solch gläubiges Kapitänsfrauchen beobachtete die fremde Erscheinung, sah sie knien, aufstehen, wieder knieen; zögernd tritt die Neugierige näher, zieht sich zurück, tritt wieder vor und spricht den immer noch Knieenden schließlich an. Eine „vermittelnde Figur" war es nun nicht; aber es entspann sich mit dem «European gentleman» ein freundliches Gespräch, und infolge davon erhielt er allerlei seltene Pflänzchen.

Mitte August hielt in Brooklyn die «society for advancement of science» ihre Sitzungen ab. Dabei traf eine Anzahl von Flückigers Fachgenossen und Schülern ein, und manchem hat er die Hand gedrückt, den er seit Jahren nicht gesehen, manchem jüngern Manne auch, dem er mit Rat und That beigestanden war. —

Am 15. September trug uns der Norddeutsche Lloyd-Dampfer „Werra" Europa zu. Die Überfahrt via Gibraltar-Genua war wunderbar ruhig, spiegelglatt die See, ein gutes Ende dieses reichen halben Jahres, indem wir eine weitherzige Gastfreundschaft kennen gelernt hatten, indem wir, unbewußt, ein Zusammenleben genossen hatten, wie es uns nie wieder beschieden sein sollte.

Trotz des leisen Schmerzes, den Papa in der letzten Zeit in Brooklyn empfunden hatte, wünschte er noch einige Tage in „Palazzo Orengo" zuzubringen. Er verlebte sie in vollständiger Ruhe;

aber kaum in Bern eingetroffen, nahmen die Schmerzen zu. An einem milden Novembertag betrat er zum letztenmal den Garten, die untern Wohnräume des Hauses; dann ging er nur noch von Schlafzimmer zu Studierzimmer. Mit der Erkenntnis seiner Arbeitsunfähigkeit war seine Kraft gebrochen. Er wurde am 11. Dezember 1894, nachts 11 Uhr erlöst.

Unvergessen bleibt, was Professor K. in einer Stunde der schwersten Trauer zu uns sagte. Den Wortlaut weiß ich nicht mehr; aber der Sinn war: Freuen wir uns, daß es dem Manne, der sein Lebenswerk wohl vollbracht hat, vergönnt war, diese langersehnte Reise mit den Seinen zu genießen. Sein Leiden hat sie nicht hervorgerufen, — aufzuhalten war es nicht. Sie ist ein schöner Abschluß seines nicht mehr zu rettenden Lebens gewesen.

Bern, 5. Februar 1901.

Mary Flückiger.

Quellen: 1. Familienpapiere. 2. F. A. Flückiger von A. Tschirch, Berlin 1895. R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung. Hermann Heyfelder, S. W. Schönebergerstraße 26. 3. Friedrich August Flückiger. In memoriam, von E. Schär. Separat-Abdruck aus der Schweiz. Wochenschrift für Chemie und Pharmacie. Nr. 7 vom 15. Februar 1895. Zürich. Art. Institut Orell Füßli.

Kaspar Brunner.

† 1561.

Zu den Sehenswürdigkeiten Berns, die Jahrhunderte hindurch ihre Zugkraft ungeschmälert behalten haben, gehört vor allem der Zeitglockenturm[1]) mit seinem kunstreichen Uhrwerk. Der alte Mann mit dem Stundenglas, der krähende Hahn, der schellende Narr, die umziehenden Bären, der große geharnischte Stundenschläger u. s. w., sie alle ziehen den heutigen Besucher Berns nicht minder an, als den Ulmer Handwerksburschen Sebastian Fischer, der 1534 auch davor gestanden

[1]) „Zitglocke" nannte man jede Turmuhr, die mittelst eines Hammers an eine Glocke die Stunde (Zeit) schlug (Schweiz. Idiotikon). In Bern finden wir am Anfang des XVI. S. drei „zitgloggen" erwähnt, eine auf der Nydeck, eine im obern Spital und diejenige, die uns beschäftigt, welche immer gemeint ist, wenn kurzweg von der

und uns von dem „wunderbarlichen zeytglogken thurm“ eine höchst anziehende Beschreibung hinterlassen hat. Sie ist, mit einer Einleitung von Prof. Dr. G. Tobler, im Berner Taschenbuch 1897, S. 185 ff. abgedruckt.

Aus den Aufzeichnungen Fischers, der zudem „alle ding am thurm abkunterfet“, ersehen wir, daß im großen und ganzen das Spielwerk der Uhr schon damals dasselbe war, wie heut zu Tage. Seine Entstehung geht demnach in eine frühere Zeit zurück. Die Seckelmeister Rechnungen der Jahre 1519 und 1521 (die zwei Rechnungen von 1520 fehlen, ebenso diejenige der ersten Hälfte von 1521) enthalten eine Reihe von Notizen, aus denen wir schließen, daß in jenen Jahren bedeutende Arbeiten an der „zitgloggen“ vorgenommen wurden. Am 8. Januar 1519 waren die „zitgloggenmeister“ von Interlaken und Burgdorf nach Bern verlangt worden.[1]) Die Ausführung der Arbeit übergab man indessen einem andern Meister, wie die unten abgedruckten Stellen der erwähnten Rechnungen uns belehren.

1519 (I) Dem zitgloggen macher von Dießenhofen uff rechnung 11 ℔ 14 ß 8 δ.

1519 (II) Dem zitgloggenmacher uff sin arbeit des wärchs der zitgloggen mit sampt dem trinckgällt den knechten 109 ℔ 10 ß.

Hans Franck säligen erben umb sin arbeit an den gloggen, ouch an der zitgloggen, tut alles in ein summ 115 ℔ 1 ß 4 δ.

Hansen isenschmid zu Worlouffen, nam der zitgloggenmacher, tut 10 ℔ 3 ß 4 δ.

Dem treyer vor der keby von ettlichen wällen zu der zitgloggen, tund 13 ß 4 δ.

Dem zitgloggenmacher von Stein zu einer schäncke, als er die zitgloggen ußmacht 20 ℔.

1521 (II) Hans Swiczer (Maler) umb etlich silberblatt, kamen an die zitgloggen, tut 1 ℔ 17 ß.

Dem zitgloggenmacher umb sin arbeit, so er an der zitgloggen gemacht hat, 30 ℔ 16 ß.

Dem tischmacher Salvener von dem werch an der zitgloggen 10 ß 8 δ.

Dem treyer vor der kebyen umb etlich wellen zu der zitgloggen 7 ß.

Wir sehen nebst dem Uhrmacher von Dießenhofen und demjenigen von Stein, der möglicherweise mit dem vorgenannten identisch ist,

---

„zitgloggen“ die Rede ist. Jede hatte ihren besondern „Richter“ oder „Reyser“. So hatten im Jahre 1523 Gregorius Windler, Werkmeister der Schmieden, Mathis, der Schlosser, und Hans Luterbach die drei genannten Uhren zu regulieren und in gutem Stande zu halten.

[1]) Rats-Manual 180/33; vgl. auch R. M. vom 15. Februar 1519.



Der Zeitglockenturm in Bern.

verschiedene Handwerker mit allerlei Arbeiten für die „Zitgloggen" beschäftigt. Leider geben uns die kurzen Notizen nicht Aufschluß, welcher Art diese waren, ob bloße Reparaturen, oder Umgestaltungen des ganzen Uhrwerks. Sei dem, wie ihm wolle, sicher ist, daß damit nicht erreicht wurde, was man erwartete; denn wir lesen in der Seckelmeister-Rechnung für die erste Hälfte des Jahres 1523: „Einem von Zürich, wolt die zitgloggen machen, an sin zerung 6 ℔." Im folgenden Jahr erhielt der „zitgloggen richter" Hans Luterbach 1 Pfund „von der zitgloggen zu bessern und umb öly" und 1526 (!) die gleiche Summe „umb etwas schmidwerch an der zitgloggen gethan."

Auf Hans Luterbach folgte im Amt eines „Zitgloggen Richters" der Schlosser Kaspar Brunner, dessen Name uns zum erstenmal im Osterbuch 1526 begegnet, wo seine Wahl eingetragen ist. Wir wissen nicht, ob sein Geschlecht bernischen oder fremden Ursprungs ist; letzteres kommt uns als das wahrscheinliche vor.

Kaspar Brunner nahm sich des Uhrwerkes, das ihm anvertraut worden war, ganz besonders an. Er sah bald, daß demselben mit Flickereien nicht mehr aufzuhelfen sei. Schon im folgenden Jahr legte er dem Rat den ausführlichen Plan zu einem ganz neuen Werke vor. Am 31. Oktober 1527 wurde dieser gutgeheißen und mit dem Schlosser ein Vertrag abgeschlossen, der im Auszug des Ratsprotokolls folgendermaßen lautet: „Ist mit Brunner dem slosser überkommen, das er die reder zu der zittgloggen machen soll, wie er die mustrung anzöugt, umb 1000 gulden und ime all fronvasten darzu 10 pfund geben und soll die zittgloggen richten wie vor und darzu acht haben, alls lang m. h. das gevellig". Wir ersehen daraus, daß K. Brunner mit der Ausführung des eigentlichen Uhrwerkes betraut worden war. Bezüglich des Spielwerkes, das, wie wir jetzt aus sicherer Quelle wissen, schon 1534 vorhanden war, könnte die Frage aufgeworfen werden, ob seine Entstehung vielleicht auf die anfangs der 20er Jahre vorgenommenen Arbeiten zurückgeht. Die Höhe der Summe, 2000 Pfund, nach heutigem Geldwert mindestens 30,000 Franken, spricht indessen eher dafür, daß die ganze Uhr mit allen ihren beweglichen Figuren als eine Schöpfung des Schlossermeisters Kaspar Brunner zu betrachten ist.[1]) Die Rechnungen

[1]) R. M. 215/92. Vgl. Anshelm V, 218: „Casper Brunnern, dem schlosser, verdingt die zitgloggen zemachen um 1000 Gulden". Die Notiz entnahm der Chronist offenbar dem Ratsmanual.

Für den geharnischten Stundenschläger müssen wir indessen ein höheres Alter beanspruchen. Hr. Staatsarchivar Dr. Türler hat zum erstenmal nachgewiesen, daß er einst einen ganz bestimmten Namen trug, nämlich Hans von Thann. (Bilder aus Berns Vergangenheit S. 145). Diese Bezeichnung war 1687 noch gäng und gäbe.

der Jahre 1528—1533, die uns über manches willkommenen Aufschluß hätten geben können, sind leider nicht mehr vorhanden. Diejenige des Jahres 1527, zweite Hälfte, verzeichnet eine Anzahlungssumme von 195 Pfund an „Caspar Brunner uff das werch der zittgloggen." Ob die Notiz im Ratsmanual vom 23. März 1528: „Hotschi 1 kronen von der form wegen des slagwercks" auf unsere Uhr zu beziehen ist, wagen wir nicht zu entscheiden.

Im Jahr 1530 war K. Brunner mit dem Werke, an welchem er nahezu drei Jahre gearbeitet hatte, fertig geworden. An dem mit gotischen Zieraten versehenen eisernen Gehäuse des Räderwerkes ist eine bis jetzt wenig beachtete metallene Tafel mit der Inschrift:

KASPER 1530 BRVNER

Das Werk lobt den Meister, heißt es auch hier. Wir haben unzweifelhaft noch die Räder vor uns, wie sie K. Brunner verfertigt, und da fällt uns auf die Sorgfalt und Kunst, mit welcher sie hergestellt worden sind: an den größern Rädern sind sämtliche Zähne einzeln eingeschraubt. Interessant ist das Pendel, an dem eine gewaltige Kanonen (Mörser) Kugel schwingt.

Am 5. September 1530 wurde K. Brunner an Stelle des verstorbenen Hans Wider zu einem „Werkmeister der Schmiede" ernannt. [1])

Im Juli 1537 starb Meister Fabian Windtpärger, der seit dem 18. Mai 1523 Büchsenmeister der Stadt Bern war. An seine Stelle wurde nun Kaspar Brunner gewählt. Sein Bestallungsbrief (Spruchbuch H. H. 162) lautet:

„Wir der schultheis und rat ze Bern bekennend hiemit, das wir meyster Caspar Brunner zu unserm büchsen meyster bestellt und

---

Sie muß auf die Entstehung der Figur zurückgehen. Da laut Staatsrechnung „Hanns von Thann" 1554 neu gemacht wurde und es nicht wohl anzunehmen ist, daß er innert dem kurzen Zeitraum von 20 Jahren „verfaulet", so stand er gewiß schon lange bevor Kaspar Brunner seine Arbeit am Zeitglockenturm unternahm. Wir fragen uns, ob er vielleicht den Namen seines ersten Verfertigers trägt. Erwähnen wollen wir noch, daß Hr. Dr. Türler in einer Basler Rechnung aus dem XV. S. einen Zimmermeister Hans von Thann verzeichnet fand. — Die Ansicht, der geharnischte Stundenschläger stelle Berchtold V., den Erbauer der Stadt, vor, ist spätern Ursprungs. (Vgl. Gruner, Deliciæ Urbis Bernæ (1732) S. 410 und Sammlung Bern. Biogr. Bd. I. S. 263.) Die Stundenglocke wurde im Oktober 1405 5 Monate nach dem großen Brande, der auch den Zeitglockenturm zerstörte, durch Meister Johann Reber von Aarau gegossen. (S. Archiv des hist. Vereins des Kantons Bern X, 269.)

[1]) R. M. 226/258 und Osterbuch 1530.

angenommen haben mit gedingen, als hienach volgend. Erstlich wann man usrüstungen tut, und was im zűghuß ze handlen ist, soll er gespannen und schuldig sin, dasselbig vergäbens, ane wytere belonung ze volstrecken und uszerichten; was er aber machet und schmidet, das soll im bezalt werden. Darzu haben wir ime zu einem jarsold und lon bestimpt lxxx ℔ und xij müdt dinckels, zun fronvasten ze bezalen: das gält durch unsern seckelmeyster und das korn durch unsern kornmeyster, namlich jeder fronvasten XX ℔ und dry müdt dinckel. Und by dieser bestellung wellend wir in lassen, als lang er wol und eerlich dienet und uns gevellig ist.

Datum sampstag, 21. julii 1537."

Am 21. März 1541 verehelichte sich Kaspar Brunner mit Anna von Graffenried, der jüngsten Tochter des Venners Niklaus von Graffenried. Im gleichen Jahr zog er von Bern fort, einem Rufe der Stadt Nürnberg folgend, die ihn zu ihrem „Zeugwarter" angenommen hatte. Es wurde ihm die Hälfte des Abzugsgeldes geschenkt und folgender Abschiedsbrief am 11. Juni ausgestellt:

„Wir der schultheis und rat der statt Bern in Üchtland thund kundt mencklichen mit diesem brief, das für uns kommen ist der erber, unser lieber getreuwer Caspar Brunner, unser büchsenmeister, und hat uns fürbracht, wie er in willen kommen syge, anders wohin siner gelägenheit nach ze zuchen und niederzelassen, und namlichen habiud ine die frommen wysen burgermeyster und ratt der statt Nüremberg angenommen, bestellt und dienst zugesagt. Haruf [hat er] uns mit demütiger pitt angekert, ine der pflicht, eyds und diensts, damit er uns gepunden und gespannen gsin, ledig zu lassen und ime gnädig, fründlich urloub ze gäben, darby ime zűgsame, wie er sich by uns gehalten, mitzeteyllen. So wir nun sin pitt der billigkeit gemäß erachtet und darby gemeldten unsern günstigen, lieben und guten fründen von Nüremberg fründtlicheit, lieb und dienst ze bewysen, gantz gneigt sind, haben wir gedachtem Caspar Brunner siuem begär nach gewilfaret, ine geurloubet und daby dise zugsame geben, das er der wyl er by uns und unser burgerlicher hindersäß gsin, sich fromcklich, wol und ehrlich gehalten und getragen, uns auch an gemeldtem dienst trüwlich gedienet, dermaß wir wol lyden möchtend, wo es siner gelägenheit wäre, das er länger by uns beliben. Deß zu urkund und zugsame haben wir ime diesen schin mit unserm anhangenden sigel verwart geben.

Geschächen sampstags einlifften tags deß brachmanods, als man zalt von der geburt unsers einigen erlösers Jesu Christi tusent fünfhundert vierzig und ein jar." [1])

[1]) Wir verdanken die Kenntnis und Mitteilung dieses Aktenstückes dem Germanischen

Als Zeugwarter der Reichsstadt Nürnberg hatte Kaspar Brunner unter Aufsicht von drei Zeugherren, die sämtlich aus dem Patriziat gewählt wurden, das Zeughaus mit seinen großen Vorräten an Waffen und Munition zu verwalten. Zwei „Knechte" waren ihm als Gehilfen in seinem Amte unterstellt. In Schriftstücken des Nürnberger Rats wird ihm zuweilen neben dem Titel „Zeugwarter" auch der höhere Titel „Zeugmeister" beigelegt; offiziell aber führte er den letztern Titel, wie aus den „Amtbüchern zum neuen Rat" hervorgeht, erst seit 1555. Nachdem er anfänglich einen jährlichen Sold von 100 Gulden bezogen hatte, wurde im Jahr 1551, wo er gleichzeitig eine Bestallung auf Lebenszeit erhielt, sein Jahresbezug auf 150 Gulden festgesetzt.

Mittlerweile war Kaspar Brunner einmal nach Bern verlangt worden. Am 6. Januar 1548 beauftragte der bernische Rat Brunners Schwager, den Venner Hans Rudolf von Graffenried, den „zügmeister" von Nürnberg kommen zu lassen wegen der Krankheit des alt-Venners von Graffenried. K. Brunner kam. Am 8. Februar zog er wieder fort. Der Rat hatte ihn kostenfrei bewirten lassen und ihm überdies 20 Kronen geschenkt.[1])

In dem Kriege, den die Reichsstadt Nürnberg während der Jahre 1552 und 1553 gegen den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach zu führen hatte, spielte K. Brunner eine hervorragende Rolle. Er hatte einen wesentlichen Anteil an den Maßnahmen, die zur Verteidigung der Stadt Nürnberg getroffen wurden, als sie 1552 der Belagerung durch den Markgrafen ausgesetzt war.

Nach dem Abzuge des Markgrafen wurde der Krieg von den Nürnbergern und ihren Verbündeten in die Lande dieses Fürsten getragen und zunächst das Schloß Streitberg berannt, das am 16. Juni 1553 in die Hände der Sieger fiel. K. Brunner hatte den Wunsch ausgesprochen, an diesem Unternehmen sich zu beteiligen; der Rat aber, der ihn nicht gern entbehrte, schlug seine Bitte ab, wovon ein Ratsverlaß vom 10. Juni 1553 Kunde gibt: „Als aber Caspar Pronner, Zeugmeister, umb erlaubtnus, auch mitzuziehen statlich angehalten und man aber sein im haus nit wol geraten kan ꝛc. sol man ims mit guten worten leinen und in vertrösten, das im meine herrn mit einer vererung sonst bedenken wöllen, damit man in dester williger

Museum in Nürnberg, wo ein notarielles Vidimus des Entlassungsbriefes aufbewahrt wird.

[1]) R. M. 303/35 und 160: an die von Nürnberg m. h. habind ir schryben verstanden, sige besser worden; wenn der fall komt, wellind m. h. ir schribens ingedenk sin.

behalt." Schließlich aber ließ ihn der Rat doch an dem weiteren Kriegszuge teilnehmen. K. Brunner befehligte die Nürnberger Artillerie bei der Belagerung der Stadt Kulmbach und der oberhalb dieser Stadt gelegenen Feste Plassenburg. Auf Brunners Verhalten bei dieser Belagerung bezieht sich folgender Ratsverlaß vom 18. Juli 1553: „Auf Caspar Pronners, Zeugmeisters, schreiben sol man herrn Jobsten Tetzel bitten, ime bey der fhur wider strick, und was er mer notturftig ist, hinauf zuverordnen. Und sol im daneben wider geschrybeu werden, das er sich nit also in die scharnitzel begebe, sonder seines ampts und geschütz warte; denn es sey meinen herrn zuvil daran gelegen; haben darumb nit gern gehört, das im der gaul also geschossen worden, doch woll man im ein andern schicken, allein das er sein sach in guten acht habe."

Endlich hatte K. Brunner in diesem Kriege noch Anteil an der Belagerung Hofs, die im September 1553 mit der Einnahme dieser Stadt endete. Hier hatte Brunner bei der Beschießung einen großen Eifer entwickelt, der aber dem Nürnberger Rat etwas zu weitgehend erschien; denn letzterer verfügte unterm 3. September 1553: „Daneben sol Caspar Pronner, Zeugmeister, in herr Jobst Tetzels namen geschriben und anzeigs werden, wie an meine herrn gelangt, das man so vyl unnützer schuß thue, also das man auf einen tag etlich und 70 schuß aus einem stuck gethan haben sol, mit ernstem bevelch, dasselbig nyemandt zugestatten, es sey gleich, wer es will, damits geschütz nit unnotturftiger weys also erhitzt werde, zu geschweigen des pulvers und kugeln, das man damit vergeblich verschieß."

Im Jahr 1554 treffen wir K. Brunner in Bern. Sehr wahrscheinlich hatte ihn die Kunde des Todes seines Schwähers, der 86-jährig zu Aelen starb, hieher geführt. Während seines Aufenthaltes in Bern gab er seinen ehemaligen Mitbewohnern eine großartige Probe seiner Kunst als Feuerwerker. Johannes Haller meldet uns in seiner Chronik: „Am 1. tag novembris [1554] was Caspar Brunner von Nürnberg hie, ein werklicher schützenmeister, der schoß mit poleren brünnende fhürkuglen uf dem Breitfäld; wunderbarlich zu sähen." Das Feuerwerk mit den feurigen Kugeln, die aus Böllern hergeflogen kamen und durch die Luft sausten, muß in der That ein imposantes Schauspiel dargeboten haben. Der Rat ließ K. Brunner eine Verehrung von 20 Kronen (nahezu 1000 Franken nach jetzigem Geld) verabfolgen.[1])

[1]) R. M. 330/114 = 1554 Nov. 3. u. S. R. 1554 (II) p. 20 u. 37: „Caspar Brukessel, dem urenmacher, vom Hannsen von Thann widerumb zemachen, auch was er

Dem Berner Zeughaus, wo er früher als Büchsenmeister gewirkt hatte, schenkte der Nürnberger Zeugmeister besondere Aufmerksamkeit. In einer Unterredung mit einigen Ratsherren äußerte er sich über die notwendige Ausrüstung desselben. Er erhielt den Auftrag, auf Kosten der Stadt Bern 4 Böller gießen zu lassen. Nach seiner Rückkehr schrieb er seinem Schwager, dem Ratsherrn Hans Rudolf von Graffenried, einen Brief, in welchem, wie aus der darauf folgenden Antwort zu entnehmen ist, er seine Dienste anerbot, falls man seiner in Kriegszeiten bedürfen sollte. Der Rat ließ ihm am 26. Dezember 1554 dafür danken und mitteilen, „daß (von der gnaden Gottes) gutter frÿd und alle einigkheit in gmeÿner Eÿdtgnoschaft vorhanden sÿe." Bezüglich der Böller, so habe man vernommen, daß die von Nürnberg vor kurzem eine Anzahl hätten gießen und zurüsten lassen, daher man sie in einem gleichzeitig abgegangenen Schreiben um Überlassung von 4 Stück gebeten habe. Der Überbringer der beiden Briefe, der Eisenkrämer Hans Batschelet, war beauftragt worden, die 4 Kanonen nach Bern zu bringen.[1]) Es scheint, daß die Nürnberger dem Gesuch der Berner nicht entsprechen konnten; wir schließen es aus einer Notiz vom 12. Februar 1555, laut welcher der Seckelmeister „von wegen der 4 polern, so Caspar Brunner soll minen gn. herren zu Nürenberg gießen lassen" dem genannten Eisenkrämer 1200 Gulden (thund in unser münß 2626 ℔ 13 β 4 δ) auf Rechnung gab.[2]) Die Böller waren also an jenem Tage noch nicht in Bern angekommen. Sie langten indessen bald hier an; denn am 17. April berichtete K. Brunner dem Rat von Nürnberg, daß er die 4 Böller ausgerüstet und „beschossen" habe (so lautete der technische Ausdruck für die Festsetzung der Ladung, das Einschießen und Probieren eines Geschützes) und daß bei diesem Geschäft 60 Pfund Pulver verbraucht worden seien. Es wurde beschlossen: „Auf den bericht, daß der zeugmeister Caspar Pronner dem rate zue Bern die vier begerten und angedingten pöler oder mörser allerding hab fertigen und beschießen lassen, zu welchen man dann von meiner herrn schießpulver 60 ℔ verpraucht, soll mans dabeÿ pleÿben lassen und dem zeugmeister wider sagen, das meine herrn fur sollich pulver nichts nemen wollen, damit ers denen von Bern mit glimpf wiß zuzuschreiben." Am 18. Juni erhielt Hans Batschelet, den seine Geschäfte wieder nach Nürnberg führten, 59

Caspar Brunner zum für wärffen und sunst der stat gemachet, thut alles nach inhalt sins buchs an δ 175 ℔ 2 β 6 δ.

[1]) Missivenbuch B B, 682 und 683.

[2]) S. R. 1555 (1) Rubrik: Umb Rüstung und Munition in das Züghuß.

Kronen zur vollen Ausbezahlung der 4 Böller. Der Seckelmeister notierte am Rande seiner Rechnung: „Die 4 poler costen aller dingen hie har gewert 933½ Kronen und 18 Schilling.“ Diese hohe Summe, mindestens 40,000 Franken nach jetzigem Geldwert, sagt uns, daß wir uns unter jenen Böllern oder Mörsern größere Geschütze vorzustellen haben, als diejenigen, die wir sonst mit diesen Ausdrücken bezeichnen. Leider sind in unserer Waffensammlung keine Stücke mehr aus jener Zeit vorhanden. Hans Batschelet hatte zugleich den Auftrag erhalten, sich von Kaspar Brunner in die Geheimnisse des Feuerwerfens einweihen zu lassen; es war ihm eine bezügliche Empfehlung an den Rat von Nürnberg mitgegeben worden. Dieser beschloß am 22. Juni: „Auf des herrn schultthaissen und raths zu Bern furschryft irs burgers Hansen Posthalers (lies: Batschelet) halben sol man dem Caspar Pronner bevelchen, ime guten willen zubeweysen und in begerten sachen, sovil miner herrn gehaym und anders halb an (ohne) nachtayl beschehen kan, anweysung und bericht thun ꝛc. Darzu sol man ime auch nach dem form den weyn schenken.“

Dem Wunsche Berns war also in zuvorkommendster Weise entsprochen worden. Hans Batschelet erhielt eine besondere Rüstung zum „für werfen“, die ihm der Berner Zeugmeister auf Kosten der Stadt verfertigte.[1]) Im Februar 1556 waren 10 Mann im großen Spital mit der Herstellung von Feuerkugeln beschäftigt.[2]) Die Staatsrechnung der ersten Jahreshälfte verzeichnet Beiträge an Jakob Rüsch und an die, „so mit den poleren umbgangen“. Aus jener Zeit ist auch ein nachträgliches Dankschreiben Berns an die von Nürnberg für die Kosten, die sie mit den 4 Geschützen gehabt. Wir lassen es wörtlich folgen: „Unser fründlich ꝛc. Als wir by üch vier fhür poler haben giessen lassen, die uns überantwort worden, sind wir bericht, wie der ersam meister Caspar Brunner die beschossen und probiert, habind ir darzu vier fhür kugeln, pulver steinkugel, roß und wagen, und was meer darzu gehört, geben. So nun die billigkeyt vordert, das wir üch des kostens, so ir, wie obgemelt, gehept, widergeltung und bezalung thuind, ist an üch unser begär, wie vyl der bringe, ze verständigen, werden wir üch den fründlichen und gutwilligklichen zuschicken und hienäben üch früntschaft zebewysen, jeder zyt bereit sin.

Datum 18. februarij 1556.

Schultheiß und Rat zu Bern.“[3])

---

[1]) S. R. 1555 (II).

[2]) R. M. 335/186 = 1556 II. 4.

[3]) Missivenbuch C C. 143 und R. M. 335/207 = 1556 II. 8.

Die vier Nürnberger Böller wurden jedenfalls der Burgerschaft zur Kurzweil vorgeführt. Wir wissen aus Hallers Chronik, daß z. B. 1552 zur alten Fasnacht ein aus Brettern errichtetes Schloß auf dem Breitfeld mit 12 Geschützen belagert und beschossen wurde.[1]) Die Seckelmeister Rechnung des Jahres 1556 enthält unterm 11. Januar die merkwürdige Notiz: „Hans Batschelet umb 22 eln linin tuch zum dracken, umb jede ellen 2 groß, thut 3 ℔ 13 β 4 δ." Und am 18. Januar: „Han ich von Batschelets drachen geben zemachen 10 β." Wir vermuten, Hans Batschelet habe seinen Mitbürgern einen feuerspeienden Drachen vorgeführt, in dessen aus Tuch verfertigtem Leibe eine Kanone verborgen war.

Kehren wir zu Kaspar Brunner zurück. Der Nürnberger Zeugmeister beherrschte in hohem Maße das artilleristische Wissen seiner Zeit und legte seine Kenntnisse in schriftlichen Aufzeichnungen nieder, die 1563 nach seinem Tode abgeschrieben und zu einem Buche vereinigt wurden. Von diesem Buche wurden drei Exemplare hergestellt, die unter die drei Zeugherren zu deren Gebrauche verteilt wurden. Sämtliche drei Exemplare sind noch erhalten: zwei befinden sich im kgl. Kreisarchiv zu Nürnberg, das dritte im Nürnberger Stadtarchiv. Was ihn zur schriftlichen Fixierung seiner Kenntnisse und Erfahrungen veranlaßte, darüber spricht er sich folgendermaßen aus:

„Als ich Caspar Brunner, eines erbarn raths diser statt Nürmberg verordneten zeugwarte, vil schedlicher mengel und mißbreuch, die ich zu zeiten in zeughäusern und im veld, in artholereyen auch am schiessen und fueren bey dem geschutz gefunden hab, bin ich verursacht, mich zu unterwinden, auf das allerkurzest ein ordnung auf das geschutz zustellen."

Dieses Zeugbuch zerfällt in drei Teile. Der erste gibt eine Beschreibung, wie ein Zeughaus mit seinem Inhalte beschaffen sein soll, der zweite Teil handelt vom Feuerwerk zu Ernst und Spiel. Der dritte Teil „ist ein grundlicher bericht des buchsengiesens mit aller zugehörung, aus rechtem mas und wolsteender proportion abgethailt."

Am 14. September 1560 starb Kaspar Brunners Frau. Sie war, wie wir wissen, eine geborne von Graffenried. In ihrem Testament hatte sie den ihr zufallenden Teil des väterlichen Vermögens ihrem Gatten vermacht. Ihre Verwandten in Bern legten Beschlag darauf und verweigerten die Herausgabe, worauf Kaspar Brunner durch Vermittlung des Rats von Nürnberg bei Bern Klage einlegte. Die von Graffenried verantworteten sich mit der Hinweisung auf den Ehe-

[1]) Gedruckte Ausgabe, S. 9. Vgl. auch S. 5 (1551).

kontrakt Brunners und seiner Frau, „so heytern bescheid gebe, wie es in thods välen irs verlaßnen guts halb ein gestalt haben und gewynnen sölle,“ zudem, „so standend sy und ire Niclaus von Grafenrieds seligen, des eltern, miterben noch in gevar eins verlusts ettlich burgschafften und houptgüter.“ [1])

Wir wissen nicht, wie K. Brunner diese Mitteilungen aufgenommen. Am 9. Oktober 1561 starb auch er und wurde am folgenden Tage auf dem Rochuskirchhof begraben. [2])

Brunners Testament gab, wie dasjenige seiner Frau, Anlaß zu Streitigkeiten, auf die wir nicht näher eintreten wollen. [3]) Wir bemerken bloß, daß der Rat von Bern, der zu urteilen hatte, das Testament von Brunners Frau als nicht rechtsgültig erklärte, „diewyl sich befindt, das gedachts Brunners säligen frouwen testament nit nach form rechtens uffgericht worden, indem das si iren schwöstern, so vor X jaren vor irer ordnung verscheiden, vergabet; da sich wol bescheint, das sy damaln nit by guter vernunst sye gsin.“

Ein bleibendes Andenken hat sich Kaspar Brunner durch ein Vermächtnis an die Armen Berns gestiftet. Sein Name steht auf der Liste der Donatoren des Obern Spitals. (Meßmer, Der Burgerspital, S. 186).

Quellen: Rats-Manuale, Seckelmeister-Rechnungen, Spruchbücher und Missivenbücher im Staatsarchiv. Gef. Mitteilungen des königl. Kreisarchivs Nürnberg (k. Kreisarchivar Bauch und Dr. Schrötter), des städt. Archivs Nürnberg (Archivrat Mummenhoff) und des Germanischen Nationalmuseums (Direktor Bezold und Archivar Dr. R. Schmidt), wofür wir hiemit unsern verbindlichsten Dank aussprechen.

Ad. Fluri.

---

[1]) Missivenbuch D D. 564. Das Schreiben ist vom 26. April 1561.

[2]) An. 1560, den 14. September. verschied die Erbar Frau Anna Brunnerin, der Gott genad, Amen. 1561, den 9. Oktober, verschied der Erbar Caspar Brunner, Zeugmeister, dem Gott gnädig und barmhertzig sey. (Ch. F. Sugel, Norischer Christen Freydhöfe Gedächtnis, Nürnberg 1682, Abteilung Rochuskirchhof.) — Der Eintrag über sein Begräbnis lautet im 1. Totenbuche der Pfarrei St. Larenz: „Der erbar und handvest Caspar Prunner zeugmaister im zeughaus 10. octobris 1561.“ Er hatte also seine Wohnung im Zeughause gehabt.

[3]) Vgl. R. M. 359 S. 3, 22, 167; Nr. 363 S. 128, 163, 190; Sprb. W W 216; Miss. D D, 776, 1139.

Nachtrag zu S. 440. Über den Bären, der mit der Tatze an der Glocke des Obern Spitals die Stunde schlug, vergl. Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern 1879 S. 78.

Karl Jakob Rohr.

1790—1863.

In freundlicher Weise aufgefordert, eine Biographie meines i. J. 1863 heimgegangenen Vaters Dr. Karl Jakob Rohr von Bern, zu Handen der Sammlung bernischer Biographien zu liefern, würde ich herzlich gerne entsprechen, stünde mir nur ein etwelchermaßen genügendes Material zur Verfügung. Allein mein Vater war überaus wortkarg, wenigstens in späteren Jahren. Was seine Person betraf, hat er — abgesehen von einzelnen Erlebnissen — wenig oder nichts mitgeteilt. Auch gegen seine ihn überlebende Gattin war er verschlossen. Schriftliche Aufzeichnungen hat mein Vater keine hinterlassen; seine Bekannten und Verwandten aber sind längst von hinnen geschieden. So folgt statt einer richtigen Lebensbeschreibung hier lediglich eine mosaikartige Skizze.

Meines Vaters Geburtstag, der ans Ende des vorigen Jahrhunderts fiel, war ihm selbst unbekannt, so wie mir sein Geburtsjahr, das um 1790 anzusetzen sein mag. Wurde ja doch in den damaligen Taufbüchern wohl der Tauf-, nicht aber der Geburtstag eingetragen, sintemal der neue bernische Erdenbürger erst mit der Taufe seinen Christennamen und damit sein bürgerliches Existenzrecht empfing.

Das Licht der Welt erblickte mein Vater in Kirchleerau unweit Zofingen, damals zum Kanton Bern gehörig. Es war das die erste Pfarrei seines im Jahre 1833 gestorbenen Vaters, Hrn. Emanuel Rohr, der von da nach Suz, nachmals nach Münsingen versetzt ward, wo der Hr. „Kammerer" Rohr noch lange im Andenken der Leute fortlebte.

Von seiner Mutter, einer gebornen Siegfried von Zofingen, mochte Karl das entschlossene Naturell geerbt haben, ebenso wie die ältere einzige Schwester Sophie, nachmals Frau Ziegler, und zwar Ziegler in erster und zweiter Ehe. Ihrem ersten Manne schenkte sie ein Söhnchen Ludwig, welcher nachmals Berns Wohlthäter wurde, indem er das in seiner einträglichen Eisenhandlung erworbene Vermögen (Firma Ziegler u Kocher an der Juden-, jetzt Amthausgasse) der Gemeinde Bern vermachte zur Gründung des Zieglerspitals. In zweiter Ehe ward sie die Gattin des Pfarrer G. Ziegler in Belp, auch als Dichter und Schriftsteller thätig. — Der jüngere Bruder Emanuel Rohr, langjähriger Pfarrer von Biel, zuletzt in Ligerz, wo er 1850 starb, mochte mit seinem sanften, milden Wesen mehr des Vaters Art geerbt haben.

Im Jahre 1851 vermochte Schreiber dies, damals Vikar in dem an Aargau und Luzern angrenzenden Roggwyl, seinen Vater, der sonst, zumal nach einem peinlichen Augenleiden, gar schwer zu einer Ortsveränderung zu bewegen war, zu einem Ausflug nach seinem Geburtsorte Kirchleerau zu veranlassen. Damals sah ich ihn so heiter und gesprächig, wie kaum je; so, wenn er mir in Leerau die Stelle zeigte, wo er als Knabe den einrückenden französischen Husaren die lange N... gemacht und ihren Hieben glücklich entronnen war.

In jener Zeit der Helvetik, traurigen Angedenkens, mußte der junge Ortspfarrer seiner Hausfrau die schlimme Botschaft bringen, daß fortan keine Pfarrbesoldung mehr ausgerichtet werde, während sein ganzer Kassabestand sich auf etliche Franken oder Batzen belaufe. „Thut nichts", beschwichtigte ihn die resolute, anstellige Pfarrfrau, „ich kann den Haushalt einige Zeit ohne Geld führen", — natürlich mit Hülfe des Pfrundlandes und der vierbeinigen und der gefiederten Haustiere.

Dort, in Kirchleerau war's, daß mein Vater mich in das Haus eines ehrwürdigen greisen Friedensrichters, Hofmann, führte, — ein Haus, das im lieben Schweizerlande wenige seinesgleichen gehabt haben mag. Dort lebten unter einem Dache als eine Haushaltung 4 Generationen, d.h. 3 Ehepaare, Großvater, Vater und Sohn, alle mit ihren Frauen, deren Haupt der greise Urgroßvater war, er allerdings als Witwer, alle zusammen in Frieden und Eintracht. Der alte Friedensrichter hatte noch meinen Vater auf den Knieen geschaukelt. Als ein Achtziger pflegte er fast alljährlich auf Schusters Rappen mein Elternhaus in Bern aufzusuchen, 14—15 Stunden hin und ebenso viele zurück. —

Ueber Erziehung und Schulbesuch meines Vaters ist mir nichts bekannt. Studiert hat er in Bern und in Berlin. Hier lag er nicht nur seinen Fachstudien ob: er saß auch gerne zu den Füßen des bekannten Philosophen Fichte. Es war damals die Zeit, wo die Heere Frankreichs und des Rheinbundes sich gegen Rußland wälzten. Einmal wurde die Vorlesung durch Exercitien und Kommandorufe französischen Militärs im Universitätshofe gestört. Auf eine Äußerung des patriotischen Professors stürzten sich die Studenten — und Rohr war dabei nicht der letzte — hinaus und schlugen die Rothosen in die Flucht. Der gedemütigte Preußenkönig soll seine helle Freude geäußert haben über den Studentenstreich.

Während des Durchmarsches der Napoleonischen Truppenmassen nach dem Osten blieb der Postverkehr mit der Schweiz — damals

bekanntlich Privatunternehmung — geraume Zeit unterbrochen. Da somit die Geldsendungen ausblieben und die Geldverlegenheit wuchs, mein Vater aber zu ehrlich war, um Schulden zu hinterlassen, wußte er sich anders nicht zu helfen, als indem er sich ins russische Heer als Militärarzt anwerben ließ. Glücklicherweise traf noch vor der Abreise ins Zarenreich die ersehnte Unterstützung von Hause ein, und das Diplom konnte zurückgegeben werden. Andernfalls hätte er wohl die Heimat nicht wieder gesehen.

In jene Zeit fiel eine merkwürdige Lebensrettung. Auf einer Fußreise durch den Harz nächtigte Studiosus Rohr einst in einer einsamen Schenke in öder Gegend. Die Herberge und die Leute machten einen unheimlichen Eindruck, so daß er vorzog, angekleidet zu bleiben; er suchte sich zu verbarrikadieren, da die Thüre nicht geschlossen werden konnte. Da alles anscheinend zur Ruhe gegangen war, erschien leise auftretend ein Mädchen auf der Schwelle und flüsterte: Das Mitleid mit dem jungen Herrn habe sie bewogen, ihm zu eröffnen, daß er in eine Räuber- und Mörderhöhle geraten sei. Er dankte und überlegte, was zu thun sei. Ein gelungener Sprung aus dem Fenster in das Geäste eines Baumes, ein zweiter auf den Boden ermöglichte die Flucht. Später vernahm er, daß dort ein Reisender spurlos verschwunden sei, worauf die Bewohner gefänglich eingezogen wurden.

Nicht gar lange nach seiner Heimkehr, als Napoleon Elba verlassen hatte und der alte Löwe noch einmal Frankreich zu seinen Füßen sah, ward dem jungen Arzt der ehrenvolle Auftrag zu teil, binnen Monatsfrist in den leeren Räumen des alten Klosters F r i e n i s b e r g ein M i l i t ä r s p i t a l zur Aufnahme von 3—400 Mann herzurichten. Alliierte Truppen, wenigstens — oder zumeist — Österreicher, durchzogen die Schweiz; hiesiges Militär ward aufgeboten; denn an der Westgrenze sammelte sich ein ansehnliches französisches Heer. In drei Wochen waren die Räume eingerichtet und mit dem Notwendigen versehen. Einstweilen freilich waren's nicht Verwundete, sondern Kranke, welche den Spital zu füllen begannen, Fremde und Einheimische. Dr. Rohr hätte gute Geschäfte machen können, wenn er auf das Ansinnen eingegangen wäre, welches z. B. Dragoner, wohlhabende Bauernsöhne, an ihn stellten, ihnen gegen klingende Erkenntlichkeit ein Zeugnis fernerer Dienstunfähigkeit auszustellen. Aber damit waren sie an den Unrechten gekommen.

Der Doktor hatte sechs Soldaten als Sicherheitsmannschaft zu seiner Verfügung, gebrauchte aber ihre Hülfe wenig. Einmal, als er eben der Hälfte Urlaub erteilt hatte, erscheint aus dem benachbarten

29

Wirtshause von Baggwyl, das dem Spital großenteils die Lebensmittel lieferte, ein Eilbote: der Doktor möge schnell zu Hülfe kommen; eine Abteilung Österreicher verübten in betrunkenem Zustand Unfug und Mutwillen, wobei noch schlimmeres zu befürchten stehe. Was soll ich einer solchen Rotte gegenüber machen mit meinen drei harmlosen Soldaten? erwiderte oder dachte er. Da kommt ein zweiter, ein dritter Bote hergelaufen: Ums Himmelswillen, Herr Doktor, kommt doch recht; die Wirtsleute schweben in Lebensgefahr!

Da galts freilich nicht langes Besinnen; rasch gehts der Unglücksstätte zu, mit ihm die drei Braven, deren alte Steinschloßflinten freilich noch die zum Exercieren üblichen hölzernen „Feuersteine" aufgeschraubt trugen. Von weitem schon tönt ihnen das wüste Gejohle der zuchtlosen Bande entgegen. Beim Wirtshause angelangt, postiert unser Doktor den ersten seiner 3 Helden ans Eingangsthor zum großen Hofraum vor dem Hause, den zweiten drinnen an die Hausthür und kommandiert, daß mans oben im Saal hören konnte: „Dem ersten, der hinaus will, jagst du eine Kugel durch den Kopf!" — „Söll i deh?" erwidert betroffen der Vaterlandsverteidiger, der Kugel und hölzernen Feuerstein nicht zu reimen wußte. — Ein Wink gebot ihm Schweigen. — Den dritten nimmt er mit hinauf.

Droben im Saal ein wüstes Treiben. „Wo ist euer Hauptmann?" Dem stramm auftretenden Frager wird er gezeigt. „Was ist das für eine Manier, Herr Hauptmann? Sie lassen Ihre Mannschaft Wehrlose beleidigen?" — „Sie sehen ja, mein Herr, die Disciplin ist hin; da kann ich nichts mehr machen!"

Nun, als ob ihm draußen wohlbewaffnetes Militär zur Verfügung stünde, ruft der Doktor mit Stentorstimme in die aufgeregte Menge: „Binnen 10 Minuten sollen die Waffen dort abgelegt sein; wo nicht — —!"

Verdutzt schauen die Kaiserlichen einander an. Die Offiziere, welche die Autorität verloren hatten, begrüßen offenbar diese Lösung und reden der Mannschaft zu. Einzelne legen die Waffen nieder, andere folgen. Wer war froher als unser Doktor, als die List gelungen war! Nun läßt er die Truppe abmarschieren; im nahen Aarberg sollen sie ihre Waffen wiederfinden. Wie sie draußen nur einen und noch einen Wehrmann sehen, einer harmloser als der andere, da machen die Österreicher gute Miene zum bösen Spiel. Die aus ihrer Angst befreiten Wirtsleute aber lassen wie gerne anspannen und ein Fuder Flinten und Säbel flugs nach Aarberg führen.

Einige Jahre später — angeben kann ich das Datum der Ernennung nicht — treffen wir den jungen Doktor als Arzt des „Äußern Krankenhauses“ oder „Siechenhauses“, welches — an der Landstraße nach Wegmühle und Bolligen neben der kleinen Kirche gelegen — damals die Stelle der spätern Waldau vertrat als Irrenanstalt, Pfründerhaus und Spital für Hautkrankheiten u. dgl. Ein Apotheker war ihm als Gehülfe bei- oder untergeordnet.

Am 24. Juli 1823 wurde in der Kirche zu Bolligen sein Ehebündnis eingesegnet mit Frau Maria Elisabeth Gruner, Tochter des Oberstlieut. Emanuel Gruner zu Worblaufen. Meine sel. Mutter war das älteste von 12 überlebenden Kindern der Familie Gruner-von Jenner, mütterlicherseits Urenkelin des großen Haller. Vier Geschwister waren frühe gestorben. In den Kreis der zwölf riß während der Dauer von 30 Jahren der Tod nachher keine Lücke. Von den acht Töchtern traten fünf in den Ehestand. Die älteste der Zwölfe war, wie erwähnt, Frau Dr. Rohr; es folgten Frau Kantonsbaumeister Küpfer, Frau Helfer Thormann, Frau Pfarrer Lutz und Frau Direktor von Lerber, deren Geburt der Mutter das Leben kostete. Drei Töchter blieben ledig; zur Stunde leben noch zwei im Alter von 94 und 85 Jahren. — Von den vier Söhnen hat der älteste, Professor und Direktor Ludwig Gruner, Ritter der Ehrenlegion, als bedeutender Geologe sich hohe Anerkennung erworben, eine ächte biedere Bernernatur. Obwohl er von Jugend auf, erst als Schüler der école polytechnique, bis an sein Ende in Frankreich lebte, hieng doch sein Herz an der alten Heimat. Meinem Vater blieb er in treuer Freundschaft zugethan. Sein Wahlspruch war: être, non paraître.

Ein überzeugter Christ, war Gruner wesentlich Gründer einer evangelischen Gemeinde in St. Etienne, wo er als Direktor der Minen-Akademie einen großen Teil seines Lebens zubrachte; nachmals ebenso die Stütze einer protestantischen Kirche der Hauptstadt. — Der zweite Bruder Emanuel, Gruner-Demôle, brachte ebenfalls den größten Teil seines Lebens in Frankreich zu als verdienstvoller und geschätzter Ingenieur. Als Direktor großer Bergwerke in Privat erbaute er eine protestantische Kirche; vor etlichen Jahren entschlief er in Genf, der Heimat seiner Gattin. Der dritte, August Gruner-von Lerber, ist schon vor geraumer Zeit in Bern heimgegangen; der jüngste, Karl Gruner-von Grafenried, erst 1901 im Seidenberg zu Muri.

Frau Dr. Rohr schenkte ihrem Mann zwei Söhne; der ältere starb bald nach der Geburt; der jüngere, geb. 1827, ist Schreiber dieser Skizze.

Leider stehen über die ganze Periode seiner Wirksamkeit im „Siechenhaus" keine Notizen zu Gebote; als pflichttreuer und gewandter Arzt, auch Mitglied des Inselkollegiums, genoß Rohr auch die Anerkennung weiterer Kreise. Meine Erinnerung hat nur belanglose Züge aufbewahrt, da ich 6—7jährig die traute Stätte der Kindheit mit der Stadt vertauschen mußte, so z. B., daß die Eltern freundschaftlichen Verkehr pflogen mit den Familien der Nachbarschaft: den Tscharner im Rothhaus; von Fellenberg-Wegmühle; von Imhoff-Rörswyl.

Im Jahre 1834 nämlich, wenn ich nicht irre, erhielt mein Vater einen Nachfolger in Dr. Tribolet, vermutlich aus politischen Rücksichten, indem mein Vater als Anhänger der alten Ordnung der Dinge galt und beim neuen Regiment nicht in Gunst stand.

So siedelte denn die Familie Rohr in die Stadt über und bezog nach kurzem Aufenthalt in enger Mietswohnung das Haus Junkerngasse 153 (jetzt 38) gegenüber dem Erlacherhof. Dessen früherer Besitzer Ratsherr Tscharner, Schwager des würdigen Alt-Schultheißen Fischer, konnte sich nämlich nicht entschließen, das Haus ferner zu bewohnen, nachdem ihm, der damals als Mitglied der Siebnerkommission im Erlacherhof in Haft saß, die Erlaubnis verweigert worden war, seine sterbende Frau gegenüber zu besuchen.

Nach und nach gewann Dr. Rohr in Stadt und Umgebung eine ganz erhebliche Praxis. Still und zurückgezogen lebend, verkehrte er außer seinen Patienten nur mit einem kleinen Freundeskreis; am nächsten stand ihm wohl Prof. Dr. Ittly, der letzte seines Geschlechts. — Ein Augenleiden, das den gänzlichen Verlust der Sehkraft befürchten ließ, führte ihn noch mehr in die Stille; an der Gattin hatte er eine treue Vorleserin. Allmählich zog er sich sodann auch aus dem praktischen Leben zurück.

Eine peinlich strenge Diät, verbunden mit den sich einstellenden Altersgebrechen untergrub die Gesundheit des starken Mannes. Nach längerm geduldig getragenen Leiden gieng Dr. Rohr im Glauben an seinen Erlöser heim am 12. April 1863. Die treue Gattin folgte ihm, beinahe 10 Jahre später, am 6. Januar 1873.

Dr. Rohr war eine stattliche Erscheinung mit seiner strammen Haltung, hoch und schlank, ein Mann von fester, ja eiserner Willenskraft; er konnte streng, ja hart erscheinen, zunächst gegen sich selbst, wie er denn außerordentlich einfach lebte. Von seinen Patienten hörte man noch lange nach seinem Hinscheid seine Pflichttreue, wie seine Freundlichkeit rühmen. Ehre hat er übrigens nicht gesucht noch auch sonderlich geerntet. Aber er war ein Biedermann und dem Sohne

ziemte es wohl, auf den Vater die Worte des Wandsbeckerboten anzuwenden:

Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! — Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Karl Rohr, Pfarrer am Münster.

Xavier Stockmar.

1797–1864.

Depuis la réunion de l'ancien Evêché de Bâle à la Suisse, il n'y a pas eu dans ce pays de nom plus populaire que celui de Xavier Stockmar. Les vicissitudes de son existence toute consacrée au bien public, les services qu'il avait rendus, les souvenirs qui se rattachaient à ses entreprises, tout avait concouru à lui donner une notoriété que le temps n'a pas entamée. Il eut des partisans enthousiastes et des détracteurs passionnés; il connut toute la mobilité de la fortune politique; mais sa bonne foi avait fini par avoir raison de l'injustice des partis, et sa mémoire est restée chère à tous les Jurassiens. L'histoire de sa vie n'a pas encore été écrite; les courtes notices biographiques publiées après sa mort[1]) ne renferment que des indications sommaires sur les principales phases de son orageuse carrière. En rappelant à la nouvelle génération les événements auxquels il fut mêlé, les luttes qu'il eut à soutenir et ce qu'il fit pour le Jura, on ne court pas le risque d'affaiblir le respect qu'elle a pour l'œuvre de ses aînés.



1850

[1]) Entre autres par X. Kohler dans l'*Annuaire du Jura* de 1865. *La Patrie suisse* N° 161—163 (juillet 1864).

I.

Xavier Stockmar naquit à Porrentruy le 25 décembre 1797. Son père, F. J. Wenceslas Stockmar, originaire de Rastadt (Baden), était inspecteur des forêts nationales du département du Mont-Terrible pour les cantons de Porrentruy, Montbéliard et Désandans. Après avoir été garde-général des forêts et des chasses du dernier prince-évêque de Bâle, Joseph de Roggenbach, il avait continué ses fonctions sous le régime français, qui avait succédé en 1793 à l'éphémère République rauracienne. On a conservé un arrêté de l'Administration centrale du Département, du 8 germinal an V, qui rend hommage «à son intégrité et à son attachement à la chose publique». C'était un fonctionnaire ponctuel, très-attaché à sa profession, et respectueux des pouvoirs établis. Il n'avait pas interrompu son service pendant la tourmeute révolutionnaire, bien que la République eût négligé pendant les premières années de lui servir un traitement, et il avait réussi avec son collègue Fellrath de Delémont à protéger tant bien que mal les forêts domaniales exposées à toutes les déprédations depuis la chûte du régime épiscopal. De son mariage avec Marguerite Brieffer, de Porrentruy, étaient nés six enfants. La conscription lui avait pris son second fils; l'aîné, forestier comme lui, était destiné à le remplacer. Xavier, le cadet, fréquenta le collège communal, qui avait conservé les professeurs distingués de l'Ecole centrale du département du Mont-Terrible, supprimée depuis l'incorporation de l'ancien Evêché au département du Haut-Rhin. Il a raconté lui-même avec émotion, dans une brochure publiée vers la fin de sa vie [1]), ses souvenirs de cette époque. L'enseignement qui se donnait au collège de Porrentruy était tout imprégné des principes de la Révolution. Il ne pouvait manquer de former des esprits libres, mais pondérés; car, à côté des maitres qui avaient fait la renommée de l'Ecole centrale, comme Kuhn, Denier, Bandinelli, le premier guide de Léopold Robert, et surtout Gressot, ce «Quintilien rauraque», les anciens religieux de Bellelay qu'on leur avait adjoints étaient des hommes tolérants, qui s'efforçaient de concilier leurs traditions avec les idées du temps. C'était une période d'émulation, d'initiative et de progrès, les anciennes distinctions sociales étaient effacées, toutes les car-

[1]) Considérations sur l'Acte de réunion du Jura au canton de Berne. Porrentruy. V. Michel. 1861.

rières étaient ouvertes et la jeunesse marchait avec confiance à la conquête de l'avenir.

Dans ce milieu ardent etlaborieux, les facultés exceptionnelles de Xavier Stockmar se développèrent à l'aise. Il venait d'achever sa rhétorique lorsque le Jura fut occupé par les Alliés, après la bataille de Leipzig. Son frère Antoine, maréchal-des-logis dans un régiment de cuirassiers, avait été tué au passage de la Beresina; lui-même avait eu l'intention d'entrer à l'Ecole militaire, et en 1813 il fallut les supplications de sa famille pour l'empêcher de rejoindre l'armée de Belfort. L'annexion du Jura au canton de Berne vint donner un autre cours à ses projets.

Le Congrès de Vienne avait disposé du sort de l'Evêché de Bâle sans consulter la population. Les plébiscites n'étaient pas encore à la mode, et les chancelleries avaient d'autres moyens de se renseigner. Il n'existait d'ailleurs pas de courant prononcé en faveur d'une solution quelconque. Le clergé proposait bien la restauration de la principauté épiscopale, mais mollement, et plutôt par acquit de conscience. Le prince-évêque n'avait plus guère d'adhérents sincères que dans l'Erguel protestant, où il n'avait jamais exercé qu'une souveraineté nominale. Le gouverneur général, M. d'Andlau, appuyé sous-main par le commissaire de la Confédération, poussait à la constitution d'une principauté indépendante, rattachée à la Suisse, et dont il se réservait le gouvernement. M. M. de Billieux et Delfils le représentaient à Vienne. Le parti français, en majorité dans le Porrentruy, s'abstenait de toute manifestation, mais il faisait agir à Paris M. S. Béchaux et l'avocat Kohler, que soutenaient les généraux du pays. A Bienne, on voulait former un nouveau canton suisse. La réunion au canton de Berne comptait quelques rares partisans dans la Prévôté. [1]) Chacune de ces fractions envoyait à Vienne des délégués qui ne parvenaient même pas à obtenir une audience, du reste inutile, puisque tout était réglé d'avance, et que Talleyrand lui-même appuyait les prétentions de la République de Berne.

L'annexion ne pouvait donc provoquer ni enthousiasme ni opposition. On attendait le nouveau régime à l'œuvre. Ses débuts causèrent une profonde déception. Certes, le pays épuisé par la conscription, écrasé par les impôts français et ruiné par l'invasion, appréciait les bienfaits de la paix et les efforts du gouvernement

[1]) Voir sur l'état de l'opinion à cette époque: *C. Folletête:* Les origines du Jura bernois, et *A. J. Stockmar:* Le Jura en 1815.

bernois pour le relèvement de l'agriculture et de l'industrie. Mais, si la situation matérielle du Jura s'améliorait, ses habitants n'oubliaient pas qu'ils avaient été émancipés par la Révolution. A mesure que l'écho des guerres napoléoniennes allait s'affaiblissant, l'horreur du despote et du tueur d'hommes faisait place au regret de l'égalité civile, conquise au prix de tant de sacrifices et qui n'existait pas dans la nouvelle patrie. Beaucoup d'enfants du pays étaient tombés sur les champs de bataille, depuis Marengo jusqu'à Leipzig; mais parmi ceux qui avaient survécu, plusieurs occupaient de hautes fonctions dans l'armée ou dans l'administration française. L'oligarchie bernoise, au contraire, fermait toutes les carrières aux plébéiens.

La nouvelle génération, fille de la Révolution, avait surtout la passion de l'égalité. Pour elle, le régime bernois était la réaction dans le pire sens du mot. On avait subi jadis les hobereaux allemands qui accompagnaient les princes-évêques; on les retrouvait à Berne. De citoyen on redevenait sujet. Les emplois publics étaient de nouveau l'apanage de quelques familles privilégiées, et précisément des plus impopulaires. Le gouvernement s'appuyait exclusivement sur le clergé, dévoué par intérêt, et lui aidait à relever son influence disparue. Son premier acte avait été d'abolir l'état-civil laïque et le divorce, et de remettre en vigueur les lois canoniques. La législation française devait être remplacée par les us et coutumes du pays, dont nul ne se souvenait plus, et par les lois bernoises, qui n'étaient même pas codifiées. Si l'on maintenait la vente des biens nationaux, c'était par la volonté expresse du Congrès de Vienne. On rétablissait des castes sous le nom de bourgeoisies. En outre, le régime était tracassier, ami de l'espionnage et des petits moyens. La parole n'était pas libre, sauf pour célébrer les mérites de Monsieur le bailli et de Monsieur le curé. Se plaindre? A qui? Les gouvernants étaient des inconnus inabordables, qui n'accordaient d'audience qu'aux gens bien pensants. Pas de presse pour exhaler le mécontentement public. Un seul journal rédigé par l'Administration, qui donnait des nouvelles de la santé de tous les souverains de l'Europe, mais aucun renseignement sur la politique intérieure. On allait en prison pour une pétition. En somme, un despotisme patriarcal tempéré par l'intrigue et la médisance.

Les jeunes gens frondaient ce régime, qu'ils personnifiaient dans une perruque et dans une soutane. Stockmar avait été

parmi les mécontents de la première heure, et malgré son jeune âge, il n'avait pas tardé à devenir leur chef.

Il n'était encore qu'un adolescent lorsqu'il se trouva mêlé aux agitations politiques. En 1814, il colportait la pétition Hentzinger, demandant qu'un vote du peuple décidât de l'avenir du pays. Cette pétition émanait du parti des «patriotes», qui poursuivait la constitution d'un canton suisse indépendant. Après l'annexion, ce parti recruta peu à peu tous les opposants au régime des baillis; acceptant le fait accompli, il noua des relations avec les libéraux bernois qui préparaient la chûte du patriciat. Bientôt le Jura tout entier suivit l'impulsion. Stockmar mettait une activité sans bornes au service du parti. En peu d'années, il s'était fait connaître comme homme d'affaires consommé. Après un court apprentissage de commerce à Porrentruy et à la fabrique d'horlogerie de Seloncourt, il avait pris un emploi à la fabrique d'armes du Pont d'Able, que venait de fonder X. Bornèque (de Bellefontaine). Il se maria en 1820[1]) et accepta ensuite le poste de sous-directeur aux forges de Lucelle, où il seconda M. E. Paravicini jusqu'en 1829. Ces quinze années de jeunesse furent bien remplies; sa tâche quotidienne terminée, il employait son temps à compléter ses études scientifiques et littéraires. Il envoyait aux journaux libéraux de Paris des correspondances remarquées sur les affaires de Suisse. On a de lui deux volumes de vers inédits datant de cette époque; quelques fragments publiés après sa mort dans des Revues jurassiennes dénotent une grande facilité jointe à un sentiment parfait de la mesure. Il composait aussi des chansons politiques qui devinrent rapidement populaires et ne contribuèrent pas peu à discréditer les baillis[2]). On les chantait dans les sociétés patriotiques, dont tous les jeunes gens voulaient faire partie. En 1826, il conspirait déja avec Olivier Seuret et Louis Quiquerez; les ruines du château de Morimont abritaient leurs conciliabules. Les baillis, sans appui dans le pays, se sentaient impuissants à lutter contre la marée montante de l'opposition. La révolution de 1830 vint donner aux patriotes le coup de fouet attendu.

Depuis un an, Stockmar était établi à Porrentruy, après avoir été sur le point d'aller tenter la fortune au Mexique avec

[1]) De son mariage avec Rosalie Marquis, de Porrentruy, Stockmar eut deux enfants, un fils mort en bas âge et une fille, Félicie, née en 1825.

[2]) On a conservé tout un recueil de ces chansons, dont quelques-unes ont été reproduites par X. Kohler dans l'*Annuaire du Jura*. La plus connue était la *Rauracienne*, qui est devenue le chant national du Jura.

son ancien employé J. B. Jecker, qui s'apprêtait à exploiter les concessions accordées à son frère par Bustamente. Ses affaires prospéraient; des opérations sur les terres en Alsace et sur les vins en Franche-Comté avaient bien réussi. Il avait aussi entrepris le roulage de Bâle avec un associé; mais la politique lui prenait la majeure partie de son temps. Depuis son retour de Lucelle, il avait installé ses livres, ses collections et ses instruments dans une petite maison isolée, située à la Vignette, au pied du château. Thurmann, fort jeune encore, mais déjà passionné pour la géologie, au point que les campagnards l'appelaient « le fou des pierres », le secondait avec ardeur. Ils ne tardèrent pas à former, avec quelques amis, une société d'études, bien certainement l'aînée de toutes celles qui se sont succédées dans le Jura, en conviant à y participer tous ceux qui avaient conservé le goût des sciences et des lettres; le nombre n'en était pas considérable alors. Ils se réunissaient plusieurs fois par semaine, et leur intention était de donner de l'extension à ce petit établissement scientifique, d'acquérir encore des livres, des instruments, de créer un laboratoire de chimie, un jardin botanique. Stockmar a raconté lui-même comment la politique vint contrecarrer ces projets, qu'il réalisa deux ans après sur une plus grande échelle au collège de Porrentruy:

« C'est que le canon des journées de juillet 1830 avait retenti subitement dans notre retraite, et la commotion électrique avait remué tous les membres de la société. Dès cet instant la politique se substitua aux paisibles études; on discuta la France, une Rauracie, une constitution bernoise, mais avant tout une révolution; le nombre des sociétaires, devenus des initiés, augmentait de jour en jour; nous fûmes bientôt une puissance. C'est de la petite maison près du château que partirent les articles qui parurent dans le *Constitutionnel*, dans le *Nouvelliste vaudois*, dans d'autres feuilles, et qui battirent systématiquement en brèche le régime des patriciens bernois. Elle fut le berceau de la révolution jurassienne. »[1])

Il était entré en relations avec C. Neuhaus, de Bienne, et C. Schnell, de Berthoud, qui dirigeaient le mouvement dans l'ancien canton. Il entretenait une active correspondance avec l'ingénieur Watt, de Bienne, dont la figure originale mériterait d'être mise

[1]) Discours prononcé à l'inauguration du monument de Thurmann à Porrentruy, le 5 octobre 1858.

en relief. Watt, qui «paysannait» à Loewenbourg, lui fournissait d'utiles conseils et de précieux renseignements sur les hommes politiques bernois. Il correspondait aussi avec Quiquerez, Buchwalder et le doyen Morel. Ses rapports avec Neuhaus ne tardèrent pas à prendre un caractère de grande intimité. Leur correspondance en fait foi. Neuhaus écrivait à son ami, après une visite à Porrentruy :

«Je n'ai point oublié nos conversations où quelques mots réciproquement sentis nous ont rapprochés. Par cette raison, le souvenir m'en est précieux. Cependant j'ai trouvé à la réflexion que nous avions un peu abusé du tems qu'il nous était donné de passer ensemble et qui peut-être ne reviendra plus. Nous aurions pu nous mieux connaître, mettre plus de sentimens et de pensées en commun, et trouver ainsi plus de motifs de resserrer notre amitié. Comme des enfants, nous avons ri ou grondé, ou pis encore, discuté assez vainement sur quelques points de science ou de philosophie . . .»

Le passage suivant d'une autre lettre témoigne de la sensibilité un peu exaltée de Neuhaus:

«J'ai quelques amis auxquels je suis dévoué; mais il ne faut pas s'y tromper, l'amitié que j'éprouve pour eux et qu'ils ressentent pour moi, est bien au-dessous de celle que j'ai souvent rêvée, qui a des empressemens, des joies profondes, des épanchemens pleins d'abandon, et qui devient un sentiment à l'épreuve de tout. N'y a-t-il pas quelque chose de cette amitié dans le ton de votre lettre? Je le crois, puisqu'elle m'a touché et que mes yeux se mouillent en y répondant . . .»

Neuhaus est en parfaite communion d'idées politiques avec ses amis de Porrentruy; comme eux, et par les mêmes moyens, il veut renverser l'aristocratie, mais il combat toute idée de séparation. Il ne veut ni d'un 23e canton, ni d'une fusion avec Neuchâtel; c'est à Berne et avec Berne qu'il faut achever la révolution. «Vous m'effrayez un peu, Messieurs de l'Evêché, — écrit-il à Stockmar. Vous envisagez le beau côté de l'indépendance; examinez, s'il vous plait, le mauvais à son tour, car il y en a un, et vous n'en doutez pas. Si l'Evêché était détaché du canton de Berne, les amis de la liberté du vieux canton perdraient un grand appui et les oligarques auraient une chance de plus pour eux. Est-il indifférent à l'Evechė que le vieux canton

soit libre ou ne le soit pas? Je crois qu'il nous faut rester unis pour mieux garder nos libertés.»[1])

Une foule d'amis inconnus renseignaient Stockmar de tous les points du Jura; il avait des intelligences jusqu'à la chancellerie d'Etat. L'effervescence régnait partout. Des délégués de Porrentruy assistaient à une réunion révolutionnaire à Berthoud et en rapportaient tout un plan d'organisation. Au commencement de décembre, Hans Schnell écrivait que l'ancien canton était prêt à exiger la souveraineté du peuple, et qu'une assemblée tenue au Gwatt avait décidé de la demander «même au prix du sang.» Il informait Stockmar que le soulèvement général aurait lieu à la mi-janvier. A Berne, on appelait la Diète un club de Jacobins, parce qu'elle avait résolu de ne pas s'occuper des affaires cantonales, mais les libéraux des autres cantons avaient les yeux fixés sur les patriotes bernois et ne leur ménageaient pas les encouragements. Les Soleurois se déclaraient prêts à aider l'Evêché «quand ils auraient fini avec leurs aristocrates». Le *Nouvelliste vaudois* publiait régulièrement les correspondances de Stockmar. Les journaux acquis à la cause libérale étaient tous interdits à la frontière, mais le libraire Neukirch à Bâle expédiait sous enveloppe la *Gazette de Zurich* et surtout la *Gazette d'Appenzell*, que Watt appelait «le grand organe de la réformation politique en Suisse.» Les voituriers de Stockmar, qui faisaient chaque semaine le voyage de Bâle, en rapportaient, avec de la poudre, des ballots de journaux prohibés qu'ils distribuaient en route en même temps que les proclamations du grand-conseil de ville de Porrentruy demandant l'établissement d'un commissariat général pour le Jura. Ils étaient même parfois condamnés à l'amende pour ce fait par le bailli Fischer de Delémont. Celui de Moutier, A. de Büren, dénonçait bien à ses administrés «les usurpations de Porrentruy, qui se constituait sans mandat l'organe du Jura», mais ses appels à la division ne trouvaient pas d'écho, et Watt les classait dans ce qu'il appelait «le recueil des bêtises du turc bernois». Malgré les arrestations et les amendes, on plantait partout des arbres de liberté; on répandait, avec la pétition de Berthoud, le décret du 3 février 1798 qui promettait une Constitution égalitaire. Sous la direction de Stockmar, les réunions publiques se multiplièrent; on organisa des gardes urbaines à

[1]) Lettre du 23 février 1831.

Porrentruy et à Delémont; on adressa au gouvernement des pétitions qui ressemblaient à des sommations, dans lesquelles on réclamait l'abolition des privilèges, l'égalité des droits politiques, la séparation des pouvoirs, la liberté de la presse, ainsi que le rétablissement des lois françaises. Six cents pétitions analogues avaient été envoyées de tous les points du canton au gouvernement, qui chargea la Commission d'Etat de les examiner, tout en adoptant en principe la révision de l'Acte de réunion proposée par X. Migy. Le 12 janvier 1831, les délégués des sociétés patriotiques se réunirent à Münsingen pour recevoir sa réponse. C'était la première fois que les mandataires de la démocratie se sentaient les coudes, mais ils avaient conscience de leur force et de l'irrémédiable impuissance du patriciat. Les offres du gouvernement furent repoussées, et l'assemblée se prononça à l'unanimité pour l'élection d'une Constituante. Pendant ce temps, le Jura se soulevait; des administrations provisoires s'installaient à Porrentruy et à Delémont et leur premier acte était d'arrêter les baillis. Stockmar, à la tête de 50 hommes de la garde urbaine équipés à ses frais, auxquels se joignaient en route de nombreux camarades, marchait sur Courrendlin, où le bailli de Moutier avait rassemblé quelques soldats qui levèrent la crosse en l'air à l'arrivée des patriotes. Les baillis prirent la fuite; des commissaires envoyés par le Petit-Conseil ne purent que constater l'impossibilité de maintenir l'ordre et s'empressèrent de se retirer.

Le 12 janvier, tandis que Stockmar assistait à l'assemblée de Münsingen, une proclamation du Petit-Conseil le signalait comme le chef d'une bande de rebelles prêts à marcher sur la capitale, et ordonnait de réunir des volontaires pour défendre les pouvoirs publics. Quelques jours plus tard, le gouvernement affolé, décida de faire occuper militairement le Jura et mit à prix la tête de Stockmar. Une proclamation datée du 17 janvier promettait une récompense de 4000 L. à qui le livrerait aux autorités. Mais les troupes refusèrent de marcher contre les patriotes jurassiens, que des détachements armés de Bienne et du Seeland s'apprêtaient à défendre, et le 19, une troisième proclamation, à l'adresse spéciale des Jurassiens, promettait l'oubli du passé en exhortant les citoyens à reconnaitre les autorités légales jusqu'à la constitution d'un nouveau gouvernement. Stockmar avait répondu dès le 18 aux accusations formulées contre lui, par un manifeste digne et mesuré, complété quelques jours plus tard

par une protestation énergique de Charles Neuhaus, qui s'était empressé de le rejoindre à Porrentruy pour être prêt à tout événement.

L'abdication du gouvernement, le lendemain de la journée de Münsingen, avait du reste dénoué la situation. L'annonce de la convocation immédiate d'une Assemblée constituante satisfaisait les plus impatients, et c'est dans un calme parfait que se préparèrent les élections qui devaient décider de l'avenir du pays.

II.

Envoyé à la Constituante par le collège de Porrentruy, Stockmar y déploya une extrême activité. Il fit partie du bureau et représenta l'Evêché dans la Commission constituante avec Neuhaus, Watt, Vautrey et le doyen Morel. Une ère nouvelle s'ouvrait; le peuple était enfin maître de ses destinées, et l'entente loyale établie entre les libéraux bernois et jurassiens avait dissipé les velléités séparatistes qui s'étaient manifestées dans le mouvement révolutionnaire, et contre lesquelles Neuhaus mettait en garde ses amis de l'Evêché. Stockmar se hâtait de le constater: « Nous ne reconnaissions pas l'autorité du pacte de 1815, écrivait-il, parce qu'on nous l'avait imposé sans nous consulter; mais aujourd'hui que nous sommes venus *librement*, élus de la Rauracie, nous réunir aux députés du peuple bernois, le mot de conquête disparait devant celui de Constitution; ce nouvel acte sera revêtu du vrai sceau de la légitimité, *le consentement des parties contractantes*, et nous saurons le respecter [1]. »

Dès ce moment, le but de sa politique était nettement indiqué, et il n'en dévia jamais. « Lorsque chaque canton aura consolidé ses institutions particulières, un véritable congrès helvétique pourra se réunir; il abattra les barrières élevées entre les 22 cantons et par des institutions nationales, rajeunira le corps de la vieille Helvétie ». La transformation des institutions bernoises n'était donc pour lui qu'une étape, et l'unité nationale lui apparaissait d'emblée comme la véritable solution de la question jurassienne. Cette conception, bien qu'elle fût conforme aux aspirations des hommes d'État bernois, devait lui valoir

[1]) Journal des délibérations de l'Assemblée constituante. P. 86.

plus tard, grâce à des malentendus perfidement exploités par ses adversaires, une longue suite de mécomptes et de déceptions.

Son rôle à la Constituante, où il arrivait comme le champion du Jura, fut très-important. Il se trouva toujours à l'avant-garde pour défendre avec Neuhaus les solutions libérales. Il vota pour la liberté de tous les cultes, au lieu de la garantie des deux confessions reconnues. «Vous craignez la multiplicité des sectes, disait-il à ses collègues protestants, et vous voulez assurer la stabilité des deux religions du pays. Il y a trois siècles qu'on tenait à peu près ce langage, mais c'était contre vos pères qu'on traitait alors aussi de sectaires dangereux, et il est probable qu'au lieu d'une assemblée constituante, ce serait d'un concile que vous attendriez aujourd'hui des lois, si la philosophie et la raison n'eussent vaincu l'intolérance, qui se relève étonnée de se trouver parmi vous[1])». Il prit avec la même chaleur la défense du clergé catholique, qu'on voulait exclure de l'exercice des droits politiques. Il réclama la publicité des séances et proposa de supprimer les péages intérieurs pour les reporter à la frontière. Il fut un des rares députés qui votèrent contre le cens. Enfin, ses tendances centralisatrices et son aversion pour le «localisme» se manifestèrent dans la proposition d'instituer six grands collèges électoraux et d'abandonner à la loi la circonscription des districts.

Il s'était chargé, avec Neuhaus, de rédiger l'édition française du Journal des délibérations de l'Assemblée. Les procès-verbaux étaient toujours prêts à temps, mais l'impression subissait parfois de longs retards. Berne n'avait alors que trois ateliers bien imparfaitement outillés. Stockmar écrivait plaisamment que lorsqu'on se présentait chez ces trois imprimeurs, «l'un était en garnison, l'autre imprimait les feuilles bienveillantes de la *Gazette de Berne*, et le troisième la Constitution de M. de Watteville». Il n'était pas toujours possible de faire paraître un numéro par jour, et l'on fut même obligé, pour se tenir au courant, de recourir aux presses de l'imprimerie Petitpierre à Neuchâtel.

Cette publication était lue avidement dans le Jura, où l'on n'avait pas d'autre moyen de se renseigner. Outre les procès-verbaux des séances, le Journal insérait des articles «communiqués». Le doyen Morel y publiait des essais remarquables sur la souveraineté du peuple et sur l'éducation, Neuhaus y défen-

[1]) Journal des Délib. P. 38.

dait les droits particuliers de Bienne et Stockmar maintenait le contact avec ses électeurs par un «coup d'œil sur nos travaux», écrit avec infiniment de verve et de clarté. Le compte-rendu complétait le procès-verbal par le récit des événements qui se passaient en dehors de la salle des séances et par un commentaire autorisé des décisions de l'Assemblée. La polémique n'en était pas exclue, et la critique y revêtait parfois une forme incisive, comme dans l'analyse du projet de l'avoyer de Watteville [1]); mais ce résumé fut souvent utile pour calmer la fougue des impatients et les inquiétudes de ceux qui redoutaient les manœuvres de la réaction.

Les travaux de l'Assemblée constituante avaient en effet traîné en longueur. Ouverte le 28 février, elle n'avait terminé son œuvre que le 7 juillet. Elle se réunit encore le 4 août pour constater que la Constitution, acceptée par 27,802 voix contre 2153, avait été promulguée par la Commission d'Etat, puis elle céda la place au nouveau Grand-Conseil.

La Constitution était loin d'être parfaite; mais, comme l'avait dit le président Tscharner en clôturant les débats, elle était peut-être la seule possible à cette époque de trouble et d'indécision. Les libéraux de 1831 ne pouvaient pas se dispenser d'inscrire dans la Constitution les principes et les garanties dont la revendication avait constitué leur programme, mais les réformes qu'ils introduisirent dans l'organisation politique ne furent ni bien hardies ni bien profondes. Il semble qu'une certaine timidité les ait retenus, et qu'après avoir proclamé l'abolition des privilèges et assuré l'accession de tous les citoyens aux emplois publics, leur principale préoccupation ait moins été d'innover que de renouer la tradition des méthodes de gouvernement auxquelles la vieille République de Berne avait dû son renom. On le vit bien dans les interminables débats auxquels donna lieu la composition du Grand-Conseil. L'élection directe trouva peu de défenseurs: on conserva l'élection à deux degrés tout en élargissant le cadre du corps électoral. Si le cens fut supprimé pour les électeurs primaires, ce ne fut pas sans peine, et on le maintint pour les députés. La prépondérance de la capitale reçut une nouvelle consécration dans la limitation du nombre de ses représentants au tiers des membres du Grand-Conseil, appelé à

[1]) Supplément au nº 74 du *Journal des Délib.*

se compléter lui-même par cooptation. A la séance du 1er juin, le président Tscharner crut devoir constater que la solution adoptée avait été facilitée par une proposition de X. Stockmar[1]).

Au début de la révolution, il eût peut-être été facile au patriciat de mettre à profit l'éclat des traditions bernoises pour sauvegarder ses intérêts tout en donnant satisfaction aux aspirations des libéraux: il eût suffi de donner une large extension au droit de cité bernois, qui formait la base de l'éligibilité, et de le distribuer comme une récompense du mérite. Mais cette solution, bien qu'entrevue, ne prévalut pas, et le général de Watteville, dans le contre-projet tardif qu'il soumit aux électeurs, se borna à un replâtrage qui ne pouvait satisfaire personne.

La Constituante ne s'inspira pas non plus du régime parlementaire, très en faveur à cette époque, pour la constitution du gouvernement: elle prit plutôt pour modèle le Conseil souverain dans l'institution d'un Landammann, premier fonctionnaire de l'Etat, d'un Conseil-exécutif composé de l'avoyer et de 16 membres, complété par un collège de 16 députés pour la nomination des fonctionnaires et la discussion des lois, et dans l'expédition des affaires par 7 Départements dans lesquels la majorité ne pouvait jamais appartenir aux membres du Conseil-exécutif. Ce système compliqué assurait sans doute l'unité du gouvernement, mais en permettant à ses membres et aux fonctionnaires nommés par eux de siéger au Grand-Conseil, il devait finir par enlever à ce corps toute indépendance et par lui faire perdre la notion de son droit de contrôle. La démocratie, à la recherche de sa formule, en était encore aux premiers tâtonnements.

La Constitution était unitaire; elle ne renfermait aucune disposition exceptionnelle pour le Jura. Stockmar et ses collègues reconnaissaient expressément qu'elle abrogeait et remplaçait l'Acte de réunion de 1815. Seule, la loi transitoire mentionnait les vœux émis en faveur du rétablissement des lois françaises, mais sous une forme restrictive qui eût permis d'établir l'unité à bref délai, si le gouvernement s'était mis résolument à l'œuvre. Les difficultés qu'il rencontra dans l'organisation administrative et les luttes qu'il eut à soutenir au début firent malheureusement reléguer la refonte des lois à l'arrière-plan, et le dualisme, considéré d'abord comme provisoire, s'affermit peu à peu, créant une

[1]) Journal des Délib. P. 426.

situation fausse que devait consacrer le «marché» de 1846. Les conflits et les malentendus qui se sont perpétués durant plus d'un demi-siècle entre les deux parties du canton dérivent, en somme, de la faute initiale commise par le régime de 1831, qui ne sut pas profiter, pour réaliser la fusion, du moment où elle était désirée par tous les partis.

III.

Les élections générales mirent le sceau à la victoire des libéraux, mais ceux-ci ne procédèrent qu'avec une certaine timidité aux réformes administratives. Le prestige de la ville de Berne était resté si vif que la nouvelle majorité semblait redouter d'être obligée de gouverner sans son concours, et l'on considéra comme une grande conquête, quelques années plus tard, l'élection de Neuhaus, qui n'était pas bourgeois de Berne, aux fonctions d'avoyer. Cette situation était favorable à l'élément conservateur, qui prit bientôt une place prépondérante dans le gouvernement sous le nom de juste-milieu. Le Jura catholique fut représenté au Conseil-exécutif par Vautrey, l'auteur des Dialogues révolutionnaires si répandus dans le Jura en 1830. Stockmar s'était effacé devant le juriste du parti. Il se réserva la préfecture de Porrentruy, où il pouvait le mieux réaliser les réformes qu'il projetait et diriger le mouvement politique du Jura.

Son premier soin fut de fonder un journal.

Dès le début de la révolution, les libéraux jurassiens avaient compris le besoin de posséder un organe. Neuhaus indiquait à Stockmar la création d'un journal politique comme un des principaux points de leur programme. Ce journal fut l'*Helvétie*, dont le premier numéro parut le 3 juillet 1832. Les fondateurs justifiaient leur entreprise, «alors que quatre feuilles politiques, inspirées par des principes différents, sembleraient devoir suffire aux besoins de ce pays»,[1] par le besoin d'avoir un journal rédigé en français, afin de renseigner les Jurassiens et de leur procurer une tribune pour exprimer leurs vœux.

Le nouveau journal était nettement libéral et centralisateur. Il inscrivit en tête de son programme «la révision du pacte in-

[1] En 1832, les journaux politiques étaient au nombre de 4 dans le canton de Berne et de 47 dans la Suisse entière. En 1901, on en compte 34 dans le canton de Berne et 332 en Suisse.

cohérent qui divise plutôt qu'il ne réunit la Confédération». La direction en fut confiée à Henri-Eusèbe Gaullieur, mais il eut pour collaborateurs tous les chefs du parti libéral: Neuhaus, Vautrey, Stockmar, Thurmann, C.-F. Morel, X. Marchand, etc. L'*Helvétie* ne tarda pas à devenir aussi l'organe des patriotes neuchâtelois auxquels la censure ne permettait pas d'affirmer leur dévouement à la Suisse dans leur propre canton, ainsi que des libéraux fribourgeois et valaisans, qui vivaient également sous un régime de compression. En offrant ses colonnes aux patriotes fribourgeois, elle faisait ressortir «l'avantage d'accoutumer le peuple suisse à envisager l'universalité des intérêts helvétiques par la fusion de plusieurs journaux cantonaux en une seule publication nationale». L'*Helvétie* occupa bientôt une des premières places dans la presse suisse. Elle négligeait la chronique et les nouvelles locales pour soutenir exclusivement les intérêts politiques du pays. A cette époque, la rareté des nouvelles et la lenteur des communications étaient cause que les journaux donnaient peu de place à l'information et beaucoup à la discussion. D'un autre côté, la Suisse n'avait pas encore de grandes villes, et il existait de nombreux centres politiques en dehors des chefs-lieux. C'est ce qui explique que dans le canton de Berne les journaux les plus importants étaient alors le *Verfassungsfreund,* de Berthoud, inspiré par les frères Schnell, et l'*Helvétie* de Porrentruy.

La presse avait aussi plus d'influence qu'aujourdhui, et les gouvernements libéraux la surveillaient avec autant de méfiance que les conservateurs. Les démentis officiels et les «communiqués» étaient son pain quotidien. Malgré ses attaches gouvernementales, et peut-être à cause d'elles, l'*Helvétie* n'échappa pas aux tracasseries administratives. Elle avait commencé une campagne contre le juste-milieu, qu'elle appelait le mauvais génie du pouvoir. Les félicitations de Neuhaus ne la sauvèrent pas des foudres du parquet. Dès 1833, elle était poursuivie pour avoir dit, à propos d'une élection, que le Conseil-exécutif protégeait l'aristocratie à Delémont. C'était le premier procès intenté par un gouvernement populaire à la presse libérale. L'*Helvétie* fut condamnée à 24 jours de prison et 150 francs d'amende; en appel, la peine fut réduite des deux tiers. Il est vrai que, par compensation, le rédacteur conservateur du *Beobachter* était condamné à 3 jours de prison et privé de ses droits civils pour n'avoir

pas voulu nommer l'auteur d'une indiscrétion dont sa gazette avait eu la primeur. Le gouvernement se partageait en petites coteries dont chacune favorisait son organe par des communications et cherchait à ruiner le journal des coteries adverses.

Stockmar collaborait assidûment à l'*Helvétie*, quand ses devoirs officiels lui en laissaient le loisir. L'administration du district de Porrentruy n'était pas une sinécure. Tout était à créer. Le rôle des baillis avait été presque exclusivement de police et de comptabilité, mais la démocratie imposait une autre tâche à leurs successeurs. L'esprit méthodique de Stockmar se donna carrière dans l'organisation de son district. Il commença par instituer un conseil de préfecture, composé de 8 membres élus, en remplacement de la commission de l'enregistrement. Ce conseil, qui n'avait qu'un rôle consultatif, était, dans sa pensée, l'embryon d'un corps administratif dont la compétence se fût plus tard étendue au Jura tout entier. Un réglement uniforme fut adopté successivement par toutes les communes. Il réussit aussi, grâce à l'excédant du revenu de l'enregistrement, à sauver de la ruine l'ancien château des princes-évêques, dont il songeait déjà à faire un établissement de charité jurassien, idée qu'il réalisa en 1838. L'entretien des routes, la conservation des forêts furent l'objet de mesures énergiques et bien accueillies de la population. Mais c'est surtout sur les écoles que se concentra sa sollicitude.

Il avait à cœur avant tout de relever le Collège, que la Restauration avait laissé végéter sans ressources, sans contrôle et sans appui. Depuis 1816, cette école n'était plus guère qu'un établissement d'éducation pour le clergé catholique. L'enseignement était confié presque en entier à des prêtres, et l'étude des langues mortes remplissait la plus grande partie du programme. Les langues modernes et les sciences étaient réduites à la portion congrue; la bibliothèque était abandonnée, les laboratoires et les collections hors d'usage, et les bâtiments à demi ruinés. La nouvelle administration du Collège, présidée par le préfet, et dont faisaient partie, entre autres, Thurmann et l'abbé Buchwalder, supérieur du séminaire, publia en entrant en fonctions un «Exposé de vues générales» qui annonçait une réforme radicale dans le sens du développement des études scientifiques et des langues vivantes. Ce programme, quoique rédigé avec une extrême modération pour ne pas donner prise à la critique, provoqua une violente opposition. Il fallut dissoudre le corps enseignant et

remplacer la plupart des maîtres ecclésiastiques par des laïques. Stockmar a rappelé lui-même avec complaisance la transformation qui en résulta :

« Après des résistances qui se prolongèrent jusqu'en 1833, le collège moyen-âge et stérile de la Restauration tomba devant un simple décret, et il eut pour lui succéder un institut en harmonie avec les principes de l'éducation moderne. Le nouveau collège se distingua dès son début par l'esprit d'initiative de ses fonctionnaires et par le zèle des professeurs de mérite qui y furent appelés; les traces de dévastation disparurent et à leur place surgirent les créations diverses et remarquables qui en font encore aujourd'hui le prix et l'ornement; l'enseignement des sciences, mis en honneur, y marcha de pair avec l'enseignement des lettres; citoyens et maîtres rivalisèrent bientôt d'ardeur, comme au temps de l'Ecole centrale; des cours de répétition pour les anciens régents y furent donnés et l'on peut dire que c'est de son sein que sortirent l'école-modèle et l'école normale des instituteurs; la typographie et la presse naissaient comme ses annexes et des écrits étaient publiés; pendant que Kasthofer tentait vainement de doter Berne d'une école forestière, Marchand en improvisait une au collège, à laquelle le Jura doit un essaim de forestiers; Thurmann, l'âme de toutes les innovations heureuses, enrichissait et classait les collections, formait Gressly et répandait au loin le goût de l'histoire naturelle, comme plus tard la Société jurassienne d'Emulation, fille aussi du collège, propagea l'amour des lettres, qu'elle entretient encore. Deux fois des sociétés savantes s'y réunirent sous les auspices de Thurmann, la Société géologique de France et la Société helvétique des sciences naturelles, et le renom qu'en acquit Porrentruy n'est pas tout-à-fait effacé ». [1]

Ce qu'il néglige de dire, c'est sa part personnelle dans cette rénovation. Il surveilla la reconstitution de la bibliothèque, pour laquelle il obtint du gouvernement un subside de 100 louis. Il contribua de son temps et de son argent à la création du jardin botanique, dont les premières plantations remontent à 1834. Tandis que Thurmann organisait l'enseignement, il s'occupait des intérêts matériels du Collège et par d'ingénieuses

---

[1] Considérations sur l'Acte de réunion. P. 44.

combinaisons réussissait à lui fournir les ressources dont il avait besoin.

L'organisation de l'instruction publique fut l'origine d'un conflit que rendait inévitable l'impossibilité de concilier les besoins de la société civile avec les prétentions du clergé, qui revendiquait le monopole de l'enseignement. Sous le régime des baillis, les écoles primaires, celles des campagnes surtout, étaient restées dans un état lamentable. Une instruction rudimentaire, consistant principalement dans la répétition du catéchisme, y était donnée tantôt par des ecclésiastiques de bonne volonté, tantôt par des régents dont toute la science se composait de quelques notions élémentaires acquises chez le curé entre deux services de sacristie. Les communes en avaient seules la charge, d'ailleurs insignifiante, et l'Etat, qui ne contribuait pas à la dépense, se désintéressait aussi du contrôle.[1] La première préoccupation du régime libéral avait été de développer l'instruction publique; Neuhaus, tout en préparant la création de l'Université, avait fait inscrire au budget extraordinaire de 1832 un premier crédit provisoire de 40,000 francs pour venir en aide aux écoles des campagnes. En attendant l'ouverture des écoles normales projetées, il avait institué des cours de répétition pour les régents. A Porrentruy, les cours devaient être donnés par les professeurs ecclésiastiques du Collège, avec l'aide de Thurmann et de Marchand. Le préfet s'était entendu avec le directeur du séminaire pour les détails d'installation. Il avait compté sans le provicaire Cuttat, qui au dernier moment interdit aux ecclésiastiques toute participation à ces cours aussi longtemps qu'ils n'en seraient pas exclusivement chargés; il repoussait absolument la collaboration des maitres laïques, même catholiques. La réponse ne pouvait être douteuse; l'administration se passa des services du clergé.

L'attitude des ecclésiastiques de Porrentruy avait été blâmée par l'évêque, mais le provicaire-général s'inquiétait peu d'un désaveu; son opposition au régime libéral en même temps que son aversion pour l'école laïque s'affirmaient dans toutes les occasions. Il alla jusqu'à formuler une véhémente protestation contre une circulaire de Neuhaus, qui demandait aux curés un

[1] Le budget de l'instruction publique dans le canton de Berne se montait en 1832 à 103.830 f., dont 1340 f. de subsides à des instituteurs primaires. Celui de 1901 ascende à 3.712.445 f., dont 2 millions environ pour l'instruction primaire.

rapport sur les écoles primaires de leurs communes et les invitait à exposer leurs vues sur les réformes à accomplir. Le provicaire contestait au directeur de l'instruction publique le droit de s'adresser directement aux curés et prétendait contrôler tous les rapports du gouvernement avec le clergé. Neuhaus se contenta de renvoyer la protestation à l'évêque, qui en fut pour une nouvelle remontrance, aussi inutile que les précédentes, à l'adresse de son impérieux représentant.

Le conflit s'accentua lors de la création de l'école normale. Toujours préoccupé de réunir en un faisceau toutes les forces du Jura, Stockmar voulait un établissement mixto pour former les instituteurs des deux confessions. Le préjugé confessionnel était encore si tenace que son opinion resta d'abord à peu près isolée; Thurmann lui-même s'y opposa. Le provicaire-général, consulté par déférence, protesta avec énergie en remettant au préfet un plan d'organisation dans lequel il avait résumé ses prétentions. Ce plan caractérise bien l'idée que le clergé se faisait alors du rôle de l'instituteur dans la société. Le but de l'Ecole normale, selon M. Cuttat, devait être l'amélioration de l'enseignement primaire et du service des églises. Elle serait sous la surveillance et dépendance immédiate du Révérendissime Ordinaire, qui en choisirait les directeurs. Les principales conditions requises pour l'admission étaient «de savoir par mémoire le catéchisme du diocèse dans son entier» et de présenter une recommandation du curé de la paroisse. Le règlement sorait soumis à l'approbation et aux modifications de l'évêque. Les communes qui voudraient avoir un instituteur formé dans l'Ecole normale s'adresseraient au directeur par l'entremise du curé, et non aux candidats; le directeur nommerait les régents et pourrait les changor de poste et les révoquer lorsqu'il le jugerait à propos. La désignation du directeur leur tiendrait lieu de brevet, mais ils pourraient être tenus de subir un examen devant l'officialité de l'évêque. Quant aux frais de l'établissement, ils seraient supportés par l'Etat [1]).

Le concours du clergé était à ce prix.

Le gouvernement ne pouvait pas hésiter. Il adopta le principe de l'école mixte tel que le recommandait Stockmar, après avoir pris l'avis du Père Girard et de plusieurs ecclésiastiques du Jura,

[1]) Projet d'établissement d'une école normale pour les catholiques du Jura, par M. Cuttat (manuscrit).

dont les idées étaient moins exclusives que celles du provicaire-général.

L'Ecole normale fut établie sur ces bases et Thurmann en devint directeur.

A peine entré en fonctions, Stockmar avait été honoré d'une mission de confiance par le Conseil-exécutif.

Jusqu'en 1832, la ferme des postes bernoises avait appartenu à la famille Fischer. Le fermier ayant refusé de prêter le serment constitutionnel, le Grand-Conseil avait décrété que les postes seraient mises en régie à partir du 1er août, et le gouvernement avait demandé, par l'entremise de M. de Tschann, chargé d'affaires suisse à Paris, le transfert des traités de 1828 conclus avec l'administration des postes françaises. Comme il était encore sans réponse le 18 juillet, il chargea le préfet de Porrentruy de se rendre à Paris, avec pleins pouvoirs pour conclure la nouvelle convention. Stockmar s'y rendit en hâte et put terminer les négociations avec le comte Sebastiani, ministre des postes, assez tôt pour que tout fût prêt à la date convenue. Cette mission, ainsi que les relations qu'il dut à l'amitié de son compatriote, le général Voirol, le firent connaître de plusieurs hommes politiques français auxquels il devait s'adresser, huit ans plus tard, pour réaliser son projet de colonisation suisse en Algérie.

Un autre refus de serment, d'une nature plus grave, eut aussi des conséquences plus sérieuses.

La fraction du clergé qui subissait l'ascendant du provicaire-général avait choisi ce moyen de manifester son hostilité au nouvel ordre de choses. M. Cuttat était un homme d'un grand talent, mais pénétré de sa dignité et impatient de jouer un rôle; plus il s'était montré obséquieux envers les baillis, qui ne relevaient pas des électeurs, plus il escomptait l'influence que le clergé pouvait acquérir sous un régime d'opinion. Son opposition n'en parut pas moins singulière, car la formule du serment avait été arrêtée avec les évêques de Bâle et de Lausanne, et les curés de Berne et de la vallée de Laufon l'avaient prêté sans objection. Les autres curés du Jura, à l'instigation de M. Cuttat, signifièrent à Berne, par une déclaration identique, que la formule prescrite blessait leur conscience, sans indiquer d'ailleurs en quel endroit, et recoururent à Rome contre la décision de l'évêque. Le gouvernement eut le bon esprit de ne pas s'émouvoir de cette

levée de bréviaires, et se contenta de suspendre le traitement des récalcitrants jusqu'à leur soumission, qui ne se fit pas attendre, le St-Siège ayant blâmé leur attitude et donné raison à l'évêque. Le 27 septembre 1832, le provicaire et son clergé, un peu penauds, prêtaient serment entre les mains du préfet.

Il n'était resté de cet incident qu'un échange de lettres ouvertes entre Stockmar et quelques membres du clergé, ceux-ci déclarant avec une franchise inattendue ne pouvoir reconnaître une Constitution qui proclamait la liberté de la presse et la liberté de croyance, tandis que le préfet, tout en protestant de son respect pour la religion, revendiquait énergiquement les droits de la société civile. Cette première escarmouche faisait pressentir les luttes qui attendaient les libéraux jurassiens et les obstacles que rencontrerait l'exécution de leur programme.

Stockmar était dès ce moment, comme il le fut toute sa vie, un partisan sincère de la liberté de conscience. La tolérance n'était pas plus en honneur alors à Berne que dans le Jura. C'est en 1834 seulement que le curé de Berne fut autorisé à sonner les cloches pour annoncer les offices, et la commune bourgeoise de la capitale n'avait pas encore rayé de son règlement l'article qui interdisait l'admission des catholiques; on ne leur accordait même la naturalisation qu'à titre exceptionnel, et J. Schnell s'y opposait ouvertement. Stockmar combattait sans relâche cette étroitesse d'idées. Au Grand-Conseil, il se portait garant du civisme du clergé catholique; il obtenait pour les anabaptistes une exemption partielle du service militaire; il était parmi les défenseurs des protestants « dissidents », qui réclamaient vainement le droit de dispenser leurs enfants de l'instruction religieuse officielle. A une époque où les legs faits en faveur d'une secte n'étaient pas ratifiés, il y avait quelque courage de sa part à déclarer au Grand-Conseil: « Je vote toujours dans le sens de la liberté religieuse, en attendant la séparation des Eglises et de l'Etat, qui seule donnera le repos au pays ».

Les libéraux suisses avaient ressenti le besoin de s'organiser, et ils avaient formé dans tous les cantons des sections de l'« Association de sûreté fédérale ». Le Jura n'était pas resté en arrière; ses sections étaient reliées entre elles par un comité central dont Stockmar était le président. Le 26 février 1834, une assemblée générale de la société fut convoquée à Zofingue; elle était extrêmement nombreuse; le Jura y était représenté par

15 délégués. L'assemblée vota à l'unanimité une résolution en faveur d'une Constituante fédérale et nomma une commission chargée de rédiger un projet de Constitution. Cette commission était composée de Bornhauser, Druey, Troxler, Kasthofer et Stockmar. Celui-ci fit à cette occasion sa profession de foi; il se déclara partisan du système unitaire, «qui seul pouvait rendre la Suisse réellement libre». Pour atteindre ce but lointain, il fallait d'abord rapprocher les cantons par le moyen des sociétés patriotiques.

Il prêchait d'exemple et déployait une activité infatigable dans l'organisation du parti. A la suite de l'assemblée de Zofingue, il convoqua à Moutier une réunion des sections du Jura et du Seeland. 300 délégués s'y rendirent. Les délibérations portèrent sur les affaires fédérales, sur la situation de Neuchâtel, l'intervention étrangère. On y proclama à nouveau la nécessité d'une Constituante fédérale, et on y invita le gouvernement bernois à accentuer sa politique libérale, surtout dans les affaires administratives du Jura.

La Suisse traversait alors une période de trouble et de confusion, où l'agitation des partis correspondait à l'impuissance du pouvoir. C'était l'époque des notes diplomatiques et des complications causées par le séjour des réfugiés étrangers. M. de Bombelles, ministre d'Autriche, intervenait à chaque instant sous prétexte d'insubordination de la Suisse à la Ste-Alliance. Il voyait partout des conspirations et dénonçait jusqu'aux dîners de M. de Tavel, conseiller d'Etat, qui procurait parfois à ses invités le régal d'entendre le prince Louis Napoléon Bonaparte, citoyen thurgovien, professer des opinions radicales et exposer ses idées sur l'amélioration du sort des masses. On faisait des gorges chaudes sur les débats de la Diète introuvable, qui s'ajournait sans cesse pour compléter les instructions de ses députations, «les unes *ad instruendum*, les autres *ad referendum*, toutes *ad embrouillandum*». Les hommes d'action désertaient les salles des conseils, et les programmes politiques se formulaient à la tribune des tirs fédéraux et des assemblées populaires.

Dans le Jura, le lendemain de la révolution avait causé une certaine déception. On s'irritait de la lenteur des réformes, et les impatients commençaient à parler d'autonomie. Déjà en 1832, Stockmar avait demandé avec 28 autres députés l'institution d'une commission pour établir la péréquation de l'impôt. Il

n'avait obtenu qu'une réponse dilatoire, et le débat sur la refonte des lois du Jura avait amené des froissements sérieux, qui s'envenimèrent encore par le vote de la loi municipale, repoussée par l'unanimité des députés jurassiens. Ils demandaient la liberté d'établissement et la réciprocité des droits de bourgeoisie entre toutes les communes bernoises. L'incident du refus de serment du clergé avait causé quelque émoi dans les districts catholiques, et le mécontentement s'était traduit par des publications un peu vives. Il eût été facile d'apaiser cette agitation en soumettant à un examen bienveillant les griefs des Jurassiens, mais le gouvernement, encore sous l'impression du complot de l'*Erlucherhof*, crut devoir recourir à l'intimidation. Une enquête fut ouverte sur un prétendu projet de séparation, et Tillier porta l'accusation au Grand-Conseil. Sur les explications de Neuhaus et de Vautrey, qui se portèrent garants du loyalisme de leurs compatriotes, l'enquête fut abandonnée. Les élections de 1833, qui accentuèrent la majorité libérale et firent entrer C. Schnell au gouvernement, ramenèrent aussi la confiance dans le Jura, mais il n'en resta pas moins une discordance que les évènements qui suivirent devaient rapidement aggraver.

L'agitation séparatiste de 1833 ne fut pas prise au sérieux par les Jurassiens eux-mêmes, mais certains esprits soupçonneux allèrent jusqu'à rattacher à ce mouvement les incidents qui marquèrent le séjour en Suisse des exilés polonais. Après l'écrasement de l'insurrection, en septembre 1831, des milliers d'officiers et de soldats polonais s'étaient réfugiés en Angleterre et en France; ils furent accueillis à bras ouverts dans plusieurs cantons suisses. A Berne, où Neuhaus était à la tête du «comité central polonais», le Grand-Conseil avait voté des subsides en leur faveur, et le colonel Hoffmeyer avait été chargé de répartir les émigrés dans les districts catholiques. Un grand nombre s'étaient installés à Porrentruy, sous la protection d'un comité présidé par le provicaire-général, et quelques-uns de leurs chefs avaient reçu l'hospitalité chez le préfet. Les adversaires de Stockmar prétendirent plus tard qu'il les avait fait venir dans le Jura pour avoir sous la main une troupe destinée à appuyer un complot séparatiste [1]; d'autres affirmèrent qu'il avait formé le dessein de les employer à une attaque à main armée sur Neuchâtel. Ces accu-

[1] X. Elsesser, qui savait pourtant bien à quoi s'en tenir, a réédité cette fable dans ses *Mémoires*, publiés, il est vrai, après la mort de Stockmar.



sations, d'ailleurs contradictoires, n'eurent pas d'écho; mais vingt ans après, l'historien Baumgartner crut devoir les recueillir, sans grand souci de la vraisemblance, dans son récit des évènements de cette époque [1]). Stockmar, qui avait été lié avec Baumgartner, s'empressa de rétablir les faits dans une lettre qui résumait tous les détails de cet épisode peu connu. Ces explications ayant été tronquées par Baumgartner, il n'est pas inutile, dans l'intérêt de la vérité historique, de reproduire les principaux passages de la lettre de Stockmar; elle est datée du 17 mars 1853.

. . . « Les Polonais passèrent inopinément le Doubs, le 9 avril 1833, sur le pont situé entre les deux petits villages de Goumois (français) et de Goumois (suisse), à une lieue de Saignelégier. Ni moi ni aucun de mes amis n'en étions prévenus. Non seulement aucun de mes compatriotes ne favorisa cette subite invasion, mais elle nous causa à tous autant de surprise que d'embarras. Ils arrivèrent à Saignelégier dont le préfet, M. Moreau, était un ultramontain et un partisan des patriciens déchus; ses opinions et sa conduite ultérieure ne permettent pas de lui supposer aucune complicité avec les Polonais. Il les reçut avec humanité et demanda des instructions au gouvernement. Quelques jours après, une seconde colonne se présenta à Porrentruy, arrivant de Besançon par la route et sans être attendue.

. . . « L'émigration polonaise obéissait à un comité-directeur, espèce de tribunal vehmique qui était revêtu d'un pouvoir dictatorial, du droit de vie et de mort à ce qu'on a prétendu. Il siégea d'abord à Porrentruy; mais le gouvernement le força bien vite de s'éloigner et de se fixer à Bienne; un peu plus tard il en dispersa les membres, qui parvinrent cependant toujours à se réunir secrètement pour délibérer. Au commencement de leur séjour à Porrentruy, les membres du comité me témoignèrent une grande confiance et cherchèrent à gagner la mienne; puis ils voulurent me faire entrer dans leur société secrète; je refusai; des instances furent faites; je refusai catégoriquement. Dès lors, toutes révélations cessèrent.

« Le but de l'expédition était Francfort. Le mouvement qui éclata le 3 avril dans cette ville fut prématuré; il ne devait

[1]) Cf. J. Baumgartner: *Die Schweiz in ihren Kämpfen u. Umgest. v. 1830 bis 1850.* T. 1. P. 400 T. II. P. 86. 87. 90. Le parti-pris de l'auteur se montre dans son appréciation de l'attitude du gouvernement bernois en 1834, lors du coup de main tenté par les Polonais contre la Savoie, à l'instigation de Mazzini.

avoir lieu que plus tard. Les Polonais furent en outre retardés dans leur départ de Besançon par des causes imprévues. Ils devaient se diriger d'abord sur le canton de Neuchâtel, dont ils comptaient renverser le gouvernement, et à l'aide des secours et des subsides qu'ils espéraient y recevoir, passer en Allemagne. Leur itinéraire depuis Besançon jusqu'à nos frontières, tracé sur un petit papier, indiquait *les Brenets sur le Doubs* comme premier village suisse; ils firent fausse route pendant la nuit, s'informèrent des *Brenets sur le Doubs,* nom qu'ils lurent et prononcèrent mal, et on les conduisit à *Goumois sur le Doubs,* qui est bien aussi le premier village suisse, à quelques lieues plus bas, mais dans le canton de Berne et non dans celui de Neuchâtel. Leur plan, qui avait besoin de la surprise pour réussir, était dès lors renversé . . .

« Peu après leur arrivée dans le Jura, il y eut à Saignelégier une entrevue de membres du comité et de quelques patriotes suisses. J'y fus invité, mais je ne voulus pas m'y rendre. On devait y traiter, à ce que j'appris postérieurement, d'une invasion dans le canton de Neuchâtel. On ne tomba pas d'accord; les Suisses ne voulurent point. Je suis demeuré complètement étranger à ces conférences et à tout projet de cette nature, s'il y en a eu à d'autres époques. C'est donc bien à tort que vous dites que j'ai engagé les chefs des Polonais à opérer un mouvement armé sur Neuchâtel.

« L'expédition de Savoie, au commencement de 1834, fut peut-être connue de quelques libéraux de Bienne, que l'ascendant d'Harro-Harring[1]) était parvenu, je crois, à initier aux mystères de l'association secrète. Nous n'en fûmes pas prévenus à Porrentruy, où stationnait pourtant le gros du corps polonais . . . Le général Ramorino passa quelques jours auparavant à Porrentruy, venant de France et allant à Bienne; il me fit une visite de politesse, sans rien laisser pénétrer de ses desseins. J'avais donné l'hospitalité, depuis le mois d'avril 1833, au colonel Oborski et à deux autres officiers; un soir à souper ils nous firent leurs

[1]) Le rôle joué par Harro-Harring est resté énigmatique. Originaire du Schleswig, il avait été au service du grand-duc Constantin; il accompagna les Polonais en Savoie. Revenu à Bienne, il tenta plus tard de se glisser dans la rédaction de la *Jeune Suisse*, à laquelle collaboraient Schüler et Mathy, le futur ministre badois, mais il fut éconduit comme suspect. Il figurait sur la liste bernoise des réfugiés, qui comptait 153 noms. Il finit par être expulsé et passa en Angleterre. Cf. G. Freytag, Vie de Mathy.

(Note de M. le Dr Bähler).

adieux, disant qu'ils partiraient le lendemain pour Bienne et de là pour une destination inconnue, par ordre du comité. Pendant la nuit ils décampèrent sans bruit, ainsi que tous les autres réfugiés de Porrentruy. Le secret de l'entreprise de Savoie fut parfaitement gardé pour nous ».

Au Grand-Conseil, Stockmar avait démenti, lui aussi, les bruits de séparation. « Nous n'en voulons pas, disait-il, parce que l'esprit de localité domine encore et que la séparation donnerait à l'aristocratie les moyens de relever la tête. La liberté acquise en souffrirait ». Cette accusation, qu'on devait reproduire contre lui, visait alors ses adversaires. En effet, une scission s'était produite dans le parti libéral jurassien, dont une fraction soutenait le provicaire Cuttat dans sa lutte contre les écoles laïques et les projets politico-religieux du gouvernement. Les « Articles de Baden » alimentaient la polémique d'un journal ultramontain, l'*Ami de la Justice,* fondé et rédigé à Porrentruy par les professeurs ecclésiastiques du Collège. Vautrey, après avoir été un des plus chauds partisans de ces « Articles », avait passé subitement dans le camp opposé. Cette attitude l'avait brouillé avec Stockmar; ces deux amis, qui jusqu'alors avaient entretenu une correspondance presque quotidienne, en étaient venus à se combattre ouvertement. L'opposition du provicaire et de l'abbé Mislin, principal du Collège, contre le cours de répétition dirigé par Thurmann, et l'agitation contre l'école normale mixte aigrirent encore les relations. Il en résulta qu'aux élections de 1835 une partie des électeurs abandonna Stockmar, qui échoua de deux voix. Quelques semaines plus tard, il était élu à Thoune sans opposition, et Neuhaus lui envoyait une lettre affectueuse et pressante pour l'engager à accepter une candidature au gouvernement.

Le Grand-Conseil appréciait déjà en lui l'orateur autant que l'administrateur; il prenait rarement la parole, mais il était fort écouté, et l'on faisait grand cas de sa compétence en matière économique. Il avait lutté avec Kasthofer en faveur de la liberté du commerce des bois, et leurs idées avaient prévalu. A l'occasion du projet d'abaissement des taxes douanières françaises, il avait rédigé un mémoire sur les relations commerciales entre la Suisse et la France dont les conclusions furent adoptées sans changement. Les souvenirs de 1831 aidant, son élection était assurée.

Le *Règlement forestier du Jura* assit définitivement sa réputation d'administrateur. L'exploitation des forêts était alors une des

principales ressources du Jura, mais les communes ne pouvaient en tirer parti qu'à la condition d'exporter leurs bois. Interdite ou entravée par les baillis, l'exportation avait été ensuite autorisée, mais avec des réserves qui la rendaient difficile, par une ordonnance de 1830. Sous le régime de 1831, la liberté du commerce des bois était entière, et dans la seule année 1834 le Jura en avait exporté pour 1,200,000 L., mais l'absence de contrôle engendrait des abus. La facilité des tranports sur le Doubs et le canal Napoléon excitait la cupidité des communes dont quelques-unes vilipendaient leurs forêts. Il devenait urgent d'en prévenir la destruction, d'en réglementer l'usage, de prévoir le repeuplement. Stockmar, qui puisait dans les traditions forestières de sa famille une compétence fortifiée par son expérience des affaires, avait attiré l'attention du gouvernement sur cette situation, et il avait été chargé d'élaborer un projet de loi sur la matière, avec le concours d'une commission dans laquelle siégeaient, entre autres, M. le pasteur Moschard et le colonel Buchwalder. Ce projet, rédigé par Stockmar, dans une belle langue claire et précise, réglait l'aménagement, l'exploitation et la surveillance des forêts domaniales et communales; il fut accepté sans changement par le Département des finances. Stockmar en soutint la discussion devant le Grand-Conseil en décembre 1835. Il ne rencontra d'opposition que de la part de quelques représentants de l'ancien canton qui, trouvant les dispositions de ce Règlement excellentes, en demandaient l'application au pays tout entier. A cette occasion, Kasthofer, qui faisait autorité, reconnut que le Jura était plus avancé sous ce rapport que l'ancien canton, grâce à l'école de sylviculture créée par l'inspecteur Marchand, qui formait un personnel d'élite et répandait dans le public les saines notions de l'économie forestière.

L'unité de législation, réclamée incidemment à propos du Règlement forestier, devait rester dès lors à l'ordre du jour. Au Grand-Conseil, Stockmar s'en déclarait partisan, mais à condition d'obtenir une œuvre d'ensemble, et non pas un ouvrage fait de pièces et de morceaux; aussi, dans cette même session, s'opposait-il résolument au projet de remplacer certains articles du Code pénal français par une loi spéciale bernoise. Il acceptait l'unité, mais il voulait éviter le gâchis.

Quelques jours après, il était élu membre du Conseil-Exécutif, en remplacement de Vautrey, et M. J. Choffat, gérant de l'*Hel-*



vétie, lui succédait à la préfecture de Porrentruy. Appelé à siéger dans le Département politique et dans celui des finances, il refusa, l'année suivante, la présidence du Département des travaux publics.

En exprimant ses remercîments au Grand-Conseil, après son élection, il avait annoncé son intention de réclamer la publicité des séances du Conseil-Exécutif. Son but était de fournir au peuple l'occasion de contrôler les actes de ses mandataires et de couper court aux indiscrétions qui dénaturaient trop souvent le sens des délibérations. La motion qu'il déposa en effet dès le lendemain fut bien prise en considération, le 8 mai 1836, après un débat qui remplit toute une séance, mais en fin de compte elle fut rejetée sur la proposition du gouvernement, qui ne voulut même pas consentir à communiquer à la presse un résumé de ses décisions rédigé par la Chancellerie. L'idée de Stockmar fut reprise dix ans plus tard, et un décret du 13 septembre 1846 iutroduisit la publicité des séances du gouvernement. Cette mesure fut rapportée en 1853 et M. Blösch constata à cette occasion que le public n'en avait pas profité ; à part deux reporters, qu'on invitait à se retirer dès que les bagatelles administratives étaient liquidées, et par ci par là, pendant les sessions des Chambres fédérales, un député d'Appenzell ou un flâneur en quête d'impressions, ou encore un pétitionnaire impatient, les séances du Conseil-Exécutif n'attiraient personne. On se contenta depuis lors d'envoyer un bulletin aux journaux.

IV.

L'entrée de Stockmar au gouvernement coïncida avec les graves désordres que provoqua dans le Jura l'adoption des « Articles de Baden ». On désignait sous ce nom les résolutions arrêtées par les délégués de 7 cantons dans le but de mettre fin au double rôle joué en Suisse par la nonciature. Le nonce, au lieu de se renfermer dans ses attributions de représentant du St-Siège auprès de la Confédération, s'arrogeait des droits de juridiction qui suscitaient à tout propos d'interminables conflits. Pour y mettre un terme, et régler en même temps diverses questions en suspens, les cantons avaient décidé en principe l'érection d'un siège métropolitain avec une organisation synodale, l'abolition de la juridiction ecclésiastique en matière ma-

trimoniale, la garantie des mariages mixtes, la réduction des fêtes, etc. Ces réformes devaient faire l'objet de négociations avec les évêques et le St Siège et être inscrites dans un concordat dont les Cantons auraient garanti l'exécution.

Au début, les catholiques jurassiens étaient divisés sur ce programme. Tandis que l'organe du provicaire-général, stylé par le nonce, le combattait à outrance, Vautrey l'avait d'abord défendu dans le *Patriote suisse* et dans l'*Helvétie*, et M. Varé, alors curé de Courgenay, lui donnait publiquement une adhésion enthousiaste. «Je considère ces résolutions comme un grand pas en avant, écrivait-il, et je désire que les Grands-Conseils de tous les cantons les acceptent à l'unanimité. L'ordre et le repos des citoyens et la véritable piété chrétienne y gagneraient infiniment.» Vautrey n'avait pas tardé à faire volte-face, mais une grande partie du clergé aurait vu avec satisfaction l'évêché de Bâle élevé au rang d'archevêché suisse.

L'évêque avait attendu jusqu'au dernier moment pour se prononcer. Mgr. Salzmann était un irrésolu, constamment préoccupé de ménager tout le monde, et usant volontiers de temporisation. Sous la pression de la nonciature, et malgré ses préférences personnelles, il se décida au commencement de 1836 à signifier au gouvernement d'Argovie qu'il ne pouvait pas adhérer aux Articles de Baden. Cette déclaration laissait le champ libre à l'opposition. Dans le Jura, 8000 signatures furent recueillies en quelques jours contre le projet «schismatique». Le Grand-Conseil passa outre et adopta les résolutious de Baden avec une disposition additionnelle proposée par Stockmar, qui chargeait le gouvernement d'ouvrir des négociations avec l'autorité ecclésiastique pour en assurer l'exécution.

Cette réserve, qui ouvrait la porte à un arrangement, ne satisfit pas l'opposition. Un mouvement habilement préparé éclata en Ajoie, favorisé par une maladroite proclamation du gouvernement. Des manifestations violentes se produisirent dans plusieurs communes; on planta des arbres de liberté devant les églises, et des cortèges composés principalement de femmes promenèrent des drapeaux et des pancartes portant des inscriptions séditieuses: «Vivre catholiques ou mourir — Séparation du canton de Berne — Mort aux huguenots —», etc. Le journal du provicaire prêchait ouvertement la guerre civile; des rixes éclataient dans les rues; on pendit en effigie les principaux chefs du parti

libéral. On distribuait partout un Mandement adressé au clergé, provoquant à la révolte et à la séparation, et qui fut d'ailleurs désavoué par les partisans du provicaire. Le désordre était général, et la police était impuissante à le réprimer.

Sous l'impression de ces nouvelles, le Grand-Conseil décida l'occupation militaire des districts catholiques. Trois bataillons, sous les ordres du colonel Zimmerli, furent envoyés dans le Jura; leur seule présence suffit à rétablir l'ordre. Les arbres et les emblèmes séditieux disparurent et une enquête fut ouverte contre l'auteur et les complices présumés du Mandement. Un procès de haute trahison s'instruisit bientôt contre M. Cuttat et ses deux vicaires, qui avaient pris la fuite après avoir vainement réclamé l'intervention de l'ambassadeur de France. Ils furent tous les trois suspendus par l'évêque, qui leur interdit l'exercice des fonctions pastorales dans le diocèse et déclara vacante la cure de Porrentruy, malgré les protestations du titulaire et de ses fidèles.

L'année suivante, une amnistie générale, dont ne furent exceptés que les trois prêtres inculpés de haute trahison, rétablit le calme dans les esprits, mais les partisans du provicaire révoqué n'en continuèrent pas moins leur petite guerre à l'évêque et au gouvernement. Ils refusaient de reconnaître M. le doyen Varé, appelé par l'évêque à la cure de Porrentruy en remplacement de M. Cuttat, et ils réussirent à faire ajourner pendant près de trois ans sa nomination définitive. La correspondance de Mgr. Salzmann et du doyen Varé avec Stockmar fournit sur cet épisode des détails dignes du *Lutrin*. L'évêque louvoyait entre les deux partis; son autorité était méconnue par une partie du clergé, qui prétendait s'appuyer sur le nonce. La chapelle des Dames Ursulines était le siège de la Fronde. Le curé écrivait avec une ironie résignée: « Je n'apprends qu'une personne est malade que lorsque je dois l'enterrer ... On envoie tous les pauvres à la cure ... La mort de M. Cuttat a fait de M. O. un patriote, dévoué au pouvoir, et qui attend de lui la cure de C. » Pendant ce temps, les lettres anonymes pleuvaient à l'évêché, où elles apportaient des menaces de mort, des dénonciations et des chansons contre M. Varé. L'évêque effrayé et dégoûté envoyait le tout au gouvernement et offrait sa démission à Rome. — Depuis lors, la même pièce a été jouée plusieurs fois, avec des variantes.

Cette situation durait encore en 1838, lorsque Stockmar accompagna comme délégué officiel Mgr. Salzmann dans sa tournée pastorale à Porrentruy; l'évêque fut reçu froidement par le clergé, et plusieurs curés refusèrent de s'asseoir à sa table.

Ces incidents n'empêchaient pas Stockmar de se vouer avec ardeur à sa tâche administrative. Il intervenait activement dans la discussion des lois financières; il faisait procéder à la réfection du cadastre du Jura et introduire les plans parcellaires; il élaborait un projet de loi sur les douanes, comportant l'abolition des petits péages à l'entrée et à l'intérieur du canton et l'exemption des objets de première nécessité. Il s'occupait d'améliorer les routes du Jura, et soutenait avec Buchwalder, après l'achèvement de la route du Pichoux, un projet de galeries du Mont-Terrible qui devint plus tard le projet des tunnels du Doubs. Il obtenait les ressources nécessaires à l'affectation du château de Porrentruy à un hospice jurassien. Sans négliger les questions politiques, il poursuivait surtout la réalisation des réformes d'intérêt général. La plus urgente et la plus difficile était celle de la législation.

L'art. 14 de l'Acte de réunion avait décrété l'abolition «en principe» de la législation civile française dans l'Evêché et son remplacement par «un recueil d'ordonnances fondé sur les us et coutumes du pays et sur les lois de Berne comme droit subsidiaire.» Le Code pénal et le Code d'instruction criminelle devaient être immédiatement remplacés par les lois bernoises. Ces prescriptions n'avaient pas pu être exécutées. Les «us et coutumes» étaient restés introuvables, même dans les archives de Wetzlar, et les lois bernoises avaient elles-mêmes trop besoin de révision pour pouvoir être appliquées au Jura. La législation pénale française avait donc dû être rétablie, pour ainsi dire, dès le lendemain de sa suppression. Quant au Code civil, il avait subi diverses mutilations depuis 1815. Sous l'influence du clergé, auquel le gouvernement de la Restauration n'avait rien à refuser, les Titres de l'état-civil, du mariage et du divorce avaient été abrogés et remplacés par les lois canoniques et consistoriales. La loi bernoise sur la tutelle avait été introduite en 1826. Du Code de procédure civile, il n'était resté que la seconde partie. La population souffrait de la confusion produite par ces changements sans méthode, et elle avait été unanime, après la procla-

mation du 6 décembre 1830, à manifester en faveur du rétablissement de la législation française. La loi transitoire de 1831 avait fait un devoir au Grand-Conseil de tenir compte de ces vœux, mais le nouveau régime semblait prendre à tâche d'éluder cet engagement. De nouvelles lois fragmentaires étaient venues aggraver la situation. Pour y mettre un terme, les députés du Jura réclamèrent le droit de se constituer en commission de législation pour procéder à la révision des lois françaises, qui eussent été introduites à titre définitif dans les districts jurassiens. Leur motion, présentée par Stockmar à la séance du 30 juin 1838, fut prise en considération à la presque unanimité et renvoyée à l'examen du Conseil-Exécutif. Elle fut discutée au fond à la séance du 4 décembre. Le préavis des autorités préconsultatives était défavorable. On accusait les Jurassiens de viser à la séparation. Ils s'en défendaient avec énergie; dans un discours enflammé, Stockmar fit le procès du régime, auquel il reprocha de n'avoir pas tenu ses promesses et d'avoir accru les charges du Jura en diminuant celles de l'ancien canton. Le ton agressif de sa harangue, le dédain qu'il manifesta pour la législation bernoise, n'étaient pas faits pour lui concilier la faveur du Grand-Conseil, bien que plusieurs députés de l'ancien canton eussent appuyé leurs collègues du Jura. Une faible majorité décida que la proposition suivrait la filière réglementaire. Ce vote équivalait à une fin de non-recevoir, et la motion jurassienne, considérée comme inconstitutionnelle, fut en effet rejetée formellement l'année suivante, après une série d'incidents qui entretinrent une agitation fâcheuse dans le Jura, tout en créant entre les deux parties du canton un malentendu dont Stockmar devait être la victime.

Les représentants de l'ancien canton ne manquaient pas de bonnes raisons pour repousser la motion jurassienne. Blösch les résumait en termes excellents lorsqu'il disait au Grand-Conseil: « L'esprit de la Constitution réclame l'unité, car l'unité est aussi l'égalité. C'est même par égoïsme que je ne veux pas tendre la main au Jura dans cette circonstance, parce que je désire voir améliorer aussi les lois bernoises; or, l'on n'y parviendrait que bien plus tard si l'on permettait au Jura de se donner une législation spéciale Notre flegme suisse a besoin d'être stimulé par l'activité jurassienne. »

Stockmar répondait qu'une législation uniforme était impossible, qu'il y avait trop d'abus à déraciner, trop d'obstacles à

vaincre, dont le principal était l'indolence bernoise; le régime des paperasses devenait chaque jour plus envahissant, et il amènerait la ruine de la patrie bien plus facilement que les conspirations des aristocrates. Les commissions de spécialistes lui inspiraient une médiocre confiance: «avant six mois, disait-il, l'âne le plus robuste de la République ne pourra plus porter tout ce qu'on aura écrit sur la matière.»

Ce «régime des paperasses» avait fini par le rebuter. Voici le tableau peu flatté qu'il en traçait à cette époque:

«La machine gouvernementale est trop compliquée. Le Conseil-Exécutif, déjà lui-même trop nombreux, ne fait rien et ne peut rien faire par lui-même. Il a d'abord 7 bras, les Départements qui ont chacun 6 mains, les sections et les commissions, et celles-ci encore plus de doigts, les collèges, les directions, les commissions inférieures. Le plus mince objet doit être communiqué à toutes ces subdivisions du pouvoir qui, sans avoir de compétence pour agir, en ont beaucoup pour délibérer, discuter et écrire, et sont tellement jalouses de ces attributions, qu'elles ne permettraient point qu'on décidât la moindre chose sans les consulter. Il y a des Départements dont quelques membres résident à 2, à 4, à 6 et même à 8 lieues de la capitale; il faut les convoquer et les attendre pour ouvrir une séance. Argent dépensé, temps perdu, administration entravée, on ne songe pas à cela, pourvu que chacun puisse dire son petit mot. Il faut souvent plus de jours au Conseil-Exécutif pour correspondre avec une de ses commissions, pour lui communiquer une affaire et obtenir sa réponse, qui l'une et l'autre doivent suivre tous les échelons de la hiérarchie, pour aller de la chancellerie jusqu'au dernier secrétariat et pour en revenir, il faut plus de jours que pour correspondre avec Paris, Londres et Vienne. La bureaucratie doit dès lors régner et tout envahir; on ne peut se passer d'elle. On écrit, on écrit, on écrit, mais on avance peu, les archives se remplissent et les coffres se vident.»

Outre ceux qui cherchaient, comme Blösch, à réaliser l'unité par la pénétration réciproque des lois et des institutions, la motion jurassienne comptait d'autres adversaires plus dangereux parmi les partisans plus ou moins avoués de l'assimilation. Le *Verfassungsfreund*, organe gouvernemental, déclarait qu'il fallait arriver à l'unité de langue, de mœurs et de législation; le Jura devait être comme un ruisseau absorbé par un fleuve. Plusieurs

membres du gouvernement, et surtout Fetscherin, proclamaient ouvertement la nécessité de le germaniser. L'installation de pasteurs allemands et la création d'écoles allemandes dans les districts français semblaient se rattacher au même plan. La susceptibilité des Jurassiens était en éveil, et les plus minces incidents prenaient à leurs yeux une importance excessive. Ils se plaignaient d'être mal partagés sous le rapport de l'instruction publique; ils ne retiraient aucun profit de l'Université, et leurs collèges étaient plus mal dotés que les gymnases allemands, tandis que le Jura payait plus que sa part d'impôts. Stockmar se faisait l'écho de ces griefs au Conseil-Exécutif, où l'on ignorait de parti-pris ses réclamations; en retour, il ne ménageait pas ses collègues dans les correspondances incisives qu'il envoyait à l'*Helvétie*. Ses relations avec Neuhaus ne tardèrent pas à s'aigrir; l'Avoyer, qui supportait mal la critique, se fâcha tout-à-fait pour une piqûre d'épingle, [1]) et la rupture fut complète.

Neuhaus avait la rancune tenace, et l'on ne blessait pas impunément sa vanité. Son ancien ami, devenu son rival, devait en faire bientôt l'expérience.

V.

Le rejet de la motion des députés du Jura avait produit un mécontentement général, qui se faisait jour dans des manifestations significatives et dans le langage violent des journaux. Les deux partis avaient des griefs contre le pouvoir; aussi, catholiques et libéraux se trouvaient-ils momentanément réunis dans une commune pensée d'hostilité. On parlait ouvertement de se séparer de Berne et de constituer un canton. Stockmar lui-même, sans être partisan de la séparation, était persuadé que les intérêts du Jura étaient sacrifiés, et qu'une opposition à outrance au régime Neuhaus pouvait seule amener le Grand-Conseil à composition. Pour être mieux à même de diriger le mouvement, il se résolut à sortir du gouvernement. Après avoir annoncé sa détermination à ses amis et ensuite au public par la voie des journaux, il demanda un congé pour régler ses affaires et partit pour Porrentruy.

[1]) Pour ridiculiser l'idée de faire présenter les armes aux conseillers d'Etat, l'*Helvétie* avait imaginé un projet de costume officiel et proposé que le chapeau de l'Avoyer portât l'inscription connue:

C'est moi qui suis Guillot, berger de ce troupeau.

Son séjour dans le Jura fut naturellement l'occasion de nombreuses réunions dans lesquelles on discuta ardemment la question à l'ordre du jour. La délation s'en mêla ; les agents chargés de le surveiller adressèrent à l'Avoyer des rapports où les faits étaient dénaturés et exposés sous le jour le plus noir. Il n'en fallait pas plus pour crier à la conspiration. Aussi Neuhaus, sans même prendre la peine de convoquer ses collègues, envoya-t-il deux commissaires à Delémont et à Porrentruy, avec pleins-pouvoirs et l'ordre d'interroger les fonctionnaires sur tous les incidents du voyage de Stockmar. L'enquête fut lestement conduite, les fonctionnaires terrorisés signèrent toutes les réponses qu'on leur dicta, et les commissaires revinrent à Berne avec un dossier où il n'y avait pas un fait, mais une foule de suppositions.

Le 19 juin, Neuhaus réunit chez lui ses collègues et obtint d'eux une proposition de révocation de Stockmar, prévenu de haute trahison, sans l'avoir entendu, sans même lui avoir donné connaissance de l'accusation qui pesait sur lui. La demande de révocation devait être déposée s'il se refusait à donner sa démission. Fort de sa conscience, Stockmar soumit immédiatement l'affaire au Grand-Conseil, en portant plainte formelle contre les séances illégales du gouvernement et les actes qui en avaient été la suite. « Des dénonciations sont portées contre moi ; on les tient secrètes. Des enquêtes sont ordonnées et poursuivies ; j'en suis le principal objet et je ne puis ni en connaître le résultat, ni défendre mon honneur, ma position et ma personne. Tout reste dans l'ombre, ainsi que sous l'ancienne Venise. » Le lendemain, le Grand-Conseil fut nanti du rapport tendant à la révocation. L'accusé n'eut connaissance ni du rapport ni du dossier. Malgré le règlement, qui exigeait que toute proposition fût déposée 24 heures sur le bureau avant d'être discutée, on passa à la discussion séance tenante. Stockmar dut se retirer. En vain les députés les plus autorisés, et même ses adversaires politiques, demandèrent-ils l'ajournement ; en vain Blösch réclama-t-il la nomination d'une commission d'enquête chargée d'entendre l'accusation et la défense et de faire rapport. La majorité avait son siège fait. A 1 heure, le Grand-Conseil décida de communiquer le rapport du Conseil-Executif à Stockmar et de l'inviter à présenter sa défense à 3 heures. C'était le mettre dans l'impossibilité matérielle de lire même le rapport, rédigé en allemand, qu'il possédait mal. Aussi répondit-il en termes fort dignes :

«Comme on ne me laisse pas même le temps de préparer ma défense, je renonce à me défendre. Je ne répondrai que ces mots: «Je jure sur l'honneur que je n'ai rien fait de contraire à la Constitution et aux lois, et je somme le Conseil-Exécutif de livrer les preuves de conviction qu'il prétend avoir en mains, et de me traduire devant les tribunaux compétents.»

La discussion fut confuse. Neuhaus ne put préciser aucun fait; il se maintint sur le terrain des insinuations, si bien que Stettler put s'écrier que Stockmar n'était pas même suspect, qu'il n'était que «suspect d'être suspect» On interprétait contre lui jusqu'au silence des fonctionnaires qui ne l'avaient pas dénoncé. Le chef de haute trahison fut écarté, parce qu'on eût été obligé de le traduire devant les tribunaux. On se borna à déclarer qu'il avait perdu la confiance du Grand-Conseil. La révocation fut prononcée par 93 voix contre 32.

La presse suisse fut unanime à blâmer cet acte de mesquine vengeance que Neuhaus n'avait pas même su couvrir des apparences de la légalité. Le *Nouvelliste vaudois* l'appelait un coup de tête plutôt qu'un coup d'Etat. Dans le Jura, le sentiment de l'injustice commise par le pouvoir suffit à rétablir l'union entre les partis: le nom de Stockmar était devenu un drapeau. Des manifestations se produisirent spontanément dans un grand nombre de localités; on abattit les arbres de liberté plantés en 1831, on organisa des banquets, on signa des adresses de protestation Stockmar ne cessait pas de conseiller le calm et la soumission aux lois et aux autorités, et l'agitation serait sans doute tombée rapidement, si la maladresse de la police et l'excès de zèle des fonctionnaires ne lui eussent continuellement fourni de nouveaux aliments. Révocations de notaires et de géomètres, dissolution de sociétés, retrait de la patente aux cabaretiers qui prêtaient leurs locaux pour les réunions, rien ne fut négligé de ce qui pouvait exaspérer la population. La situation parut intolérable: on commença à parler ouvertement de la séparation. Après tout, elle n'était pas en dehors des discussions constitutionnelles, et Kasthofer avait déclaré au Grand-Conseil que lui aussi était séparatiste. Sous la pression de l'opinion, Stockmar démissiona comme député de Thoune et se porta candidat à Porrentruy. Il fut élu à l'unanimité, avec Moreau et le colonel Hoffmeyer. Ce dernier prit l'initiative de réunir la députation pour formuler un

programme qui devait être une sorte d'ultimatum du Jura. Ce manifeste s'appela la *Pétition jurassienne.*

Le titre était anodin, mais les pétitionnaires visaient à doter le Jura d'une sorte d'autonomie à peine compatible avec la Constitution, car ils réclamaient entre autres :

la conservation des lois françaises ;

la division du Département de l'Education en deux sections, l'une réformée et l'autre catholique ;

l'établissement d'un système complet d'éducation pour maintenir et cultiver la langue française ;

l'institution d'une commission jurassienne subordonnée au Conseil-Exécutif pour délibérer préalablement sur toutes les affaires du Jura.

L'exposé des motifs reprochait à la loi de 1833 d'avoir introduit le désordre dans les communes. « La création d'autorités nombreuses et rivales, la fréquence des élections, l'instabilité des fonctionnaires municipaux et l'absence d'un véritable chef de commune sont des défauts qui ont pu être moins funestes à la population allemande, mais leurs déplorables effets dans le Jura prouvent que là où les caractères et les mœurs diffèrent essentiellement, les institutions ne doivent pas être les mêmes. »

L'organisation financière n'était pas moins sévèrement jugée : « Les coupes excessives des forêts domaniales contribuent, non moins que les impôts, à faire refluer de plus en plus la fortune publique de ce pays vers la capitale, qui ne lui restitue ni par le commerce, ni par aucune compensation, la richesse qu'elle absorbe annuellement. »

La Pétition se terminait par une menace :

« Si on ne leur donne pas satisfaction, les députés jurassiens sont invités à aviser à telles voies conservatrices des droits et des intérêts du pays qu'ils jugeraient convenables. »

En somme, ce programme, élaboré à Glovelier par une réunion de députés et acclamé à Porrentruy le 30 octobre par une assemblée enthousiaste, pouvait être envisagé comme la préface de la séparation.

Il fut reçu avec transport dans le pays. Des milliers de signatures furent recueillies en quelques jours ; les adhésions des corps constitués, conseils communaux et tribunaux en tête, se joignirent à celles des citoyens. C'était bien véritablement un mouvement national et populaire qui entraînait tous les esprits.

Quelques rares Jurassiens résistaient au courant et prenaient parti contre Stockmar: parmi eux, il eut le chagrin de compter Thurmann, et il se vit obligé de fonder un nouveau journal, l'*Helvétie de 1840*,[1]) pour lutter contre son ancien organe, que des influences étrangères à la politique avaient livré à ses adversaires. Ces défections, par leur nombre infime, faisaient encore ressortir avec plus de force l'accord qui régnait entre le peuple et ses représentants.

Cependant, la surexcitation qui régnait dans le Jura faisait craindre une explosion Pour la prévenir, Stockmar songea à demander l'intervention fédérale. Il ne se dissimulait pas la difficulté de mettre en mouvement les lourds organes d'un droit public incertain, pour une cause indifférente à la plupart des Etats confédérés, mais c'était une dernière chance à courir, et il espérait tout au moins décider le Vorort à constituer un arbitrage officieux pour donner une issue honorable au conflit. Il partit pour Zurich le 2 avril 1840, après avoir annoncé son intention dans son journal. Le même jour, le gouvernement se décidait à le poursuivre sous la prévention de haute trahison et le citait à comparaître devant le juge d'instruction. Une perquisition était faite à son domicile et chez ses amis, sous prétexte de rechercher un dépôt d'armes imaginaire, mais en réalité pour saisir ses papiers. Un commissaire était envoyé à Porren-

[1]) L'*Helvétie de 1840* n'appartint à Stockmar que pendant quelques mois. En quittant Porrentruy, le 2 avril 1840, il cessa toute collaboration à ce journal, qui passa en d'autres mains, avant de se transformer, sous le nom d'*Union*, en un organe ultramontain. Ses adversaires prétendirent plus tard qu'il était resté, pendant son exil, l'inspirateur de cette feuille. Il répondit par un démenti catégorique adressé au *Confédéré de Fribourg*, qui avait reproduit ces attaques. Voici les principaux passages de sa déclaration: « Après mon exclusion arbitraire du Conseil Exécutif, en 1839, je n'ai ni abandonné les libéraux, ni fait alliance avec les ultramontains . . . Ce que devint la presse du Jura, pendant les six années de mon absence forcée, il me serait difficile de vous le dire au juste, l'ayant perdue complètement de vue; je sais seulement que l'imprimeur continua quelque temps la publication de l'*Helvétie de 1840, sans aucune participation de ma part;* qu'il la fit suivre de l'*Union, dont je n'ai jamais lu un seul numéro,* et que celle-ci alla s'installer à Fribourg. Ces circonstances me sont restées inconnues jusqu'à mon retour en 1846 . . . J'ai si peu besoin, d'après ma conscience, d'indulgence ou d'absolution pour ma conduite en 1839 que si les mêmes circonstances se renouvelaient, je n'hésiterais pas à m'offrir encore une fois, comme alors, en sacrifice à mon pays.» (*Confédéré* du 2 mai 1848.)

truy avec pleins-pouvoirs; les arrestations se multipliaient, les sociétés étaient dissoutes, les réunions interdites, un grand nombre de fonctionnaires suspendus ou destitués, et le district se trouvait soumis à une sorte d'état de siège. On voulait à tout prix découvrir un complot; les 50 gendarmes envoyés à la suito du commissaire s'y employèrent avec leur zèle professionnel, et ne reculèrent que devant l'impossibilité de poursuivro toute la population.

VI.

Pendant ce temps, Stockmar était arrivé à Zurich, où M. M. Hess et Bluntschli, membres du Vorort, lui demandèrent de rédiger un mémoire pour la Diète. Dans l'intervalle, il se lia à l'hôtel avec le chevalier Dell' Hoste, envoyé du Brésil, venu en Suisse pour attirer l'émigration dans son pays. Celui-ci comprit le parti qu'il pourrait tirer de la popularité et du talent d'organisation de l'homme d'Etat suisse, et il lui fit des propositions très-avantageuses au nom de son gouvernement Stockmar ne repoussa pas ces ouvertures, mais avec son sens pratique il ne voulut s'engager qu'à bon escient. Sans s'attarder davantage à Zurich, où ses amis du Vorort lui prodiguaient de l'eau bénite de cour, et sans répondre aux sommations de la police bernoise, toujours à la recherche de son complot, il se rendit à Paris pour recueillir des informations sur la valeur des offres brésiliennes. Les renseignements furent défavorables, et il renonça à son projet.

Cependant l'idée de la colonisation l'avait séduit; il écrivait à sa famille: « toute ma vie j'ai rêvé à la fondation et au gouvernement d'une colonie; c'est à ce genre de travaux que je pourrais le mieux appliquer toutes mes facultés. » Il s'occupa du Texas, qui était alors indépendant, et où il fut sur le point de se rendre. Entre temps, il voyait souvent son compatriote, le général Voirol, qui avait été gouverneur de l'Algérie dans les premiers temps de la conquête. Voirol approuva ses projets, mais il l'engagea à tourner ses regards vers l'Afrique, en lui dépeignant sous le jour le plus favorable l'avenir réservé à l'Algérie. Il le mit en rapport avec M. Laurence, directeur des affaires algériennes au ministère de la guerre, qui lui fournit tous les documents dont l'administration disposait. L'accord s'établit facilement. Stockmar avait saisi d'emblée tous les avantages d'une combinaison qui lui assurait l'appui énergique du

gouvernement français. Aussi redoublait-il d'activité. « J'ai lu tout ce qui a été publié sur l'Algérie, écrivait-il ; je suis au courant. La conquête a placé la France en Algérie dans la position où était l'Espagne en Amérique après la découverte ; c'est le moment où l'on donne encore les provinces aux hommes entreprenants et capables de les vivifier ; plus tard il n'en sera plus de même. »

Le général Voirol s'était chargé de le présenter au président du conseil, mais il était difficile d'aborder M. Thiers, et Stockmar se morfondait à attendre une audience sans cesse ajournée. Sa correspondance est remplie de notes intéressantes sur la chronique parlementaire de cette époque.

Il écrivait le 11 juillet :

« J'ai accompagné le général Voirol à la Chambre des pairs, mais M. Thiers était retenu à son banc Villemain, le célèbre professeur, a eu les honneurs de la séance et a parlé *divinement ;* j'ai entendu un véritable orateur. Quant à l'homme, il est gauche et contrefait ; son dos voûté de travers ressemble passablement à une bosse ; son habit brodé d'or est boutonné bien négligemment ; la première boutonnière est allée s'unir au second bouton ; son gilet qui dépasse n'est pas boutonné du tout et le canon de sa culotte baille de toutes parts ; mais quelle parole ! »

Du 15 juillet :

« Je retournerai après-midi à la Chambre des pairs, où le général Voirol espère me faire parler à M. Thiers ; si cela ne se peut, M. Boilay, celui des rédacteurs du *Constitutionnel* qui, toutes les semaines, va plusieurs fois s'entendre avec lui, m'a promis qu'il me prendrait avec lui. M. Thiers est maintenant à la campagne, à Auteuil ; il vient tous les jours à Paris pour travailler et retourne le soir ; ses moments sont tellement comptés, que M. Boilay, qui paraît être sur un pied d'intimité avec le grand ministre, ne peut s'entretenir avec lui que pendant qu'il s'habille et déjeûne à la hâte, avant de partir pour Paris. C'est alors que les confidents causent sur la politique à suivre et la direction à donner à l'opinion dans les journaux. M. Boilay m'a dit que si je n'avais aucune répugnance à être présenté à M. Thiers dans un moment pareil, où il sera peut-être encore en robe de chambre, il m'introduira et que je pourrai m'entretenir bien plus à l'aise que dans une audience officielle. Bien entendu que j'ai accepté. »

L'audience promise lui est enfin accordée le 18 juillet; il en rend compte dès le lendemain.

« Hier, samedi, je me rendis de nouveau au ministère des affaires étrangères; plus de 50 personnes encombraient les salons d'attente; j'entendis nommer des généraux, des pairs, des comtes, des barons, des capitaines de vaisseau, des hommes de lettres. Je pensais que moi, pauvre Suisse, je ferais inutilement le pied de grue jusqu'à la nuit, et je m'armai de patience; cependant, vers trois heures je fus appelé, alors que beaucoup d'autres se morfondaient encore. Je fus introduit dans le même salon où en 1832 Sebastiani m'avait reçu. Il fut très-poli, me fit asseoir, et après avoir causé un quart d'heure, il déroula des plans sur une grande table, nous les examinâmes, il parut goûter mes projets et après nous être promenés longtemps dans le salon, en continuant la conversation, il me dit: « Le temps me manque pour traiter aujourd'hui la question à fond, mais venez demain à Auteuil, à une heure, le ministre de la guerre et le général Lamoricière y seront. »

« Je suis donc allé aujourd'hui à Auteuil. Après quelques paroles échangées, M. Thiers fit appeler le général Lamoricière, qui jouait au billard avec des dames, et il lui dit d'aller avec moi dans son cabinet, pour discuter ensemble cette affaire. Nous allâmes nous promener dans le parc.

« Le général Lamoricière n'a pas 40 ans; il sera dans peu de temps gouverneur général ... Il doit repartir dans 8 jours. Nous sommes tombés facilement d'accord, mais ce n'est pas le golfe d'Arzew qu'il conseille, c'est celui de la Calle ...

... « Après notre promenade dans le parc, nous sommes rentrés, et M. Thiers nous a conduits dans son cabinet avec le ministre de la guerre (général Cubières), le ministre de l'intérieur (M. de Rémusat) et un général dont le nom n'a pas été prononcé. La question a été longuement discutée, on a passé en revue toutes les contrées algériennes que la France pourrait nous donner, et en définitive on a arrêté que j'irais les explorer aux frais du gouvernement et qu'à mon retour je présenterais un rapport et des propositions. »

« Demain matin, à 7 heures, je dois me rendre chez le général Lamoricière pour conférer sur divers objets de détail, et mardi à 10 heures chez le ministre de la guerre. Je pense que vers la fin du mois, je pourrai me mettre en route; un paquebot

à vapeur sera mis à ma disposition à Toulon. Je visiterai toute la Régence, depuis les confins du Maroc jusqu'à ceux de Tunis. »

Il partit en effet de Paris le 1er septembre, et le 16 il s'embarquait à Toulon sur le *Grondeur*. Son exploration de la côte africaine s'accomplit dans les meilleures conditions.[1])

De retour à Paris en décembre, il passa plusieurs mois à préparer l'exécution de son entreprise, qui éveillait en Suisse les plus vives sympathies; de déplorables intrigues parties de Berne l'empêchèrent malheureusement d'aboutir. Il a exposé lui-même les causes de son échec, en même temps que l'économie de son projet, dans un discours qu'il prononça quelques années plus tard au Grand-Conseil bernois à propos d'un projet de loi sur l'émigration. Voici la partie principale de ce récit:

« A mon retour en France, le ministère sous les auspices duquel j'étais allé en Afrique, n'existait plus; celui du 29 octobre qui l'avait remplacé, s'était fait rendre compte de la nature de ma mission, qu'il avait approuvée, et il me demanda un rapport et des propositions. Je vais avoir l'honneur de vous en faire connaître les principaux points.

« Je demandais la concession des trois districts de Bône, de La Calle et de l'Edough, ayant ensemble un développement de plus de vingt-cinq lieues de côtes et deux ports, Bône et La Calle. Toutes les terres devaient y être successivement mises en culture, et, dans le cours de vingt-cinq ans, une population de cent mille Suisses devait y être établie; des Français ou des colons d'autres nations pouvaient s'y fixer également, mais aux mêmes conditions que nous.

« La colonie devait être régie par les mêmes lois et par les mêmes autorités françaises que les autres provinces de l'Algérie, mais les affaires particulières de l'émigration suisse étaient administrées par un syndicat composé de trois personnes et nommé par elle; des libertés municipales lui étaient accordées, ainsi que des garanties pour l'obtention facile d'un indigénat algérien.

« Les renseignements qui m'avaient été fournis par des personnes depuis longtemps fixées en Afrique, par des officiers et

[1]) Les lettres adressées par Stockmar à sa famille pendant son voyage en Algérie ont été publiées dans l'Annuaire de la Société de géographie de Berne, année 1898. Ses rapports officiels sur son projet de colonie ont paru dans les *Actes* de la Société jurassienne d'Emulation, année 1899. Ces documents sont extrêmement intéressants, mais ne se prêtent pas à une analyse sommaire.

des médecins de l'armée, m'avaient donné la conviction qu'une des causes des maladies et de la mortalité qui sévissent sur les Européens, devait être attribuée à l'absence de bonnes maisons pour recevoir les familles à leur arrivée. Se fiant à la douceur du climat et à la beauté du ciel, elles se logent d'abord dans des baraques en planches, se couchent sur le sol, souvent même sans abri ; et les émanations d'une terre chargée de végétaux en décomposition, ou fraîchement remuée par une première culture engendrent des fièvres qui déciment les colons et qui jettent le découragement parmi ceux qui ne succombent pas. Je voulais donc qu'en arrivant, chaque famille trouvât une maison salubre, construite en pierres, afin que, sans craindre les maladies, elle pût commencer immédiatement ses travaux. Ces constructions exigeaient l'avance de forts capitaux. Je demandai au gouvernement français qu'il y consacrât successivement deux millions et demi de francs, qui devaient être remboursés d'année en année ; mais les remboursements ne seraient pas rentrés dans la caisse de l'Etat, on les aurait appliqués à de nouvelles constructions, afin de continuer los opérations pendant vingt-cinq ans.

« Le gouvernement français avait, en outre, à sa charge, le transport des colons et de leurs bagages depuis Marseille et Toulon jusqu'au lieu de leur destination ; l'établissement des routes principales, des grands canaux d'irrigation, des églises, maisons d'écoles, fontaines publiques, et d'une forme-modèle pour les essais de culture, d'acclimatement des végétaux utiles et l'entretien de vastes pépinières. Des forêts étaient réservées pour la dotation des nouvelles communes. Chaque colon devait jouir pendant dix ans d'une exemption d'impôt territorial.

« Voici quelle aurait été la position d'une famille d'émigrant : elle avait à supporter ses frais de voyage jusqu'à Marseille et Toulon, frais modiques et réglés d'avance avec des compagnies de roulage et de navigation fluviale.

« De là elle arrivait gratuitement à Bône ou à la Calle. Le syndicat des colons ou ses agens l'installaient aussitôt dans une propriété, composée d'une maison de cultivateurs et d'une étendue de terre proportionnée à ses moyens. Un acte de vente lui était passé par devant notaire ; elle devenait propriétaire incommutable du domaine sur lequel le gouvernement français conservait hypothèque pour le montant seulement des dépenses de construction de la maison ; les terres étaient comptées pour rien ; cette

terre était remboursable en dix annuités; l'intérêt était destiné aux frais d'administration de la colonie et à des améliorations d'intérêt public. Le colon avait à se pourvoir d'un mobilier, d'instruments aratoires, de semences et de sa nourriture, jusqu'à la prochaine récolte; avec une centaine de louis il pouvait à la rigueur fonder son établissement et le mettre en voie de prospérité; ceux qui auraient été dépourvus de tout capital pouvaient prendre des arrangements avec leurs concitoyens plus riches, soit comme ouvriers, soit comme fermiers. Le commerce et l'industrie n'étaient pas oubliés, et j'avais préparé leurs moyens de développement. Je passe sous silence les dispositions d'un ordre secondaire.

« Ces avantages étaient considérables, sans doute, mais commandés par la nécessité de réussir; et les sacrifices imposés à la France étaient proportionnés à l'importance de l'œuvre que je proposais. Combien de millions n'a-t-elle pas dépensés depuis 1840, sans résultats marquants, tandis qu'une colonie suisse ainsi organisée avait pour elle toutes les chances de succès.

« Le ministère parut le comprendre, car le 16 mars 1841, il me fut donné communication d'une décision qui approuvait mes propositions, en réduisant toutefois à deux millions de francs les sommes que devait avancer le gouvernement français. M. le directeur des affaires de l'Algérie fut chargé de s'entendre avec moi pour rédiger les règlements d'exécution et d'organisation de la future colonie. Le 28 mai, ils furent soumis à la sanction du conseil des ministres

« Le lendemain, je fus appelé dans les bureaux, où il me fut annoncé que l'affaire avait été considérée comme trop importante pour n'être l'objet que d'une décision ministérielle, qu'il fallait une ordonnance, qu'elle serait accordée, qu'elle était rédigée, que je devais l'examiner, et que si je la trouvais conforme à ce qui avait été arrêté, je devais signer l'engagement qui l'accompagnait. Après examen, je signai le même jour cet engagement, et dès lors je dus croire qu'il ne manquait plus que la formalité de la signature royale, sur laquelle, après tout ce qui s'était passé, il m'était permis de compter.

« Mais les accusations auxquelles j'avais été en butte à Berne, devaient me suivre jusqu'à Paris; l'ambassadeur de France arriva tout à coup, et des personnes en position d'être bien informées m'assurèrent qu'il était porteur de renseignements sur mon compte

de nature à faire reculer le ministère; j'étais un homme dangereux, j'avais voulu séparer le Jura du canton de Berne, je nourrissais certainement des projets d'émancipation pour la province de Bône, lorsqu'une trentaine de mille Suisses s'y trouveraient fixés.

« Il faut convenir que la naturo même de mes propositions avait, sans que j'y songeasse, donné quelque apparence de réalité à ces accusations: j'avais formellement repoussé tout projet d'établissement dans les provinces d'Alger et d'Oran, dont les territoires sont moins fertiles, le climat plus chaud, les populations plus barbares, et que la guerre dévastait alors. Je m'étais obstiné à ne vouloir que de la province de Bône, située à l'extrémité de l'Algérie sur la frontière de Tunis; j'avais désiré y concentrer les émigrants suisses, parce que je sais que la nostalgie leur est fatale et que, pour la prévenir, il faut les réunir et lour conserver les usages, les jeux et les fêtes de la patrie. Mais ces précautions, ces moyens de succès que je voulais ménager, furent mal interprétés, aussitôt que des préventions se furent élevées contre moi; la signature royale ne se donnait pas, la conclusion traînait en longueur, et l'on finit par me déclarer qu'il fallait élaborer un autre projet, renoncer à la province de Bône et à la concentration des colons suisses, choisir la grande plaine de la Mitidja ou d'autres parties de la province d'Alger, et dès lors s'exposer, d'après mes convictions, à toutes les chances d'une catastrophe. Je reculai devant une pareille perspective, je renonçai à l'idée qui m'avait séduit de contribuer à uno œuvre grande et utile, indigné de voir que le coup qui l'avait frappée était parti de la Suisse même. »

La décision inattendue du ministère souleva de vives protestations. Le projet de Stockmar avait rencontré une adhésion réfléchie dans les deux pays. En France, il avait été appuyé par les généraux Bugeaud et Trézel, l'amiral Duperré, M. Rossi, etc., et soutenu par toute la presso, sans distinction de parti. Le *Constitutionnel* résumait l'opinion générale en félicitant le ministère d'avoir conclu une convention qui promettait de donner à l'Afrique, au lieu des spéculateurs qui l'inondent, des colons sobres, laborieux et persévérants. En Suisse, on ne lui avait pas marchandé les sympathies ni les encouragements, [1]) et des comités s'étaient déja constitués pour diriger l'émigration. Le

[1]) V. entre autres une série d'articles du colonel Huber dans le *Fédéral* de mai 1841.

revirement dû à d'inavouables intrigues fut d'autant plus mal accueilli, et de tous côtés on adressa à Stockmar des offres d'intervention, en lui conseillant de modifier ses plans dans le sens demandé par le cabinet. Il s'y refusa, ne voulant pas assumer la responsabilité d'une entreprise différente de celle qu'il avait conçue, et préféra renoncer, sans même réclamer d'indemnité, au projet dont la préparation lui avait coûté plus d'une année de travail.

Les négociations avec le ministère n'absorbaient d'ailleurs pas tout son temps. Ses anciennes relations avec la famille Paravicini l'avaient amené à se charger, pour le compte des usines de Valentigney, de l'exploitation d'un brevet pour un nouveau procédé de fabrication de l'acier, qui lui occasionna de fréquents voyages en France et en Allemagne. Il avait fait venir sa famille à Paris, où il résida jusqu'en 1843. Il songeait alors à se fixer définitivement en France, et il fut sur le point d'acquérir un domaine près d'Orléans, pour se vouer uniquement à l'agriculture. Mais, au printemps de 1843, M. R. Paravicini, devenu seul propriétaire des usines de Valentigney, lui en offrit la direction, qu'il accepta après quelque hésitation, pressentant que le voisinage de la frontière suisse le ramènerait dans l'engrenage de la politique à laquelle il croyait avoir renoncé pour toujours. Il resta à Valentigney jusqu'en novembre 1845, et profita de ce que la fabrique passait en d'autres mains pour se retirer dans sa propriété de Rosières, près de Blamont, bien décidé cette fois à se confiner dans les travaux agricoles. Il s'y livrait avec ardeur depuis quelques mois, lorsque les événements de 1846 vinrent le surprendre et le rejeter dans le tourbillon de la politique jurassienne.

VII.

La situation s'était profondément modifiée dans le canton de Berne. Le régime doctrinaire et tracassier personnifié par Neuhaus avait perdu sa popularité; le mécontentement régnait partout. Le gouvernement pouvait bien encore obtenir des votes de confiance d'une majorité servile, composée en grande partie de fonctionnaires dont la moindre velléité d'indépendance amenait la révocation, mais il se sentait impuissant vis-à-vis du courant démocratique qui entraînait l'opinion. Vers la fin de 1845, l'opposition réunit sans effort 10,000 signatures pour demander la

révision totale de la Constitution par une Assemblée constituante. Ces pétitions furent appuyées au Grand-Conseil par Funk et Ochsenbein, mais la majorité, guidée par Neuhaus, se crut assez forte pour dominer le mouvement, et vota la révision par le Grand-Conseil. Cette décision devait être soumise au peuple; dans l'intervalle, Neuhaus chercha à exercer une pression sur les électeurs. Avec huit de ses collègues, il publia une proclamation dans laquelle il affirmait que l'élection d'une Constituante serait une violation de la Constitution à laquelle il refuserait de se prêter. Les assemblées primaires répondirent en rejetant son projet par 26,320 voix contre 11,533. Quelques jours après, le gouvernement s'empressait de proposer que la révision fût confiée à une Constituante élue au suffrage direct. Avec une obstination digne d'une meilleure cause, Neuhaus opposa à cette proposition celle d'un renouvellement intégral du Grand-Conseil, mais il fut cette fois abandonné par sa majorité, et c'est à grand'peine qu'il échappa à la révocation qu'il avait si souvent demandée contre ses adversaires. Le Grand-Conseil se contenta d'adresser un blâme aux neuf conseillers d'Etat qui avaient tenté d'empêcher l'élection d'une Constituante. Ce fut au tour de Neuhaus de se plaindre d'être condamné sans avoir pu se défendre.

Les députés avaient hâte de faire oublier leur résistauce au courant populaire. Par décret du 13 février 1846, les élections furent fixées au 2 mars et la réunion de la Constituante au 16 mars. En attendant l'amnistie générale décidée en principe, Stockmar avait adressé le 1er mars au Grand-Conseil une demande de révision de la condamnation prononcée contre lui le 2 avril 1840. Fidèle jusqu'au bout à sa politique d'expédients, le gouvernement attendit jusqu'au 26 mai pour retirer son ordonnance d'exécution du 18 janvier 1841.

L'impatience des amis de Stockmar ne lui permit pas d'attendre l'amnistie, qui devenait une simple formalité. Une nombreuse députation, prise dans tous les partis, était venue le chercher à Rosières. Son retour fut triomphal. L'exil noblement supporté pendant six ans avait porté sa popularité à son comble, et ses anciens adversaires eux-mêmes ne se souvenaient plus que des services qu'il avait rendus La population tout entière lui faisait cortège; la jeunesse tenait surtout à manifester son enthousiasme, et le banquet qui lui fut offert à l'hôtel-de-ville, où L. V. Cuenin chanta *le Retour du proscrit* au milieu de l'émotion

générale, ne fut qu'une immense ovation. La ville de Porrentruy lui conféra le droit de cité « à titre de reconnaissance publique » et son nom fut porté en tête de la liste de conciliation que les électeurs ratifièrent à l'unanimité. La confiance que lui témoignaient ses concitoyens le dédommageait de ses épreuves; mais, loin d'en tirer vanité, il déclara qu'elle lui imposait de nouveaux devoirs, qu'il cessait d'être l'homme d'un parti et qu'il se vouerait désormais uniquement à la défense des intérêts généraux du pays.

L'Assemblée constituante élue le 2 mars comptait 139 membres, dont 23 du Jura. Le parti radical, dont Ochsenbein et Stämpfli étaient les champions, disposait d'une grande majorité; Blösch était le chef d'un petit groupe de conservateurs. Le juste-milieu avait été balayé par le tourbillon populaire; Neuhaus lui-même avait trouvé difficilement un refuge dans le cercle de Péry. Son rôle était fini. Stockmar, au contraire, revenait à Berne entouré de la sympathie générale, avec toute l'autorité que donne une popularité de bon aloi. Ses adversaires cherchaient bien encore à le rendre suspect et à miner son crédit en l'accusant de vouloir la séparation et d'être partisan du *Sonderbund*, mais il déjoua cette manœuvre dès le début par une profession de foi qui fut accueillie avec faveur par l'Assemblée. Il déclara sur l'honneur que, de tous ses amis, aucun ne nourrissait des idées de séparation. En 1841, lors des affaires d'Argovie, il avait répondu à de hauts personnages étrangers qui lui demandaient son opinion, en prenant la défense des hommes qui l'avaient envoyé en exil; depuis lors, il s'était tenu à l'écart de toutes les luttes politiques. « Non, je ne serai plus chef de parti, s'écria-t-il, et si les circonstances ont voulu que je le fusse pendant 10 ans, je sais quel fardeau ce titre était pour moi, je sais ce qu'il m'en a coûté de le porter et de m'en débarrasser, et maintenant que je suis délivré de cette chaîne, je ne la reprendrai jamais. Je suis bien résolu à travailler loyalement avec vous au bien général de la République. »

S'il ne voulait plus être chef de parti, il n'en restait pas moins l'homme de confiance du Jura, et c'est à ce titre qu'il fut appelé a faire partie de la commission préconsultative et du comité de rédaction. La tâche des constituants de 1846 était à la fois plus simple et plus ardue que celle de leurs prédécesseurs de 1831. Le programme des réformes exigées par l'opinion était depuis longtemps formulé par la presse, par les réunions, par

les pétitions. Il comportait la suppression du cens, l'incompatibilité des fonctions publiques avec le mandat de député, la substitution du système ministériel au système collégial; sur tous ces points, il y avait pour ainsi dire entente préalable. Il n'en était pas de même des questions matérielles, de la répartition des charges publiques entre les provinces du canton. L'organisation de l'assistance publique, le rachat des charges féodales et l'assiette des impôts firent l'objet du «marché» dont le célèbre article 85, source de tant de controverses et de conflits, devint le procès-verbal.

Le débat se concentra autour de cet article, dont le point de départ était la suppression de la charité légale, et le compromis final fut en grande partie l'œuvre de Stockmar. Le projet de la commission visait la centralisation de l'assistance, l'abolition gratuite des charges féodales et l'établissement d'un impôt progressif sur le revenu. Il montra qu'il en résulterait un déficit hors de toute proportion avec les ressources des contribuables, et fit adopter des propositions basées sur un solide calcul financier, et auxquelles Blösch s'était rallié. Le Jura conservait sa législation, son mode d'assistance et son impôt foncier. Le dualisme était reconnu, comme Stockmar l'avait demandé en 1839.

Dans son esprit, cette situation n'était cependant que provisoire: il envisageait le dualisme comme une garantie accordée à la minorité jurassienne contre l'éventualité d'une assimilation pure et simple. Il déclarait lui-même que Berne devait donner à la Confédération l'exemple de la centralisation. «Nous ferions, disait-il, un immense pas rétrograde en consentant au sacrifice des codes français pour prendre la législation bernoise; une fois cette crainte écartée, le Jura apportera autant de zèle que d'esprit cantonal à mettre la main à l'œuvre de la révision.»

Le dualisme était donc une étape; en donnant aux deux parties des chances égales de faire prévaloir leurs idées, il permettait de réaliser équitablement l'unité cantonale, préface et condition de l'unité helvétique. Sous cette réserve, Stockmar acceptait la centralisation fiscale et législative. Il le montra bien plus tard en proposant lui-même d'appliquer l'impôt du revenu au Jura.

La nouvelle Constitution ne pouvait soulever aucune opposition sérieuse, car elle satisfaisait tous les intérêts régionaux et en même temps elle renvoyait à des lois futures toutes les

difficultés d'exécution. Elle fut sanctionnée par le peuple le 31 juillet, à la presque unanimité des votants, et le parti radical-libéral, dont elle réalisait le programme, obtint une forte majorité aux élections qui eurent lieu 15 jours plus tard.

Le nouveau Grand-Conseil se réunit le 26 août pour constituer le gouvernement, dans lequel Stockmar représenta le Jura avec Cyprien Revel.

VIII.

A peine installés, les membres du gouvernement durent consacrer la plus grande partie de leur temps aux affaires fédérales. Pendant l'année 1847, Stockmar eut à remplir plusieurs missions qui se rattachaient à la liquidation du *Sonderbund*.

Le 6 janvier, un rapport du préfet de Laupen informait le Vorort que la révolution était imminente à Fribourg ; un mouvement avait éclaté à Estavayer et la population de Morat s'était emparée des canons de l'arsenal. Le Directoire s'empressa de lever des troupes pour parer à toutes les éventualités, et chargea deux commissaires, les conseillers d'Etat Stockmar et Wieland, de se rendre compte de la situation et de faire rapport à la Diète. Le 8, l'avoyer Fournier faisait savoir que l'ordre était rétabli ; il n'en fit pas moins bon accueil aux commissaires, qui lui prodiguèrent les conseils de prudence et de modération, en lui faisant comprendre que le gouvernement fribourgeois ne pouvait guère compter sur les sympathies de ses voisins pour le régime qu'il représentait ; ils recommandèrent l'amnistie et quittèrent Fribourg avec l'impression qu'elle serait accordée. D'autres avis prévalurent malheureusement après leur départ et poussèrent le conseil d'Etat à des rigueurs qui devaient être suivies de promptes représailles.

Les événements se précipitèrent.

Après la publication du décret de dissolution de l'Alliance séparée, un arrêté du 11 août avait interdit toute espèce de préparatifs militaires extraordinaires dans les sept cantons. Tout envoi d'armes et de munitions à leur adresse devait être intercepté et retenu par les Etats confédérés. Aux premiers jours d'octobre, le Directoire fut informé de divers côtés qu'un convoi considérable d'artillerie et de munitions de guerre était sur le point d'être expédié de Besançon à Fribourg par les Verrières. Des émissaires envoyés dans le Doubs confirmèrent la nouvelle

en donnant le détail des envois effectués par bateau à Baume-les-Dames sous une fausse dénomination. Le 4 octobre, le Directoire invita le conseil d'Etat de Neuchâtel à assurer l'exécution de l'arrêté de la Diète, mais il ne reçut aucune réponse. Dans l'intervalle, des patriotes neuchâtelois avaient saisi à Fleurier un premier convoi de quatre charriots à destination de Fribourg et les avaient conduits à Ste-Croix, d'où M. Druey les avait fait diriger sur Yverdon. En même temps, le gouvernement vaudois mettait l'embargo sur le bateau à vapeur l'*Industriel*, qui aurait pu servir au transport de la contrebande de guerre, remplaçait son équipage neuchâtelois par des hommes sûrs et l'armait en guerre sous pavillon fédéral pour faire la police du lac. En présence de ces faits, le Directoire délégua Stockmar à Neuchâtel en qualité de commissaire fédéral pour veiller à l'exécution de l'arrêté du 11 août. Il s'y rendit immédiatement, mais n'ayant obtenu de M. de Chambrier qu'une réponse évasive, bien que la connivence de certains fonctionnaires fut avérée, il adressa au conseil d'Etat une lettre très-ferme, dans laquelle il l'invitait à interdire formellement par une proclamation tout transit d'armes et de munitions destinées aux cantons de la Ligue séparée. Pour donner le change, le conseil d'Etat envoya à Berne un de ses membres, chargé de demander le rappel du commissaire fédéral, sous prétexte qu'il avait reçu une délégation des républicains du Val-de-Travers, présentée par Erhard-Borel, et correspondu avec Druey par l'entremise de l'officier commandant l'équipage de l'*Industriel*. Le Directoire répondit en assurant son délégué de son appui et en mettant éventuellement des troupes à sa disposition. Ce que voyant, M. de Chambrier baissa le ton et prit de mauvaise grâce les mesures réclamées par le commissaire; celui-ci ne quitta Neuchâtel qu'après s'être convaincu qu'elles étaient exécutées, et en recommandant au Directoire de prendre sous sa protection les patriotes neuchâtelois molestés pour avoir fait leur devoir. [1])

La dissolution de l'Alliance avait déjà été prononcée le 20 juillet, mais avant de recourir à la force, la Diète voulut encore tenter un dernier essai de conciliation. Le 18 octobre, elle adressa un ultimatum aux sept cantons, sous la forme d'une proclamation qui les invitait à se soumettre, et elle chargea des représentants

[1]) Cf. *L. Grandpierre*, Mémoires politiques, Chap. 81. — *J. Baumgartner*, Die Schweiz von 1830 bis 1850, Bd. III p. 539.

d'en demander la publication aux gouvernements cantonaux. Stockmar et Delarageaz furent désignés pour Fribourg. L'avoyer Forell les reçut avec la plus grande courtoisie, mais en déclinant catégoriquement les propositions de la Diète. C'était la guerre. Elle fut officiellement déclarée le 4 novembre. Le gouvernement fribourgeois l'acceptait d'un cœur léger, persuadé que « quelques jours suffiraient pour démoraliser les troupes fédérales et les faire fondre comme le sel dans l'eau. » [1])

Son illusion dura peu. Le 14 novembre, Fribourg se rendait sans combat. La veille, la Diète avait confié à trois commissaires, M. M. Stockmar, Reinert et Grivaz, le soin de réorganiser le canton. Leurs instructions leur enjoignaient de ne pas reconnaître le conseil d'Etat rebelle et de faire élire un gouvernement provisoire; les troupes étaient à leur disposition. A leur arrivée à Fribourg, ils trouvèrent le gouvernement provisoire déjà constitué, sous la présidence de Julien Schaller, malgré le mauvais vouloir de l'autorité militaire qui favorisait ouvertement le régime déchu. Le début fut malaisé. La mésintelligence régnait entre les chefs des troupes fédérales; le commandant de la division s'arrogeait un pouvoir dictatorial, proclamait l'état de siége et contrecarrait les ordres des commissaires fédéraux. Ceux-ci s'empressèrent de le faire envoyer à la frontière du Valais, où ses talents militaires pouvaient mieux s'exercer.

Leurs rapports avec le gouvernement provisoire et la population étaient plus agréables. Ils s'employèrent activement à rétablir l'ordre et à donner à la nouvelle administration une direction conforme aux vues de la Diète. Ils firent une tournée dans le pays, en organisant partout des réunions pour calmer les esprits, et leur intervention ne contribua pas peu au résultat des élections, qui donnèrent une forte majorité aux libéraux.

Le souvenir de la répression impitoyable du mouvement de Morat ne disposait pas les vainqueurs à la modération. Leur premier soin fut de décider que les frais de la guerre, réclamés par la Diète, seraient à la charge des auteurs et fauteurs du *Sonderbund*; 20 citoyens avaient à payer 1.600.000 f., les couvents et le clergé le reste. Vainement les commissaires adressèrent-ils au Grand-Conseil des observations sur son incompétence à prononcer des peines arbitraires contre des prévenus qui n'avaient

[1]) *Union Suisse* du 22 octobre 1847.

été ni entendus ni jugés et sans leur laisser le recours ouvert devant les tribunaux; la loi n'en fut pas moins votée en premier débat. Stockmar ne se contenta pas d'exprimer sa désapprobation de cette mesure dans une séance du Grand-Conseil bernois; quoique sa mission fût terminée, il revint à la charge auprès du gouvernement fribourgeois pour empêcher l'exécution de la loi; il s'adressa personnellement à Julien Schaller en faisant appel à ses sentiments d'honneur et de patriotisme. « Votre loi prétendue d'amnistie, lui écrivait-il le 16 mars 1848, est une loi de spoliation... Vous avez commis une de ces erreurs qu'on expie dans ses vieux jours par d'amers regrets, et dont les suites retombent sur la tête des enfants. Si vous ouvrez le gouffre des confiscations, ce n'est pas la génération actuelle qui le fermera.... En politique on substitue un gouvernement à un autre, mais on ne met pas la main dans la poche des vaincus. ... Ayez le courage de prendre l'initiative de l'abolition de cette loi inique, votée sous l'impression du ressentiment. »

Quelques jours après, Julien Schaller pouvait annoncer à Stockmar qu'il avait réussi, malgré une violente opposition, à faire inscrire le principe de l'amnistie plénière dans la loi. [1])

A la même époque, les affaires ecclésiastiques firent l'objet de diverses conférences entre les représentants des cantons du diocèse de Lausanne. Le 7 janvier 1848, une première réunion avait eu lieu à Fribourg, sur l'initiative de Julien Schaller; elle était motivée par l'attitude de l'évêque Marilley pendant et après le *Sonderbund*. Le canton de Berne y était représenté par Stockmar, celui de Vaud par Druey et Eytel. On fut unanime à reconnaître qu'un concordat serait le meilleur moyen pour les cantons de reconquérir les droits de contrôle et d'intervention dont

[1]) Un apologiste du Sonderbund apprécie comme suit la propositon de Schaller. « Cet accès imprévu de générosité excita une grande stupéfaction au dehors. Les uns crurent à une velléité de justice et s'en réjouirent; d'autres n'y virent qu'une manœuvre politique habilement conçue, et le temps se chargea de leur donner raison. » (*P. Esseiva.* Fribourg, la Suisse et le Sonderbund. P. 140.) La correspondance échangée entre Stockmar et Julien Schaller atteste la parfaite sincérité du chef des radicaux fribourgeois. Il écrivait le lendemain du vote de l'amnistie: « Cédant à l'entraînement irrésistible d'une conviction profonde, je me suis mis en désaccord avec mes collègues ... De là beaucoup de blâme, beaucoup de suspicions, peu d'éloge. Je suis aristocrate selon les uns, j'ai peur selon les autres. En attendant, je suis soulagé d'un poids énorme dans mon for intérieur. »

ils regrettaient la perte. Dans les conférences suivantes on arrêta un programme, qui comprenait l'érection d'un siège archiépiscopal pour la Confédération, la création d'un évêché embrassant toute la Suisse française, y compris les cantons de Berne et du Valais, avec siège à Fribourg, l'établissement d'un séminaire commun, le placet, la réduction du nombre des fêtes et l'attribution des affaires matrimoniales aux tribunaux civils. L'entrée de Druey au conseil fédéral suspendit l'exécution de ce programme, et la réaction de 1850 le mit à néant. La dernière conféronce des cinq Etats du diocèse do Lausanne se réunit à Berne lo 10 avril 1849. Elle avait pour but de répondre à une lettre du Département politique fédéral qui transmettait aux cantons plusieurs pétitions en faveur du rappel de l'évêque Marilley. Sur la proposition de Stockmar, les cantons décidèrent de répondre qu'ils avaient agi dans les limites de leur compétence.

Des pourparlers avaient lieu en même temps pour l'érection d'une faculté de théologie unique pour toute la Suisse catholique. Une réunion convoquée par Berne le 11 février 1848 désigna une commission de 5 membres, sous la présidence de Stockmar, pour rédiger un projet. Stockmar proposa que l'enseignement fût donné en latin, afin de pouvoir réunir dans le même établissement les élèves de tous les cantons, mais son idée ne rencontra pas d'écho. La commission, dont faisaient partie Munzinger et Frey-Herosee, avant leur entrée au conseil fédéral, exprima le désir qu'on attendît l'époque où la question de l'Université fédérale serait résolue. C'était l'ajournement indéfini. Stockmar tenait avant tout à donner satisfaction aux catholiques du Jura, qni se plaignaient de l'insuffisance du séminaire de Soleure. Il proposa en conséquence au gouvernement bernois de s'entendre avec l'évêque pour créer à Porrentruy une faculté de théologie qui eût été une annexe de l'Ecole cantonale française dont l'organisation était projetée. Son projot fut approuvé en principe par le Conseil-Exécutif à la fin de 1849, et il aurait sans doute été exécuté si les élections de 1850 n'étaient pas venues mettre à néant tous les plans de réorganisation de l'instruction publique.

Les événements étrangers avaient aussi leur répercussion à Berne. Les tentatives d'affranchissement de l'Italie, entre autres, avaient éveillé les sympathies de la Suisse. Si les offres d'alliance de Charles-Albert avaient été écartées sans débat, les libéraux suisses ne ménageaient pas leur appui effectif aux patriotes

italiens. Des milliers de volontaires s'enrôlaient sous les drapeaux du *risorgimento*. A Berne, où résidait Prinetti, l'envoyé extraordinaire de la Lombardie, un comité s'était formé, dans lequel Stockmar siégeait avec Stämpfli, Scherz et Niggeler; les actes de ce comité firent l'objet d'une interpellation dont le seul résultat fut de brouiller Ochsenbein avec les libéraux. En effet, celui-ci crut devoir répudier toute solidarité avec ses collègues; il déclara qu'il avait refusé de vendre des canons à Prinetti, mais en ajoutant qu'il les avait ensuite cédés au gouvernement tessinois «sans lui demander ce qu'il en voulait faire». Après Stämpfli, Stockmar exprima son enthousiasme pour la cause italienne; il reconnut avoir fait partie du comité lombard: «seulement, ajouta-t-il, la prochaine fois, je me cacherai derrière un Tessinois». Le Grand-Conseil ayant passé à l'ordre du jour, Ochsenbein se crut atteint par ce vote et donna sa démission, mais il la retira le lendemain sur les instances de l'Assemblée. La rupture n'en était pas moins consommée.[1])

Les mêmes hommes qui critiquaient les enrôlements pour la Lombardie défendaient le maintien de la capitulation avec le royaume de Naples, dont les libéraux ne cessaient de réclamer la suppression. Stockmar était parmi les plus ardents à protester contre la capitulation: «La Suisse, disait-il, viole la neutralité en laissant 10.000 de ses citoyens appuyer l'absolutisme à Naples. Garibaldi a une batterie d'artilleurs suisses qui ont aidé à chasser les Napolitains du territoire romain. Les Suisses so battent entre eux. Et pourquoi? Pour de l'argent! C'est une honte pour eux et pour le pays.»

Le Grand-Conseil fut du même avis, et le retrait de la capitulation fut voté à une grande majorité.[2])

IX.

Le gouvernement de 1846 avait assumé une tâche difficile; les circonstances la rendirent écrasante. En temps ordinaire, la mise en pratique de la Constitution eût à elle seule exigé un labeur considérable, beaucoup de diplomatie et infiniment de patience et d'énergie. Il fallait tenir les promesses du compromis consenti par les diverses parties du canton, restaurer les finances

[1]) Séance du 8 mai 1848.

[2]) Séance du 1 juin 1849.

et introduire en même temps un nouveau système d'impôts, organiser le crédit hypothécaire, réformer la législation et transformer de fond en comble le régime de l'assistance publique. En sa qualité de Directoire fédéral, le gouvernement avait à résoudre le redoutable problème du *Sonderbund* et à préparer les mesures extrêmes dont l'urgence apparaissait à tous les yeux. Or, les temps étaient troublés; la récolte de 1846 avait manqué, l'hiver fut terrible aux pauvres gens, et l'année 1847 amena la misère et la famine. Le prix du pain était monté à 14 batz; une journée d'ouvrier ne valait pas une miche de pain. Une crise financière intense sévissait partout, et les partis n'hésitaient pas à exploiter ces calamités. Pendant ce temps, la Suisse était désolée par la guerre civile et n'échappait qu'à grand'peine à l'intervention étrangère. Ce fut ensuite l'insurrection déchaînée en Europe, le crédit ébranlé, les intérêts alarmés, et enfin la réaction victorieuse poursuivant jusque dans les petits pays libres les épaves de la Révolution domptée. Cette période fiévreuse et féconde devait user rapidement les instruments qu'elle employait: les hommes de 1846 en firent l'expérience.

Au début, l'influence d'Ochsenbein était prépondérante; après lui, ce fut Stämpfli qui prit la direction du gouvernement et du parti libéral. Il était lié avec Stockmar d'une étroite amitié, qui ne se démentit jamais. Il fut son répondant devant les libéraux bernois, dont quelques-uns étaient encore influencés par le souvenir des événements de 1839. Un petit groupe de radicaux jurassiens, dirigés par Carlin et Quiquerez, mécontent de la politique de Stockmar qui tendait à la fusion des partis, lui faisait une opposition acharnée; ce groupe avait pour organe le *Patriote jurassien*, qui paraissait à Delémont. Il accusait Stockmar d'avoir trahi la cause libérale et de soutenir les intérêts du parti clérical;[1]) après les élections au conseil national, Carlin lui reprocha au Grand-Conseil d'être l'élu des ultramontains. Il n'était pas homme à s'émouvoir de ces attaques, et il répondit tranquillement à Carlin, qui avait été son compétiteur: « Mon crime, c'est d'avoir été nommé. Les catholiques ont voté pour moi, parce qu'ils savent que je me suis efforcé de faire disparaître des inimitiés invétérées. Ils ont préféré ceux qui prêchent la paix à ceux qui sèment la discorde. »

---

[1]) Voir la note de la page 492.

Cette politique ferme et prudente dont il affirmait la nécessité parce que l'union de tous les citoyens lui semblait seule capable de résoudre les grands problèmes du moment, était contrecarrée à chaque instant par de nouveaux conflits confessionnels. Tantôt c'était une motion sur l'abrogation des fêtes chômées, dont il appuyait le principe, tout en rappelant que la solution supposait une entente avec le St. Siège, afin de revenir, si possible, au Concordat de 1801. La population catholique considérait le pouvoir civil comme incompétent, et pour avoir voulu trancher la question unilatéralement Fribourg s'était attiré des difficultés inextricables. Tantôt c'était la suppression des congrégations des Ursulines de Porrentruy et des Sœurs de la Charité de St-Ursanne; pour ménager les sentiments de la population, il recommandait de séculariser les couvents par voie d'extinction, comme il l'avait conseillé à Fribourg; mais sa proposition était repoussée. La maladresse des religieuses, ou plutôt de leurs conseillers, qui avaient fait appuyer leurs réclamations par le chargé d'affaires français, ne contribuait pas peu à ce résultat. Stockmar n'en persistait pas moins à les défendre, mais sa modération passait pour de la faiblesse, à une époque où les passions étaient surexcitées et où l'expulsion d'un ordre religieux venait de provoquer la guerre civile.

La discussion de la loi sur l'industrie, en 1849, lui fournit l'occasion d'affirmer ses principes économiques. Il s'éleva avec force contre le projet de réglementation de l'apprentissage, dans lequel il voyait un retour aux anciennes maîtrises. «Les entraves à la liberté d'industrie, disait-il, ont toujours pour conséquence d'arrêter la marche du progrès et d'augmenter le nombre des pauvres. L'exemple du Jura le prouve: sous le régime des princes-évêques, la difficulté de s'établir avait éloigné du pays toute espèce d'industries; la liberté les à fait sortir du sol. C'est la liberté qui a créé l'horlogerie. Si l'on institue des droits protecteurs à la frontière, il ne faut pas de lisières à l'intérieur; car on ne peut échapper au monopole de l'industrie privilégiée qu'en achetant à l'étranger, la protection à outrance aboutit donc à la ruine de l'industrie nationale.»

Il combattit également l'intervention directe de l'Etat dans l'organisation de l'émigration. Cette question fut souvent débattue au Grand-Conseil pendant cette période de malaise social, et il fut invité plusieurs fois à émettre son avis. Il était partisan des

sociétés de colonisation: «Les secours accordés par le gouvernement, disait-il, deviennent des primes d'encouragement pour une émigration des classes laborieuses; ce serait appauvrir le pays. La tâche du gouvernement est toute de protection; elle consiste à obtenir des conditions favorables pour ses émigrants, à encourager la formation des sociétés, à favoriser leurs opérations dans le pays, à concourir à la rédaction de leurs statuts et à en surveiller l'exécution, enfin à intervenir auprès des autorités étrangères aussi souvent que les intérêts des colons suisses l'exigent». Ces idées ont prévalu depuis lors, et la législation actuelle s'en est inspirée; mais à cette époque, l'émigration aux frais de l'Etat avait de nombreux partisans, dont les uns se réclamaient d'un vague socialisme, tandis que les autres, invoquant certaines traditions des régimes conservateurs, croyaient pouvoir résoudre le problème du paupérisme en éliminant les pauvres. Stockmar ne voyait au contraire dans l'émigration qu'un palliatif momentané. «Laissez, disait-il, une place vacante dans un état civilisé, chaumière, hutte ou caverne, à l'instant il sortira de terre une jeune famille pour l'occuper, et si le pays même ne la produit pas, il en viendra des pays voisins; le vide se remplit incontinent. Après les guerres longues et sanglantes, après les épidémies qui dépleuplent des contrées entières, la population reprend bientôt son niveau. C'est une loi de la nature et de la civilisation.» [1])

Ces discussions devaient se reproduire, plus âpres et plus passionnées, dans la législature suivante, à propos du plan de M. Fischer.

Parmi les projets préparés par le gouvernement figurait la réorganisation de l'Université. Le Grand-Conseil en fut nanti au commencement de 1848, mais le changement des institutions fédérales et les espérances qu'il avait fait concevoir pour le développement de l'instruction supérieure la firent ajourner après le premier débat. Stockmar prit une part active à la discussion. Il proposa la création d'une faculté polytechnique, qui lui semblait répondre aux besoins de l'époque et à la transformation industrielle en voie de s'accomplir. Il recommandait en même temps une réforme de l'enseignement secondaire, basée sur l'étude des langues vivantes et des sciences exactes. A son avis, la parole était désormais à l'ingénieur. Dans la lutte engagée entre les partisans et les adversaires de l'enseignement classique,

[1]) Séance du 6 février 1849.

il prenait résolument place parmi ces derniers, en faisant de l'étude des langues mortes une branche spéciale et professionnelle. La création de l'Ecole polytechnique vint du reste peu de temps après modifier la situation.

Le projet de Constitution fédérale élaboré par la Diète souleva de vifs débats au Grand-Conseil. La députation bernoise l'avait voté sous réserve de ratification. Berne avait toujours soutenu en Diète l'idée de l'élection d'une Constituante, mais son opinion était restée isolée; seul, le demi-Etat de Bâle-Campagne s'y était rallié. Les instructions bernoises portaient: centralisation militaire, unification des péages sans indemnité, entretien des grandes routes à la charge de la Confédération, création d'une Université fédérale et d'une Ecole normale, et établissement d'une Chambre unique; éventuellement, si l'on conservait la représentation des Etats, Berne proposait de ne lui attribuer qu'un droit de veto purement suspensif en matière de finances. Aucun de ces postulats n'avait été accepté. La majorité du Conseil-Exécutif concluait au rejet.

La discussion fut orageuse. Le projet de la Diète fut attaqué surtout par Stämpfli, qui lui reprocha d'occasionner au canton de Berne une perte annuelle de 366.000 L., et par Büzberger, qui s'éleva surtout contre le système des deux Chambres, le conseil des Etats, selon lui, n'étant qu'une reproduction aggravée de la Diète. Il fut défendu avec beaucoup de talent par Ochsenbein.

Stockmar, qui avait voté pour le rejet au Conseil-Exécutif, prononça à cette occasion un long discours, contre son habitude. Il soutint que la Constituante était désirée par le peuple suisse, sinon par les gouvernements. Il se déclara centraliste, mais disposé à ménager la transition, la fusion des Cantons devant être l'œuvre du temps. Il repoussa vivement certaines insinuations qui s'étaient produites dans la presse et au Grand-Conseil: « En butte à des calomnies qu'on reproduit dans toutes les circonstances graves, parce que j'ai une volonté ferme et que je ne crains pas d'exprimer ouvertement ma pensée, même lorsqu'elle peut déplaire ou me nuire, mon attitude dans cette question m'a valu un redoublement d'attaques. On m'accuse tantôt de vouloir une république unitaire, tantôt un canton du Jura; non, je ne voudrais pas d'un canton du Jura, son existence dût-elle dépendre de ma seule volonté. Ni la paix, ni la prospérité, ni une bonne administration ne peuvent régner dans un petit canton. Quant

à la république unitaire, elle s'établira le jour où la nation en sentira le besoin.»

Le nouveau pacte, à son avis, ne faisait que replâtrer l'édifice fédéral; il ne renfermait aucune garantie qui ne fût déjà à l'état de pratique dans toute la Suisse. C'était le Convenant de Stanz rajeuni: «Ne fallait-il pas avoir le courage de supprimer d'un coup toutes les entraves intérieures, péages et ohmgeld, et établir aux frontières suisses un système de douanes modéré et rationnel, dont le produit aurait permis d'indemniser d'une manière égale tous les cantons et leur aurait procuré des ressources financières, dont ils ont tous besoin, sous les auspices duquel les industries naturelles et les professions auraient prospéré, et qui serait devenu une arme vis-à-vis des autres nations, dans ce siècle où la guerre se fait moins avec le canon qu'au moyen des tarifs?»

Il se prononçait aussi contre le système des deux Chambres, parce que la Suisse n'a pas le troisième pouvoir pondérateur. «Avec 12 voix, disait-il, la Diète a une majorité; à l'avenir, il faudra une double majorité. On a donc augmenté les difficultés. Si l'on voulait deux Conseils, il fallait faire intervenir le vote du peuple comme troisième pouvoir, pour départager en cas de conflit.»

Ses critiques portèrent principalement sur la solution donnée à la liquidation des intérêts matériels des cantons. Il termina par une proposition sur le sort de laquelle il ne se faisait pas d'illusion, mais qu'il formulait plutôt comme un programme politique. Il voulait demander à la Diète une nouvelle délibération sur la base de la suppression de tous les droits de péages et d'ohmgeld et de l'établissement aux frontières de droits de douane dont le produit aurait été réparti annuellement aux cantons à raison de 15 à 20 batz par tête. [1])

Sa proposition, qui présente une analogie frappante avec des projets présentés 50 ans plus tard, ne réunit que 13 voix. Le Grand-Conseil décida, à la majorité des $^4/_5$ des voix, de recommander au peuple l'adoption du projet de Constitution. La tribune accueillit ce résultat par une explosion de bravos. Ochsenbein avait touché la corde sensible en affirmant que si le projet était

[1]) Les péages représentaient alors pour le canton de Berne une recette de 4 batz par tête; la Confédération les portait à 1 fr. Ils sont aujourd'hui de 16 fr., sans compter la Régie de l'alcool, qui a remplacé l'ohmgeld sous le rapport financier.

rejeté, Berne ne serait pas le siège des autorités fédérales. Le peuple ratifia le vote du Grand-Conseil par 10,972 voix contre 3,357.

X.

Dès son arrivée à la Direction des travaux publics, Stockmar s'était occupé d'organiser cette branche de l'administration. Avec son esprit exact et son sens pratique, il créa de toutes pièces un rouage qui fonctionne encore après 50 ans sans avoir subi d'autre changement que la suppression du bureau technique, devenu inutile. Ce bureau servait d'école pratique du génie civil à l'époque où les écoles spéciales n'existaient pas encore. L'organisation proposée par Stockmar fut adoptée intégralement le 1 juin 1847. Elle instituait un corps d'ingénieurs, de voyers, de cantonniers et de digueurs qui répondait exactement aux besoins du pays. On a essayé à plusieurs reprises de modifier ce système, mais en fin de compte on l'a toujours maintenu.

Après avoir régularisé l'administration, il entreprit de classer les travaux qui lui incombaient. Le réseau des routes cantonales était encore fort incomplet. Le régime de 1831 avait bien consacré environ 300,000 fr. par an à la construction et à la correction des routes, mais aucune méthode n'avait présidé à la distribution de ces travaux. On avait accordé des subsides au hasard des demandes et des recommandations, et construit de tous côtés des tronçons mal reliés entre eux, mais les grandes artères de transit avaient été négligées, et les difficultés du transport des marchandises faisaient péricliter le commerce bernois. Aussi réclamait-on depuis longtemps un plan d'ensemble des constructions qui restaient à faire. C'est ce tableau que Stockmar avait élaboré, après une enquête approfondie dans tous les districts. Il embrassait la plus grande partie du réseau actuel et comprenait même des routes, comme celle de la rive droite du lac de Thoune, qui n'ont pu être établies qu'avec le concours de la Confédération. Le devis se montait à 7 millions, y compris la contribution des communes et la valeur des péages prévus sur certains points, p. ex. à la galerie souterraine de Pierre-Pertuis, qui aurait été concessionnée à une société d'actionnaires. Un délai de 15 ans devait suffire à l'achèvement des travaux.

Toujours soucieux de bonne administration, Stockmar n'entendait pas que l'exécution de ce plan compromît les finances

cantonales; la combinaison qu'il proposait avait au contraire pour conséquence de dégrever le budget. Son rapport était très-explicite à cet égard Il voulait couvrir la moitié de la dépense au moyen de la vente des domaines, dont le produit net ne dépassait guère 1 %. Pour rassurer «les esprits timides, qui ne comprennent pas qu'une voie de terre, d'eau ou de fer est un capital productif pour la société, et qui ont peine à concevoir que vendre un domaine de peu de rapport et un bâtiment inutile, pour en appliquer le produit à la construction d'une route nécessaire, ce n'est point diminuer sa fortune», [1] il proposait en même temps de destiner annuellement une somme de 50 à 100,000 fr. à accroître les forêts domaniales. Il recommandait surtout l'achat des pâturages élevés de l'Oberland et de l'Emmenthal, dont le reboisement successif devait prévenir les ravages des torrents.

Le gouvernement reconnut tout ce qu'il y avait de rationnel dans cette proposition, mais il se crut obligé de la modifier «parce que l'opinion publique ne paraissait pas encore suffisamment préparée à une conception sussi hardie». Le projet définitif reposait sur les mêmes bases, mais il imputait un moindre prélèvement sur la caisse des domaines, dont le capital devait être reconstitué par voie d'amortissement.

Le Grand-Conseil l'approuva en principe, à la condition de déterminer en même temps la contribution des communes à la construction et à l'entretien des routes. A cet effet, Stockmar rédigea deux projets de lois, qui furent approuvés en octobre 1849, mais dont la discussion fut ajournée par des motifs politiques. Il déclarait lui-même dans son rapport qu'il eût préféré une autre combinaison financière, s'il avait été libre de suivre ses propres inspirations, mais le programme qui lui était imposé l'amenait à mettre à la charge des communes, avec les terrains, une partie des frais de construction et l'entretien des routes dans l'intérieur des localités. Les ressources devaient être fournies par un emprunt amortissable en 15 ans au moyen de l'annuité fédérale pour la suppression des péages cantonaux.

Les événements qui suivirent firent tomber ce projet qui n'a jamais été repris; la participation des communes est encore aujourd'hui abandonnée à l'arbitraire, lequel a, comme le provisoire, le privilège de durer.

[1] Rapport du 14 janvier 1849.

Cette mesure n'eût pas été faite pour améliorer les rapports déjà tendus entre le gouvernement libéral et l'administration conservatrice de la capitale. La direction des travaux publics ne faisait pas bon ménage avec la municipalité bernoise. Obligé de demander des crédits considérables pour l'achèvement des travaux de la route de l'Enge et du pont de Tiefenau, commencés dans la période précédente, Stockmar ne manquait pas d'attribuer le délabrement des finances aux sacrifices que l'Etat s'imposait pour le chef-lieu. Routes, gymnase, université, tout était à la charge du canton. La route de l'Enge était un gouffre qui avait déjà englouti 700,000 fr., au moment où l'on faisait flèche de tout bois pour rétablir l'équilibre financier, où les membres du Conseil-Exécutif offraient eux-mêmes une réduction de leur traitement pour donner l'exemple des économies. Pendant ce temps, la Ville cherchait à éluder les engagements qu'elle avait pris vis-à-vis de la Confédération; elle trouvait les dimensions du Palais fédéral exagérées; les 99 pièces demandées par l'administration centrale lui semblaient «sortir des limites de la simplicité républicaine». Elle prétendait obliger le canton à contribuer à la dépense. Stockmar, qui avait été en butte aux plus violentes attaques pour avoir combattu le projet de Constitution, s'étonnait que le quart d'heure de Rabelais fût si dur à passer; à son avis, les Bernois récoltaient ce qu'ils avaient semé, pour avoir toujours séparé les intérêts de la Ville de ceux du canton. En attendant, les députés parlaient de transférer le siège fédéral à Zurich, et cette menace suffisait pour rétablir l'harmonie.

La misère générale imposait une lourde tâche au gouvernement, et le poids en retombait principalement sur la direction des travaux publics, dont les demandes de subsides coïncidaient avec une forte diminution des revenus du canton. Elle obtint cependant en 1848 un crédit extraordinaire de 200,000 fr. pour atténuer les effets du chômage; ce crédit fut renouvelé l'année suivante. Grâce aux mesures officielles et aux secours de la charité privée, le canton de Berne supporta la crise générale plus facilement que beaucoup d'autres pays; mais le contrecoup s'en fit sentir sur le terrain politique, et l'opposition ne se fit pas faute d'en profiter. Elle prit pour mot d'ordre la nécessité des économies au moment précis où il était impossible d'en réaliser. Un juste retour des choses devait bientôt la mettre aux prises avec les difficultés de la situation qu'elle avait contribué à créer.

XI.

Les élections eurent lieu en mai 1850, et donnèrent une faible majorité aux conservateurs, qui s'empressèrent de constituer un gouvernement de parti, sous la présidence de Blösch. Stockmar avait été nommé à Porrentruy, mais l'élection fut cassée pour vice de forme. Réélu le 30 juin, malgré l'envoi d'un commissaire, la suspension du préfet et le terrorisme exercé sur les fonctionnaires, il fut encore invalidé. Au mois d'août, le cercle de Porrentruy confirmait pour la troisième fois son député, qui put enfin siéger sans opposition.

L'acharnement que ses adversaires apportaient à le combattre avait réveillé son ardeur à la lutte, et il leur fit payer cher les moyens mesquins employés pour étouffer sa voix. Dès sa rentrée au Grand-Conseil, il intervient dans toutes les discussions, agressif, passionné, se faisant rappeler à l'ordre à chaque séance, et répondant par des mots sanglants aux interruptions dont il est assailli. Cette période restera mémorable dans les annales parlementaires bernoises. Pendant deux ans, les partis numériquement presque égaux s'invectivent et semblent prêts à en venir aux mains. Stämpfli, Büzberger, Niggeler harcèlent le Conseil-Exécutif de critiques, d'interpellations et de motions, et le trouble qui règne dans la salle des délibérations correspond aux désordres dont la rue est le théâtre. Le zèle maladroit des fonctionnaires, les excitations des *ultras*, que la prudence de Blösch ne réussit pas toujours à contenir, poussent le gouvernement à des rigueurs inutiles et à des mesures inconsidérées. Le langage des orateurs de l'opposition n'est pas fait non plus pour le ramener à la modération. Stockmar se distingue par ses violences. Le 11 novembre, après avoir été admonesté par le président pour avoir traité de «pamphlet» le rapport du directeur des finances sur un projet d'emprunt, il s'écrie:

«Monsieur, je m'inquiète peu des rappels à l'ordre: depuis que vous avez bâillonné la presse par les procès iniques que vous lui faites, il ne nous reste plus que la tribune du Grand-Conseil, et nous en ferons usage d'autant plus que la presse jouira de moins de liberté; puisque vous ne voulez pas que les journaux disent la vérité, nous la dirons ici avec encore moins de gêne.

.. «Quoi, vous n'avez découvert que cela? Mais il me semblait que nous devions avoir commis plus d'erreurs, plus de fautes; on ne fait pas tant de choses sans se tromper souvent.

... «Dans votre rapport, pas une vue qui annonce l'homme d'Etat. Un emprunt? Mais savez-vous que c'est l'ABC de la science financière? ... Au lieu de chercher des ressources là où nous avions su en trouver, et où nous en trouverions encore, vous voulez, vous conservateurs, ouvrir le gouffre des emprunts! Mais vous n'y pensez pas, vous agissez contrairement à vos principes; c'est une preuve notoire d'incapacité que vous donnez là ..

... «On nous a calomniés, mais le peuple ouvre les yeux. Nous avons fait de grandes choses en moins de 4 ans, au milieu des plus grandes difficultés. sans laisser de dettes Vous, après quelques mois de règne. vous ne pouvez déjà plus marcher; vous n'avez rien fait encore, et vous voulez déjà emprunter!»

L'année suivante, l'agitation était à son comble. Les expulsions et les procès de presse étaient à l'ordre du jour. Le directeur de la justice, X. Elsässer, poursuivait les journaux avec un zèle que Blösch avait peine à modérer. Le paisible district de Courtelary, grâce aux dénonciations du légendaire préfet Lombach, était occupé militairement: «pour un bouton perdu par trois gendarmes», comme le disait l'irrévérencieuse chanson de L. V. Cuenin. On allait en prison pour un refrain fredonné entre amis. Les événements de St-Imier et d'Interlaken faisaient l'objet d'une séance de 16 heures, au cours de laquelle Stockmar accusait le gouvernement d'être dominé par les clubs. Des députés même étaient incarcérés, d'autres avaient dû quitter le canton pour ne pas subir le même sort.

Le ton des débats parlementaires se ressentait de cette situation quasi-révolutionnaire. Un rapport de M. Fischer, directeur de l'Intérieur, sur l'état du paupérisme et les moyens de le combattre, fournit à Stockmar l'occasion d'une de ses plus virulentes attaques. M. Fischer proposait comme remède au paupérisme l'émigration aux frais des communes et du canton. Stockmar combattit le projet avec une verve entraînante: «Vous voulez, dit-il, déporter les pauvres. C'est du socialisme à la façon de Cabet. Cabet est supérieur à M. Fischer; Cabet n'est guidé que par des sentiments humanitaires, tandis que M. Fischer est un grand seigneur qui secoue ses habits pour en faire tomber la vermine qui le tourmente.»

M. Fischer voulait diminuer le temps d'école, réduire la concurrence industrielle, restreindre la liberté du mariage. «C'est dommage, s'écria Stockmar, qu'il ne siégeait pas dans les con-

seils du Père Eternel lors de la création de la race humaine: il aurait pu lui conseiller de l'organiser comme les abeilles et les fourmis. Des ouvriers sans sexe seraient bien commodes pour les riches, qui se plaignent tant que le peuple procrée aujourd'hui; ils auraient à leur disposition ces esclaves stériles qui travailleraient pour les deux sexes privilégiés».

Cette sortie lui valut un rappel à l'ordre, qui ne l'empêcha pas de continuer sur le même ton, en déclarant que ces moyens n'étaient que des palliatifs, et que l'origine de la plaie était dans la mauvaise législation dûe au régime aristocratique. Et comme on le sommait d'indiquer des moyens meilleurs, il exposa tout un programme que le temps s'est chargé de réaliser. Il distinguait entre les moyens temporaires, qui consistaient surtout dans l'exécution de grands travaux publics, comme le dessèchement des marais du Seeland et du Hasle, et les moyens permanents, parmi lesquels il citait l'abolition des lois qui favorisaient la grande propriété, la création d'écoles professionnelles, la multiplication des caisses d'épargne, de retraite, de secours mutuels, la réforme de la Caisse hypothécaire et de la Banque cantonale, l'introduction de nouvelles branches d'industrie. Il était si bien dominé par son sujet qu'il en oubliait ses critiques: l'homme de gouvernement se retrouvait jusque dans l'opposition.

C'est le même sentiment qui le faisait voter contre la réduction du prix du sel, proposée par la gauche: il ne voulait pas renier ses principes pour l'avantage de créer des embarras au pouvoir. La situation allait d'ailleurs se modifier. Les élections nationales de 1851 avaient été une défaite pour le parti conservateur, qui en appréhendait le contre-coup sur le terrain cantonal. De part et d'autre on était las d'une lutte stérile, et l'on commençait à parler de conciliation. La gauche crut le moment favorable pour en appeler au pays. Elle résolut avant tout d'interpeller le gouvernement sur sa politique, et déposa dans ce but deux motions qui furent discutées le 12 janvier 1852. Stockmar et Stämpfli étaient chargés de les développer. Le discours de Stockmar fut modéré, mais ferme. Après avoir constaté que la vie parlementaire était devenue impossible, il demanda au gouvernement de retirer ses projets de lois sur les écoles, sur les auberges et sur la répression des atteintes portées à la propriété. On appelait cette dernière la loi du baillon (Maulkrattengesetz) parce que, appliquée par des juges complaisants, elle eût supprimé en

fait la liberté de la presse et de la parole. Stockmar termina par un «ultimatum»: «La lutte qui dure depuis 18 mois doit cesser. Si la majorité accepte nos propositions, nous tâcherons de nous entendre; sinon nous saurons qu'il n'y a rien à attendre d'elle, et comme il faut un arbitre pour mettre fin à une situation qui est un malheur pour le pays et un scandale pour la Suisse, nous demanderons au peuple de trancher le différend». La motion fut rejetée par 106 voix contre 86. Celle de Stämpfli, qui visait l'affaire de la dotation, fut abandonnée par son auteur. La gauche en appela au peuple, par le moyen constitutionnel de la demande de révocation du Grand-Conseil. Ce remède héroïque ne fut pas du goût des électeurs, et leur vote consolida la majorité, du moins en apparence, car l'impossibilité de gouverner contre le sentiment de la moitié du pays ne tarda pas à éclater à tous les yeux. Jusqu'à la fin de la législature, la plupart des membres de la gauche cessèrent d'assister aux séances. Stockmar n'y fit plus qu'une courte apparition en 1854 pour tenter un suprême et vain effort en faveur de l'Ecole normale mixte de Porrentruy qui fut remplacée par une Ecole catholique. Celle de Delémont avait déjà disparu, malgré un beau plaidoyer de Carlin qui disait mélancoliquement au Grand-Conseil: «Je sais bien que toute discussion est inutile, mais je veux encore jeter une fleur amie sur la tombe de cet établissement.» Stockmar fut plus amer: «Si l'on invoque encore la démocratie, dit-il, ce n'est que celle qui est ignorante. N'est-ce pas de la démagogie de repousser les avis de la partie éclairée de la population, pour satisfaire les préjugés de la foule sans instruction? ... Maintenant c'est à l'intolérance qu'on sacrifie. C'est au moment où la Turquie progresse que le canton de Berne rétrograde.»

Les conservateurs bernois avaient eu la main forcée par leurs alliés du Jura, et la croisade contre les Ecoles normales et les Collèges mixtes ne leur inspirait aucun enthousiasme. Les raisons invoquées pour la justifier étaient d'une faiblesse déplorable. M. Moschard les résumait dans cette déclaration embarrassée: «on croyait que les écoles mixtes favoriseraient la tolérance, mais elles produisent l'indifférence en matière de religion.» Après lui, le savant orientaliste Parrat, fourvoyé dans le gouvernement, signalait son court passage aux affaires par un projet de loi sur la réorganisation des Collèges du Jura, dont il voulait remettre la direction exclusive au clergé. L'étonnement



provoqué par ces anachronismes ne contribua pas peu à amener un rapprochement entre les éléments modérés et protestants des deux partis et à opérer la fusion de 1854, grâce à laquelle les institutions abattues purent se relever.

Quelques-unes, malheureusement, parmi les plus utiles, furent définitivement sacrifiées. Ce fut le cas pour les bourses jurassiennes établies en compensation des chaires françaises de l'Université, dont la création avait été promise, mais ajournée. Dans un intérêt confessionnel, on modifia le caractère de ces bourses en supprimant leur destination spéciale. Stockmar tenta vainement de s'y opposer en montrant que ce droit reconnu aux Jurassiens allait se transformer en une aumône qui serait supprimée tôt ou tard. On ne voulut pas l'écouter, mais l'événement lui a donné raison.

Depuis lors, il se tint à l'écart de la politique. Il ne se présenta pas aux élections de 1854, d'où sortit le régime de la «fusion», et ne rentra au Grand-Conseil qu'en 1858, pour diriger la campagne en faveur des chemins de fer du Jura, qui devait être la grande œuvre de sa vie.

XII.

Après sa sortie du gouvernement, Stockmar s'était chargé d'une tâche absorbante, qui ne lui laissait que peu de temps à consacrer aux affaires publiques. En quittant Berne, il s'était d'abord retiré à Rosières, mais les mêmes rancunes qui avaient fait avorter son projet de colonisation algérienne le poursuivaient encore, et il fut sur le point d'être arrêté par la police française sous prétexte d'affiliation à un complot imaginaire. Une dénonciation partie de Berne lui valait cette nouvelle persécution, à laquelle un heureux hasard lui permit de se soustraire. Rentré en Suisse, il accepta la direction des usines de Bellefontaine, qui appartenaient alors à la famille Paravicini, dont il avait à plusieurs reprises représenté les intérêts.

Les forges de Bellefontaine, situées sur le Doubs, près de St-Ursanne, avaient joui pendant longtemps d'une grande réputation. Sous le premier Empire, la manufacture de Versailles ne pouvait employer que des fers de ces forges pour les fusils de la garde impériale. Pendant les cent jours, un décret spécial autorisa l'introduction exceptionnelle en France d'une quantité notable de ces fers à l'usage de la manufacture impériale de St-Etienne. Depuis l'annexion, cette industrie déclinait lentement.

faute d'un marché suffisant. A l'époque où Stockmar en prit la direction, les forges de Bellefontaine occupaient près de 400 ouvriers, mais elles luttaient difficilement, comme les autres fabriques du Jura, contre l'envahissement des produits étrangers favorisés par le bas prix des matières premières et par les chemins de fer qui manquaient encore au Jura. Elles étaient protégées par l'excellence de leurs fers, comparables aux meilleurs de l'Europe, mais leur supériorité no pouvait s'obtenir qu'au prix de continuels sacrifices, tels que la conservation de méthodes onéreuses de fabrication et l'emploi exclusif du charbon de bois et des minérais précieux, mais chers, de la vallée de Delémont. Bellefontaine consommait annuellement 36,000 stères de bois, provenant principalement des montagnes qui bordent le Doubs. La consommation annuelle de minerai de fer était d'environ 18,000 hl, pesant 72,000 qx et exigeant le service journalier de 40 chevaux pour le passage de la montagne escarpée qui sépare la vallée du Doubs de celle de Delémont. Le haut-fourneau produisait en 24 heures environ 5,000 kg de fonte. Quant aux forges, les quatre feux affinaient annuellement 20,000 qx do fer. L'établissement comprenait en outre une importante tréfilerie et divers ateliers de quincaillerie dont les produits étaient appréciés en Suisse et en Italie.

A force de travail et d'habileté, Stockmar réussit à relever cet établissement et à le maintenir pendant dix ans dans un état de prospérité relative, au milieu de difficultés croissantes. Il consacrait ses rares loisirs à des œuvres d'utilité publique, et surtout à l'étude des moyens de perfectionner son cher Collège de Porrentruy, transformé en Ecole cantonale française par une loi dont il attendait les plus heureux effets. Il adressait à la direction de l'instruction publique et à la commission de l'Ecole, dont il était membre, des mémoires souvent fort étendus, dans lesquels il n'oubliait aucun détail d'organisation. Utilisation des bâtiments, développement des collections et des laboratoires, création d'un musée jurassien, d'une école de dessin et de peinture, d'un conservatoire des arts et métiers, de cabinets d'ethnographie, de numismatique, d'antiquités, il abordait toutes ces questions avec une égale compétence et un égal intérêt. Il avait l'ambition de faire de l'Ecole cantonale un foyer de science et de patriotisme; il comptait sur son action pour rapprocher les Jurassiens trop souvent divisés par les luttes politiques et confessionnelles.

Les passages suivants extraits de ses rapports à la commission, montrent comment il comprenait cette tâche.

« On nous accuse souvent de n'avoir pas de nationalité, d'autonomie et de n'être pas un peuple, parce que nous n'avons ni littérature ni histoire; cela tient beaucoup à notre esprit peu conservateur et à notre tendance au gaspillage. Tandis que l'ancien canton, malgré la Réformation qui dans plusieurs contrées a été iconoclaste, n'a pas détruit les beaux vitraux peints de ses églises, on n'en voit plus un seul dans le Jura catholique. Il faut que notre génération et celles qui lui succèderont s'imprègnent d'autres idées et qu'elles laissent des souvenirs de leur passage. C'est pour cela que je voudrais voir consacrer un local pour y déposer et y classer tout ce qui rappellera leurs actes, bons et mauvais, leurs habitudes, leurs mœurs et les mobiles qui les dirigeaient. Alors on pourra écrire l'histoire de notre pays. »

... « Le patriotisme se décompose en un grand nombre d'attachements particuliers pour les lieux où l'on est né, ou pour ceux où l'on a fixé à demeure ses dieux domestiques; cet amour du clocher est souvent étroit, égoïste et incapable de toute propension généreuse, d'autres fois il ne vise au lustre et à la grandeur de la cité que pour en faire rayonner les avantages sur la patrie entière, et alors il prend les proportions du vrai patriotisme dont je voudrais que tous mes concitoyens fussent sincèrement animés.

« Si tous ceux qui, parmi eux, possèdent les connaissances, les talents et le don de produire dont ils ont souvent donné des preuves, les mettaient en faisceau et les faisaient fructifier, Porrentruy, qui ne peut plus être la capitale politique du Jura, en serait bientôt la métropole intellectuelle, et son rôle pourrait encore être beau. On le peut; il ne faudrait que le vouloir. »

Dans son projet d'organisation, il réservait une place à la *Société d'Emulation*, qui devait, dans sa pensée, rester étroitement unie à l'Ecole cantonale.

Il a raconté lui-même comment l'idée lui était venue de fonder une association littéraire et scientifique qui devint la Société jurassienne d'Emulation :

« Thurmann, resté fidèle au régime vieilli de 1831, qui venait de succomber, ne s'était pas encore rallié à celui de 1846, pour lequel il n'avait cependant pas d'antipathie réelle; il fallait ménager à sa délicatesse un terrain neutre, celui de l'étude, sur

lequel il pût se produire; je correspondis plusieurs fois de Berne avec lui, pour lui proposer de fonder ensemble une société littéraire, étrangère à la politique, pour raviver le goût des lettres et des sciences dans le Jura; il approuvait le but, mais il ne croyait pas à la possibilité de l'atteindre. Pour le décider, je me rendis exprès de Berne à Porrentruy et je convoquai une réunion d'amis daus la soirée du 11 février 1847, à l'hôtel de l'Ours. Nous étions onze; le lendemain il y eut deux adhésions, ce qui porta à treize le nombre des membres fondateurs. On discuta, on donna un nom à la société et on but à son avenir; elle existait. Je rédigeai son règlement, mais c'est bien au zèle et aux travaux de Thurmann qu'elle doit son beau développement. »[1])

Cette société, fondée par Stockmar avec le concours de ses anciens amis du cénacle de la Vignette, répondait bien aux idées de fusion et de conciliation qu'il avait rapportées de l'exil, et dont le groupe du *Patriote* lui faisait un crime. Elle fut bientôt populaire et prit un développement considérable dans tous les districts. Dix ans après sa fondation, il proposait déjà de la partager en cinq divisions, dans lesquelles les membres eussent été répartis suivant leurs aptitudes ou leurs prédilections; elle eût ainsi embrassé l'ensemble du mouvement intellectuel du pays. On n'a pas donné suite à ce projet, et la société d'Emulation, après avoir rendu de grands services, semble être aujourd'hui atteinte de marasme sénile.

A partir de 1858, Stockmar fut secondé dans son œuvre par M. J. Froté, préfet de Porrentruy, qui resta jusqu'à la fin son ami le plus dévoué. Froté fut pour lui un précieux collaborateur, toujours empressé à traduire en actes les projets qui lui venaient de Bellefontaine. Une correspondance très-active s'était établie entre eux, remplie de nouvelles d'un côté, de conseils et de souvenirs de l'autre; elle ne prit fin qu'à la mort de Stockmar. Ces lettres sont une mine de renseignements pour l'histoire du Jura; elles renferment des détails et des appréciations d'un extrême intérêt sur les hommes et les choses de cette époque; elles témoignent surtout du patriotisme désintéressé de leurs auteurs. Si elles touchent à la politique, ce n'est que par ricochet; elles ont toujours pour objet les questions d'instruction publique, la prospérité de l'agriculture, le relèvement de l'industrie, et avant tout, les moyens de doter le Jura de chemins de fer. Relier les

[1]) Considér. sur l'acte de réunion. P. 98.



vallées jurassiennes entre elles et à la Suisse par une voie ferrée était depuis longtemps le rêve de Stockmar ; sa situation de chef d'industrie l'avait conduit à reconnaître que c'était une question d'existence pour le pays, et il s'efforçait de faire partager sa conviction à ses concitoyens. La force des choses l'amena bientôt à se vouer exclusivement à cette tâche qu'il ne devait pas achever, mais dont il prépara le succès final par son indomptable énergie.

XIII.

L'histoire de l'établissement des chemins de fer dans le canton de Berne offre le curieux tableau d'une succession de tâtonnements, d'erreurs, de mécomptes, de revirements, aboutissant à un résultat qui réconcilie les partisans des méthodes rivales sur le terrain du succès. Au début, l'opinion publique est plutôt hostile aux chemins de fer; la population agricole, protectionniste d'instinct, craint l'invasion des produits étrangers; les artisans que fait vivre l'industrie du transport s'alarment et voient leur avenir menacé; les pouvoirs publics, écho de l'opinion, considèrent d'un œil méfiant cette innovation dont la portée leur échappe. Ce n'est que sous la pression des circonstances qu'ils consentent, comme à regret, à laisser des hommes qu'ils regardent comme aventureux se livrer à cette expérience sur une portion — malheureusement la meilleure — du territoire, sans se douter que cet abandon décuplera les difficultés de l'établissement des voies ferrées, devenues indispensables, dans le reste du pays. Si la faute initiale a pu être réparée, après une période de lourds sacrifices, c'est grâce à la clairvoyance et à l'obstination patriotique de quelques hommes au premier rang desquels il faut placer Xavier Stockmar.

Il serait injuste de faire un reproche au gouvernement d'alors d'avoir partagé les préventions qui régnaient partout contre les chemins de fer. Après que l'Assemblée fédérale eut rejeté le plan de Stephenson et la construction par la Confédération, il n'était guère possible aux cantons de reprendre la tâche abandonnée par la Confédération et de se substituer à elle pour l'exécution d'une œuvre dont les proportions paraissaient colossales aux esprits les moins prévenus. On ne pouvait pas non plus attendre du gouvernement conservateur bernois, qu'une faible majorité avait porté au pouvoir en 1850, et qui luttait pour l'existence au milieu de circonstances difficiles, qu'il fît preuve

d'une énergie et d'une audace qui sont plutôt le propre des partis d'avant-garde. Il se contenta de suivre le courant sans chercher à le diriger. Il est probable que si le gouvernement de 1846 avait encore été aux affaires, il eût suivi l'impulsion de Stämpfli et de ses amis qui se prononçaient catégoriquement pour la construction par l'Etat, et entraîné l'opinion dans ce sens. Mais dans l'atmosphère politique surchauffée de cette époque, les vues de Stämpfli prenaient forcément une couleur d'opposition, et elles avaient d'autant moins de chances de prévaloir qu'elles étaient loin, à ce moment, d'avoir la faveur populaire, surtout dans les campagnes.

Stockmar était naturellement du côté de Stämpfli. Par tempérament, il était acquis aux idées novatrices, et son esprit ouvert lui avait fait pressentir d'emblée l'immense portée de la transformation sociale qui devait résulter de l'établissement des chemins de fer. Il avait vu avec douleur le Jura laissé à l'écart dans le plan de Stephenson et complètement oublié dans les concessions trop libéralement accordées à la Cie. du Central en 1852. Il prévoyait le déclin rapide des industries jurassiennes et toutes les conséquences fatales d'un isolement qu'accentuait toujours davantage la construction de nouvelles lignes à la frontière. Au début, les promoteurs du réseau du Central avaient fait étudier une ligne de Bâle à Lausanne par la vallée de la Birse, mais cet espoir dura peu; la ligne du Hauenstein ne tarda pas à l'emporter. Stockmar redoutait en outre la construction des « tronçons » qui auraient empêché la création du réseau destiné à relier toutes les vallées du Jura entre elles et avec le plateau suisse. En 1853, F. Courvoisier avait obtenu pour la Cie. du Jura industriel, sous réserve des droits du Central, la concession d'une ligne des Convers à Bienne et à Schönbühl. Le Paris-Lyon, alors en concurrence avec l'Est, étudiait une ligne de Montbéliard à Delle avec prolongement jusqu'à Bâle sur territoire français. La section de Bienne à Neuveville était ardemment convoitée par le Central, qui cherchait à opérer la jonction de son réseau avec celui du Franco-Suisse. Le Jura risquait de se trouver réduit, dans l'éventualité la plus favorable, à se contenter de quelques tronçons sans avenir, et de ne pouvoir jamais relier l'Ajoie à la vallée de Delémont et le val de Tavannes à l'Erguel. La situation était dangereuse et difficile. Elle se compliquait encore du fait qu'à Berne les partisans du Central exploitaient

sans scrupule l'égoïsme régional et local, en montrant les dangers d'un chemin de fer de Bâle à Bienne par le Jura, qui détournerait le trafic de la Haute-Argovie et du Mittelland, comme ils faisaient valoir contre les concessions demandées par l'Emmenthal la perte de trafic qui devait résulter pour la ville de Berne de la construction du tronçon de Münsingen à Thoune, si la concession périmée de la ligne de Thoune était retirée au Central.[1]) Dans le conflit d'intérêts qui se heurtaient au milieu de cette lutte confuse, il fallait une volonté sans défaillance et une énergie peu commune pour revendiquer et faire reconnaître les droits du Jura. La tâche était d'autant plus ardue que le Jura était peu connu, que ses ressources n'étaient pas appréciées à leur valeur et que les préventions qui avaient régné pendant longtemps à Berne contre ses habitants n'avaient pas complètement disparu.

Stockmar se mit à l'œuvre avec la fougue et la ténacité qu'il apportait en toutes choses. Il fut puissamment aidé par Stämpfli, dont la haute intelligence avait depuis longtemps discerné la solution conforme aux intérêts bernois. Le nom de Stämpfli reste à juste titre populaire parmi les Jurassiens, car c'est à lui qu'ils doivent d'avoir pu triompher de l'hostilité ouverte ou passive que rencontraient leurs projets, dont la réalisation a fait la prospérité du pays. Stockmar s'adressa avec confiance à l'esprit d'équité de l'ancien canton, et le résultat final a démontré que Stämpfli et lui voyaient juste, lorsqu'ils soutenaient la nécessité de faire des chemins de fer un instrument de progrès économique au lieu de les abandonner à l'agiotage. Les événements commençaient d'ailleurs à leur donner raison; les abus de la spéculation avaient produit une crise intense, et le peuple apprenait à ses dépens à juger des systèmes par leurs résultats.

Dès 1853, Stockmar avait préparé le terrain par la fondation de la Société d'utilité publique du Jura, dans laquelle il avait su réunir les hommes influents de tous les partis. Il précisait le but de cette association dans un mémoire sur *l'Utilitarisme* adressé à la Société d'Emulation. Cette dernière devait rester « un sanctuaire où le culte des muses et l'amour de la science pure seraient religieusement gardés », tandis que sa filleule, la Société d'utilité publique, « aurait une mission essentiellement utilitaire

[1]) *G. Kœnig.* Die Centralbahn und das gute Recht. Bern 1858. P. 56 et 58.

et vouerait tous ses soins à la bonne tenue et à la prospérité du ménage jurassien. »

Ce Mémoire[1]) exposait tout un programme économique dont l'accomplissement successif devait tirer le Jura de son délaissement. Le développement de l'industrie et de l'agriculture y tenait naturellement la première place, et toutes les questions connexes, (douanes, traités de commerce, exploitation forestière. expositions, assurances ouvrières, etc.), étaient examinées sommairement, mais de haut et en parfaite connaissance de cause. L'absence de bonnes voies de communication avec l'intérieur de la Suisse y était indiquée comme une des principales causes d'infériorité et de malaise du pays. C'était en effet le point particulièrement sensible, et la Société fut amenée dès le début à concentrer ses efforts sur la correction des routes, et bientôt sur la question de l'établissement d'un chemin de fer. Le premier projet dont elle eut à s'occuper fut celui de M. Jules de Lestocq, qui recommandait la construction d'une ligne de Montbéliard à Olten par Porrentruy, St-Ursanne, Moutier et la vallée de Balsthal.[2]) Ce tracé de 85 kilomètres, devisé à 13,600,000 fr., était opposé à ceux de Jougne et des Verrières, et il présentait des avantages qui lui eussent assuré l'appui de la Cie. de Besançon à Dijon, si le gouvernement bernois n'avait pas répondu par une fin de non-recevoir aux ouvertures des Jurassiens. L'influence du Central était prépondérante à Berne, et l'on ne daigna pas même étudier cette solution qui offrait pourtant des chances de réussite à cette époque où la ligne de Mulhouse à Paris n'était pas encore construite. Par une malheureuse inspiration, le gouvernement avait choisi le moment même où les chemins de fer étaient devenus indispensables pour supprimer le bureau technique créé par Stockmar[3]), et il n'avait à sa disposition ni ingénieurs ni crédits pour les études qui surgissaient de toutes

[1]) *L'Utilitarisme.* Porrentruy. V. Michel. 1853. — On a peine à comprendre que ce travail, qui s'inspirait du patriotisme le plus désinteressé et le plus clairvoyant, ait pu fournir un prétexte à certains journaux pour renouveler contre son auteur la ridicule accusation de menées séparatistes et même annexionnistes. (V. *la Suisse* du 4 février 1854.) Cette fois, du moins, la dénonciation n'eut plus d'écho.

[2]) Projet d'un chemin de fer de Montbéliard à Olten, par Jules de Lestocq, ancien ingénieur des ponts et chaussées du Jura bernois. Porrentruy, V. Michel, janvier 1854.

[3]) Décret du 26 mai 1852.

parts. Les Jurassiens comprirent bientôt qu'ils ne devaient compter que sur eux-mêmes.

Il fallait donc avant tout émouvoir l'opinion dans le Jura. Un groupe de patriotes s'y employa. Cette phalange comprenait, avec Stockmar, J. Choffat, Carlin, Quiquerez, le colonel Buchwalder, N. Kaiser, C. Revel, etc. Le 24 février 1856, nn comité d'organisation du réseau des chemins de fer jurassiens est désigné à Tavannes. Il adresse immédiatement « aux préfets, aux maires et conseillers communaux, à tous les citoyens », une circulaire exposant la situation avec une parfaite clarté, et qui détermine partout un courant d'enthousiasme. Toutes les communes nomment des délégués, qui se réunissent le 20 avril à Delémont et instituent un comité général et un comité central dont la présidence est dévolue à Stockmar. On organise partout des comités locaux, on réunit les ressources nécessaires pour les études préparatoires, que dirige le colonel Buchwalder, et le 15 décembre la demande de concession est déposée au Grand-Conseil. Elle vise le réseau jurassien actuel, y compris la section de Bienne à Neuveville, ainsi que la ligne de Bienne à Schönbühl. Quelques mois plus tard, alors qu'on pouvait croire à l'imminence de l'exécution de la ligne de Berne à Neuveville par le Central, le comité se rabattait sur une autre solution, et sollicitait la concession d'une ligne de Bienne à Flamatt, par Aarberg. Mais bientôt, mieux renseigné, Stockmar adressait au Grand-Conseil un important mémoire dans lequel il lui demandait de n'accorder à aucune Compagnie la concession du tronçon de Bienne à Neuveville, et de le faire construire et exploiter par l'Etat. Ce tronçon de 15 kilomètres était devenu le pivot de toutes les combinaisons.

Le 12 février 1858, Stockmar, au nom du comité jurassien, demandait au Grand-Conseil de prononcer l'extinction de la concession de la ligne de Thoune, accordée conditionellement en 1852 au Central, qui en ajournait indéfiniment l'exécution, de la transférer à la Cie. de l'Est-Ouest et de déclarer en principe que la concession des lignes de Berne à Neuveville ne serait accordée qu'à la Compagnie qui se chargerait de l'établissement du réseau jurassien.

Le Grand-Conseil ne put pas se décider à retirer au Central la concession de Thoune, mais il accorda celle des sections de Berne à Bienne et à Neuveville à l'Est-Ouest, à la condition de céder la co-propriété de ces lignes à la Cie. jurassienne dès qu'elle

serait constituée. Les droits antérieurs du Central étaient réservés, mais sous la même condition, que cette Compagnie ne pouvait pas accepter. L'Est-Ouest devint donc définitivement concessionnaire, et les travaux purent être commencés. L'avenir des chemins de fer jurassiens était sauvegardé.

L'effondrement de l'Est-Ouest ne modifia pas la nouvelle orientation de la politique bernoise. Le 29 août 1861, le Grand-Conseil votait l'achèvement des travaux des sections de Bienne à Neuveville et de Gümligen à Langnau et la construction par l'Etat de la ligne de Berne à Bienne, et chargeait un comité directeur de l'exécution des travaux et de l'administration de l'entreprise. Le 4 décembre, il appelait X. Stockmar à la présidence de ce comité.

Cette campagne avait fourni à Stockmar l'occasion d'exposer ses idées sur l'avenir des chemins de fer suisses. Voici comment il s'exprimait à ce sujet dans un mémoire qu'il adressait au Grand-Conseil le 13 août 1857:

«Tous les chemins de fer de la Suisse sont destinés à être réunis tôt ou tard sous une seule administration, comme les postes; la sûreté des personnes, la régularité, la célérité et l'économie du service exigeront cette réforme. Mais cette administration unique et centralisée sera-t-elle de nature publique ou de nature privée? Passera-t-elle aux Cantons et à la Confédération, ou restera-t-elle entre les mains des Compagnies fusionnées? Question vitale à résoudre.

«Ce serait un malheur pour la Suisse si elle devait appartenir aux Compagnies. . . .

«L'entente entre toutes les Compagnies naitra un jour, lorsqu'il s'agira de décider si on leur laissera accaparer un pouvoir supérieur à tous les autres pouvoirs, ou si la Confédération le revendiquera, pour en faire elle-même usage; mais il sera difficile de leur résister, parce que les autorités seront déjà peuplées de leurs créatures, et n'est-il pas à désirer qu'alors le gouvernement de Berne se place à la tête de ceux qui voudront protéger les libertés intérieures, aussi fortement menacées par l'oligarchie des chemins de fer qu'elles le furent à diverses époques par d'autres aristocraties?

«Berne acceptera ce rôle, j'en ai la conviction, mais il le remplira plus aisément s'il exploite lui-même une ligne et s'il peut se présenter dans tous les conflits comme partie contractante.

Cette raison suffirait seule pour décider le gouvernement à construire et à exploiter la section de Bienne à la Neuveville; mais il en est d'autres encore.

« On commence à comprendre que la Confédération et les Cantons ont commis une énorme faute en abandonnant les chemins de fer à l'industrie privée; outre les considérations politiques dont j'ai parlé, il y a les questions économiques, qui ne devaient pas être laissées en oubli. Le choix des matériaux, la direction des voies, la construction des machines en Suisse ou à l'étranger, la distribution sans encombrement des chantiers, le nombre et l'origine des ouvriers, leur destination après l'achèvement des travaux, la fixation des salaires et des traitements, la nature du combustible à consommer sont, avec d'autres encore, des questions qui résolues d'une manière ou d'une autre peuvent avoir une influence salutaire ou funeste sur l'économie sociale d'un pays; les Compagnies en ont seules décidé jusqu'ici, dans leur intérêt propre et sans s'inquiéter des résultats à venir.

« Il serait temps qu'un gouvernement ouvrît les yeux et reconnût que dans les chemins de fer il y a encore autre chose que des rails, des locomotives et des dividendes; l'exemple que le gouvernement de Berne donnerait en construisant et en exploitant une ligne fixerait l'attention et ouvrirait une ère nouvelle, dans laquelle il faudra bien que la Suisse finisse par entrer un jour, l'ère de l'exploitation de tous les chemins de fer par la Confédération, substituée aux Compagnies. L'idée seule d'une aussi vaste opération effraie aujourd'hui les hommes d'Etat; ils s'y accoutumeraient en voyant que Berne l'aurait pratiquée sur une moindre échelle, mais avec succès.[1]) »

A 40 ans d'intervalle, l'événement a justifié ces prévisions.

La présidence du comité directeur des chemins de fer de l'Etat préparait la rentrée de Stockmar au gouvernement. Appelé quelques mois plus tard à la Direction des dessèchements et chemins de fer, il put consacrer son infatigable activité à l'œuvre à laquelle il avait voué le reste de sa vie. L'exécution des lignes de Berne à Bienne et à Langnau se heurtait à des difficultés sans cesse renaissantes. Des questions de tracés provoquaient des rivalités locales et partageaient le Grand-Conseil en deux partis d'égale force. Les uns demandaient que la ligne de Bienne passât

[1]) *Quelques mots sur la section de Bienne à Neuveville.* Porrentruy, 1857. P. 4—6.

par Aarberg, tandis que les autre défendaient le tracé direct par Busswyl. L'opinion était également divisée au sujet du raccordement à Berne de la ligne de Langnau. Le tracé par le Worblenthal et l'établissement d'une gare indépendante à Berne avaient beaucoup de partisans Stockmar s'efforça vainement de faire accepter cette solution, qui eût assuré l'indépendance des lignes de l'Etat vis-à-vis du Central. Les interminables discussions du Grand-Conseil sur ces diverses questions n'étaient que l'écho de l'agitation intense qui régnait dans le pays. Pour couper court à ces débats dans lesquels s'épuisait l'Assemblée. on demandait que la question fût soumise au peuple, en vertu de l'art. 6 de la Constitution. Le gouvernement s'opposa énergiquement à cette proposition, qu'on devait reproduire plus tard pour faire échec aux subventions accordées aux chemins de fer du Jura ; mais il ne put déjouer cette manœuvre qu'en proposant lui-même une loi d'exécution de l'article constitutionnel. Ce mouvement devait aboutir, en 1869, au referendum.

La pétition d'Aarberg demandait que le décret de 1861 concernant la construction par l'Etat de la ligne de Neuveville à Langnau fût soumis au peuple. Le gouvernement soutenait qu'il était contraire à l'esprit de la Constitution de soumettre au peuple des décrets déjà entrés en vigueur ou ayant déjà reçu un commencement d'exécution. A cette occasion, Stockmar s'éleva avec vigueur contre « le principe démagogique » du veto. S'adressant aux conservateurs, il ajoutait : « Cette mesure, soyez-en persuadés, tournerait bien plus contre vous que contre nous. Vous n'ignorez pas en effet que nous sommes plus près du peuple que vous, que nous pouvons lui parler beaucoup plus que vous, parce que nous allons dans la foule. Le veto, nous pouvons le remplacer par une entente réciproque . . . Dans la capitale du canton, où il y a des fortunes, une classe éclairée, cultivée, qui est capable de figurer avec distinction dans tous les Grand-Conseils, il existe malheureusement un mur entre cette classe et nous. Si cette classe qu'on a dû souvent combattre venait à nous, nous accepterions de grand cœur son concours ; les forces financières et morales du canton y gagneraient beaucoup, et Berne prendrait dans la Confédération la place qui lui appartient. Que ces citoyens nous secondent, et nous ferons de grandes choses ! »

Pendant ce temps, il n'oubliait pas les chemins de fer du Jura. Il avait obtenu l'inscription au budget de 1862 de crédits suffi-

sants pour compléter les études commencées par M. A. de Muralt, qui avait fait à la fin de 1860 une reconnaissance du réseau jurassien, dont il évaluait, dans un remarquable rapport, les frais d'établissement à 38 millions. Les études définitives furent dirigées par M. Dapples ; la partie géologique était confiée à Gressly.

Tandis que ces études se poursuivaient sur le terrain et dans les bureaux, Stockmar se livrait à un travail acharné pour donner corps à son projet. Il entretenait une vaste correspondance avec les représentants de tous les districts du Jura pour les renseigner et les encourager à la propagande la plus active ; il multipliait les publications, les brochures, les articles de journaux destinés à agir sur l'opinion ; il nouait des négociations avec les Compagnies françaises et les chemins de fer badois pour fixer les conditions de raccordement. Il s'efforçait surtout de faire partager à ses collègues et aux députés de l'ancien canton sa conviction, que la construction du réseau jurassien, avec l'appui de l'Etat, était le meilleur moyen de cimenter l'union et d'arriver à l'unité législative et administrative que réclamaient les programmes de tous les partis bernois. De sa part, cette affirmation ne pouvait passer inaperçue. Il l'étayait du reste à la même époque par sa vigoureuse campagne en faveur de l'application de l'impôt du revenu au Jura, qui était le gage le plus évident de sa sincérité.

Il avait saisi l'occasion par les cheveux en appuyant, contre l'opinion de la majorité du gouvernement, la proposition d'assimiler le Jura à l'ancien canton en matière fiscale. Il y voyait avec raison la condition en même temps que la garantie de l'établissement du réseau jurassien. Les attaques passionnées qu'il eut à subir ne l'émurent point : « Qu'on me déchire, — écrivait-il à Froté, — qu'on m'immole, cela m'est égal ; je resterai ferme et calme comme un roc, car j'ai la conviction que l'orage passera et qu'à sa suite nous aurons les chemins de fer. » Il ajoutait : « Je n'ai plus rien à proposer, rien à dire ; ma tâche est remplie. » En effet, sa formule : l'unité avec et par les chemins de fer, — ne devait pas tarder à devenir le mot de ralliement de la majorité. Mais la résistance fut opiniâtre. Au début, on ne pouvait guère compter que sur les représentants de l'Oberland, que séduisait l'idée de prolonger la ligne du Jura par le Brünig et le Grimsel à travers les Alpes, selon le projet de l'ingénieur Schmid.

L'Emmenthal était hostile, et Schenk ne se laissa pas facilement convaincre. Le Seeland et la Haute-Argovie demandaient la convocation d'une Constituante, qui aurait eu pour programme l'égalité d'impôts et de législation, le changement du mode d'assistance publique et l'introduction du veto. Les Jurassiens eux-mêmes étaient divisés, malgré le péril qui les menaçait, et quelques-uns accusaient Stockmar de brouiller les cartes pour arriver à la séparation. Il fallut de longues négociations et tout l'ascendant de Stämpfli pour établir l'accord. Enfin, le 12 septembre 1863, le gouvernement approuva un projet de décret rédigé par une commission composée de Schenk, Scherz et Stockmar, qui déclarait d'utilité publique l'établissement de chemins de fer dans le Jura et reconnaissait le devoir de l'Etat d'y contribuer proportionnellement aux prestations des communes intéressées.

Cette proposition fut le point de départ du mémorable décret qui, trois ans plus tard, devait assurer l'existence du réseau jurassien.

A l'appui de ce projet, Stockmar soumit au Grand-Conseil un rapport dans lequel il avait condensé, avec un art consommé, tous les arguments que lui avaient suggérés son amour du sol natal, son dévouement à l'intérêt public, son expérience des affaires et sa connaissance des questions économiques.

Il exposait en ces termes le devoir de l'Etat vis-à-vis du Jura:

« Lorsque les pouvoirs publics arrêtent des mesures qui doivent exercer une profonde influence sur l'avenir d'un peuple, si ces mesures portent le triple caractère d'une erreur économique, d'une faute politique et d'une injustice manifeste, elles produisent dans la société un malaise qui la mine sans cesse, et elles deviennent d'autant plus difficiles à réformer qu'elles ont créé autour d'elles des intérêts qui finissent par prétendre au droit de légitime possession. C'est ce qui est arrivé en Suisse pour les chemins de fer. L'ingénieur Stephenson, appelé en 1850 par la Confédération pour tracer le réseau suisse, ne l'a vu qu'avec les yeux d'un Anglais; de longues lignes aussi droites que possible et reliant des points commerciaux extrêmes, en laissant de côté des populations avides de communications, voilà ce qu'a introduit le système Stephenson, avec une suite nombreuse de plaintes et de divisions qui durent encore. On n'a pas été plus sage en 1852 dans le canton de Berne, où l'on s'est jeté dans les bras d'une société unique, à laquelle on a concédé les meilleures lignes, sans

s'inquiéter de ce que deviendraient les contrées ainsi déshéritées. L'Emmenthal, qu'on ne délaisse jamais sérieusement, a su bien vite obtenir une réparation que le Jura appelle encore de ses vœux. Un aréopage, composé de notabilités choisies dans toutes les parties du canton, avait décidé alors, sous l'inspiration d'un directeur des finances, que le Jura ne pouvait pas avoir et n'aurait pas de chemins de fer, et il n'en a pas encore. Cependant, lorsqu'un homme sensé et impartial suit de l'œil sur la carte ces lignes sinueuses marquées à l'encre rouge et qui de tous côtés, de la Suisse et de l'étranger, viennent toucher à la frontière jurassienne et s'y arrêtent subitement, comme si une tête de Méduse en interdisait l'entrée, cet homme doit se dire : Ce pays est-il inabordable ou stérile ? N'a-t-il aucune industrie ? Son sol ne produit-il que des plantes sauvages ? Ses habitants sont-ils pauvres, ou insociables, ou incultes, ou paresseux ? Sont-ils dépourvus de courage, d'intelligence, d'instruction et de savoir-faire ?

« A toutes ces questions on ne peut répondre que négativement. Derrière et au sein des montagnes bleues qui sont le Jura-bernois, il y a un pays sain, avec des hommes bien constitués et robustes. Tout ce que sa nature permet de produire, des bras laborieux le demandent à la terre ; ils vont encore jusque dans ses entrailles chercher un minerai dont ils extraient le fer le plus fin, et les sables dont ils façonnent le verre de nos vitres et de nos glaces. Ces industries languissent et sont sur le point de périr. Ses horlogers expédient jusqu'aux extrémités du monde d'innombrables quantités de montres. Un bétail de bonne race couvre ses pâturages et s'hiverne du produit de fertiles prairies. L'aisance y règne, plus que la richesse et la pauvreté. L'étranger y est bien accueilli. Une pléïade de généraux, enfants de fortune, a prouvé sous le premier Empire qu'un sang généreux coule dans les veines du peuple. L'instruction populaire fleurit dans les communes, l'instruction moyenne et supérieure dans les villes ; des sociétés littéraires et utilitaires, des journaux, des écrivains, des artistes prouvent qu'un mouvement intellectuel s'y manifeste encore, alors que le mouvement commercial y a presqu'entièrement cessé.

« Des hôtelleries de premier ordre et où les touristes affluaient ; un roulage constamment alimenté, des diligences toujours remplies, voilà ce qu'on remarquait dans le Jura avant la mise

en activité des chemins de fer qui l'entourent ; maintenant les routes sont presque désertes et un grand nombre d'ateliers sont fermés. Le Jura vit encore, mais d'une vie sans vigueur, commo celle dcs jeunes gens devenus vieillards avant l'âge. Qui lui rendra la sève de la jeunesse ? Les chemins de fer seuls pourraient opérer ce miracle.

« Dire qu'un pays ceint de voies ferrées qui l'enferment sans y pénétrer pourrait jamais prospérer, est une thèse qui n'est plus soutenable maintenant qu'on a expérimenté le contraire ; le canton de Berne ne peut pas abandonner le Jura au sort que les décisions de 1852 lui ont fait ; c'est l'Etat qui a commis la faute, et une faute capitale, c'est à l'Etat à la réparer. »

Le rapport s'étendait ensuite sur les ressources du Jura et la possibilité de les développer, sur les conditions d'établissement de ses chemins de fer, les sacrifices que les communes devraient s'imposer pour les obtenir et le rendement probable ; il se terminait par les considérations suivantes :

« Tout s'enchaine dans l'ordre social. Avec la prospérité matérielle, née des progrès de l'agriculture et de l'industrie que favorise la facilité des communications, se développe le besoin des jouissances intellectuelles ; mais au point de vue purement bernois, il est encore un autre besoin qu'il importe de satisfaire, celui de l'unité cantonale ; on l'a déjà dit, St-Imier est maintenant plus près de Neuchâtel que de Berne, Delémont plus près de Bâle que de Berne, Porrentruy plus près de Paris que de Berne ; aussi longtemps que ces anomalies existeront, les liens entre l'ancien canton et le Jura se relâcheront de plus en plus, au lieu de se resserrer ; les chemins de fer seuls, en rapprochant les populations allemandes et romandes qui constituent le peuple bernois et en multipliant entre elles les rapports de commerce et d'amitié, résoudront le problème de l'unification, ce sphinx dont on n'est pas encore parvenu à comprendre les énigmes jusqu'à ce jour. »

Ce rapport produisit une profonde impression. Les adversaires de Stockmar eux-mêmes ne purent s'empêcher de rendre hommage à son mérite, et l'un des représentants les plus autorisés du parti conservateur, S. Steiner, tout en combattant ses conclusions, le félicitait « d'avoir fourni une nouvelle preuve de son talent, qui ne vieillissait jamais ». On peut dire que, dès ce moment, la cause du Jura était gagnée.

Le Grand-Conseil, qui se réunit à la fin de janvier 1864, ajourna cependant la discussion du décret, mais à la demande de la députation jurassienne, et sous le prétexte qu'il convenait d'attendre l'achèvement prochain des études. En réalité, l'ajournement était motivé par un nouveau projet dû à l'initiative du gouvernement de Fribourg et patronné par Stämpfli. Le canton de Fribourg venait d'acheter la ligne d'Oron : il y perdait, avec les actionnaires, environ 15 millions dépensés en constructions inconsidérées, en intérêts usuraires pendant six années de construction, et en frais ruineux d'administration. Pour alléger le fardeau, il cherchait à mettre sa ligne d'Oron dans une société qui eût embrassé les lignes de l'Etat de Berne, le réseau jurassien et la ligne à construire de Langnau à Lucerne. Stämpfli recommandait chaudement ce projet. Deux ans auparavant, il avait représenté la Suisse à l'inauguration de la ligne badoise du Wiesenthal, et il avait été frappé des avantages de la construction d'un pont sur le Rhin, qui eût relié les lignes jurassienne et badoise ; il en avait parlé au Grand-Duc et à ses ministres, qui avaient approuvé l'idée, dont il poursuivait depuis lors la réalisation. Aussi avait-il immédiatement appuyé le plan fribourgeois. Stockmar en voyait surtout les difficultés, parce qu'il en avait calculé les conséquences financières ; mais, comme il ne voulait négliger aucune carte, il consentit volontiers à l'ajournement et décida les Jurassiens à s'y rallier. Pour ne pas perdre de temps, il ouvrit les négociations avec les gouvernements cantonaux et le ministère badois, ainsi qu'avec la C[ie] du Nord-Est, qui devaient tous entrer dans la combinaison ; mais en attendant il agit comme si le projet devait échouer et pressa l'achèvement des études du réseau.

Dans l'intervalle, il avait préparé et défendu devant le Grand-Conseil le décret sur l'exploitation directe des lignes de l'Etat. Il avait cru devoir faire en faveur d'une ligne d'accès indépendante à Berne une nouvelle tentative qui n'eut pas plus de succès que la première, mais qui amena du moins le Central à réduire ses prétentions pour la cojouissance des sections communes. Stockmar ne tenait pas à la guerre avec le Central. « Je voudrais plutôt, disait-il, qu'on pût s'entendre avec cette Compagnie pour confondre les lignes de l'Etat avec les siennes et arriver à une exploitation mixte. L'Etat resterait intéressé, mais à condition que le siège de l'administration fût à Berne et non à

Bâle. » Il insistait particulièrement sur une considération qui lui paraissait devoir dominer toute la politique bernoise: « On peut, disait-il à la séance du 10 décembre 1862, avoir des opinions divergentes sur l'avenir des chemins de fer suisses; on peut croire que toutes les compagnios fusionneront un jour; on peut admettre aussi que ce sera la Confédération qui les exploitera après les avoir achetés. Dans chacune de ces éventualités, il ost du plus haut intérêt pour le canton de Berne d'avoir son mot à dire dans cette grande affaire, d'avoir pris sur son propre territoire une position telle qu'il puisse dire aux Compagnies comme à la Confédération: vous avez aussi à compter avec moi! Si cette position ost chèrement achetée, il ne faut pas regretter entièrement l'argent qu'on y perdra. Ce sacrifice a une compensation, car les chemins de fer se centraliseront un jour. Il importe que Berne soit le noyau de cotte contralisation, que ce soit ici qu'on vienne aboutir. »

On peut mesurer aujourd'hui quelle faute Berne eût commise en suivant une autre politique, comme le lui conseillaient des esprits timorés, et en laissant le courant des intérêts se déplacer à son détriment.

En même temps que la proposition de subvention du réseau jurassien, le gouvernement avait déposé un projet de décret sur l'adhésion du canton de Berne à la Convention du 7 août 1863 pour l'établissement du chemin de fer du Gothard. Stockmar avait représenté, avec Schenk, le gouvernement bernois à la conférence de Lucerne, où les délégués de 15 cantons et des C[ies] du Central et du Nord-Est avaient arrêté une Convention qui résumait dix ans d'efforts et de luttes avec les partisans du Lukmanier et du Simplon. Le rapport qu'il rédigea à l'appui du projet exposait avec une grande clarté l'historique de la question et les motifs qui devaiont engager le canton de Berne à appuyer de son influence et de ses subsides la réalisation de cette entreprise nationale. Il constatait, en la regrettant, l'impossibilité d'exécuter le projet bernois du Grimsel. « Il y a plus de 40 ans, disait-il, quo Watt du Lœwenbourg, ce sauvage qui a répandu tant d'idées justes dans le Jura d'abord et ensuite à Berne, s'entretenait déjà avec moi du projet d'établir une grande route de transit depuis Delle ou Porrentruy et à travers tout le canton de Berne jusqu'à la Gemmi, qu'on aurait percée d'une galerie souterraine pour pénétrer dans le Valais et de là par le Simplon



en Italie. » Le canton de Berne ne pouvait malheureusement compter sur aucun concours pour l'exécution de ce projet ; il aurait dû en supporter seul tout le poids, et en s'isolant il risquait de ne voir aboutir ni le Gothard ni le Grimsel. Il agissait donc dans un esprit vraiment national en unissant ses efforts à ceux de la grande majorité de la Confédération pour obtenir qu'au moins un des passages en Italie eût des chances d'être exécuté.

Le Grand-Conseil entra dans ces vues, comme on sait, et plus tard le peuple bernois les confirma par deux votes successifs ; mais comme les idées justes ne périssent pas, celle du « sauvage » Watt devait reprendre corps après 80 ans sous la forme du projet de percement du Lœtschberg.

Le côté financier de la question des chemins de fer avait été dès l'origine la principale préoccupation de Stockmar et de ses amis. Ils savaient que les banquiers de Bâle, Zurich et Genève étaient, sinon hostiles à leurs projets, tout au moins indifférents. Ils ne pouvaient donc qu'accueillir avec empressement les ouvertures qui leur furent faites en vue de la fondation de l'établissement qui devait devenir la *Banque fédérale suisse.* Des pourparlers avaient été engagés à ce sujet depuis 1861. Stockmar y fait allusion à plusieurs reprises dans sa correspondance. Le 6 juin 1863, il écrit : « Depuis longtemps nous parlions, Stämpfli et moi avec d'autres encore, de la nécessité qu'il y aurait à avoir à Berne un grand établissement financier ... Il y avait ici une personne en relations avec des sommités financières de l'étranger ; nous nous abouchâmes avec elle ; on causait sans aboutir ... Les négociations sont arrivées au point que deux grandes sociétés financières sont disposées à traiter dans de bonnes conditions ; elles nous ont envoyé des projets de statuts ... Le capital serait de 40 millions. Cela est si beau que je ne peux pas encore m'accoutumer à croire qne nous réussirons ... Il est bien entendu que si la Banque fédérale s'organise, c'est elle qui fournira les fonds pour le réseau jurassien. Je n'ai rien réservé pour moi que cela. »

Le 2 août, il annonce que deux représentants des sociétés financières françaises, le comte Daru et M. Rougemont de Lœwenberg, sont arrivés pour traiter. « Nous avons eu plusieurs conférences ; leurs propositions ont été des plus avantagenses. Les deux Compagnies ont déjà fondé des établissements analogues à Turin, à Madrid et à Lisbonne ; elles en créeront encore à Vienne et dans d'autres places ; mais elles tiennent à en avoir un dans

la capitale de la Suisse et à traiter avec des Suisses, qui leur inspirent la plus entière confiance . . .

« On nous proposait que la Banque fédérale pût traiter seule et sans le concours des membres étrangers toutes les affaires suisses, mais que ces derniers, formés en comité siégeant à Paris, eussent un droit d'examen et de veto pour toutes les affaires à traiter hors de la Suisse. Cela nous paraissait raisonnable, à Fornerod et à moi ; mais avec sa raideur habituelle, Stämpfli a repoussé formellement ce comité de Paris, qui, a-t-il prétendu, exercerait une tutelle sur la Banque fédérale. Tout a failli être rompu . .

« Voyez-vous maintenant où nous trouverons les fonds pour nos chemins de fer? Cela saute aux yeux ; je n'avais qu'eux en vue, mais en cherchant un lièvre je suis tombé sur un cerf. »

Le 19 septembre M. M. Rougemont et Daru, munis des pouvoirs nécessaires, signaient à Berne l'acte de constitution de la Banque avec les délégués bernois. La présidence de l'administration était réservée à Stockmar, mais d'honorables scrupules l'empêchèrent d'accepter ces fonctions.

Entre temps, il avait été fort occupé de la liquidation des affaires de la C[ie] des Forges de Bellefontaine et dépendances, dont le sort lui causait beaucoup de soucis au point de vue de l'industrie du pays. La concurrence étrangère, favorisée par les chemins de fer qui manquaient au Jura, avait contraint cette importante usine à éteindre ses feux. Comment la relever? Quelle destination lui donner? Enfin, après de longues négociations, il avait trouvé la solution. Bellefontaine devenait une manufacture d'armes. Dans une lettre du 5 juin 1863, il donnait d'intéressants détails à ce sujet:

« Il faudra à la Confédération 100,000 fusils dans le cours de 6 à 8 ans. Je suis membre, avec trois colonels, de la commission chargée d'examiner comment on se procurera ces armes ; nous avons été unanimes à reconnaître qu'il fallait les faire confectionner exclusivement en Suisse, en favorisant les petits établissements existants, qui ne pourraient tirer de l'étranger que les canons, les bayonnettes et les baguettes en acier et pour aussi longtemps seulement qu'on ne fabriquerait pas ces objets en Suisse. J'ai saisi l'occasion aux cheveux et j'ai frappé à toutes les portes en Belgique, en France et en Prusse, en faisant valoir l'importance que Bellefontaine pouvait acquérir si, outre les fabrications qui y existent, on pouvait y ajouter la confection

de 100,000 canons, bayonnettes et baguettes et d'une certaine quantité de fusils achevés . . . »

« Mais des chemins de fer! des chemins de fer! — ajoutait-il, — c'est une condition indispensable à la prospérité industrielle du Jura. »

Le besoin en devenait chaque jour plus évident, mais en même temps les difficultés de la tâche s'accentuaient davantage. Au commencement de 1864, il sembla même qu'elles fussent insurmontables lorsque, les études enfin terminées, M. Dapples fit connaître son devis, qui ascendait à 42 millions! — Stockmar eut un moment de découragement. Il avait déclaré au Grand-Conseil, dès 1862, qu'il ne voulait pas que les chemins de fer du Jura fussent un embarras pour le pays, et qu'il y renoncerait plutôt que de compromettre les finances de l'Etat. Il s'était toujours tenu sur ce terrain. Il avait compté au début sur un devis de 30 millions; la part de l'Etat eût consisté à garantir l'intérêt à 3 % de ce capital. Les calculs de M. Dapples mettaient cette combinaison à néant. Les évaluations les plus favorables faisaient prévoir un déficit annuel de plus de 700,000 frs. D'un autre côté, le projet grandiose de Stämpfli n'avait pas résisté à l'examen: il eût entraîné une perte annuelle d'un million pour le canton. Il resta dans les cartons. Fallait-il donc renoncer au réseau jurassien? — Non; mais au lieu d'une ligne internationale, dont le coût dépassait les ressources du pays, il fallait se contenter d'un chemin de fer régional à voie étroite, qu'on pouvait construire pour 20 millions, en suivant l'exemple de l'Autriche, qui venait d'établir la ligne de Linz à Lambach à raison de 70,000 frs. par kilomètre. Telle fut la solution qu'il recommanda, en désespoir de cause, à une grande assemblée de délégués réunie à Tavannes le 28 mars.

Ce fut une cruelle déception pour les patriotes jurassiens. Au lieu de la grande route de trafic qu'ils attendaient, on leur offrait un chemin vicinal. Il y eut une protestation générale, et la réunion décida de maintenir en première ligne le projet d'un réseau international, et pour le cas où l'impossibilité de l'obtenir serait bien constatée, de renvoyer le projet d'un réseau régional à l'examen d'une nouvelle assemblée.

La réunion de Tavannes produisit d'ailleurs un bon résultat, en donnant un coup de fouet à l'opinion, et en montrant aux Jurassiens que l'heure des sacrifices avait sonné. Quant à Stock-

mar, malgré la maladie qui le minait et qui devait l'emporter quelques semaines plus tard, il se remit au travail avec une nouvelle ardeur, quoique avec moins de confiance. Il fit désigner des experts pour vérifier les calculs de Dapples et arrêter les chiffres définitifs qui devaient être soumis au Grand-Conseil. On mettait en avant des plans impraticables, à propos desquels il écrivait : « Quand on aura produit beaucoup de projets infructueux, j'arriverai avec le mien, en temps opportun ; il résoudra non-seulement la question du réseau (international, puisqu'il le faut absolument), mais encore toutes les question d'impôts, de législation, de règlement de compte, d'Acte de réunion, etc. . . . Nos chemins de fer ne pouvaient trouver une solution qu'après une crise ; il le fallait pour le gouvernement peureux et indécis qui sera maintenant forcé de prendre couleur, radicalement ; il le fallait pour les Jurassiens, qui avaient l'air de s'imaginer qu'on construirait 161 kilomètres et qu'on percerait des rochers et des montagnes avec des prunes. »

Il frappait à toutes les portes, il esquissait les combinaisons les plus diverses, uniquement mû par le désir d'aboutir. C'est ainsi qu'à la fin de 1863, il s'était adressé à M. Jecker, le financier dont les réclamations furent le prétexte de la guerre du Mexique. M. Jecker était originaire de Porrentruy. Il lui représenta combien sa position au Mexique était précaire et combien de temps il faudrait pour assurer la stabilité de ce pays. Il lui offrit de le mettre à la tête de l'administration du réseau jurassien, nominalement d'abord, et ensuite de plus en plus activement, à mesure que la liquidation de ses affaires le lui permettrait. M. Jecker ne crut pas devoir entrer dans ses vues. Les troupes de Bazaine venaient d'entrer à Mexico, et il escomptait le succès final de l'entreprise patronnée par le duc de Morny, auquel il avait promis le 20 % de sa créance de 75 millions que Juarez se refusait à reconnaitre. S'il eût accepté les offres de son compatriote, le cours des affaires mexicaines eût probablement été changé, et Jecker lui-même eût sans doute évité le sort tragique qui devait faire de lui, quelques années plus tard, une victime de la Commune de Paris.

L'une des solutions que Stockmar mit en avant consistait à convertir en taillis les forêts domaniales du Jura qui étaient aménagées en hautes-futaies, et après prélèvement au profit du fisc d'une somme représentant le revenu ordinaire de ces forêts,

à attribuer dans les produits subséquents à la Cie des chemins de fer jurassiens une somme de trois millions, à titre de subside, sans intérêt pendant 25 ans. Ce délai expiré, les trois millions eussent été convertis en actions ordinaires au nom de l'Etat.

L'exposé des motifs de cette proposition dénote une parfaite connaissance do la science forestière. Les avantages et les inconvénients du système allemand des hautes-futaies et du système français des taillis-sous-futaies y sont appréciés par un économiste qui ne méprise pas le point de vue du sylviculteur. « Celui-ci, dit-il, ne voit que la magnificence des forêts séculaires; c'est pour lui la perfection de l'art, c'est sa poésie. Le financier est plus positif, il calcule le rendement plus ou moins prompt de la propriété forestière, c'est par là qu'il estime sa valeur ... Des circonstances impérieuses peuvent souvent imposer la loi à la science; les besoins de la patrie parlent plus haut que des théories toujours un peu hypothétiques, et sans vouloir ici en condamner ou en absoudre aucune, nous poserons le dilemme en ces termes, au point de vue seul des forêts domaniales du Jura: des hautes-futaies ot pas do chomins de for, ou des chemins de fer avec des taillis. »

On ne fut pas obligé de recourir à cette solution et les forestiers n'eurent pas à s'émouvoir. Le débat a d'ailleurs été repris plusieurs fois depuis lors, et l'on peut dire qu'il ne sera jamais tranché. La proposition de Stockmar n'en reste pas moins comme une indication qui pourrait avoir sa valeur dans des circonstances analogues.

Il était arrivé à la conviction que la situation exigeait impérieusement l'unification absolue des deux parties du canton en matière législative, administrative et fiscale. Il faisait résolument le sacrifice des avantages concédés au Jura par la Constitution de 1846, estimant avec raison que le développement économique du Jura le dédommagerait amplement dans l'avenir des charges énormes que l'assimilation immédiate lui eût imposées. Il eut encore le temps de rédiger un projet de loi dans ce sens, qui fut communiqué à ses amis, mais qui n'a jamais été publié. Il proposait la construction par l'Etat et l'établissement d'un compte de profits et pertes et d'un amortissement successif pormettant de répartir les pertes annuelles, très-grosses au début; le Jura y eût contribué, tant en prestations qu'en centimes additionnels,

pour une somme annuelle de 450,000 frs., susceptibles d'une diminution graduelle suivant les résultats de l'exploitation. C'était un capital de 9 à 10 millions qu'il demandait au Jura, et lui-même trouvait cette charge excessive. Or, elle a été appliquée depuis lors, et même sensiblement aggravée. et le Jura a pu la supporter allègrement par le seul fait de l'augmentation normale de ses ressources. Rien ne fait mieux ressortir la transformation produite par ses chemins de fer et la justesse des vues de ceux qui en ont été les promoteurs.

Il ne fut pas donné à Stockmar de terminer son œuvre ; la mort vint l'atteindre au moment où les circonstances allaient en faciliter l'achèvement. Il n'eut pas la satisfaction de voir ce petit pays, qui alors ne comptait pas 100,000 âmes, dans un superbe élan de solidarité, souscrire huit millions pour ses chemins de fer et faire partager au canton sa confiance en l'avenir ; mais ceux qui continuèrent sa tâche n'oublièrent pas qu'il avait été le bon ouvrier de la première heure, et la première locomotive qui courut sur les rails du Jura porta son nom.

XIV.

Le développement de la législation fiscale du canton de Berne a été laborieux ; il a été surtout retardé par le dualisme, qui a subsisté pendant 80 ans. Inévitable en 1831, maintenu provisoirement en 1846, le dualisme n'a été aboli que par la Constitution de 1893, et l'unité n'est même pas encore complètement réalisée.

A vrai dire, jusqu' après 1860, la question du budget cantonal n'avait pas la même importance qu'aujourd'hui. En 1832, les dépenses de l'Etat ne s'élevaient qu'à 5 frs. par tête ; en 1862, elles n'étaient encore que de 10 f., tandis qu'elles dépassent actuellement le chiffre de 50 f. Cette énorme progression reflète exactement la profonde transformation qui s'est accomplie dans la vie publique depuis 40 ans. L'intervention de l'Etat dans tous les domaines, qui se traduit naturellement par un accroissement des charges publiques, a pour conséquence de changer le caractère de l'impôt. Au lieu de ne servir qu'à couvrir les frais de l'administration, il représente de plus en plus une cotisation forcée destinée à acquitter des dépenses que l'Etat fait pour le compte des citoyens. Ces idées n'avaient pas encore cours vers 1860,

lorsque les promoteurs des chemins de fer bernois firent appel au concours de l'Etat. Jusqu'en 1847, l'impôt direct n'avait été représenté que par les dîmes et cens fonciers, dont l'impôt foncier du Jura était considéré comme l'équivalent, bien que le produit en fût comparativement plus élevé. Ces revenus, dont la Constitution avait décrété l'abolition, furent remplacés dans l'ancien canton par un impôt sur la fortune et les revenus, tandis que le Jura conservait son système de contributions tel qu'il avait été établi sous le régime français. La péréquation de l'impôt entre les deux parties du canton devint dès lors une nouvelle cause de conflits.

Au début de la période industrielle, on reconnut la nécessité de modifier la loi de 1847, afin de fournir à l'Etat les nouvelles ressources dont il avait besoin. Dans le Jura, le système de l'impôt foncier unique comptait aussi de nombreux adversaires parmi les propriétaires, qui se plaignaient d'être seuls à supporter les charges publiques et demandaient l'établissement d'un système de patentes applicables à l'industrie, au commerce et aux professions libérales. Stockmar estimait le moment favorable pour unifier l'impôt. Il le déclara au Grand-Conseil avant même le dépôt du projet demandé au gouvernement. « Les besoins de l'Etat augmentent journellement, disait-il : nous n'avons pas assez de revenus ; le budget de 1863 présente un déficit ; il faut donc d'autres ressources, et il serait injuste de les rejeter toutes sur l'impôt foncier. Le moyen le plus simple et le plus rationnel est d'adopter l'impôt introduit et modifié par l'ancienne partie du canton, et de nous mettre sur le même pied que lui. » Il affirmait en outre qu'en 1846 il était déjà d'accord sur ce point avec Stämpfli. « Sans les événements de 1850, il est possible que la question de l'unité de législation serait aujourd'hui tranchée ; notre intérêt commun est maintenant de la réaliser. »

Ces ouvertures furent mal accueillies dans le Jura, où la perspective d'un nouvel impôt ne souriait à personne. Le gouvernement lui-même crut devoir rester sur le terrain du dualisme, et le projet qu'il déposa en février 1863 ne concernait que l'ancien canton. Le Grand-Conseil fut d'un autre avis. Le 18 mars, il adopta à une grande majorité une proposition de M. Renfer, qui rendait la loi applicable au Jura. Stockmar s'était fait porter, malade, dans la salle des délibérations, pour appuyer la motion Renfer, après l'avoir amendée dans un sens favorable aux inté-

rêts jurassiens. Le projet fut renvoyé au gouvernement pour être modifié en vue du second débat.

La décision du 18 mars produisit une vive agitation dans le pays. Tandis qu'à Berne l'opinion publique adhérait sans réserve à l'idée de l'unification, la presse jurassienne ouvrait une violente campagne dans laquelle Stockmar n'était pas ménagé. Pour répondre à ces attaques, il publia une brochure [1]) dans laquelle il démontrait que le nouvel impôt était nécessaire, qu'il était équitable, que la Constitution n'interdisait pas de l'appliquer au Jura, et que la répartition des nouvelles charges, telle que la réalisait la loi, était conforme aux véritables intérêts des contribuables jurassiens.

Il justifiait l'introduction de l'impôt sur le revenu dans les termes suivants :

« Le système de l'impôt sur les revenus n'est pas, comme quelques-uns l'assurent, inquisitorial et vexatoire ; il est en vigueur dans presque tous les cantons suisses, dans plusieurs Etats et dans toutes les villes libres de l'Allemagne, ainsi qu'en Hollande et en Angleterre. Il le serait bientôt en France, si des influences égoistes et puissantes ne s'opposaient pas aux vues du gouvernement. Une fois qu'il est entré dans les habitudes et les mœurs d'une population, on tient à le conserver, parce qu'il est le plus équitable et que, par sa faculté d'atteindre tout ce qui est susceptible d'être imposé, il n'écrase pas quelques classes au bénéfice des autres. Si d'ailleurs il avait les défauts qu'on lui prête, croit-on qu'à Berne on le tolérerait longtemps ? Les lois financières bernoises ont un caractère essentiellement populaire, et les privilégiés de la fortune seuls ne les aiment point. Comment n'auraient-elles pas cette qualité, puisqu'elles sont rendues par la représentation démocratique d'un peuple qui se distingue entre tous par le sens pratique des choses et qui, malgré un rude climat, des torrents, des marais, des montagnes et des rochers, est devenu riche par le travail, l'ordre et l'épargne ; se livrant sans cesse à l'étude de ses intérêts, ce peuple en sait plus en économie politique que les théoriciens qui lui prêcheraient en vain la doctrine que tous les impôts doivent être assis sur la terre qu'il cultive, sur les maisons et les chaumières qu'il habite et sur les bâtiments qui servent à ses exploitations rurales. »

[1]) Des impôts dans l'ancienne et dans la nouvelle partie du canton de Berne. Porrentruy 1863.

Dans sa pensée, le sacrifice qu'il demaudait au Jura ne devait cependant pas être sans compensation. Le réseau jurassien devait être le prix de l'application des lois de finances bernoises au-delà de la Thièle. « Sinon, non », — disait-il dans une circulaire qu'il adressait aux députés en leur soumettant une motion qui réunissait les deux objets.

Cet appel n'eut pas d'écho. Les représentants du Jura étaient d'autant moins disposés à renoncer à leur opposition qu'ils avaient trouvé un allié inattendu dans le gouvernement. En effet, sur un rapport de Schenk, qui concluait à l'inconstitutionnalité de la mesure proposée, le Conseil-Exécutif avait décidé de demander au Grand-Conseil de revenir sur son vote. Stockmar n'avait pu rallier à son opinion que M. Scherz, directeur des finances. La commission était également partagée : tandis que la majorité se rangeait à l'avis du gouvernement, une minorité, dont M. de Gonzenbach se fit l'organe, proposait de maintenir la décision du 18 mars. Les débats furent orageux. On discuta longtemps à propos d'une virgule, qui est restée célèbre dans les annales parlementaires bernoises. L'art. 85 de la Constitution portait : « L'impôt foncier du Jura sera mis dans un rapport équitable avec les impôts de l'ancien canton *dont il est l'équivalent.* » Le sens de ce dernier membre de phrase était différent suivant qu'on le faisait ou non précéder d'une virgule. Cette virgule faisait-elle partie intégrante de la Constitution ? — Grave question, qui tint le Grand-Conseil en suspens pendant trois séances. Enfin, le 4 juillet, une majorité de 36 voix se prononça pour la constitutionnalité de l'application de la loi au Jura. Cette décision provoqua une crise sérieuse. Schenk offrit sa démission, qui ne fut pas acceptée. La députation jurassienne tout entière se retira, en déclarant qu'elle ne reparaîtrait à l'Assemblée qu'après avoir soumis ses griefs à l'autorité fédérale. Elle recourut en effet, mais sans succès. Toutefois, l'agitation causée par ces incidents eut pour conséquence d'ajourner pendant longtemps la discussion définitive du projet. La mise en vigueur de la loi n'eut lieu que deux ans plus tard ; elle coïncida du reste avec l'adoption des mesures généreuses votées par le Grand-Conseil en faveur des chemins de fer du Jura. Ainsi se trouva réalisé le vœu exprimé par Stockmar dans la motion qu'il avait soumise aux députés jurassiens, et à propos de laquelle il disait avec raison : « Lorsque deux peuples s'unissent, ils doivent mettre en commun leur actif et leur passif,

le bon et le mauvais. Il faudrait renoncer une fois pour toutes à dresser à cet égard des comptes par doit et avoir. »

L'événement a justifié ses prévisions. L'impôt direct du Jura, qui produisait à peine 200,000 fr. en 1863, dépasse aujourd'hui 1,100,000 fr., et la prospérité que le Jura doit à ses chemins de fer lui permet de supporter aisément cette formidable augmentation de charges; mais qui pourrait encore songer à en grever uniquement la propriété foncière ?

XV.

L'expérience et la pratique des affaires avaient fortifié dans l'esprit de Stockmar les sentiments de large tolérance dont il avait toujours fait preuve en matière religieuse. Adversaire résolu de l'immixtion du clergé dans les luttes politiques, il n'en défendait pas avec moins de fermeté le droit de la minorité catholique à exercer son culte sans entraves ni restrictions. Il voyait surtout dans la liberté religieuse le ciment de l'idée nationale, et dans les dernières années de sa vie il saisit plusieurs fois l'occasion d'exprimer cette opinion au Grand-Conseil. En 1858, il appuyait la création d'un séminaire diocésain à Soleure. « C'est un grand progrès, disait-il. Nos jeunes ecclésiastiques catholiques n'iront plus à Besançon, à Langres et à Lyon. Dans un séminaire suisse, ils recevront une éducation nationale qui sera conforme à nos mœurs, à nos institutions avec lesquelles ils se familiariseront avant d'entrer dans leur carrière. »

L'année suivante, il combattit vigoureusement les Ecoles normales confessionnelles demandées par un certain nombre de pasteurs réformés du Jura. Il rappela qu'en 1834 il avait fait partie avec les pasteurs Morel et Bandelier d'une commission qui s'était prononcée à l'unanimité pour la création d'une école normale mixte, et que cette école, malgré l'opposition violente contre laquelle elle eut à lutter au début, fut organisée et vécut jusqu'en 1850 pour le plus grand bien du Jura. « Il faut la réédifier, ajoutait-il. Ne devons-nous pas vivre tous ensemble, catholiques et réformés ? Le progrès dans un pays mixte comme la Suisse, dans un canton mixte comme Berne, doit consister à chercher par tous les moyens à faire disparaître cette division, cette espèce d'antagonisme entre les personnes qui professent les deux cultes. »

C'est en invoquant le même principe de tolérance qu'il demandait en 1861 le vote d'un subside de 40,000 fr. pour l'achèvement de l'église catholique de Berne. Le gouvernement ayant subordonné son adhésion au rattachement de la population catholique de l'ancien canton au diocèse de Bâle, Stockmar fut chargé des négociations. Quelques jours avant sa mort, il signait avec le nonce, Mgr Bovieri, une convention qui plaçait tous les catholiques du canton de Berne sous la juridiction spirituelle de l'évêque de Bâle.

Le nouvel évêque n'était pas étranger à ce résultat. Depuis le 26 février 1863, Mgr Eugène Lachat occupait le siège épiscopal de Bâle. Stockmar s'était employé avec ardeur à faire élire un prêtre jurassien en remplacement de Mgr Arnold. Empêché par la maladie de prendre part aux séances de la Conférence diocésaine, il avait tenu à exprimer publiquement son opinion dans une brochure qui eut un grand retentissement. Il demandait catégoriquement que le nouvel évêque fut choisi parmi les membres du clergé jurassien. « Ce qui est regrettable, disait-il, c'est qu'ayant négligé dans le concordat de pourvoir aux besoins particuliers d'une population et d'un clergé de langue française, aucun évêque n'ait songé à combler cette lacune depuis 1828 ; ce qui est regrettable encore, c'est que dans les nominations précédentes à l'épiscopat, on n'ait eu aucun égard pour un clergé qui, sans y avoir des droits, cela est vrai, rappelait cependant une époque où son existence s'identifiait avec celle de l'antique Evêché de Bâle, et en était encore la représentation affaiblie dans les temps actuels. »

. . . « Choisir le nouvel évêque dans le clergé du Jura serait une œuvre de consolidation pour l'évêché, un acte de bonne politique nationale et un gage de sécurité pour la Confédération. »

L'initiative de Stockmar fut froidement accueillie dans le Jura. Les libéraux craignaient de renforcer l'influence du clergé, déjà trop porté à intervenir dans les luttes politiques. Les ultramontains soupçonnaient un piège. La veille de l'éléction, ils avaient fait parvenir aux membres du chapitre et aux délégués des gouvernements un petit écrit anonyme, imprimé chez Trouillat & Cie à Porrentruy, dans lequel on déclarait que les Jurassiens ne demandaient pas d'évêque, mais un suffragant, qui leur était garanti par le Concordat de 1828. L'élection fut très-disputée.

Le candidat préféré des députés de Soleure, d'Argovio et de Berne, de Schenk surtout, était le chanoine Fiala, directeur de l'Ecole normale de Soleure, mais il n'avait pas trouvé grâce devant le sénat diocésain, parce qu'une partie de sa famille était protestante. Le candidat de Stockmar était le vicaire épiscopal Girardin, qui avait réuni 7 voix le premier jour, mais auquel une manœuvre cléricale avait fait substituer ensuite le doyen Lachat, qui n'était proposé qu'en seconde ligne. Une fois le résultat acquis, les deux partis avaient cherché à faire oublier leur opposition et à accaparer l'élu, ce qui faisait dire à Stockmar, dans une lettre à Froté: « Il est à craindre que les adulations ne gâtent le nouvel évêque ; on l'élève trop haut dans le Jura »

Il se félicitait néanmoins du résultat obtenu, car il comptait sur l'influence d'un évêque jurassien pour aplanir les difficultés de nature religieuse qui entravaient le cours de la politique bernoise.

Il en restait assez d'autres, causées par la situation constitutionnelle du Jura, qui était plus obscurcie que jamais, les uns invoquant l'Acte de réunion pour s'opposer à toute innovation, les autres soutenant que le peuple, en acceptant une Constitution, avait abrogé implicitement toutes les conventions antérieures. Stockmar était parmi ces derniers ; aussi l'abolition formelle de l'Acte de réunion était-elle devenue son *delenda Carthago;* il ne perdait pas une occasion de démontrer la nécessité de détruire ce qui restait de cette œuvre malvenue, dont les Constitutions successives semblaient conserver des lambeaux tout exprès pour masquer la mauvaise foi des partis. En 1859, à propos d'une subvention pour la construction d'une église catholique à Moutier, il disait au Grand-Conseil : « Il existe un Acte de réunion de 1815 qu'on dirait avoir été rédigé par un concile plutôt que par des hommes d'Etat. Cet Acte a en quelque sorte parqué les catholiques dans certaines communes . . . Il faudrait savoir au juste à quel point il est encore en vigueur, à côté des constitutions de 1831 et de 1846. » Pour y arriver, il déposait une motion dans laquelle il énumérait toutes les questions controversées, en proposant de les faire examiner par des jurisconsultes et de les soumettre ensuite aux délibérations des autorités compétentes. Il ajoutait :

« Mais ces autorités, quelles seront-elles ? Sans doute le gouvernement bernois d'abord, mais comme pouvoir intéressé et préconsultatif seulement, car l'Etat de Berne étant partie contractante, il ne semble pas qu'il puisse avoir qualité pour interpréter un acte synallagmatique, que les 21 autres cantons ont approuvé et garanti, et qu'ensuite la Diète, par son recès du 18 mai 1816, a ratifié et placé sous sa protection. Si une interprétation authentique était donnée par l'Assemblée fédérale, elle préviendrait toute réclamation, toute difficulté, tout conflit dans l'avenir. Les positions nettes sont toujours les meilleures. »

Si ce conseil avait été suivi, le canton de Berne se fût épargné tous les stériles débats qui se sont renouvelés, jusqu'à la promulgation de la Constitution de 1893, chaque fois que le Grand-Conseil abordait une question d'impôt, de législation ou d'enseignement, c'est-à-dire à peu près dans toutes les sessions.

L'année suivante, ce fut encore l'Acte de réunion qui fournit le prétexte d'une violente campagne contre l'Ecole cantonale. Le conseil de bourgeoisie de Porrentruy avait protesté devant l'Assemblée fédérale contre la transformation du Collège en Ecole cantonale ; il protesta davantage encore contre la nomination d'un professeur protestant, en menaçant même d'invoquer l'intervention des puissances signataires des traités de Vienne, ou tout au moins celle de la France, pour faire respecter les droits soi-disant garantis aux catholiques. Stockmar ne pouvait rester indifférent aux attaques dirigées contre une institution dont il attendait le relèvement du pays. Il s'empressa de publier un Mémoire dans lequel il démontrait que les prétentions des adversaires de l'Ecole n'étaient justifiées ni par l'histoire du Collège ni par les conditions de l'annexion. L'effet en fut décisif ; les recours furent écartés, et l'existence de l'Ecole assurée. Cette importante publication, qui parut sous le titre de *Considérations sur l'Acte de réunion*, était accompagnée de notes historiques du plus grand intérêt. Dans ces notes, Stockmar annonçait son intention de consigner ses souvenirs dans des Mémoires, qu'il n'eut malheureusement pas le temps de rédiger. Sa brochure sur l'Acte de réunion reste toutefois comme un document qu'il sera indispensable de consulter lorsqu'on écrira l'histoire de l'exécution en Suisse des traités de 1815.

En dehors des affaires jurassiennes, il intervenait rarement dans les débats du Grand-Conseil. Il convient de rappeler cepen-

dant qu'il fut le premier à demander la publication des documents des archives bernoises, en invoquant l'exemple donné par d'autres cantons. [1])

Il était un adversaire convaincu de la peine de mort. Il ne manqua jamais une séance du Grand-Conseil lorsqu'il s'agissait de statuer sur le recours d'un condamné à mort, et toujours il déposa une boule blanche dans l'urne. En 1861, il intervint énergiquement en faveur des époux Gueniat, dont la culpabilité ne paraissait pas hors de doute, et tenta vainement de sauver la tête de la femme condamnée. L'échafaud lui inspirait une répugnance invincible. Il disait à l'occasion d'un recours en grâce : « Je conteste à la société le droit d'infliger la peine de mort. La société ne donne à l'homme que la liberté, elle ne lui donne pas la vie ; elle n'a pas le droit de lui prendre ce qu'elle ne lui a pas donné. »

S'il avait pu tenir sa promesse d'écrire ses Mémoires, le récit de son entrevue à Berne avec Alexandre Dumas n'en eût pas été un des chapitres les moins intéressants. En 1863, l'auteur de *Monte-Christo* faisait un court séjour à Berne, où il n'était plus revenu depuis 30 ans ; il avait exprimé le désir de s'entretenir avec Stockmar, et celui-ci s'était empressé de se mettre à sa disposition. Tout en le renseignant consciencieusement sur les événements politiques et les institutions compliquées de la Suisse, il notait au passage les traits dont Dumas parsemait la conversation, et ses impressions sur les hommes et les choses de France et d'Italie. Quelques jours après, il écrivit pour une séance de la Société d'Emulation le résumé de son entretien avec « le roi de la littérature industrielle. » Cette narration, qui a été publiée en 1874, révèle un homme bien au courant du mouvement littéraire de son époque, et fait regretter que le temps ait manqué à l'auteur pour raconter dans ce style alerte et précis les souvenirs de sa vie si mouvementée.

Il faisait partie du Conseil national dès la première législature, et il y jouissait d'une grande autorité, bien qu'il prît rarement la parole. Sa compétence reconnue en matière économique se faisait jour surtout dans les débats sur l'établissement des chemins de fer et sur les tarifs douaniers qui remplirent les premières sessions de l'Assemblée fédérale. Dans l'opposition qu'il

---

[1]) Séance du 10 décembre 1859.

avait faite à la Constitution de 1848, aussi bien que dans ses efforts en faveur de la construction des chemins de fer par l'Etat et d'une plus grande centralisation administrative, il était dominé par le souci constant des intérêts du Jura. Son vœu le plus cher était de rattacher toujours plus étroitement son pays à la Confédération : les autres considérations ne venaient pour lui qu'en seconde ligne.

L'ouverture de la VIme législature, le 7 décembre 1863, lui fournit l'occasion, à titre de doyen d'âge, d'exposer son programme de politique fédérale. « La Constitution, — dit-il dans son substantiel discours d'ouverture, — a posé des jalons qui appellent des compléments. » Et il énumère les réformes et les développements qu'elle serait susceptible d'admettre. Ce sont : la centralisation militaire, la suppression des droits d'ohmgeld, le remaniement du tarif douanier pour servir de base à la conclusion des traités de commerce, l'attribution du revenu des postes au fisc fédéral, l'introduction du système métrique, la liberté d'établissement et l'intervention législative pour assurer l'uniformité de l'exploitation des chemins de fer

Ces postulats, qui ne sont pas encore tous réalisés, étaient ceux d'un homme d'Etat pratique, pour qui la tâche essentielle de la démocratie consistait à favoriser le développement économique du pays. Il voulait avant tout « réaliser la somme d'unité fédérale compatible avec la souveraineté das cantons », et procéder par étapes ; il estimait qu'avant de transformer les institutions, il fallait leur demander tout ce qu'elles pouvaient donner, et que les véritables réformes devaient correspondre à des besoins réels plutôt que dériver de la théorie.

La Suisse entrait d'ailleurs à cette époque dans l'ère industrielle, comme tous les Etats de l'Europe occidentale, et le traité de commerce avec la France en marquait le début. Les négociations qui se poursuivirent pendant 18 mois à Paris entre M Kern et M. M. Rouher et Drouyn de Lhuys, pour aboutir aux conventions du 30 juin 1864, furent appuyées d'une vaste enquête dont les gouvernements cantonaux réunirent les éléments. Stockmar fut appelé à donner son avis en qualité d'expert pour la métallurgie, et si le plénipotentiaire suisse ne réussit pas à faire agréer toutes ses propositions, il en fut du moins tenu compte dans la rédaction du tarif douanier qui a valu aux industries du Jura une longue période de prospérité.

Le travail acharné auquel se livrait Stockmar depuis sa rentrée aux affaires avait contribué à altérer sa santé. Le chagrin qu'il éprouva de l'échec de son plan d'exécution du réseau jurassien hâta sa fin. Sans se décourager, il s'était mis à chercher une autre combinaison, lorsque la mort vint le surprendre le 21 juin 1864. Ses obsèques furent célébrées à Porrentruy. Le Jura tout entier pleurait son grand citoyen, et des délégations de tous les districts l'accompagnèrent à sa dernière demeure. Le Grand-Conseil s'était fait représenter par son bureau, auquel s'étaient joints de nombreux députés de tous les partis. Un modeste monument, érigé à côté de celui de Thurmann dans le jardin botanique qu'ils avaient fondé ensemble, rappelle le souvenir de Stockmar aux jeunes générations qui bénéficient aujourd'hui du fruit de ses travaux.

XVI.

Les circonstances n'ont pas permis à Xavier Stockmar de donner toute sa mesure. Il lui a manqué, non pas une plus vaste scène, car l'étendue du territoire n'ajoute rien aux qualités de l'homme d'Etat, mais un milieu plus cohérent et des attaches plus fermes avec le pays qui était devenu sa patrie. La première moitié du 19me siècle a été pour la Suisse une époque de transition, caractérisée par l'instabilité des institutions; le malaise était général, mais il affectait particulièrement le Jura, où régnait un véritable désordre moral. Annexé à l'improviste au canton de Berne, l'Evêché s'était vu traiter comme un pays sujet. Il n'existait pas d'aristocratie locale pour servir d'intermédiaire entre le peuple et le gouvernement, et les relations économiques entre les deux pays réunis étaient nulles. Le régime de 1831 ne sut ni faire l'unité ni concéder au Jura l'autonomie partielle qu'il souhaitait. Les deux populations restèrent étrangères l'une à l'autre, associées en vertu d'un contrat dont la rédaction défectueuse était une source de conflits.

Dans ces conditions, la situation d'un représentant du Jura à Berne était difficile. Obligé parfois de s'associer à des mesures contraires aux intérêts ou simplement aux préjugés de ses compatriotes, il ne pouvait ni les approuver ni les désavouer sans risquer de faire douter de sa sincérité. L'éducation politique des deux races ne facilitait ni les concessions ni les compromis: tandis que les Jurassiens, encore imbus des idées françaises,

attendaient le progrès de l'initiative du gouvernement, les Bernois cherchaient à le réaliser par le fractionnement du pouvoir et le développement des compétences communales. La difficulté de s'entendre se compliquait encore de la différence des langues. S'ils étaient compris de la plupart de leurs collègues, les Jurassiens se trouvaient dépaysés dans un Grand-Conseil où la majorité avait le privilège d'employer le robuste et nerveux dialecte bernois, acccssible à tous, admirable instrument de discussion dans une assemblée composée d'éléments de culture inégale, mais doublement étranger à ceux qui ne savaient que le français. On ne se comprenait que par spproximation. Aussi l'idée de l'unité helvétique avait-elle séduit les Jurassiens, humiliés de leur rôle de Cendrillon au foyer cantonal ; ils étaient tous centralistes d'instinct, et ce fut même leur premier point de contact avec la majorité bernoise, qui avait le même programme.

Dans la première période de sa carrière politique, Stockmar partageait encore toutes les illusions de ses compatriotes ; son tempérament ardent s'accommodait mal de la lenteur bernoise. Ce fut l'origine de ses démêlés avec Neuhaus. Ils avaient été intimement liés pendant dix ans, mais la passion politique mit aux prises leurs deux intransigeances. Stockmar était un homme d'action, tandis que Neuhaus était un philosophe pour qui les affaires publiques étaient un intéressant sujet d'études et de réflexions. Ses vues doctrinaires et le caractère un peu emphatique de son talent l'éloignaient de la démocratie, à laquelle Stockmar était acquis sans réserve Le prétendu complot séparatiste de 1839 servit de prétexte à Neuhaus pour assurer le champ libre à son ambition.

Après 1846, les idées de Stockmar se modifièrent sous l'influence des événements et surtout des faits économiques qui se déroulaient sous ses yeux. Il comprit que l'isolement serait fatsl au Jura, et qu'au lieu de chercher à rendre plus lâches les liens qui l'unissaient à Berne, il fallait au contraire susciter la solidarité entre les deux parties du canton en associant leurs intérêts matériels. Dès lors, l'unité s'imposait. Il l'accepta résolument, tout en s'efforçant de ménager la transition et d'obtenir des solutions honorables pour le Jura. Malgré la confiance qu'il inspirait, l'opinion hésita longtemps à le suivre, et il eut à lutter parfois contre des préventions opiniâtres, comme dans sa courageuse campagne en faveur de l'impôt du revenu. Cependant son

intervention dans la question des chemins de fer fut décisive ; sa persévérance sauva le réseau d'Etat, et une fois les difficultés du début surmontées, ses successeurs n'eurent qu'à achever l'œuvre dans laquelle il voyait avec raison une source de prospérité pour son pays.

Son autorité dans les conseils était considérable, et dûe autant à son éloquence qu'à l'étendue de ses connaissances. La foule l'appréciait plus encore ; la popularité dont il jouissait était extraordinaire. Le peuple l'aimait surtout pour sa bonté, qui s'exerçait envers tous, même envers ses ennemis, et pour son caractère affable et généreux ; il saluait en lui le patriote dont les opinions n'étaient jamais influencées par l'intérêt.

Le trait principal de son caractère était l'absence totale de rancunes personnelles. Passionné, certes, et violent même quand il le fallait pour la défense de ses idées, mais respectant toujours ses adversaires et ne cherchant jamais à les diminuer ni à les avilir. C'est ainsi qu'en 1854 il rendait un hommage public aux grandes qualités de Neuhaus, « en laissant de côté, disait-il, ses erreurs, dont je fus pendant six ans la victime. » En 1839, à l'époque de sa révocation, il prenait ses repas au restaurant en compagnie de M. d'Effinger, qui avait été chargé de l'arrêter en 1831 ; les journaux officieux le lui reprochaient même comme un manque de caractère, tandis que lui ne pouvait comprendre « l'importance attachée par le vulgaire à ces menus incidents de la politique ». Mais ce qui le peint tout entier sous ce rapport, c'est le passage suivant de la lettre intime qu'il adressa en 1848 à Julien Schaller pour l'engager à s'opposer aux mesures de confiscation projetées contre les fauteurs du *Sonderbund :* « Il me semble qu'ayant contribué à votre établissement politique, je partage la responsabilité de vos actes ; s'il y a une seule famille ruinée, je me reprocherai sans cesse d'avoir contribué à son malheur. J'ai été six ans fugitif, j'ai risqué aussi d'être prive de tout. Je sais ce qu'on souffre, moins encore pour soi que pour sa famille. Dans ces jours de peine, au lieu de songer à la vengeance, j'ai juré en moi-même que si jamais le pouvoir m'était rendu, je n'en ferais pas un usage cruel, que surtout je ne permettrais jamais, en poursuivant des ennemis politiques, de les priver de la fortune qui doit passer à leurs enfants. J'accomplis aujourd'hui mon serment. »

L'action qu'il a exercée a été forte et durable ; au dessus des ambitions mesquines et des luttes stériles des partis, il a fait planer l'idée de l'intérêt général, qui exige le concours de toutes les bonnes volontés. Il a montré au Jura que l'unité morale d'un pays lui permet d'aborder de grandes entreprises avec de faibles ressources et de surmonter tous les obstacles qui ne proviennent pas de sa propre inertie. Son œuvre lui survit.

Berne, Juin 1901.

A. J. Stockmar,
ancien conseiller d'Etat.

Publications de X. Stockmar :

1. L'Utilitarisme. Porrentruy, V. Michel. 1853.
2. Quelques mots sur la section de chemin de fer de Bienne à la Neuveville. Porrentruy. 1857.
3. Chemins de fer du Jura. Propositions. Porrentruy. 1858.
4. Pièces officielles conc. la ligne de Bienne à la Nenveville. Porrentruy. 1859.
5. Aux citoyens et aux communes du Jura bernois. Porrentruy. 1859.
6. Rapport et propositions pour le réseau jurassien. Porrentruy. 1859
7. Lettre à la Direction des desséchements et chemins de fer. Porrentruy. 1860.
8. Considérations sur l'Acte de réunion. Porrentrny. 1861.
9. Des impôts dans le canton de Berne. Porrentruy. 1863.
10. Rapport sur la correction des Eaux du Jura, etc. Berne, C. J. Wyss. 1863.
11. De la nomination d'un évêque de Bâle. Berne, J. A. Weingart. 1863.
12. Réseau jurassien. Réunion de Tavannes. Berne. 1864.
13. Propositions du Comité central. Porrentruy. 1864.

*Dans les **Actes** de la **Société jurassiene d'Emulation.***

14. Notice sur des objets d'antiquité celtique déconverts près de Berne 1853. P. 83.
15. Etude du réseau de chemins de fer du Jura. 1862. P. 62.
16. Note sur les chemins de fer du Jura. 1863. P. 51.

Posthumes.

17. La fête de Cœuve le 7 mai 1822. Publié dans la *Tribune du peuple.* 12 octobre 1873.
18. Alexandre Dumas à Berne. — *Id.* 1874. P. 225.
19. Lettres d'Algérie (1840). Publié dans l'Annuaire de la Société de géographie de Berne. 1898.
20. Un projet de colonie suisse en Algérie (1841). Rapports. — Publié dans les *Actes* de la Soc. jur. d'Emulation. 1899.



Albert Immer.

1804—1884.

Albert Heinrich Immer.

1804—1884.

Unter den vielen Männern, welche Zierden der evangelisch-theologischen Fakultät der bernischen Hochschule waren und zugleich einen tiefgehenden, nachhaltigen und segensreichen Einfluß auf das religiöse und kirchliche Leben auch weiterer Kreise übten, sind ganz besonders zwei zu nennen: Samuel Lutz und Albert Immer. Beide waren Professoren mit Leib und Seele, beide durch Begabung und Neigung besonders auf die biblischen Fächer gewiesen; beide hatten sie das ernste Streben, die studierende Jugend nicht nur zu tüchtigen Theologen heranzubilden, sondern auch zu wahren Christen zu erziehen. Beide waren im Ausland wenig bekannt, aber in ihrer Heimat um so höher geschätzt. Der erstere hat schon in Bd. II S. 587 dieser Sammlung eine vorläufige Erwähnung gefunden; dem Andenken des letzteren sind diese Zeilen gewidmet.

Albert Heinrich Immer wurde am 10. August 1804 in Unterseen geboren als das älteste von fünf Kindern des dortigen Pfarrers Abraham Immer von Thun und seiner Gattin Sophie, geb. Gerwer von Bern. An seine ersten Kinderjahre knüpfen sich allerlei freundliche Erinnerungen aus der schönen Gegend, an liebliche Spaziergänge auf dem Höheweg und auf die benachbarten Berge, an eine angenehme Geselligkeit im gebildeten Freundeskreise, ganz besonders aber an das heimelige Pfarrhaus Ringgenberg, wo die genußreichsten Stunden im Garten des freundlichen Großvaters verlebt wurden.

Mit dem Unterricht, den der Vater selber erteilte, fing aber für den Knaben eine schwere, unerfreuliche Zeit an. Der Vater war streng, heftig, kein Erzieher, der Knabe schüchtern, still, nicht eben gelehrig. Seine Leistungen befriedigten des Vaters Erwartungen nicht, und Albert erfuhr darum harte Behandlung, die ihn mit beständiger Angst erfüllte und seine körperliche wie geistige Entwicklung eher hemmte als förderte. Erst der im Jahre 1818 erfolgte Tod des Vaters befreite den Knaben von diesem peinlichen Drucke, der sich wie ein Bann auf das ganze Haus gelegt hatte.

Die Familie siedelte nun nach Thun über, und Immer bezog gleichzeitig das Gymnasium in Bern, im Lateinischen ziemlich gut, im Griechischen mangelhaft vorbereitet, klein und linkisch und darum

anfangs eine Zielscheibe für die Neckereien seiner Mitschüler, die ihn aber seines eisernen Fleißes wegen bald achten und lieben lernten.

Im Jahre 1820 wurde er auf die Akademie befördert, zu früh und unreif, um genügend Schritt halten zu können. Und als dann noch ein schmerzhaftes Fußleiden ihn Monate lang ans Bett und Zimmer fesselte, da fühlte er sich unfähig, seine Studien fortzusetzen. Er zog sich auf den Rat seiner Verwandten nach Gsteig bei Interlaken zurück, wo er unter der tüchtigen Leitung des Pfarrers Ziegler und in freundschaftlicher Verbindung mit dessen Sohne Gottlieb die Lücken seiner Bildung auszufüllen suchte und ein glückliches Jahr verlebte, förderlich in leiblicher und geistiger Beziehung, und welches ihm sein Leben lang in dankbarer Erinnerung geblieben ist.

Dennoch gelang es ihm nicht, das Maturitätsexamen befriedigend zu bestehen, und dieser Mißerfolg traf ihn schwer und entmutigte ihn tief. Und als nun auch seine Mutter und sein Vormund keine Aufmunterung mehr für ihn hatten, ihm vielmehr vorschlugen, das wissenschaftliche Studium mit einem Handwerk zu vertauschen, so glaubte er kein Recht zum Widerspruch zu haben, sondern fügte sich passiv dem Beschlusse.

Er machte nun in Lausanne eine zweijährige Lehrzeit als Buchbinder durch und lernte dabei sehr gut französisch. Ein Aufenthalt in Lyon und eine Wanderung durch das mittägliche Frankreich erweiterten seinen Horizont und boten ihm viel des Interessanten. Später arbeitete er in Zürich, immer in guter Gesellschaft verkehrend und mit seinem Natursinn die schöne Umgebung genießend, bis er sich endlich im Frühjahr 1829 in seiner Vaterstadt Thun niederließ als Inhaber eines kleinen Buchbindergeschäfts, verbunden mit einem bescheidenen Handel mit Schreibmaterialien.

Ein solches Leben konnte aber dem nun doch geweckteren und gereiftern Sinne des bald dreißigjährigen Mannes auf die Dauer nicht genügen. Nur mit halbem Herzen war er bei seinem Berufe, während die andere Hälfte sich mit schöner Litteratur beschäftigte. Er nahm die Meisterwerke der deutschen und ausländischen Dichter mit dem Heißhunger eines solchen in sich auf, dem die Poesie eine ganz neue und verbotene Speise war. Oft geschah es, daß seine Kunden ungebührlich lange warten mußten, weil er ihre Bücher erst selber las, ehe er sie in Arbeit nahm.

Besonders war es Göthes „Wahrheit und Dichtung", was in Immer eine Ahnung von der idealen Bedeutung des menschlichen Lebens aufsteigen ließ. Daß das seinige bisher dieser Bedeutung

ermangelt habe, ward ihm immer schmerzlicher klar. Sein Leben erschien ihm vor allem auch darum als ungenügend, ja als völlig verfehlt, weil er, wie er selber sagt, keinen Frieden mit Gott hatte. Viel hatte man an ihm gefehlt; aber eben so viel oder noch mehr glaubte er selber an sich gefehlt und verschuldet zu haben. Er arbeitete sich in eine eigentlich selbstquälerische Stimmung hinein, die ihn an den Rand der Verzweiflung führte. Nur das Eine war ihm klar, daß es vor allem in ihm anders werden müsse, aber wie — davon hatte er keine Ahnung. Auch die Predigten, die er in Thun zu hören bekam, ließen ihn in der Hauptsache ohne Aufschluß und der Genuß des heil. Abendmahls ohne Frieden.

Da kam die Osterzeit 1833 heran. Immer legte sich selber eine schriftliche Generalbeichte ab und fühlte sich schon dadurch wesentlich erleichtert. Dann kam durch die Osterpredigt seines Freundes Anneler und durch den Genuß des heil. Abendmahls eine so freudige Stimmung über ihn, wie er sie noch nie empfunden hatte. Er fühlte sich nun mit Gott versöhnt, erkannte aber auch, daß das Versöhntsein mit Gott auf etwas ganz anderem beruhe als auf einer gemachten Stimmung oder auf einem äußerlichen Glauben an die Lehren der Kirche.

Bald erwachte in ihm das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und gleichzeitig verlautete in immer weiteren Kreisen die Kunde von der merkwürdigen Veränderung, die mit dem Buchbinder Immer vor sich gegangen sei. Die ziemlich stark methodistisch-pietistische Gemeinde in Thun, an deren Spitze der Regierungsstatthalter Monnard und sein Hauslehrer von Goumoëns stand, glaubte ihn schon als Einen der Ihrigen in Anspruch nehmen zu können. Aber sie hatten sich verrechnet. Immers Erweckung war weder durch kirchliche noch durch pietistische oder methodistische Einflüsse zu Stande gekommen, sondern er selber führte sie auf die unmittelbare Einwirkung des göttlichen Geistes in seinem Innern zurück.

Ein klares Bewußtsein von seinem neuen Stande und von dem Geistesleben, das sich daraus entwickeln sollte, war es nun vor allem, was er suchte. Mit diesem Anliegen wandte er sich wiederum an Anneler, aus dessen Predigten er den Schluß ziehen durfte, daß er ihn verstehen werde. Immer hatte sich auch nicht getäuscht. Als begeisterter Schüler Schleiermachers teilte ihm sein Freund dessen „Reden über die Religion" und „Monologe" mit, in denen er ganz seine innersten Gedanken und Gefühle wiederfand, nur unendlich viel besser und klarer ausgesprochen, als sie in ihm selber lebten. Auch in der Folge nahm er bei allen Anfechtungen von außen und innen

seine Zuflucht zu dem bewährten Freunde, bis er sich in seinem neuen Stande sicher zurecht fand und festen Fuß darin faßte.

Wenn je bei einem Menschen, so bewährte sich bei Immer die alte Erfahrung, daß die Erlebnisse der Jugend für das ganze Leben bestimmend bleiben. Als Erbteil aus seiner freudlosen Kindheit behielt er zeitlebens einen gewissen schüchternen Zug, ein linkisches und unbeholfenes Wesen, ja einen unverkennbaren Mangel an Selbstvertrauen in seinem äußeren Auftreten. In der Seelsorge und überhaupt im Verkehr mit den Leuten trat ihm diese Naturanlage vielfach hindernd in den Weg, und verließ ihn nur auf der Kanzel und später auf dem Katheder, wo er sich ganz und voll in seinem Berufe wußte. Die schweren Kämpfe seiner Jünglings- und ersten Mannesjahre aber ließen ihn innerlich zu jener „Nathanaelsseele in der Theologie" heranreifen, der ihr ganzer Beruf zum Gottesdienste wurde. Da gewann er jene Festigkeit der religiösen Ueberzeugung, die weder äußerer noch spekulativer Stützen bedurfte, die aber auch durch keine Kritik erschüttert werden konnte, und die ihn in den Stand setzte, seine zugleich fromme und freie Theologie nach rechts und links siegreich zur Geltung zu bringen.

Denn die innere Erfahrung der beiden letzten Jahre sollte bald auch eine äußere Wendung von Immers Schicksal zur Folge haben. Bei einem geschäftlichen Besuche in Bern zu Ende Novembers 1834 wurde er von Friedrich Zyro, dem Professor der praktischen Theologie an der neu gestifteten Universität, angefragt, ob er sich nicht entschließen könnte, Theologie zu studieren. Diese Aussicht machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Er verhehlte sich nicht die großen Hindernisse, die besonders in seiner mangelhaften Vorbildung und in einer zehnjährigen Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Studien lagen. Aber je mehr er das Für und Wider gegen einander abwog, um so fester wurde sein Entschluß. Endlich siegte er ganz, und sofort machte sich der dreißigjährige angehende Studiosus der Theologie an die Vorbereitung auf das Maturitätsexamen. Allein die beständige Teilung des Interesses zwischen seinem Beruf und dem erwählten Studium wurde ihm auf die Dauer unerträglich, so daß er die Buchbinderei aufgab und nunmehr bleibend nach Bern übersiedelte. Es gab jedoch mehr zu thun, als er sich träumen ließ, und da sein Herzenswunsch ihm keine Ruhe ließ und keine Zeit zu versäumen war, so meldete sich Immer frischweg zur Immatrikulation.

Aus der alten Akademie war mittlerweile eine Universität geworden. Eine Reihe tüchtiger Kräfte war von auswärts wie an

die andern Fakultäten, so auch an die theologische berufen worden. Als Sterne erster Größe wirkten nun Samuel Lutz und Matthias Schneckenburger, daneben aber auch in anregender und fruchtbarer Weise K. L. Hundeshagen, E. Gelpke, F. Zyro und als Dozent G. Studer. Besonders eng schloß Immer sich an Lutz an, einen Mann von ebenso unbeugsamer Charakterfestigkeit wie von intensiver, durch keine traditionelle und dogmatische Schablone beengter Energie des Denkens und Forschens, verbunden mit einer tiefen und ernsten Frömmigkeit. Er ist denn auch der eigentliche Führer wie der ganzen älteren bernischen Theologengeneration, so auch unseres Immer geworden, der ihm später in seinem 1861 gehaltenen Vortrage „Samuel Lutz als Lehrer und Prediger“ ein, beide geistesverwandte Männer, gleich sehr ehrendes Denkmal gesetzt hat.

Wie angestrengt seine Studien sein mußten, ergiebt sich daraus, daß er ja neben der theologischen Arbeit auch noch das Maturitätsexamen nachholen mußte, das ihm zwar bei der Immatrikulation erlassen worden, ohne das er aber zu keiner theologischen Prüfung Zutritt hatte. Aber mit eisernem Fleiße überwand er alle Schwierigkeiten, die vielleicht jeden andern zurückgeschreckt hätten. So war denn auch das Resultat des zehntägigen Examens das, daß er „zu seiner eigenen Überraschung“ unter elf Kandidaten als der erste befördert wurde. Am 9. September 1838 fand die Konsekration statt, die aber zu seinem großen Bedauern nicht von Lutz, sondern von Zyro gehalten wurde.

Daß ein Mann von Immers Alter sich nicht mehr an allen Thorheiten des Studentenlebens beteiligte, sondern dieses mehr von seiner idealen Seite auffaßte, wird wohl niemanden verwundern. Dennoch schloß er sich nicht gänzlich ab, sondern trat dem etwa zwanzig Jahre früher gegründeten Zofingerverein bei; und welche Achtung ihm auch hier entgegengebracht wurde, zeigt die Thatsache, daß er am 5. März 1838 die Gedächtnisrede zur vierzigjährigen Feier des „Übergangs“ zu halten hatte.

Und fragen wir nun, welche Frucht Immer aus seiner Studienzeit ins praktische Leben hinausgenommen habe, so ist es vor allem die innige Verbindung einer tiefen, lebendigen Frömmigkeit mit einer tüchtigen wissenschaftlichen Ausrüstung und einem rastlosen Streben und Forschen nach Wahrheit. Diese Verbindung war es, die ihn recht eigentlich zum berufenen Führer der sog. „Vermittlungstheologie“ prädestinierte, indem sie ihn in den Stand setzte, mancherlei Gaben in dem einen Geiste anzuerkennen. Dazu fand er vielfach Gelegenheit, indem schon damals die Spaltung sich vorbereitete, die später seine

36

Promotion und die ganze bernische Kirche zerklüftete, und die ihm auch persönlich in den fünfziger und sechsziger Jahren so viel zu schaffen machte. Aber die von ihm zu beobachtende Haltung konnte ihm keinen Augenblick zweifelhaft sein. „Je mehr ich durch die Wahrnehmung mich erhoben fühlte", schreibt er in seinen Erinnerungen, „wie namentlich in Lutz die freieste Forschung mit der innigsten „Frömmigkeit verbunden war, desto weniger konnte ich mit einer „engherzigen Richtung sympathisieren."

Seine ersten Amtsjahre verlebte Immer in Burgdorf als Vikar des Pfarrers G. J. Kuhn, des bekannten bernischen Dichters und Kirchenhistorikers (s. seine Biographie in dieser Sammlung I, 455—472). Bereiteten ihm auch anfangs sein Mangel an praktischer Gewandtheit und Menschenkenntnis (die nie seine starke Seite war) besonders in der Seelsorge mancherlei Schwierigkeiten, so erkannten doch bald erst einzelne Kreise und dann die ganze Gemeinde, was sie an ihrem neuen Prediger hatten. Zu seiner eigenen Fortbildung aber trug ein Kreis von bedeutenden Männern und Frauen, an deren Spitze der greise Pfarrer selber stand, nicht wenig bei. Da war A. v. Greyerz, der zweite Prediger, mit seiner geistreichen, aber etwas überspannten Frau, der spätere Professor der Philosophie Fr. Ris, die Pädagogen Langethal und Fröbel, der Turnvater Spieß, die Familie Schnell, zu welcher auch der nachherige Landammann Blösch gehörte, und endlich Immers spätere, ihm geistig ebenbürtige Gemahlin Julie Kienast, deren erste Bekanntschaft er damals machte.

Dieser Zeit jugendlicher Berufsfreudigkeit aber folgte bald eine andere. In wenigen Universitätsstädten ist wohl so gut wie in Bern durch Reisestipendien für die weitere Ausbildung der jungen Theologen, die nur der Vergleich der Heimat mit dem Auslande bieten kann, gesorgt. Auch Immer ward ein solches Stipendium zu teil, das ihm ein nachträgliches Studienjahr in Deutschland ermöglichte.

Das Ziel seiner Reise war Berlin, wo im Jahre 1840 die beiden großen Lichter, Schleiermacher und Hegel, für diese Erde freilich längst untergegangen waren, aber in Männern wie Marheineke, Vatke u. a. immer noch aufs lebendigste fortwirkten. Es ist nun merkwürdig, wie wenig glücklich sich Immer in Berlin fühlte trotz der Fülle neuer Anregungen, die sich ihm überall aufdrängte. Es war, wie wenn zwei Seelen in ihm wohnten, die sich von einander trennen wollten. Auf der einen Seite ergriff ihn die Sehnsucht nach dem stillen Burgdorf, dem Ort seiner ersten Liebe und der dortigen gesegneten Wirksamkeit, mit immer neuer Macht. Anderseits wurde er gerade durch die damit verbundene und durch sein gesellschaftliches Un=

geschick wohl noch vermehrte Isolierung mit doppeltem Eifer in das Studium wissenschaftlicher Probleme hineingetrieben. Es erging ihm dabei, wie es schon so Vielen ergangen ist: er fühlte sich bald so tief in die Netze der Hegelschen Philosophie eingesponnen, daß er kaum mehr in anderen Formen zu denken vermochte. Erst später vermochte er sich von dem System als solchem los zu machen und nur die Methode, die philosophische Schulung als das eigentlich fruchtbare daran beizubehalten.

Das Bonner Sommersemester, das dem Berliner Winter folgte, stand mit diesem in fühlbarem Kontrast. Hatten hier die Studien Immers ganze Zeit ausgefüllt, so überließ er sich in der schönen Stadt am Rheine rückhaltlos dem Genusse der Natur und belegte von Kollegien nur das unerläßlichste. So sehr ihn der Kunsthistoriker Welcker anzog, so wenig befriedigte ihn K. J. Nitzsch, der unter den Theologen den größten Einfluß hatte, da sein ganzes Wesen doch gar zu sehr mit der klaren und nüchternen, wenn auch kühlen Art kontrastierte, an die Immer von Berlin her gewöhnt war. Immerhin hatte er dem ehrwürdigen Manne zweierlei zu verdanken, wenn es ihm auch erst später klar zum Bewußtsein kam: die Einsicht in die enge Zusammengehörigkeit des Religiösen und des Sittlichen und in die Wechselwirkung zwischen Theologie und Kirche, die Nitzsch von Schleiermacher ererbt hatte.

Mit Immers Aufenthalt in Bonn war auch seine Ferienzeit abgelaufen, und mit einer reichen Ernte von neuen Anregungen kehrte er wieder in sein stilles Burgdorf zurück, nach dem er sich auch im geräuschvollen Leben der deutschen Großstadt immer gesehnt hatte. Obschon ihm der Übergang in diese viel engeren Verhältnisse nicht leicht wurde, warf er sich doch mit Liebe und Eifer von neuem in seine amtliche Thätigkeit, indem er seiner Gemeinde nicht nur in Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge sein Bestes bot, sondern auch in Bibelstunden und öffentlichen Vorträgen die Früchte seiner Studien verwertete. Seine hingebende Thätigkeit wurde auch dankbar anerkannt, und viele seiner Schüler und Zuhörer gedachten noch im Alter mit Freuden der von ihm empfangenen Anregungen.

Allein trotz dieser sein Herz und seine Zeit vollständig ausfüllenden Wirksamkeit sehnte sich der nicht mehr junge Mann nachgerade nach einem eigenen, selbständigen Arbeitsfelde, zumal da er sich mittlerweile mit Frl. Julie Kienast, von Aarau und Zürich, verlobt hatte. Nach einer ganzen Reihe vergeblicher Versuche, irgendwo anzukommen, wurde er auf die Pfarrei Büren gewählt. Im Spätherbst 1845 bezog er seinen neuen Posten, nachdem er sich kurz vorher verheiratet hatte.

Der Empfang, den Immer in Büren fand, war trotz der lakonischen Empfehlung von Stadtschreiber Schnell in Burgdorf: „Wenn „ihr Verstand habt, so werdet ihr euern Pfarrer zu schätzen wissen", ein ziemlich kühler. Die Zeit hatte aber auch Ereignisse in fast ununterbrochener Folge gebracht, welche die Gemüter ungleich stärker aufregten als selbst eine Pfarrwahl. Und am größten mußte die Aufregung in dem kleinen Landstädtchen sein, wo man gegenseitig am engsten aufeinander angewiesen war und die Gegensätze also auch am heftigsten auseinander platzten. Diese Ereignisse waren im Schweizerlande der Sonderbundskrieg, im Kanton auf politischem Boden der Sturz der alt liberalen Regierung der Dreißigerjahre (Neuhaus-Schnell) durch das radikale Regiment Jakob Stämpflis und gleichzeitig in der Kirche der die Gemüter nicht weniger aufregende Zellerhandel. An allen diesen Bewegungen nahm Immer, wie damals jeder gute Patriot, den lebendigsten Anteil, ohne sich dabei zur offenen Parteinahme für die eine oder andere der kämpfenden Richtungen hinreißen zu lassen. Am nächsten lag ihm selbstverständlich der Streit um Berufung oder Nichtberufung des jungen Privatdozenten Ed. Zeller aus Tübingen auf den Lehrstuhl der Dogmatik an der Universität Bern, dessen eigentlicher Hintergrund hüben und drüben nicht sowohl ein religiöser oder theologischer, als vielmehr ein politischer war. Zellers Freunden war es darum zu thun, eine Persönlichkeit zu finden, welche dazu zu helfen fähig und geneigt war, auch die Kirche nach und nach ihren Zwecken dienstbar zu machen, während die Gegner Zellers seine Berufung dem kirchlichen Volke gegenüber als Vorwand zum Sturze der Regierung zu benutzen gedachten. Es ist bekannt, wie die Einen sowohl als die Andern sich in ihm getäuscht sahen, indem er sich seinen Freunden durchaus nicht so wie sie es wünschten zur Verfügung stellte, während diejenigen unter seinen Gegnern, die sich vom Fanatismus nicht ganz hatten verblenden lassen, seinen offenen und geraden Charakter hoch schätzen lernten.

In den öffentlichen Streit hat sich Immer auch hier nicht eingemischt; aber seiner und vieler jüngeren Gesinnungsgenossen Gewissensüberzeugung hat er in einem Schreiben Ausdruck gegeben, das, mit den betreffenden Unterschriften bedeckt, als Immediateingabe der Kantonssynode vorgelegt werden sollte. Immers plötzliche Erkrankung vereitelte den Plan, und die Eingabe unterblieb. Sie hätte an dem Ausgang des Handels auch nicht viel zu ändern vermocht; aber das Audiatur et altera pars wäre doch gewahrt geblieben. Die Hauptgedanken des Schreibens waren folgende: Immer giebt zu, daß das Heil unserer Kirche und der Glaube der Christengemeinde hohe Güter

seien, und daß der Zusammenhang zwischen der Theologie und der Kirche müsse festgehalten werden; ja er giebt zu, daß Zellers Ansichten von den Studierenden leicht als fertige Resultate ohne eigene Prüfung könnten aufgenommen werden. Man müsse aber wohl unterscheiden zwischen dem Prinzip des Christentums und seiner jeweiligen Form; nur die letztere, nicht aber das erstere greife Zeller an. Niemand sei ferner weiter davon entfernt, ein blindes Schwören auf seine Worte zu fordern als Zeller; auch seien ja noch anders gerichtete Lehrer da, so daß niemand gezwungen sei, sich an Zeller anzuschließen. Übrigens haben sich auch unter Lutz und Schneckenburger verschiedene Richtungen geltend gemacht. „Nur darauf", so schließt er, „kömmt Alles an: „1. daß dem Volke nicht ein Festhalten an äußeren Formen und „Satzungen als seligmachender Glaube dargereicht und eingeschärft „werde, und 2. daß den Studierenden der Theologie der gewissenhafteste Ernst zur Pflicht gemacht werde, womit eine freie Wissenschaft „gar wohl bestehen kann. Geschieht dies, so wird Zellers Berufung „weder unserer Hochschule noch unserer Kirche verderblich sein; geschieht es aber nicht, und kann es nicht geschehen, so ist etwas „ganz anderes als Zellers Berufung an dem wachsenden Unglauben „und an der Entsittlichung der Studierenden Schuld."

Diese aufregenden Kämpfe waren allerdings nicht geeignet, Immer die Arbeit an seiner Gemeinde zu erleichtern, der er das Zeugnis geben mußte, daß unter einer geistig aufgeweckten, aber tieferen religiöser Empfänglichkeit entbehrenden Oberfläche ein unendlich zäher Bodensatz von Selbstgerechtigkeit sich finde. Dennoch gelang es Immer im Zeitraum von drei kurzen Jahren, sich auch auf diesem verhältnismäßig wenig günstigen Boden, wo die ihm so unsympathische Halbbildung sich ganz besonders breit machte, eine empfängliche und anhängliche Gemeinde zu sammeln. Ein schwerer Schlag traf ihn und die ganze Familie durch den tragischen Tod seines Bruders Karl Friedrich, der, erst kurze Zeit vorher mit seltener Einstimmigkeit in die Regierung gewählt, auf seiner ersten Inspektionsreise bei einem Gasthofbrande in Dachsfelden ums Leben kam (s. über ihn S. 37 ff. dieses Bandes der Samml. B. Biogr.).[1]

[1]) Zur Ergänzung der im wesentlichen vollständigen Biographie des Regierungsrats K. Fr. Immer von Herrn Oberl. Sterchi möge noch folgendes dienen, das wir z. T. den Mitteilungen des Herrn Prof. Dr. E. Blösch aus dem Tagebuche seines Vaters verdanken. Obschon Immer aus seiner liberalen Gesinnung kein Hehl machte, so wird er doch von der Tagespresse aller Parteien als eines der wackersten und tüchtigsten Mitglieder der 1846er Regierung bezeichnet. Dem entspricht auch das Zutrauen, das ihm bei der Wahl entgegengebracht wurde, indem er am 28. August im ersten Wahlgang mit

So freundlich sich aber seine Wirksamkeit nach und nach in Büren gestaltete — Immer konnte doch sein liebes Burgdorf nie vergessen, und er betrachtete jenes immer nur als eine Zwischenstation, bis ein bestimmter anderer Ruf an ihn erginge.

Dies geschah denn auch im Jahre 1849, freilich in anderer Weise, als der bescheidene Landpfarrer es erwartet hatte. Schon vorher war er zum Direktor des Lehrerinnenseminars in Hindelbank gewünscht worden; der Plan zerschlug sich aber. Als nun im genannten Jahre Zeller eine Berufung nach Marburg annahm, da fiel die Wahl eines Nachfolgers auf unsern Immer. Darüber eher Bestürzung als Freude im Pfarrhause zu Büren; denn es schien fast unmöglich, sich bis Ostern 1850 auf eine Lehrstelle vorzubereiten, welche außer der ganzen neutestamentlichen Wissenschaft auch noch Dogmatik und Dogmengeschichte umfaßte. Zudem war damals die Gesamtlage der bern. Hochschule und besonders der theologischen Fakultät eine sehr prekäre; ja es war vorübergehend sogar von ihrer Aufhebung die Rede. Endlich waren eine ganze Reihe der tüchtigsten Kräfte teils fortgezogen, teils gestorben, so daß die Hauptfächer fast sämtlich auf Immers Schultern ruhten. Trotz dieser äußeren und inneren Schwierigkeiten war die erste Ratlosigkeit bald überwunden und mit dem Programm, die Studierenden auf einen Standpunkt zu führen, wo sie mit gutem Gewissen wissenschaftlich denken und erbaulich predigen können, trat er nach Ostern 1850 seine Professur an.

Wohl selten ist nun aber auch das Urteil der Urteilsfähigen über den Erfolg einer akademischen Thätigkeit ein so einstimmig günstiges gewesen. Seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und Mitteilungsgabe,

der größten Stimmenzahl (140 von 199) aus der Urne hervorging, obschon er sich vorher am politischen Leben niemals aktiv beteiligt hatte. Nach kurzem amtlichem Besuche in Thun führte ihn seine erste Inspektionsreise nach Biel, wo er die dortigen Neubauten und die Ausbesserungen am Kanal besichtigte, und abends weiter nach Dachsfelden. Dort brach in dem Gasthause zur Krone, dessen oberste Zimmer er bewohnte, um Mitternacht Feuer aus. „Schon wüteten die Flammen furchtbar, als Immer, von den Anstrengungen „der Reise müde, erwachte. Umgeben von der Gefahr, sah man ihn am Fenster erscheinen „und forderte ihn zum Sprunge auf ein bereit gehaltenes Tuch auf. Wahrscheinlich „wollte er noch seine vielen Pläne und Vorarbeiten retten, denn er kehrte um und — „kam nicht wieder.“ Die Bestürzung über das tragische Schicksal und den Verlust Immers war groß und allgemein. Der Regierungsrat ordnete feierliche Beisetzung an; Regierungsstatthalter und Gerichtspräsident von Münster brachten Immers Asche in einem Kindersarge nach Bern, wo auf Wunsch der Familie die Beerdigung stattfand, unter großartiger Beteiligung. Von Immer giebt es ein lithographiertes Bild, das offene, markierte und intelligente Züge zeigt und die bezeichnende Devise trägt:

„Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
„Mach' es nur Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm.“

seine klare und konsequente Methode, seine nach den Aufregungen der letzten Jahre doppelt wohlthätig wirkende, versöhnliche Richtung und endlich seine ganze Theologie, die bei entschiedenstem Festhalten an den Forderungen strengster Wissenschaftlichkeit, weil durchweg auf das Positive gehend, doch auch denjenigen des Glaubens gerecht zu werden suchte — das alles machte ihn zu dem Manne, wie ihn die Kirche jener Tage an dieser Stelle brauchte. Dadurch wurde er der verehrte Lehrer der gesamten bernischen Geistlichkeit und orthodoxe wie liberale Geistliche nicht nur, sondern auch manche Prediger außerkirchlicher Gemeinschaften setzten sich gern zu seinen Füßen und gedachten seiner später mit gleicher Dankbarkeit.

Immers ganze Zeit war von nun an der Vorbereitung auf seine Vorlesungen gewidmet; am öffentlichen Leben beteiligte er sich nur, soweit es seine Bürgerpflicht verlangte. Wie ernst und gründlich er es aber mit jeder einzelnen Aufgabe nahm, das beweist seine wenigstens viermal überarbeitete Apologetik, und auch da noch konnte er sich trotz einer von allen seinen Schülern unterzeichneten Petition zu ihrer Herausgabe nicht entschließen. Nie that er sich genug. Trotz seines ohnehin schon außerordentlich ausgedehnten Pensums, erweiterte er dasselbe noch freiwillig, indem er auch eine Reihe von Nebenfächern oder brennenden Fragen in den Kreis seiner Vorträge hereinzog, z. B. über „Reich Gottes und Kirche", „Geschichte und Wesen des Methodismus" u. a. In Bern waren in früherer Zeit die Professoren der Theologie verpflichtet, jährlich wenigstens viermal auf den Kanzeln der Stadt zu predigen. Während sich aber manche von ihnen dieser Verpflichtung so viel als möglich entzogen, war es für Immer ein eigentliches Bedürfnis, von Zeit zu Zeit nicht nur vor den Studenten seine wissenschaftliche Überzeugung, sondern auch vor der Gemeinde seinen Glauben zu vertreten. Seine Predigten wurden gern gehört und fanden trotz ihrer Schlichtheit und Einfachheit großen Anklang, indem jeder, dem es bei einer Predigt um mehr als die hergebrachten Phrasen zu thun war, seine lautere Gesinnung, seinen aufrichtigen Wahrheitssinn, seine innige Herzensfrömmigkeit heraushörte. Besonders für seine Schüler war es jedesmal ein Fest, wenn Immer die Kanzel bestieg.

Bei dem großen Umfang seiner Amtspflichten, zu denen noch während einer Reihe von Jahren der Religionsunterricht am Gymnasium und dreimal die Führung des Rektorats kam, darf man sich nicht verwundern, daß Immer nebenbei nicht auch noch als Schriftsteller im großen Stil auftreten konnte. Im Gegenteil müssen wir uns wundern über die stattliche Zahl kleinerer Arbeiten, die aus seiner

Werkstatt hervorgingen und die sämtlich wahre Kabinetsstücke sorgfältiger und feiner Ausführung sind. Es waren teils solche, welche ihm seine amtliche Stellung auferlegte, oder die als Nebengewinn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit abfielen, teils öffentliche Vorträge vor einem gemischten Publikum; denn Immer war auch ein beliebter und stets gern gehörter Conférencier. Zu den ersteren gehören, um nur die im Druck erschienenen zu nennen, seine Rektoratsrede von 1852: „Haben wir eine eidgenössische Hochschule zu wünschen?", sein Referat an der schweizerischen Predigergesellschaft in Zürich über die Ursachen des religiösen Aufschwungs im verflossenen Jahrhundert, sowie dasjenige „über Bernische Kirchenverfassung" am kantonalen Pfarrverein, und das kleine Schriftchen über den „Konflikt zwischen „Staatskirchentum und methodistischem Dissentertum". Zu den letzteren die Vorträge über „Schleiermacher als religiöser Charakter", „Die „johanneische Apokalypse", „Das Gewissen, seine Gesundheit und Krank„heit", „Der Unsterblichkeitsglaube im Lichte der Geschichte und der „gegenwärtigen Wissenschaft", und „Die Geschichtsquellen des Lebens „Jesu". Als religiöser Traktat im besten Sinne des Wortes darf endlich die kleine Biographie von John Bunyan, dem Verfasser des in England noch heute sehr geschätzten Erbauungsbuches « the pilgrims progress » nicht vergessen werden.

Doch nur zu bald sollte dieses stille und fruchtbare Gelehrtenleben durch heftige Anfechtungen und Konflikte von rechts und links, und zwar ohne alle direkte Veranlassung von Immers Seite, in unliebsamer Weise unterbrochen werden.

Es war ja von vornherein nicht zu erwarten, daß die gespannten Verhältnisse, wie sie namentlich seit dem Zellerhandel auch in der bernischen Kirche bestanden, durch Immers Berufung und Wirken eine sofortige Lösung finden würden. Noch unter dem Schrecken über die Tendenzen und Ereignisse des „tollen Jahres" suchte die eine Partei im Protestantismus wie im Katholizismus das Heil der Kirche im unentwegten Festhalten an der Tradition und im Mißtrauen gegen alle Versuche, dieselbe nach den Bedürfnissen der Zeit fortzubilden. Sowohl durch seine vermittelnde Richtung, welche diesen Leuten als ein Vermitteln zwischen „Christus und Belial" erschien, wie als Vertreter der Exegese und der Dogmatik an der Universität war Immer die gegebene Zielscheibe der Angriffe auf jede freiere theologische Wissenschaft, die ohne weiteres als Unglaube gebrandmarkt wurde.

Von dieser Seite gingen zuerst die Anfechtungen aus, in deren Mittelpunkt Immer ein volles Jahrzehnt stand. Den Anstoß gaben mehrere Mitglieder des niedersimmenthalischen Pfarrvereins, die, ohne

Schüler Immers zu sein und also seine Theologie genauer zu kennen, die Ansicht gewonnen hatten, die Theologie werde in Bern nicht im evangelischen, d. h. kirchlich orthodoxen Sinne gelehrt. Sie hatten daher an den Synodalausschuß das Ansuchen gerichtet, es möchte bei der Regierung auf Anstellung eines „gläubigen Professors“ hingewirkt werden. Das wurde nun freilich verweigert, da der Beweis für jenen Vorwurf gegen die Fakultät nicht erbracht sei. Die Forderung eines „gläubigen Professors“ blieb aber fort und fort das Ceterum censeo dieser Richtung, bis ihm endlich im Jahre 1878 durch Anstellung von Prof. S. Oettli entsprochen wurde. Immer hielt mit der Mehrheit der Professoren daran fest, daß zwar eine Vermehrung der Lehrkräfte sehr zu wünschen sei, daß aber die Fakultät einer solchen so lange nicht beistimmen könne, als jene Forderung den Sinn habe, die gegenwärtige Fakultät als „unevangelisch“, d. h. als ungläubig hinzustellen. Ferner sei darauf zu halten, daß nur einer wissenschaftlich anerkannt tüchtigen und zwar wo möglich einheimischen Kraft der Zutritt gestattet werde. Der Wahl des Prof. Oettli wurden nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Noch einmal erregte die Doktorierung von Immers Freund, Prof. A. Biedermann, die Geister, der als das wissenschaftliche Haupt der sog. Zeitstimmen- oder späteren Reform-Partei und Theologie bei den sog. Positiven im übelsten Geruche stand. Umsonst hatte man gleichzeitig auch dem positiven Prof. Bungener in Genf dieselbe Ehre erwiesen, umsonst geltend gemacht, daß die Verleihung des Doktortitels nur die Anerkennung der wissenschaftlichen Tüchtigkeit eines Gelehrten, nicht aber Zustimmung zu seinen Resultaten in sich schließe. Die Sache wurde fortwährend so dargestellt, daß das Publikum nicht nur glauben mußte, „die freie Theologie müsse notwendig ungläubig“ und „die gläubige notwendig unfrei sein“, sondern auch, die so charakterisierte freie Theologie sei die der Berner Hochschule. Daß dies jedoch nicht zutreffe, das bewies Immer wenigstens für seine Person in dem Schriftchen: „Was wir glauben und lehren“ an einigen der wichtigsten Lehren, womit er zwar seine Gegner kaum bekehrte, aber doch so viel erreichte, daß wenigstens Herr Archidiakon Baggesen in Bern ihm erklärte, obige Darstellung der freien Theologie passe nicht auf ihn.

Daß die Gegenpartei nicht auch bei der konservativen Regierung wirksame Sympathie fand, die für Immer leicht hätte verhängnisvoll werden können, das hatte er hauptsächlich dem trefflichen Blösch zu verdanken, der bei abweichenden Ansichten in vielen Fragen doch mit unwandelbarer Freundschaft seine schützende Hand über ihn hielt. Immer hat seine Dankesschuld nach dem Tode des Freundes in einem

warmen Nachruf abgetragen, der unter dem Titel „Ein bernischer Staatsmann“ in den Gelzerschen Monatsblättern, Jahrgang 1866, erschienen ist. In diese für Immer äußerst aufregende Zeit trat als ein Lichtblick die von Basel aus ihm verliehene Doktorwürde, welcher bald diejenige der philosophischen Fakultät von Bern folgte.

Aber bald erhoben sich neue Streitigkeiten von der andern Seite, die besonders den „Leitfaden für den Unterricht in der heil. Schrift“ von Eduard Langhans, Vikar und Seminarlehrer in Münchenbuchsee, zum Gegenstande hatten und daher kurz „Leitfadenstreit“ genannt wurden. Es kann ja nicht wunder nehmen, daß angesichts des strammen Auftretens der kirchlichen Rechten auch die Freunde der neuern Theologie sich zusammenthaten, um ihre Überzeugungen zu verfechten und zur Geltung zu bringen. Immer schloß sich nicht an, sondern verhielt sich abwartend, wie er damals auch der Vereinigung der Vermittler, der „Theologisch-kirchlichen Gesellschaft“, noch ferne blieb. Hatte er doch das Gefühl für alle da zu sein, wie er denn unter allen Richtungen seine treuen Schüler hatte. Deshalb wollte er nicht durch einseitige Parteinahme für die Einen, die Andern sich und einem gesunden Christentum entfremden. Auch war ihm alles tumultuarische und agitatorische Treiben, das mit dem Parteiwesen fast immer verknüpft ist, in tiefster Seele zuwider; und endlich konnte er wohl mit den meisten *Geistlichen* sympathisieren, die sich dem „Reformverein“ anschlossen, nicht aber mit einer ganzen Zahl von *Laien*, die zwar in der Negation mitgingen, von dem Positiven aber, das man anerkannte oder erstrebte, nichts wissen wollten.

In den Streit der Parteien wurde Immer erst hineingezogen durch sein Votum in den denkwürdigen Verhandlungen der Kantonssynode des Jahres 1867. Er betonte auf der einen Seite das Recht der freien historischen Forschung, auch wo sie sich auf die Urkunden des alten und neuen Testaments erstreckt, mit aller Entschiedenheit. Von freier Wissenschaft könne aber nur Leuten gegenüber die Rede sein, welche in die Prinzipien und die Methode der Wissenschaft eingeweiht seien und die in einem festen innern religiösen und sittlichen Halt die Garantie bieten, daß sie zur Freiheit reif seien, nicht aber bei 16—18jährigen Bürschchen, von denen weder das eine noch das andere zu erwarten sei. Darum vermißt er in dem Buche die pädagogische Weisheit, die es versäume, sich dem Bildungsstande der Schüler anzupassen und ihnen Resultate vortrage, die zum teil sehr fraglich und deren Gründe sie zu prüfen außer stande seien.

Dieses Votum befriedigte weder nach rechts noch nach links. Auf der einen Seite konnte man ihm die erste, auf der andern die zweite

These nicht verzeihen. Man spottete über den „Vermittler", der wohl alle Thatsachen in Betracht ziehe, aber nicht den Mut habe, die Konsequenzen zu ziehen. Auf diesen Vorwurf antwortete er: „Einen Ver„mittlungstheologen nennt man mich! Versteht man darunter einen „solchen, der durch alle Gegensätze hindurch unbeirrt den Weg der „Wahrheit geht und dadurch zufällig zwischen zwei Extreme zu stehen „kommt, so bin ich ein Vermittlungstheolog! Versteht man aber „darunter einen solchen, der einem grundsatz- und charakterlosen Kom„promiß zwischen den herrschenden Systemen huldigt, so bin ich es „nicht!" Diese Verhandlungen mit ihren Folgen weckten endlich in ihm das Bedürfnis, sich der Richtung offen anzuschließen, die ohne Parteiparole und Parteizwang obige Grundsätze längst zu den ihrigen gemacht hatte und in der er seine liebsten Freunde und treusten Schüler fand: der theologisch-kirchlichen Gesellschaft des Kantons Bern. Als ihr Mitglied beteiligte er sich im Jahre 1874 an der Bewegung zu gunsten des neuen Kirchengesetzes und setzte mit Freuden seinen Namen unter die von ihr ausgehende „Erklärung der 42", welche demselben zu seinem glänzenden Siege verhalf.

Auf diese Zeiten angreifender Kämpfe folgten nun für Immer wohlthuende Zeiten der Ruhe und des Friedens, nur getrübt durch die sich allmählich einstellenden Gebrechen des Alters, besonders ein empfindliches Augenleiden, das ihn oft am Arbeiten hinderte. Um ihn zu erleichtern, berief die Erziehungsdirektion Dr. Karl Holsten aus Rostock zum Hülfsprofessor, der, wie nachher auch Professor Dr. Nippold, für Immer bald ein lieber Freund wurde. Dem letzteren haben wir es hauptsächlich zu verdanken, daß Immer sich endlich entschloß, zwei der wertvollsten unter seinen Vorlesungen, die „Hermeneutik" (Theorie der Schriftauslegung) und die „Theologie des Neuen Testaments" in den Druck zu geben. Die Aufnahme der beiden Werke war eine sehr verschiedene. Während das erstere einstimmig von der Kritik aufs wärmste begrüßt wurde, traf das letztere das entgegengesetzte Schicksal, indem es in Deutschland auf eine von Berlin ausgegebene Parole konsequent ignoriert wird.

Über diesen teilweisen Mißerfolg hätte sich der infolge seines Gesundheitszustandes aus dem Amte scheidende Greis, auch wenn seine Freunde ihm denselben weniger sorgfältig verheimlicht hätten, leicht trösten können durch die allgemeine Achtung, die ihm ins Privatleben hinüber folgte. Schon bei dem mit seinem Kollegen Prof. Gottl. Studer gemeinsam gefeierten 25. Amtsjubiläum hatte sie einen beredten und erhebenden Ausdruck gefunden.

Und nicht nur in akademischen Kreisen, sondern überall, wo er sich zeigte mit seiner äußerlich etwas linkischen und eckigen Art, wurde der freundliche Ernst und das herzliche Wohlwollen gefühlt und namentlich von den Kindern gebührend anerkannt, das sich hinter dieser oft seltsam anmutenden Außenseite verbarg. So begrüßten ihn Lehrer und Schülerinnen der Rettungsanstalt Viktoria in Wabern, deren Direktionsmitglied er war, allezeit mit Freuden, so oft er sich bei ihnen einfand, zumal an den Weihnachtsfesten, die er nie ohne ein herzliches und doch ernstes Wort vorübergehen ließ.

Seine letzten Jahre verlebte Immer ganz in stillster Zurückgezogenheit. Er hatte auf seinem Posten ausgeharrt, so lange seine Kraft noch ausreichte. War auch die Zeit der wissenschaftlichen Produktivität zu Ende, so erhielt sich doch die Fähigkeit der Rezeptivität bis in die letzten Wochen ungeschwächt fort, und auch das praktisch-kirchliche Interesse blieb immer das gleiche.

Ein langes Siechtum wurde ihm erspart. Eine einzige Woche blieb der vom tötlichen Schlaganfall Getroffene ans Krankenlager gefesselt. Dann entschlief er in der Nacht vom 23. März 1884 sanft und im Frieden, seine mit ganzer Kraft übernommene und in aller Bescheidenheit Jahrzehnte lang gewissenhaft durchgeführte theologisch-kirchliche Aufgabe jüngeren Schultern überlassend. Und Immer wußte, was protestantische Gewissenhaftigkeit ist.

So steht Immer vor uns, seinen Schülern und Angehörigen, im Lichte der Erinnerung da. Er war vor allem Christ und Professor, Gelehrter und Lehrer. In den Kampf der Parteien trat er mehr aus Nötigung als aus Kampfeslust ein. Er war „geschaffen für die Arbeit „im Generalstabsbüreau, aber nicht zum Truppenoffizier, noch weniger „zum Parteimann." Aber „wie die in langer stiller Arbeit entstandene „Karte des Generalstabschefs es ist, welche dem aktiven Krieger im „Felde die Wege weist, so hat Immer einem zahlreichen Geschlechte „von Kämpfern auf dem religiös-kirchlichen Gebiete für eine lange „Zukunft die Bahnen gewiesen".

Eine Schule gegründet hat er nicht und wollte er es auch nicht. Er dachte zu hoch von der Wahrheit und war zu bescheiden, als daß er je daran gedacht hätte, ihr neue Bahnen anzuweisen. Manche seiner Forschungen und Ergebnisse sind in den Jahren seit seinem Tode schon berichtigt worden oder werden noch berichtigt werden. Aber in wesentlichen Punkten werden wir immer wieder zu ihm zurückkehren müssen, wenn unsere Kirche nicht in glaubensloses Wissen und wissensscheues Glauben auseinandergehen soll. Auf ihn läßt es sich Wort für Wort anwenden, was er selber von seinem Lehrer Lutz

gesagt hat: „Dieses unvergleichliche Schriftverständnis, diese Harmonie „gründlichsten Wissens mit kindlichem Glauben, diese Beziehung aller „theologischen Forschung auf das Praktische, dieser im Feuer inneren „Kampfes geborene und im Feuer äußeren Kampfes bewährte theo- „logische Charakter, der er selber war und wozu er seine Schü- „ler zu erziehen suchte" — das ists, womit er das Gelübde, mit dem er seine Professur einst angetreten, ganz und voll eingelöst hat, das Gelübde, „die Studierenden auf einen Standpunkt zu führen, auf „dem sie mit gutem Gewissen wissenschaftlich denken und erbaulich „predigen können." Und was er damit gesäet hat, das erntet heute die ganze bernische Kirche.

Quellen: Die Nekrologe von Prof. Dr. Müller, Volksblatt für die ref. Kirche der Schweiz, 1884, S. 105 ff. (Grabrede); Lic. R. Rüetschi, schweizer. theolog. Zeitschrift 1884, S. 359 ff.; Nippold, Fr., zur geschichtl. Würdigung der Religion Jesu, Heft 3; Trechsel, Fr., der Gottesgelehrte A. H. Immer. Bern 1893; Kuhnen, Fr., Der freie Oberländer, 1884, Nr. 31.

Spiez, 31. Juli 1901. Fr. Trechsel, Pfr.

Julie Marie Immer geb. Kienast.

1809—1892.

Neben Prof. Immers Namen verdient auch derjenige seiner Gattin und ebenbürtigen Lebensgefährtin mit Ehren genannt zu werden. Beider Wesen ergänzte sich so trefflich, daß wohl keines ohne das andere das geworden wäre, was es war.

Julie Marie Kienast wurde geboren in Aarau den 22. April 1809 als das zweitjüngste von vier Kindern des Herrn Rudolph Kienast und der Frau Margaretha geb. Grether von Riesbach bei Zürich. Der Vater war ein kleiner Handelsmann, die Mutter, aus einem badischen Pfarrhaus stammend, eine gescheidte und ganz vortreffliche Frau, von der Julie ihren festen und zielbewußten Willen ererbte. Sie genoß im Töchter-Institut in Aarau eine für die damalige Zeit vorzügliche Schulbildung und kam nach ihrer Admission für zwei Jahre nach La Chaux-de-Fonds in Pension, wo sie durch Unterrichterteilen ihren Unterhalt selbst bestritt; denn gerade damals war der Vater in großen pekuniären Sorgen. So stund das tapfere Mädchen mit 16 Jahren, wo andere meist nur

daran denken, ihre Jugend zu genießen, auf eigenen Füßen. Mit 18 Jahren wurde Julie Kienast nach abgelegtem Examen unter einer Menge von Bewerberinnen an die Mädchensekundarschule nach Burgdorf gewählt. Sie war eine tüchtige Lehrerin und rechtfertigte voll das in sie gesetzte Vertrauen; that sie doch in ihrem ganzen Leben nie etwas halb, und noch in ihrem hohen Alter bewahrten ihr viele gereifte Frauen, die einst ihre Schülerinnen gewesen, eine hohe Verehrung. Eine Reise nach Göttingen, zum Besuche einer kranken Freundin, erweiterte ihren Horizont und trug ihr die Bekanntschaft der Philosophen Krause und v. Leonhardi (später in Prag) ein, die sich gern mit der geistvollen und so außerordentlich strebsamen jungen Schweizerin unterhielten. In Burgdorf lernte sie den Vikar Albert Immer von Thun kennen und lieben, vermählte sich mit ihm den 9. Juli 1845 und folgte ihm im Spätherbst gleichen Jahres auf die Pfarrei Büren an der Aare. Auch hier setzte Julie ihre pädagogischen Bestrebungen fort, teils indem sie sich der Mädchen-Arbeitsschulen annahm, um deren Hebung und Regelung sie sich später auch in Bern sehr verdient machte, teils indem sie sich mit mütterlicher Liebe der Erziehung der Töchter ihres Bruders widmete, deren jüngste das kinderlose Ehepaar für immer in sein Haus aufnahm. Der Berufung Immers zum Professor an die Hochschule nach Bern, im Jahr 1850, folgte die Übersiedlung dorthin; Julie hatte wohl an der Überwindung von Immers Bedenken gegen diesen Schritt wesentlichen Anteil. In Bern warteten ihrer neue Aufgaben. Sie wurde nun erst recht die verständnisvolle Vertraute des geistigen Lebens und Schaffens ihres Mannes. Sie öffnete ihr Haus einem freundlichen, geselligen Verkehr. Immer und für Jung und Alt war ihr Umgang anregend durch ihr reiches Gemüt, durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes und die Fülle ihres Wissens, die sie noch fortwährend zu mehren suchte bis in ihr höchstes Alter und trotz ihrer schwachen Sehkraft (sie mußte sich noch im 72. Jahre einer Staaroperation unterziehen, die übrigens günstig ausfiel). Der am 23. März 1884 erfolgte Tod ihres Gatten griff tief in Julies inneres Leben ein; aber sie richtete sich wieder auf und widmete sich mit um so größerer Sorge dem Werke, das immer mehr in den Mittelpunkt ihrer Interessen getreten war, dem Werke des protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins.

Die Namen Immer und Bähler sind mit der Geschichte des evangelisch-protestantischen Frauenvereins Bern unzertrennlich verbunden. Frl. Albertine Bähler und ihr Bruder, Herr Pfarrer Wilhelm Bähler in Oberburg, gründeten ihn 1862 unter großer und vielseitiger Begeisterung, und Frau Prof. Immer wurde seine erste Präsidentin

und bekleidete diese Ehrenstelle bis zu ihrem Tode, d. h. volle 30 Jahre lang. „Frl. Bähler war die unermüdlich treibende und sammelnde, „Frau Prof. Immer die verständig überschauende und weise ordnende „Kraft", sagt der früher mit beiden in fast wöchentlichem Gedankenaustausch stehende Präsident des Berner Herrenvereins, „zwei Cha„raktere, die sich prächtig ergänzten". Unter ihrer Leitung und im besten Einvernehmen mit dem Männerverein, hat die junge Stiftung Großes geleistet, obschon sie nach guter Frauenart in der Stille wirkte. Ihr Arbeitsfeld ist besonders der von Lehrerinnen geführte Unterricht und die Arbeitsschulen in den reformierten Teilen des Kantons Freiburg. Daneben bestreitet sie mit Hülfe der andern schweizerischen Frauenvereine den größten Teil der Pfarrbesoldungen von Cordast und der Lehrerbesoldung von Alpnach, wobei sie immer noch Mittel findet, um an neu gebaute Kirchen und Gotteshauslokale, für Glocken und Abendmahlsgeräte namhafte Beiträge zu leisten. Nie ließ sichs Frau Prof. Immer nehmen, so lange ihr Gesundheitszustand es zuließ, im Frühling, begleitet von einem Stabe von Frauen, die gleich ihr ein warmes und opferfreudiges Herz hatten, oft im schlimmsten Wetter die Schulexamen zu besuchen und die Handarbeiten der Mädchen zu prüfen. Ihre Berichte waren Meisterwerke der Umsicht und Einsicht, klar, schlicht und sachlich in aller Demut und mit herzlichem Danke gegen Gott.

Mit ihrem, am 14. Dez. 1892 nach kurzer, rasch verlaufender Krankheit erfolgten Tode ging ein arbeitsvolles, aber auch segensreiches Leben zu Ende. Es war ein köstliches Leben, denn es war ein selbstloses Leben im Dienste des Herrn.

Quellen: Ochsenbein, M., Frau Professor Immer †. Blätter zur Förderung der Sache des prot.-kirchl. Hülfsvereins im Kanton Bern, Nr. 21.

Spiez, 31. Juli 1901. Fr. Trechsel, Pfarrer.

Eduard Ludwig Gabriel von Müller.

1815—1892.

Am 20. August 1815 wurde Eduard von Müller zu Barrakpor bei Calcutta geboren. Etwa sechs Wochen vorher war sein Vater Friedrich Rudolf, Offizier in der englisch-ostindischen Kompagnie, gestorben. Im nachfolgenden Jahre schiffte sich seine Mutter Marianne Albertine Charlotte Wild, eine Tochter des Salinen-Direktors Wild-May in Bex, mit ihm nach England ein, wo sie einige Jahre verblieb. 1822 entschloß

sie sich in die Schweiz überzusiedeln, und im nächsten Jahre 1823 wurde der junge Knabe in die Fellenberg'sche Erziehungsanstalt zu Hofwyl geschickt.

Es fand sich dort eine Zahl von 100 Knaben und darüber aus ansehnlichen Familien fast der ganzen Welt zusammen, und die ganze Anlage sowie der Geist der Anstalt hatten etwas Großartiges, das in dieser Weise bis dahin noch nicht dagewesen war. Die Pestalozzische Anstalt in Yverdon lag damals in den letzten Zügen; auch hatte sie, abgesehen von einer früher ziemlich starken Frequenz, niemals die feste Grundlage, welche der Genius des Stifters von Hofwyl der seinigen zu geben wußte. Neben dieser Anstalt, die seit zwei Jahren in das zu diesem Zwecke gebaute große Haus versetzt worden war, bestand in Hofwyl die von dem trefflichen Wehrli geleitete Armenschule, die bis auf 60—80 Schüler anstieg, und in der Scheune und im Reitschulgebäude untergebracht war. Dann die bedeutende Landwirtschaft, die als Muster galt; die hauptsächlichsten Gewerbe (Schneider, Schuster, Schreiner, Buchbinder, Sattler, Schlosser, Schmied, Wagner, Metzger) auf dem Gute selbst, eine landwirtschaftliche Umgebung, die wie für eine solche Anstalt geschaffen war, zwei kleine Seen, Quellen endloser Unterhaltung im Sommer und im Winter; einige Jahre später eine großartige Badanstalt, — kurz, es war dort Alles vereinigt, was in äußerlicher Hinsicht zum Gedeihen der Jugend beitragen konnte.

Im 8. Jahre in Hofwyl eingetreten, kam von Müller in die unterste Klasse, welche zum Glück mehrere sehr tüchtige Elemente besaß. Bei seinem Eintritte verstand er leidlich Französisch, aber wenig Deutsch. Dieses mußte als Unterrichtssprache der Anstalt zunächst gelernt werden. Ein vorzüglicher Lehrer war M. W. Götzinger aus Sachsen, wohl einer der tüchtigsten aus der Schule der Gebrüder Grimm. Unter ihm lernte er die deutsche Sprache so gründlich, daß sie ihm nachher das liebste und geläufigste Mittel zum Ausdruck seiner Gedanken blieb. Ein anderer vortrefflicher Lehrer war Theodor Müller aus Mecklenburg, dem er für seine wissenschaftliche Bildung weitaus das meiste zu verdanken hatte. Mit ihm begann er schon im Herbst nach seinem Eintritt Griechisch und Latein. Im übrigen blieb er in der körperlichen Entwicklung auch nicht zurück. Fellenberg hatte «mens sana in corpore sano» zu seinem Leibspruche erwählt; allerlei Spiele, Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen wurden eifrig betrieben. Zu den Wintervergnügungen gehörten auch theatralische Aufführungen und monatliche Konzerte, welche mit großer Sorgfalt und einigem Aufwand in Scene gesetzt wurden. —

So flossen 9 Jahre hin. Im Frühling 1832 verließ v. Müller Hofwyl.

Was seine sittliche und religiöse Entwicklung betrifft, finden wir in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ — (für seine Familie geschrieben) folgendes aufgezeichnet:

„In sittlichen und religiösen Beziehungen hatte mich Hofwyl am wenigsten „gefördert und namentlich meine religiöse Entwicklung war auf einer sehr niedrigen „und bedenklichen Stufe, was ich damals bei meiner hochmütigen Verblendung nicht „einsehen konnte. Die Atmosphäre war wohl nicht eigentlich irreligiös zu nennen; „allein was wir von Religion zu hören und zu sehen bekamen, war nicht geeignet, „auf mein Herz und Gemüt Eindruck zu machen. Was ich eingesogen, war aus- „schließlich Verstandesbildung, und zwar solcher Art, daß ich für religiöse Einflüsse „gleichgültig und unempfänglich blieb. Das Christentum lag mir fern und bot für „mich nicht das geringste Interesse dar; und bei meinem gänzlichen Mangel aller „philosophischen Begriffe, deren ich damals ganz baar und unfähig war, befand ich „mich in einem Zustande, in welchem Gott durch ein blindes Ungefähr ersetzt zu „sein schien: in der That ein völlig heidnischer Zustand. Indem ich in meinen „alten Tagen auf jene Zeit zurückblicke, muß ich teils bei der Erinnerung an meine „kindische Selbstüberhebung lächeln, teils sehe ich mit Schaudern auf die Gefahr „zurück, in der ich stand, sittlich und religiös zu Grunde zu gehen, wäre ich nicht „durch glückliche Fügung und gnädige Führung Gottes gerettet worden. Es ist „dies das Loos vieler begabten Jünglinge, denen es nicht so gut ging wie mir. „Das Einzige, was mir damals blieb, war ein äußerlicher Respekt vor der Re- „ligion und religiösen Gebräuchen, der mich verhinderte, dieselben zu verhöhnen „und lächerlich zu machen; es war dies wenig genug, aber doch ein Anknüpfungs- „punkt, welcher später zu Mehrerem führen konnte. So war ich beschaffen, als „ich Hofwyl, das so viele Jahre meine eigentliche Heimat gewesen, verließ.“

Im folgenden Sommer machte er mit seinem Vetter R. Kirchberger seinen Konfirmationsunterricht — „bei dem grundbraven, schlicht- „frommen Helfer Gaudard. Dessen unmittelbare Wirkung war zwar nicht „groß, indem ich damals für religiöse Eindrücke nicht empfänglich, ich möchte sagen, „verschlossen war; indessen ward ich mit der christlichen Lehre genauer bekannt „und der damals ausgestreute Same hat später Frucht getragen. Das Andenken „des braven Geistlichen sei gesegnet.“

Ehe v. Müller sich, wie bestimmt war, nach Genf begab, machte er noch einen Aufenthalt in London, den er unter anderm dazu benutzte, um mit einem früheren guten Schauspieler, Namens Jones, einen Kurs Redeübungen zu nehmen. Zeit und Geld waren keineswegs weggeworfen; denn wenn er später als öffentlicher Redner etwas geleistet hat, so schrieb er es vorzüglich Jones Lehre und Anweisung zu, die er sich bestmöglich zu Nutze machte.

Ende Oktober 1832 traf v. Müller in Genf ein. — Die Stadt hatte damals noch ihren altväterischen Anstrich, begann ihn aber eben abzustreifen. Die Quais an der Rhone waren im Bau begriffen; das Pfahlwerk des äußeren Hafens sollte abgetragen werden; auch der innere Hafen sah seiner Zufüllung entgegen, und die ersten Pfeiler der Brücke des Bergues wurden gelegt; im Uebrigen standen noch ringsum Graben, Wall und Thore.

v. Müller und sein Vetter Kirchberger traten nun in den ersten Kurs der philosophischen Fakultät der Akademie ein, in welcher, nebst einer Vorlesung über die Geschichte der Philosophie, ausschließlich naturwissenschaftliche Fächer, Physik, Chemie und Mathematik, getrieben wurde. Die berühmtesten Professoren waren A. P. de Candolle, und Auguste de la Rive. —

Im Sommer darauf war er wieder in Bern und wir finden ihn eifrig mit dem Studium der Schweizer Geschichte beschäftigt und zwar nach Joh. v. Müller, Glutz-Blotzheim und Vögelin. Das Ergebnis desselben war die Ausarbeitung synchronistischer Tabellen, die noch jetzt nicht ohne Wert sein möchten.

Im Winter 33—34 bezog er wieder die Genfer Akademie, machte den zweiten Kurs in der Faculté des Sciences und fand die meisten Kameraden vom vorigen Jahre wieder. Im Juni 1834 schied er von Genf, wo er in jenen zwei Jahren recht heimisch geworden war.

Nun entschloß sich v. Müller, zum Studium der Rechtswissenschaft die Universität Heidelberg zu besuchen, wo er mit seinem Vetter Ed. von May und mit Gottlieb von Diesbach das gleiche Haus bewohnte. Letzterer, ein edler, ritterlicher Charakter, blieb bis zu seinem Tode einer seiner besten Freunde. Sie lebten ziemlich ruhig und hatten wenig Bekannte, obschon Heidelberg damals über 800 Studenten zählte, unter denen mehr als 50 Schweizer waren.

„Meine Abneigung, mich in irgend eine Weise zu verbinden, die ich zu „allen Zeiten gehabt habe, verhinderte mich, den Anschluß an irgend ein Corps „zu suchen, obwohl ich bei Gelegenheit auch gerne etwas mitmachte. Mit dem „Fechtboden war ich nicht unbekannt, hatte jedoch mit eigentlichen Paukereien, die „ich für eine Kinderei hielt, nichts zu thun."

Die Rechtsfakultät war damals sehr gut besetzt: Thibaut für römisches Recht, Zachariä für Naturrecht, Staatsrecht und Kirchenrecht, Mittermaier für deutsches Recht, Strafrecht und Prozeß. Bei Roßhirt, der neben den drei Koryphäen überall die zweite Rolle spielte, hörte v. Müller nur ein Colleg über Rechtsencyklopädie.

Vier Semester wurden hier zugebracht, in welchen er seine Zeit nicht verlor. In den Ferien machte er verschiedene Reisen und während des Sommers fehlten auch Ausflüge mit seinen Freunden nicht. — Am Ende des Sommersemesters 1835 verließ v. Diesbach Heidelberg, nachdem er «summa cum laude» promoviert hatte. Sein Platz ward durch Emanuel von Büren besetzt.

Im Oktober 1836 begab sich v. Müller nach Berlin, wo er eine ansehnliche Zahl Berner Bekannte vorfand. — „Ich ließ mich auf „die Universität immatrikulieren, war aber im Besuche der Collegien weniger „fleißig als in Heidelberg; nicht einmal Savigny's Pandekten hörte ich, da ich „von Thibaut her mit römischem Recht einstweilen gesättigt schien. Dagegen be„suchte ich ziemlich oft Theater, Oper und Koncerte. Auch ward ich in einige „Häuser eingeführt, so durch Kirchberger bei der Gräfin Schwerin, wo es steif „vornehm zu ging; namentlich aber war es das Mendelsohn'sche Haus, das mich „anzog. Das ehrwürdige Haupt war der Sohn des Philosophen Mendelsohn; „die Familie war zahlreich und liebenswürdig. Ich wurde mehrmals zu Abend„gesellschaften eingeladen, wobei ich Alexander von Humboldt sah und vortragen „hörte; auch der Komponist Felix Mendelsohn kam bisweilen mit seiner Frau „von Leipzig her. Unstreitig war dies eines der glänzendsten und interessantesten „Häuser Berlins; meine Aufnahme in demselben, um welche mich meine Kameraden „beneideten, verdankte ich lediglich einem von Marcuard & Co. ausgestellten Kredit„briefe."

Trotz guter Kameradschaft und den Unterhaltungen und Zerstreuungen einer großen Stadt behagte ihm der Aufenthalt in Berlin keineswegs und anfangs April ging's nach Göttingen, wo er E. von Büren fand, der ihm in seinem Quartier Zimmer bestellt hatte. Es wurde wieder mehr gearbeitet. Er nahm einen Kurs deutscher Litteratur, Geschichte bei Jakob Grimm, der ihn aber gar nicht befriedigte; der gute, grundgelehrte Mann war vor seinen sechs jungen Schülern so befangen, daß er keinen ordentlichen Satz zu stande brachte. Uebrigens ging der Sommer fröhlich dahin; mit Freunden machte er mehrfache Ausflüge zu Pferd nnd zu Wagen, wozu die Umgegend angenehme Gelegenheiten darbot. Um die Mitte des Oktobers fuhr v. Müller wieder nach Heidelberg, wo er seine juristischen Studien abzuschließen gedachte. Emanuel v. Büren schloß sich ihm dort wieder an. Der Tag des Examens rückte heran. Mittermaier war in jenem Jahre 1838 Prorektor und Dekan der Fakultät.

„Am 10. April verfügte ich mich in sein Haus. Außer ihm bestand die „Rechtsfakultät aus Thibaut, Zachariä und Roßhirt. Thibaut nahm mich zuerst „aufs Korn, dann Zachariä, darauf Mittermaier: alle drei treffliche Lateiner.

„Das Examen war gründlich; der Ton freundlich; bald verlor sich die anfängliche „Schüchternheit, und es kam mir vor, die Sache gehe nicht so übel. Nun blieb „noch Roßhirt, dem ich sehr fern stand, da ich nur im ersten Semester ein Colleg „bei ihm gehört hatte. Ich konnte mir denken, daß er mir weniger gewogen sei „als die andern alten Herren, doch fürchtete ich mich nicht, weil ich recht im Zuge „war und bald merkte, daß sein Latein wenig besser sei als das meinige. So „ging es eine gute Weile, bis wir zu einer Controverse im Strafrechte kamen, „von der ich wußte, daß er und Mittermaier darüber verschiedene Ansichten hatten. „Ich verfocht die Meinung des Letztern, die ich für die richtige hielt, und wir „gerieten hart aneinander, bis Thibaut seine Uhr hervorzog, und der Dekan „zum Schlusse mahnte. Ich trat ab, und als ich nach einiger Zeit hereingerufen „ward, verkündete mir Mittermaier, ich sei «summa cum laude» zum Doktor „juris utriusque promoviert. Meine Freude und Dankbarkeit war groß."

Somit war nach sieben Semestern v. Müllers Studentenleben abgeschlossen. Er sagte dem lieben Heidelberg, das ihm fast zur zweiten Heimat geworden war, ein herzliches Lebewohl und reiste mit einigen Kameraden geraden Weges in die Schweiz zurück.

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland entstund bei ihm die Gewissensfrage, ob er sich zum Militärdienste melden sollte oder nicht. Er hätte demselben entgehen können; denn das damalige Militärgesetz erlaubte den Jünglingen aus den Jahren 1814 und 1815, gleich in die Landwehr einzutreten, und die meisten seiner Altersgenossen hatten davon Gebrauch gemacht. Allein er hielt es nicht für ehrenhaft, sich dem persönlichen Dienste, den so viele weniger günstig gestellte Burschen mit großen Opfern leisteten, zu entziehen. Er meldete sich also und trat darauf als 23jähriger Doktor juris mit 20jährigen Jungen als Artillerierekrut ein. Diesen Schritt hat er nie bereut.

„Während jener Dienstzeit traf mich ein harter Schlag. Mein Vetter Kirchberger war vor Kurzem von Berlin zurückgekehrt. Früher klein, unansehnlich „und nicht immer angenehm, war er zu einem sehr großen und schönen Mann „emporgewachsen und hatte sich in jeder Hinsicht gut ausgebildet, der Stolz und „die Freude seiner Mutter und seiner Familie, deren letzter Stammhalter er war. „Da packt ihn das Masernfieber an, das zu jener Zeit besonders bösartig war, „und rafft ihn in drei Tagen dahin. Ich hörte in der Kaserne erst spät von „der Krankheit. Ich eile hin und finde meinen Jugendfreund als Leiche, furchtbar entstellt und aufgedunsen. Mit blutendem Herzen begleitete ich ihn zum „Grabe, in welches schöne Hoffnungen versenkt wurden!" —

Um zum Advokatenexamen zugelassen zu werden, mußten die Rechtskandidaten vorher ein Jahr lang bei einem Advokaten gearbeitet haben. Nach vollendetem Militärdienste trat v. Müller zu diesem

Zwecke bei Fürsprech Ed. Stettler ein, der mit Notar Rud. Engemann in Thun ein Bureau hatte. „Stettler war ein sehr geschickter, ich „möchte sagen, ein geborener Advokat, bei dem man viel lernen konnte; mich hielt „er, glaub ich, stets für unpraktisch, was kein Wunder war, da ich an der Aus„übung des Berufes nie die geringste Freude gefunden habe".

Im gleichen Jahre versuchte er sich zum erstenmale als Schriftsteller auf dem politischen Felde. — „Zum Teil durch meine Erziehung in Hof„wyl, zum Teil aus eigener Neigung, fühlte ich mich von Jugend auf stark zu „demokratischen Grundsätzen hingezogen. Das damalige Regierungssystem in „unserem Kanton kam mir wie eine unächte Demokratie vor; es war in der „That eigentlich eine Reaktion der Kleinstädter und der reichen Bauern gegen die „früher herrschende Stadtaristokratie, und es mischte sich viel kleinliche Verfolgungs„sucht in die ganze Regiererei. Ich hatte das Gefühl, dies könne kein auf die „Länge haltbarer Zustand sein (was sich in der That einige Jahre später zeigte), „und machte mich daran, ehe sonst jemand sich hervorwagte, die Fundamente des „Systems zu untergraben, indem ich „Unverfängliche Randglossen zu „der Verfassung" herausgab. Ich war so kühn, dem Regierungsrat Tillier „die Widmung der Schrift anzubieten, was er sich jedoch höflich verbat. Aller„dings war er am allerwenigsten der Mann, in irgend eine Bewegung die Ini„tiative zu ergreifen. Uebrigens war die Schrift ein sehr unreifes Produkt, machte „mich aber als unruhigen, neuerungssüchtigen Kopf bekannt."

Den Winter verlebte er in Bern und machte Advokaturarbeiten für seinen Vetter Fritz v. May; es war wenig, aber genug, um von Stettler und ihm das Zeugnis einjähriger Praxis zu erlangen.

„Hie und da besuchte ich Gesellschaften, und ziemlich regelmäßig den Leist „meiner Altersgenossen. Jedoch war in diesem die Befriedigung nicht groß, da „die Meisten eingefleischte Spieler waren, während ich, durch meine Erfahrung „im ersten Semester zu Heidelberg gewitzigt, allem Kartenspiel abgeschworen hatte. „Meine Vettern Alfred und Eduard v. May und der Architekt Rudolf Stettler, „ein trefflicher, viel zu früh verstorbener Freund, hielten es mit mir; von den „anderen haben mehrere durch schwere Verluste für ihre Leidenschaft büßen müssen. „— — Im Frühjahr 1840, erst zwei Jahre nach dem Doktoriren in Heidel„berg machte ich mein Fürsprecherexamen. Bei diesem Anlasse machte ich die Be„kanntschaft des Professors Wilhelm Snell, welcher einer der Examinatoren „war. Er lebte auf dem damals noch einsamen Lorrainegute, wo sein Haus „eine förmliche Studentenkneipe war. Snell gefiel mir wohl. Er war geistreich „und human. Ich merkte, daß er mich und meinen Freund Hahn gerne für „seine politischen Pläne gewonnen hätte. Allein, obwohl in der Theorie ziemlich „mit ihm übereinstimmend, fühlte ich mich durch seine Umgebung und deren ge„meinen Ton abgestoßen. Er wandte sich dann an die junge Schule vom Lande: „Niggeler, Stämpfli u. A. —

„Um diese Zeit gab ich eine kleine Schrift heraus: „Ueber den jetzigen „Stand der bernischen Dotationsangelegenheit", worin ich mit der „Dotationskommission des Großen Rates etwas unsanft umging. Die Anträge der „Kommission gingen von ganz unbegründeten Voraussetzungen aus und bezweckten „nichts anderes als eine gewaltthätige Spoliation. Unter der Vermittelung von „Blösch wurde endlich der Streit durch einen Vergleich zwischen Stadt und Staat „zu Grabe getragen."

Nach dem Schluße einer zweiten Militärschule, welche den Sommer 1840 in Anspruch genommen hatte, kamen ganz neue Pläne aufs Tapet: v. Müller beschloß auf Reisen zu gehen, seinen Bruder, der sich in Griechenland ein Gut erworben hatte, zu besuchen und sich ein Stück vom Orient anzusehen.

Vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Athen machte er sich daran, sich die Umgangssprache der Neuhellenen anzueignen, wozu die Kenntnis der alten Sprache wenigstens teilweise ein Hülfsmittel war. Daß die Altertümer Athens und der Umgegend fleißig besucht und studiert und weitere Ausflüge unternommen wurden, versteht sich von selbst. So brachte er zwei genußreiche Monate zu; nach Neujahr aber zog er mit seinem Bruder auf dessen Gut Achmetaga auf Euböea. — In der Bibliothek zu Achmetaga fand er das „Leben Jesu" von J. D. Strauß.

„Das Buch zog mich an, sowohl durch den schönen Stil, als durch den „darin entwickelten Scharfsinn. Allein je weiter ich las, desto weniger konnte „mich der Verfasser überzeugen; denn wenn es solchen Scharfsinn bedurfte, um „einen Mythus zu bilden, so schien es mir viel einfacher, die evangelische Ge„schichte als Wahrheit anzunehmen. Als ich das durchgelesene Buch schloß, sagte „ich: Strauß, ich danke dir, denn von dieser Stunde an zweifle „ich nicht mehr. Seither hab' ich oft bedauert, dem Verfasser für den mir un„willkürlich geleisteten Dienst nicht persönlich haben danken zu können."

Vor seiner Rückkehr nach der Schweiz machte er, einer vorigen Abrede gemäß, mit seinem Freunde Adalbert von Goumoëns einen Abstecher nach Konstantinopel und brachte noch 2 weitere Monate April und Mai auf der idyllischen Insel Euböea zu. Dann nahm er mit schwerem Herzen von Griechenland Abschied und wandte sich wieder der Heimat zu.

Die neunmonatliche Reise hatte ihn erfrischt und gestärkt; er kam mit Lust und Mut zur Arbeit zurück. Im Anfang des Winters 1841 trat er in eine Association mit Karl v. Tscharner, Sohn des gewes. Obersten und Oberamtmanns von Burgdorf, zu einem Advokaturgeschäfte. Sie dauerte bis ins Jahr 1846, brachte ihnen aber mehr

Auslagen als Einnahmen. Sie waren beide nicht zu Advokaten geschaffen und v. Müller konnte beim besten Willen an der Rechtspraxis keinen Geschmack finden.

„Es war mir nie recht möglich, das Interesse des Klienten zu dem meinigen „zu machen, und die kleinlichen Kniffe und Schliche der Praxis ekelten mich an. „Bei solch' einer Anlage war es schlechterdings unmöglich vorwärts zu kommen, „sehr möglich dagegen, zu verhungern. In diesem Jahre kam ich dazu, an einem „eidgenössischen Schiedsgerichte Teil zu nehmen. Die Gemeinde Tobel im Thurgau „hatte mit der dortigen Regierung einen Streit wegen einer Waldung. Nach „ihrem Civilprozesse fielen solche Streitigkeiten zur Entscheidung einem Schiedsge„richt anheim, an welches jede Partei zwei Mitglieder wählte; Obmann war der „Obergerichtspräsident des vorörtlichen Kantons. Von Seiten der Thurgauischen „Regierung waren Dr. Kasimir Pfyffer von Luzern und Professor Ludwig Snell „bezeichnet, für welchen aber Oberrichter Füßli eintrat; von Tobel waren Für„sprecher Leonz Bruggisser in Laufenburg und Forstmeister Wegelin in St. Gallen „ernannt. Oberst Koch, unser Obergerichtspräsident, den ich bisher gar nicht ge„kannt, ersuchte mich, die Stelle als Sekretär anzunehmen. Bei strenger Winter„kälte fuhr ich mit dem alten Herrn nach Zürich, wo die Einleitung des Prozesses „stattfand. Im Anfange des nächsten Sommers verfügten wir uns wieder nach „Zürich; es fand durch eine Abordnung des Gerichts ein Augenschein im Tobel „statt und darauf erfolgte nach einem Vortrage der beiderseitigen Anwälte der „Schiedsspruch, welcher in der Hauptsache zu Gunsten der Gemeinde lautete. Die „Bekanntschaft mit dem erfahrenen Obergerichtspräsidenten, der schon zur helve„tischen Zeit eine Rolle gespielt, war für mich höchst interessant, und ich bedauerte „nur, sie nicht früher gemacht zu haben. Er lebte ganz zurückgezogen mit seiner „Tochter und empfing mich stets sehr freundlich, wenn ich mich Abends bei ihm „meldete. Er wußte aus alter Zeit viel zu erzählen und konnte einem Anfänger „manchen guten Rat geben.

„Ich war dem Advokatenverein beigetreten und nahm an dessen traulichen „Sitzungen fleißig Teil, die jedoch meist schwach besucht wurden; es ist überhaupt „der einzige Verein, an dem ich mich je beteiligt habe. Unter dem Namen des „Vereins waren drei Jahrgänge der Zeitschrift für vaterländisches Recht erschienen; „der bisherige Redaktor legte seine Stelle nieder, und ich ließ mich unbedachtsamer „Weise zur Uebernahme derselben bewegen. Die Aufgabe überstieg offenbar meine „Kraft, denn von den älteren Praktikern erhielt ich keine Unterstützung. Der Jahr„gang 1842, den ich mit unsäglicher Mühe redigierte, ist fast ganz meine Arbeit, „und wohl wenig von bleibendem Werthe darin.

„Daneben trieb ich nach Aufgabe der Zeitschrift eine schwache Praxis; im „Anfang des Jahres 1843 ward ich als Mitglied der Direktion der Bächtelen „Anstalt erwählt, an welcher ich unter dem Präsidium von Dr. Wyß, gewesener „Lehenskommissär, viel Interesse nahm. Im Frühjahr 1843 kam die Angelegen-

„heit der Siebnerkommission des Stadtrates von 1832 zur Erledigung. Das ober-„gerichtliche Urteil in dem sogenannten Reaktionsprozesse hatte den Mitgliedern „jener Kommission einen Teil der Kosten auferlegt. Es wurde nun die Frage „vor die Burgergemeinde gebracht, ob die Burgerschaft jenen Herren die Kosten „zurückerstatten solle. Ich war entschieden dafür, weil sie innerhalb der Grenzen „des ihnen gegebenen Auftrages gehandelt hatten. Zur Begründung meiner An-„sicht gab ich eine Druckschrift heraus: „Der Restitutionsstreit zwischen „der Burgergemeinde und dem Regierungsrat von Bern“, und „als die Sache am 1. März vor die Burgergemeinde kam, trat ich zum ersten „Mal als Redner vor einer größeren Versammlung auf. Die Rede blieb nicht „ohne Eindruck; fast einstimmig wurde die Erstattung der Kosten beschlossen, welcher „Beschluß dann auf höchst willkürliche Weise durch den Regierungsrat aufgehoben „ward. Die Verhandlung erhöhte noch meinen Ekel für die damalige Regierung. „Da zugleich mit der Kassation des Gemeindebeschlusses der Burgerrat abgesetzt „worden war, so widerfuhr mir die Ehre, in den neuen Burgerrat gewählt zu „werden.“

Es war teils eine Anerkennung für seine geleisteten Dienste, teils mochte man wünschen, einen so schlagfertigen Kämpen für die Sache der Burgerschaft zu gewinnen.

Am 10. April 1844 verheiratete sich E. v. Müller zu Amsoldingen mit Flora Ackerley Grisdale aus London. Diese Verbindung ist überaus glücklich und gesegnet gewesen und stets ein Muster für ihre Familie geblieben.

Der Ehe entsproßen 8 Kinder, vier Töchter und vier Söhne. Von den Letztern starb der erstgeborene Eduard Emanuel Wolfgang noch unverheiratet, nur ein Jahr nach seinem Vater; der zweite, Robert Eduard Tankerville, wurde schon in den Kinderjahren dahingerafft; der vierte Franz Rudolf Hugo überlebte den Vater nur um 8 Jahre, ebenfalls ohne verheiratet gewesen zu sein; der dritte, Josef Eduard Walter, verheiratete sich noch bei Lebzeiten seines Vaters.

Das junge Ehepaar richtete sich häuslich in Bern ein; die Praxis im Advokatenbureau ging immer schwach, und die Freude daran nahm immer mehr ab. „Teils um meinem Arbeitsdrange zu genügen, teils auch „in der Hoffnung, mir einen andern Erwerbszweig zu verschaffen, warf ich mich „auf die Publizistik. Die Allgemeine Schweizer Zeitung, im Jahre 1831 „gegründet, war lange vom früheren Polizeidirektor Bondeli mit Geist und Witz „geschrieben worden; sie verfocht die Sache und Partei des alten Bern gegen die „neuaristokratische Regierung nicht ohne Geschick und hatte einen für die damaligen „Verhältnisse ansehnlichen Leserkreis. Als Bondeli schwach zu werden anfing,

„nahm sich Ed. v. Muralt des Blattes an; allein er war mehr Künstler als
„Schriftsteller, verlor bald die Lust, die Leser wurden schwierig, und er gab plötz-
„lich die Redaktion auf. Da kam der Verleger, Buchdrucker Rätzer, zu mir und
„bat mich dringend, an die erledigte Stelle zu treten. Er machte mir ein finan-
„zielles Anerbieten, das für den Anfang sehr annehmbar schien. Ich bedachte
„mich einen Tag und sagte dann zu; allein anstatt auf seinen Vorschlag einzu-
„gehen, wollte ich Eigentümer des Blattes werden, so daß er seine Kosten be-
„rechnen, ich aber den etwaigen Profit haben sollte. Hiedurch bezweckte ich, ganz
„freie Hand in der Leitung des Blattes zu haben; ich hoffte allmählich die jüngere
„Generation modificieren und zu einer Opposition in veredeltem demokratischem
„Sinne gegen das damalige System heranzubilden, daneben mir auch eine erkleck-
„liche Einnahme aus meiner Arbeit verschaffen zu können. Allein in letzterem
„Punkt irrte ich mich, wie ich denn überhaupt im Finanziellen nie glücklich oder
„weltklug gewesen bin; und was den umbildenden Einfluß auf die junge Gene-
„ration betrifft, so ward ich durch den raschen Gang der Ereignisse überflügelt;
„ich konnte in einigen Monaten nicht erreichen, was die planmäßige Arbeit meh-
„rerer Jahre erfordert haben würde. Damals ging ich mit Feuereifer an das
„Werk; ich redigirte das dreimal wöchentlich erscheinende Blatt ganz allein, jede
„Nummer enthielt einen schlagenden Leitartikel über brennende Tagesfragen, und
„die Zeitung wußte sich durch ihren frischen keckeu Ton und durch gründlichere
„Auffassung der Verhältnisse, als man bisher gewohnt war, eine geachtete Stellung
„und Wirksamkeit zu erringen. Zweimal suchte mich die Regierung durch Preß-
„prozesse einzuschüchtern; allein ich hatte bald die Kunst erlernt, die schärfsten
„Sachen in unverfängliche Worte zu kleiden, und blieb beide mal Sieger. Die
„neue Arbeit gab mir viel Mühe, war jedoch für mich nicht ohne Nutzen; denn
„sie zwang mich gegenüber der öffentlichen Kritik jede Frage gründlich zu stu-
„diren und gewöhnte mich an stete Schlagfertigkeit, sowie sie mich auch lehrte,
„einen schwierigen Gegenstand in knappem Rahmen möglichst klar darzustellen und
„zu behandeln. Das Jahr 1844 war meine publicistische Lehrzeit.

„Jenes Jahr sah mehrere Männer der älteren Generation, die in unserem
„Staatsleben eine Rolle gespielt hatten, ins Grab sinken. Im Frühjahr starb
„Professor Sam. Schnell, als Ueberarbeiter der Gerichtsſatzung ins neue Civil-
„recht nicht ohne Verdienst; man konnte ihn den „Götti“ der Staatsänderung
„des Jahres 1831 nennen, obwohl er niemals vor den Coulissen erschien. Der
„Sommer raffte den Schultheißen v. Tscharner dahin, welcher als Schultheiß
„im Amte mit einigem Gepränge bestattet ward; er war das Haupt der kleinen
„Schar von Patriziern, die sich dreizehn Jahre vorher der Bewegung ange-
„schlossen hatten. Ihm folgte bald Obergerichtspräsident Koch, — dessen Hinschied
„mir nahe ging. Am 21. November endlich legte sich auch unser alter Fellen-
„berg in Hofwyl zur Ruhe. Er stand im 74. Jahr und war für sein Alter
„noch gesund und kräftig. Zehn Tage vor seinem Tode ritt er bei kaltem Nebel-

„weiter in die Stadt, um mich über eine persönliche Angelegenheit zu beraten. Er „saß eine Stunde mit mir am Kaminfeuer und erkältete sich dann in der Stadt „und beim Heimritte, da er den Mantel zu nehmen verschmäht hatte; es ergriff „ihn ein heftiges Flußfieber und Lungenentzündung, und ich sah ihn nur als „Leiche wieder. Sie wurde mit den Ueberresten seiner Frau, die im Jahre 1839 „gestorben und auf dem Friedhofe von Münchenbuchsee begraben war, in einer „Gruft in Hofwyl selbst beigesetzt. Wir waren, obwohl ich selten zum Besuche „hinausging, in den letzten Jahren sehr vertraut geworden, und das Andenken jenes „großartigen Charakters wird mir stets wert und teuer bleiben."

Im Jahr 1845 wurde er immer tiefer in die Politik verflochten. Der verunglückte Freischarenzug am 1. April regte das Land furchtbar auf.

„Das haltlose Benehmen der Regierung reizte die radikale Partei, welche „nun offen auf eine Staatsänderung hin arbeitete. Um diese Zeit lernte ich den „Landammann Eduard Blösch kennen, und obwohl ich ihn selten sah, da er „in Burgdorf wohnte, so faßte ich bald ein großes Zutrauen und ein persönliche „Zuneigung zu ihm, wie ich sie nur wenigen Männern gegenüber empfunden habe. „Es war in ihm große Intelligenz mit einem weichen, fast jungfräulichen Gemüte „gepaart; obwohl durch die Partei der Schnell gehoben, und durch Heirat mit „jener Familie verbunden, war ihm deren kleinliche Gehässigkeit ganz fremd. Er „wußte das Gute und Großartige des alten Bern anzuerkennen, und wir „trafen in dem Gedanken überein, dasselbe zu verjüngen und alle gute Elemente „im Lande zu sammeln, um auf neuer Grundlage ein neues Bern herzustellen. „Als Redner war er unübertroffen; er entwickelte in der Landessprache eine Be„redsamkeit, die sich mit derjenigen der großen Redner aller Zeiten, denen eine ge„bildete Sprache zu Gebote stand, messen konnte. Allein für die Verwirklichung „unseres Zieles war die Zeit zu ungünstig; weder seine geflügelte Rede noch mein „geschriebenes Wort in der A. Sch. Z. konnte den Lauf der Dinge hindern. Die „Regierung war mit Blindheit geschlagen; sie traute denen nicht, die das Land „retten wollten, und konnte denen, die es verderben wollten, nicht widerstehen. „So mußte sie einen Verfassungsrat wählen lassen, und nun hatte die junge Schule „gewonnen Spiel. Ich konnte zu der bisher herrschenden Partei nicht stehen, „suchte aber, so viel ich konnte, dem Strom eine gute Richtung zu geben. In „dieser Absicht ließ ich anonym einen „Entwurf zu einem Grundgesetz" „erscheinen, der wirklich eine reifere Arbeit als die des Jahres 1839 war, aber „natürlich keine Berücksichtigung fand, weil die Lenker der Bewegung materielle „Interessen in den Vordergrund stellten, mittelst welcher sie auch ihren Zweck er„reichten."

Im Herbst ereignete sich eine Thatsache, die v. Müllers Publizistik den Todesstoß gab. Von Dr. Bluntschli in Zürich war ihm ein

Jude, Namens Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, empfohlen, der einen längern Aufenthalt in Bern machte. Der Mann war gelehrt und viel gewandert; er schien in den von ihm bereisten Ländern Alles und Alle zu kennen.

„Wir kamen öfters zusammen; er interessirte sich für unsere Verhältnisse und „für meine Zeitung. Als ich auf ein paar Tage nach Thun ging, erbot er sich „die Korrektur zu besorgen, was ich mit Dank annahm. Wie erstaunte und er„schrack ich aber, als ich bei meiner Rückkehr die Stadt, d. h. Alle, die sich für „das Blatt interessirten, in hellem Aufruhr fand! Birkenthal hatte ohne mein „Vorwissen unter dem Titel „Ein Wort zu seiner Zeit" einen Leitartikel „verfaßt und in die Nummer vom 2. und 4. Dez. eingerückt, der in schärfster „Weise der aristokratischen Partei zu Leibe ging, und sie in Harnisch bringen „mußte. Einzelne Gedanken stimmten mit meinen Ansichten überein, aber ich hätte „sie niemals in solcher Weise vorgetragen. Die Sache lag so, daß ich nicht ein„mal die Urheberschaft von mir ablehnen durfte, sondern stillschweigend den Sturm „über mich mußte ergehen lassen. Kaum war ich zurück, so erhielt ich eine förm„liche Herausforderung von Major von Steiger von Riggisberg, die ich unter „Hinweisung auf die große Verschiedenheit des Alters höflich ablehnte. Wir sind „später noch gute Freunde geworden. Zwei Tage später dagegen empfing ich „einen Besuch vom Obersten von Luternau, einem der reinsten Repräsentanten des „Patriciats, der mich zu dem Artikel beglückwünschte. Birkenthal verließ bald „darauf Bern; das Resultat seines Geniestreiches war aber, daß ich nicht mehr „auf einen festen Anhang zählen konnte. Zudem war die radikale Partei so „völlig Meister geworden, daß eine Opposition für die nächste Zeit aussichtslos „schien. So ging die A. Sch. Z. mit dem Jahre 1845 zu Ende."

Im Jahre 1846 wurde die Association mit v. Tscharner aufgelöst und v. Müller nahm für sich ein Bureau im Erdgeschoß des großen Tscharnerhauses auf dem Münsterplatz. Mit dem stürmischen Jahre 1847 begann die zweite Abteilung seiner publicistischen Laufbahn. — „Im vorigen Jahre war von einer Aktiengesellschaft, welcher ich beitrat, zur „Bekämpfung der Auswüchse der radikalen Partei die „Berner Volkszeitung" „gegründet worden. Da jedoch die Redaktion ganz ungenügend war, so bestürmte „man mich um Uebernahme derselben. Ich ließ mich ungern dazu bewegen, „einesteils weil ich die damit verbundenen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten „voraussah, anderteils weil bei dem schwachen finanziellen Bestande des Blattes „dem Redaktor kein Gehalt ausgesetzt werden konnte, während ich irgend eine „Einnahme aus meiner Arbeit dringend nötig hatte; denn nur durch sehr genaue „Haushaltung war es uns möglich, uns flott zu erhalten, und wie sollte ich eine „heranwachsende Familie versorgen? Größtenteils aus Achtung und Freundschaft „für Blösch, der an der Spitze des Komites stand, übernahm ich endlich das

„dornenvolle Amt und opferte mich demselben ganz auf. Es war keine Kleinig„keit, in jener aufgeregten Zeit, bei der maßlosen Leidenschaft der herrschenden „Partei, ohne Wanken auf der Bresche zu stehen und Tag für Tag einschneidende „Leitartikel unter das Publikum zu werfen. Von Hülfe bei der Redaktion, auf „die man mir Aussicht gemacht hatte, war keine Rede. Die Arbeit war eine „aufreibende, weil ich meine Aufgabe sehr ernst nahm; dabei hatte ich auch sehr „geringe moralische Unterstützung, während ich den grimmigsten Haß der radikalen „Partei auf mich lud, welche mir auf dem publizistischen Felde nicht die Stange „halten konnte, daher sie zu Persönlichkeiten und zum Versuch der Einschüchterung „schritt. Der Kampf ward auf kantonalem wie auf eidgenössischem Boden immer „heftiger. Um meiner Laune und meinem Aerger freien Lauf zu lassen, schrieb „ich eine Posse „Die Patrioten", in welcher das Treiben der radikalen „Führer sehr derb nach dem Leben gezeichnet war. Sie erschien ohne Namen, „und die Einschüchterung war so groß, daß sie in Zürich gedruckt werden mußte „und kein Verleger seinen Namen beizusetzen wagte; als Druckort war „Helvetia" „genannt; den Vertrieb aber übernahm mein alter Freund, Buchhändler Körber. „Während der Sommersession der Tagsatzung sah ich mehrmals die Tagherren der „katholischen Kantone und beschwor sie, zur Verhinderung des Bürgerkrieges Kon„zessionen zu machen; sie erklärten jedoch, es sei ihnen bei der Stimmung ihrer „Bevölkerungen unmöglich. Im Laufe des Oktobers, als ich abends aus der „Stadt heimkehrte, kam ein mir sonst wenig bekannter Mann mir mit der Mel„dung entgegen, die Radikalen hätten auf diesen Abend eine Versammlung im „Reithause verabredet, wo beschlossen werden sollte, mir diese Nacht einen massen„haften Besuch abzustatten. Ich dankte diesem Warner und rüstete mich zur Ab„wehr eines Angriffes, empfahl Gott mich und mein Haus und schlief ruhig ein. „Die Nacht verlief ganz still; am Morgen vernahm ich, daß die Versammlung „stattgefunden, daß aber Fürsprecher Niggeler, mit dem, als einer der „loyalsten Radikalen, ich persönlich gut stand, die Hitzköpfe von ihrem unbeson„nenen Anschlag abgemahnt habe. Indessen wurde meine Stellung von Tag zu „Tag schwieriger. Ich war nachgerade der einzige Publizist auf protestantischer „Seite, der für das Recht der Sonderbundskantone jene Vereinbarung abzuschließen „(ein Recht, welches einige Jahre später das Bundesgericht als mit dem Bundes„vertrage von 1815 in Uebereinstimmung stehend ausdrücklich anerkannte) laut „und unerschrocken die Stimme zu erheben wagte. Ich sträubte mich gegen den „Gedanken an die Möglichkeit eines Bürgerkrieges, obwohl ich im Falle eines „Aufgebotes entschlossen war, dem Rufe zu folgen. —

„Am 2. November zog ich mit Major Borel, dem ich als Adjutant einer „Artilleriebrigade zugeteilt war, nach Lausanne. Dort blieben wir 8 Tage ohne „Mannschaft, bis wir den Befehl erhielten, nach Wifflisburg zu gehen, um das „Kommando einer Brigade zu übernehmen. Wir rückten mit General Dufour „vor Freiburg, zogen nach Uebergabe der Stadt in dieselbe (14. November) und

„dann wurden Borel und ich nach Villeneuve kommandiert, wo wir den Befehl „über die Brigade erhielten, die gegen das Wallis operierte. Für zwei eidgenös- „sische Offiziere ohne Begleitung war der Ritt durch den Kanton Freiburg zwei „Tage nach der Uebergabe der Stadt nicht ganz gefahrlos, namentlich durch „Châtel St. Denis, wo wir bei schon einbrechender Nacht die Straßen mit einer „aufgeregten Volksmasse angefüllt fanden. Die rechte Hand an der Pistole, machten „wir uns mit guten Worten langsam Bahn durch den düster schweigenden, aber „wuterfüllten Haufen und waren dankbar, als wir Châtel im Rücken hatten; denn „es hätte des geringsten Anlasses bedurft um uns zum Opfer der Volkswut zu „machen. Unser Quartier war nun bis Anfang Dezember in Villeneuve, dann „rückten wir mit der Brigade Kurz ins Wallis ein und bezogen das Hauptquartier „in Sitten. Hier brachten wie sechs Wochen ganz gemütlich zu, nur einmal „machten wir eine Inspektionsreise bis Brigue. Oberst Kurz von Bern, mir be- „kannt, war ein lieber Gesellschafter, und mit Ed. Burnand von Moudon, der „Borel als Brigadekommandant ablöste, war das Verhältnis sehr angenehm. Allein „bei geringer Arbeit ward uns die Zeit doch lang und mit Freuden begrüßten „wir den Tag der Entlassung. Am 18. Januar 1848 ritten wir nach Vevey, „am folgenden Tag über den Jorat bei tiefem Schnee zum Mittagessen nach „Moudon. Hier wollte mich die Familie Burnand über Nacht behalten; allein „es zog mich mit Gewalt nach Hause, und so trabte ich noch Abends hinaus „gegen eine scharfe Bise durch den Schnee nach Payerne. Der dritte Tag brachte „mich heim.

„Nach meiner Rückkehr machte ich einen Besuch bei General Dufour, um „ihm für die Beförderung zum Hauptmann zu danken, die er Kraft seines Rechtes „als kommandirender General, obwohl gegen den Wunsch des mir ungewogenen „Kriegsrates verfügt hatte. Erst viel später erfuhr ich, er habe auf die Vorstellung „von Blösch, daß die Ruhe meiner Familie bedroht sei, während der ersten Zeit „nach meiner Abreise einen nächtlichen Patrouillendienst in der Nähe unseres Land- „hauses angeordnet. Dufour ist bis an sein Lebensende mein guter Freund und „Gönner geblieben."

Von v. Müllers publizistischer Wirksamkeit war keine Rede mehr, und es reifte bei ihm allmälich der Entschluß, Bern zu verlassen. Die Volkszeitung war eingegangen, die Partei welche dieselbe mehr oder weniger repräsentiert hatte, für den Augenblick verschwunden. Von der Rechtspraxis konnte er bei der damaligen überwältigenden radikalen Strömung in Bern nichts mehr erwarten. So entschloß er sich denn im Mai, seinen Hausstand nach Thun zu verlegen, wo auf dem Landgute seiner Mutter noch ein älteres Haus leer stand. Bald darauf nahm er einen Associationsantrag von Procurator Dennler an; ein freundlicher alter Mann vom alten Schlag, daneben ein guter Praktiker und

in Geschäften erfahren; so hatte er als Advokat eine mäßige Beschäftigung, welche ihm zusagte, obgleich er auch hier der Rechtspraxis keine rechte Freude abgewinnen konnte.

Gegen das Ende des Jahres 1849 begann es wieder lebendig zu werden im Lande. Es bildete sich allmählich wieder eine Opposition. Als Organ derselben trat der in Thun erscheinende „Oberländer Anzeiger" auf, der von Pfarrer Schädelin in Frutigen mit einer Kraft und einem Talente geschrieben ward, wie man sie bei uns noch nicht erlebt hatte.

„Im Dezember ließ ich zwei Gespräche in den Anzeiger einrücken. Im Laufe „des Januar und Februar 1850 verfaßte ich noch einige ähnliche über verschie„dene Gegenstände, die damals das Publikum in Anspruch nahmen. Da der „Raum des Blattes deren Veröffentlichung in demselben nicht zuließ, so gab ich „sie bei Hopf und Wyß in Thun als eigene Schrift heraus unter dem Titel: „Dorfgespräche über verschiedene Gegenstände des öffentlichen „Wohls, von Hans Jakob Treuer". Die Schrift, welche einen volks„tümlichen Ton anschlug, erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen und blieb nicht ohne „Wirkung. Unterdessen organisierte sich die Opposition im Hinblick auf die bevorste„henden Maiwahlen. Ich blieb der Bewegung fern, bis ich förmlich zur Teilnahme auf„gefordert wurde; dann trat ich in das Thuner Komite ein und wurde bald dessen „thätigstes Mitglied. Am Münsinger Zug (25. März) beteiligte ich mich eben„falls. Es war wirklich eine merkwürdige Erscheinung, daß in so aufgeregter „Zeit 20,000 Mann (12,000 der Unsern und 8000 der Gegner) nur durch „eine schmale Gasse getrennt, in den gleichen Stunden tagen konnten, ohne daß „es zu irgend erheblichen Unruhen oder Thätlichkeiten kam; die Disciplin war „namentlich auf unserer Seite musterhaft. Von da an bis zu den Wahlen wirkte „ich als eigentlicher Demagog, redete im Freien zu großen Versammlungen und „trug wohl im obern Kantonsteil am meisten zum Siege der konservativen Sache „bei. Für mich selbst suchte ich nichts, auch nicht eine Großratsstelle, und nach „den Wahlen (5. Mai) und der Einsetzung der neuen Regierung lebte ich in „Thun ruhig fort wie bis dahin."

Allein es sollte nicht so bleiben und sehr gegen seinen Willen wurde er mitten in den Strudel der Politik gerissen. Im August hörte er zuerst, die Regierung wolle ihn im Oberlande verwenden, und wenige Tage nachher erhielt er einen Besuch von Regierungsrat v. Fischer von Reichenbach nebst Blösch, den bedeutendsten Persönlichkeiten der Regierung, welcher ihm den Wunsch der letztern eröffnete, er solle als provisorischer Bezirksverwalter nach Interlaken gehen, wo die Einstellung des Regierungsstatthalters Friedrich Seiler eine politische Notwendigkeit geworden war. —

„Der Antrag erschreckte und bemühte mich; denn ich hatte weder den Ge-
„danken noch den Wunsch gehabt, eine aktive politische Rolle zu spielen, und ich
„sah voraus, daß mein friedliches Familienleben auf lange, vielleicht auf
„immer gestört sei Herr Fischer brachte den größten Teil des Tages bei uns zu
„und bekämpfte meine sehr ernst gemeinten Einwendungen. Ich blieb lange stand-
„haft; als er aber erklärte, die Regierung habe sonst niemand, auf den sie zählen
„könne, und als er dringend an meine Vaterlandsliebe appellirte, so gab ich mich,
„obwohl mit schwerem Herzen, gefangen. Es war gewiß keine Kleinigkeit, allein
„unter eine mir völlig unbekannte, heißblütige, von der blindesten Parteiwut zer-
„rissene Bevölkerung zu treten und gleichsam als Apostel der Gesittung zu wirken.
„War jedoch einmal der Entschluß gefaßt, so war ich auch bereit, denselben mit
„Aufopferung aller meiner Kräfte auszuführen; und als ich am 4. Sept. 1850
„beim Neuhaus den Fuß auf den Boden meines künftigen Wirkungskreis setzte,
„gelobte ich mir vor Gott meine Pflicht in wahren Treuen zu erfüllen, auch wenn
„es mir das Leben kosten solle. Dies Gelübde hat mich in den Zeiten der
„größten Not aufrecht erhalten."

Die Geschichte seiner Amtsverwaltung im Bezirk Interlaken hat v. Müller gleich nach deren Beendigung in einer eigenen Schrift dargestellt; also können wir ganz kurz seine vierjährige Thätigkeit als Regierungsstatthalter erwähnen.

„Der Anfang meiner dortigen Laufbahn war nicht leicht. Ich war im
„Oberland persönlich fast unbekannt. Die Konservativen kamen mir mit Vertrauen
„entgegen, allein es galt nun, dasselbe durch meine Amtsführung zu rechtfertigen;
„von den Radikalen ward ich mit dem grimmigsten, blindesten Haß aufgenommen,
„und ihre Führer erklärten unverhohlen, sie wollten mir das Regieren unmöglich
„machen. In dieser Lage konnte mich nur Festigkeit, Klugheit und Beharrlichkeit
„retten. Der erste Ausbruch roher Wut fand bei der Wahl in Gsteig am 13.
„Oktober statt, bei welchem Anlaß ich neben dem Nachtmahltische mit einem dicken
„Knüttel beinahe zu Boden geschlagen wurde. Im Januar 1851 erfolgte nach
„Seilers Absetzung meine Wahl zum Regierungsstatthalter. Ich ging zur Beei-
„digung nach Bern. Am Tage nach meiner Rückkehr brach der Aufruhr aus,
„bei welchem ich in der Nacht vom 20. zum 21. Januar eine Schußwunde ober-
„halb des linken Knies erhielt. Glücklicherweise waren weder Arterie noch Knochen
„noch Sehne verletzt."

Aufs beste verpflegt, war er bis Ende Mai nach einer mehrwöchentlichen Kaltwasserkur in Kriegstetten ganz hergestellt und übernahm wieder seine Amtsgeschäfte. So verfloß das Jahr unter manchen Anfechtungen und Kämpfen. — Nach Neujahr begann die radikale Agitation für Abberufung des Großen Rates. Da unter den Motiven derselben die Billigung seiner Amtsführung durch jene Behörde

hervorgehoben wurde, so erließ v. Müller am 10. März eine „Offene Erklärung an das Volk des Kantons Bern", die nicht ohne Wirkung blieb. Nachdem die Abstimmung gegen die Radikalen ausgefallen war, hatte er völligen Frieden, und von da an war das Leben sehr angenehm.

„Bald nach Neujahr 1854 ließ sich eine starke Bewegung auf die Mai-„wahlen hin verspüren. Auch ich betrat den Kampfplatz mit einer kleinen Schrift: „„Einige Fragen der innern Politik", welche jedoch zu jener Zeit, wo „sich Alles um persönliche Fragen drehte, wenig Beachtung fand. Ich hatte „schon früh das bestimmte Gefühl, daß die konservative Sache, die im Amt Inter-„laken ganz befestigt war, im übrigen Kanton Boden verloren hatte. Unterlag „die Regierung, so hatte auch ich im Oberland am längsten regiert; und was „mich persönlich betraf, so war mir diese Aussicht trotz unserer dortigen ange-„nehmen Stellung nicht unerwünscht, indem einerseits die Gesundheit meiner Frau „die träge Luft des Bödeli nicht gut vertrug, anderseits die finanzielle Lage bei stets „zunehmender Familie und ungenügendem Einkommen wenig gesichert schien. „Meinen näheren Freunden wurden diese Motive nicht verhehlt; ich gab ihnen „jedoch das Versprechen, ich werde weder für noch gegen meine Wiederwahl ar-„beiten. Vom Wahlkreise Zweilütschinen in den Großen Rat gewählt, mußte ich „der unglücklichen Fusion beiwohnen, gegen welche ich mich vergeblich stemmte. „Nach Interlaken zurückgekehrt, erfuhr ich bald die Anfeindungen meiner Gegner. „Auf unbegründete, fast lächerliche Anklagen gegen meine Amtsverwaltung hin, „sandte die neue Regierung zwei ihrer Mitglieder als Untersuchungskommission in „den Bezirk. Der Zweck dieser Maßregel war, den Vorschlag meiner Amtsunter-„gebenen von mir abzulenken. Allein dieser Zweck ward gänzlich verfehlt; denn „obwohl ich ganz teilnahmlos blieb, auch ein paar Tage vor den Wahlen mich „aus dem Amt entfernte, während die Radikalen alle Mittel gegen mich in Be-„wegung setzten, schlugen mich 2400 gegen 1400 Stimmen wieder zum Regie-„rungsstatthalter vor. Allein die gegenteilige Strömung in Bern war mir zu „gut bekannt. Als ich Ende Juli zu den Wahlen der Bezirksbeamten nach Bern „ging, verabredete ich alles mit meiner Frau, und nachdem die Wahl des Re-„gierungsstatthalters von Interlaken vollzogen war, eilte ich sofort auf das Te-„legraphenbureau und meldete ihr: „Einpacken!"

„Sobald thunlich verließ ich die Hauptstadt, und am Tage meiner Amts-„übergabe fuhren wir, von wenigen Freunden begleitet, nach dem Neuhaus und „von dort über Thun und Bern nach Hofwyl, wo wir noch am gleichen Tage „eintrafen."

Sein Bruder, C. v. Müller, Schwiegersohn Philipp Emanuel v. Fellenbergs, verwaltete das Gut Hofwyl und E. v. Müller's nächster Gedanke, als er ihn um Aufnahme in eines der nunmehr leer stehenden

Häuser der früheren Anstalt bat, war gewesen, vorläufig einen Zufluchtsort für sich und seine zahlreiche Familie zu finden. Allein jetzt entstand die weitere Frage: Was nun? Etwas mußte schon aus finanziellen Gründen unternommen werden; übrigens hätte er auch beim größten Vermögen sich nicht zu einem unthätigen Leben entschließen können. Die Rechtspraxis war ihm mehr als je zuwider. Mit seinem Abschiede von Interlaken nahm er auch Abschied von der Teilnahme an der Politik; denn obwohl er vier Jahre Mitglied des Großen Rathes blieb, so war er ein unfleißiger Besucher der Sitzungen und kümmerte sich wenig mehr um den Gang des öffentlichen Lebens, das je länger desto stärker ins radikale Fahrwasser trieb. Eine Staatsanstellung hatte er, als zwischen den Parteien über seine Wiederwahl für Interlaken unterhandelt wurde, aufs bestimmteste ausgeschlagen. Einen Augenblick dachte er an Auswanderung, was ihm aber mit einem Anhang von sechs jungen Kindern eine gewagte Sache zu sein schien.

„Zu Interlaken schon hatte mein alter Schulkamerad v. Gonzenbach „gegen mich den Gedanken geäußert, ich solle die von Fellenberg's Söhnen im „Jahre 1847 geschlossene Anstalt in Hofwyl wieder eröffnen. Der Plan erschreckte mich anfangs bedeutend, der ich mich bisher um Schule und Schulwesen nie besonders bekümmert hatte und mir zudem wohl bewußt war, des „schöpferischen Genius und der ungewöhnlichen Thatkraft des alten Fellenbergs zu „ermangeln. Indessen faßte die Idee allmählich Wurzel. Ich überlegte mir die „Sache, besprach sie mit meiner lieben Frau, die ich in allen Fällen als meine „gute Ratgeberin kannte, und als ich bei ihr keine Abneigung, sondern eher Aufmunterung fand, so war es eine beschlossene Sache. Wir brachten den Winter „mit Plänen und Vorbereitungen zu, und im nächsten Sommer sollte ans Werk „geschritten werden."

„Die Geschichte der folgenden 21 Jahre umfaßt beinahe den dritten Teil „meines Lebens. Im Alter von 40 Jahren begann ich eine neue, mir bis dahin „ganz fremde Wirksamkeit. Es ist die Zeit meiner angestrengtesten Thätigkeit in „meiner vollen Manneskraft, die Zeit, in welcher ich am meisten auf das Schicksal „vieler meiner Mitmenschen direkt und unter großer Verantwortlichkeit eingewirkt „habe. Die Natur einer Erziehungsanstalt bringt es mit sich, daß bei der großen „Einförmigkeit des Lebens wenige Ereignisse von Bedeutung darin vorkommen; „ich kann daher, nachdem einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt sind, die „Geschichte jener Jahre um so kürzer behandeln.

„Bei der Wiedereröffnung der seit mehr als sieben Jahren geschlossenen Anstalt war ich mir der Schwierigkeit der Aufgabe wohl bewußt. Auf meiner „Seite konnte ich zunächst nur auf guten Willen und einige unter ganz andern

38

„Umständen erworbene Menschenkenntnis rechnen. Eigentliche Schularbeit, Er-„teilung von Unterricht und Behandlung der Jugend waren Dinge, die mir bisher „fern gestanden hatten; dagegen hatte ich eine vortreffliche allgemeine Bildung ge-„nossen, und die Erinnerung an das alte Hofwyl konnte mir wertvolle Winke für „die Einrichtung der neuen Anstalt geben. Ich beschloß, in allem, was das äußere „Leben betraf, mich soviel möglich dem Vorbilde der frühern Anstalt zu nähern. „Für den Unterricht sollte jedoch mehr geleistet werden; ich sollte selber immer „und überall Hand anlegen und der lebendige Mittelpunkt sein, von welchem aus „der Geist, der das Haus durchschwebte, in alle Teile ausströme; auch lehrte mich „die Erfahrung früherer Zeiten, daß eine Mitwirkung des weiblichen Elementes „durchaus wünschenswert, ja notwendig sei. Für diese Aufgabe hatte ich das „große Glück, in meiner Frau eine Gehülfin zu finden, welche wie für dieselbe „geschaffen schien. Die Ordnung des weitläufigen Hauswesens, die Besorgung der „Knaben in gesunden und kranken Tagen, die Repräsentation gegenüber Freunden „und Gästen, lagen bei ihr in sicherer Hand; und der Geist der Anmut und „Liebe, den sie über Alles auszog, gab dem sonst oft trockenen und strengen Schul-„leben die höhere Weihe. Wenn ich in Hofwyl überhaupt etwas geleistet habe, „so muß ich es zu gutem Teile dem Walten dieses edlen Geistes zuschreiben, der „mir stets mahnend, ermutigend und tröstend zur Seite stand. —

„So begannen wir nicht ohne Bangen, doch mit Gottvertrauen, unser Werk, „für welches wir uns ganz auf uns selbst verlassen mußten; denn von anderen „Leuten haben wir wenig mehr als gute Wünsche erhalten, und der frühere Ruf „Hofwyls war schon so fern gerückt, daß wir ganz von vornen anfangen mußten. „Es war für mich eine große Befriedigung, meine Kinder unter guter Obhut auf „dem Lande auferziehen zu können; ich hoffte dies ohne Vermögenseinbuße zu thun, „und vielleicht etwas für sie zu sammeln. Letztere Ansicht ist zwar durch meine „Schuld nicht in Erfüllung gegangen; allein ich habe doch dabei das Bewußtsein „bewahrt, daß ich immer vor allem den Ruf der Anstalt im Auge gehalten und „ohne selbstsüchtige Absichten handelte. Allerdings wäre es klüger gewesen, dabei „zugleich mehr für die Zukunft meiner Familie zu sorgen. —

„Am 4. Juni 1855 wurde die neue Anstalt eröffnet. Neben mir waren „drei Lehrer. Wir begannen mit fünf Schülern: Hans v. Wattenwyl und „Eduard v. Fischer von Bern, dann meine beiden Neffen Edgar und Frank „und unser ältester, damals einziger Sohn Wolfgang.

„Nach verhältnismäßiger kurzer Zeit vermehrte sich die Zahl der Schüler „rasch. Im Jahre 1859 auf 60 gestiegen, hatte die Frequenz der Anstalt ihren „Höhepunkt erreicht. Die Anmeldungen häuften sich; man brachte mir hin und „wieder ältere Knaben, deren Aufnahme mir nicht wünschenswert schien; ich ent-„schloß mich daher, das Eintrittsalter auf 12 Jahre zu setzen und hielt mir vor, „Knaben unter 14 Jahren unter ganz günstigen Umständen anzunehmen, ältere

„aber unbedingt abzuweisen. Das strenge, allzu hartnäckige Festhalten an dieser „Regel hat der Frequenz sehr geschadet. Ich führte seit dem Jahre 1863 eine „genaue Kontrolle über Anmeldungen und Aufnahmen, woraus sich ergiebt, daß „kaum ein Drittel der Angemeldeten aufgenommen wurden, und wäre ich weniger „streng gewesen, so hätte ich jederzeit das Maximum von 60 Schülern haben „können. Durch jene Maßregel aber wurden nicht nur Viele abgewiesen, sondern „die Eltern der Abgewiesenen wurden aus Gönnern zu Gegnern der Anstalt. Das „größere Publikum, dem diese Motive und Verhältnisse unbekannt waren, wun- „derte sich natürlich, daß Hofwyl, welches allgemeine Anerkennung zu finden schien, „nicht stärker besucht wurde. Für den Ruf der Anstalt habe ich weit mehr ge- „than als für meinen und meiner Familie Vorteil; in Bezug auf letztere mag „mich billig Tadel treffen."

So vergingen 21 Jahre unter mühevoller, aber segensreichen Arbeit. Wenn auch seine Gewissenhaftigkeit und seine festen Grundsätze ihm finanziell keine Vorteile brachten, so wurde er hingegen reichlich belohnt durch die Anhänglichkeit nnd Dankbarkeit der meisten seiner Schüler.

Dr. E. v. Müller hätte wohl noch einige Jahre fortwirken können; jedoch fühlte er, daß die frühere Kraft zu ermatten begann, und so faßte er den Entschluß, im Sommer 1876 die Anstalt zu schließen.

Um diese Zeit kam durch den Tod seines Schwiegervaters eine gänzliche Aenderung in seine Lage, wodurch er in einen gewissen Wohlstand erhoben wurde und sich die nötige und gewünschte Ruhe gönnen konnte.

Zwei Jahre wurden nun mit seiner Familie auf Reisen zugebracht, — und seine lang gehegter Wunsch, Rom zu besuchen, ging in Erfüllung.

In diese Epoche von Dr. v. Müllers Leben fällt auch die Entstehung seiner wohl bedeutendsten schriftstellerischen Leistung. Im Sommer 1877 entstand der Versuch: „Das Christentum als geoffenbarte natürliche Religion betrachtet." Bei dessen Ausarbeitung dachte er, wie er in seinen Aufzeichnungen selbst sagt, zunächst gar nicht an Veröffentlichung, sondern wollte sich vielmehr nur selbst über seinen religiösen Standpunkt Rechenschaft geben und vor sich selbst die Gründe entwickeln, die ihn auf denselben geführt hatten. Im Sommer 1878 folgten diesem Versuche zwei weitere über den Staat und über die Moral. Mit dem ersten über die Religion erschienen sie unter dem Titel „Religion, Staat, Moral. Drei Abhandlungen von Dr. Ed. Müller, früher in Hofwyl.

Bern, Druck und Verlag von K. J. Wyß 1880" und mit dem Motto: Non omnis moriar (Ich werde nicht ganz sterben; d. h. das Andenken an mich wird meinen Tod überdauern). Anfangs gab der Verfasser es anonym heraus, weil er eine Beurteilung der Sache selbst ohne Rücksicht auf ihn selbst als Autor wünschte. Immerhin war die Anonymität dem Absatz der Broschüre nicht förderlich. Bezüglich dieser Publikation sagt er in seinen Erinnerungen, daß er sich bei Abfassung derselben sowohl hinsichtlich der Form wie des Inhalts die größte Mühe gegeben und nichts geschrieben habe, was er später zurückzunehmen gewünscht hätte. [1])

Im Jahre 1880 nahm er festen Wohnsitz in Bern und zwar in dem an der Laupenstraße gelegenen Grundstücke „Landhof" seines Tochtermanns Dr. jur. Georg v. Benoit. — Von keinen Geschäften belästigt, konnte er sich seinen Studien hingeben, unter denen das Lesen griechischer Schriftsteller eine tägliche Beschäftigung war. Zugleich unternahm er die genaue Uebertragung des neuen Testamentes nach dem Sinaïtischen Codex. Dieselbe ward mit Ausnahme der Offenbarung Johannis erst in der Mitte des Jahes 1883 vollendet. Im Spätjahr 1881 begann er einigen Anteil an öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen.

„Das Ungenügende der Zustände auf kantonalem und eidgenössischem Gebiete, „die Zeichen allgemeiner Verlotterung und die Schwäche der Behörden in jeder „Hinsicht hatten ein weit verbreitetes Gefühl des Mißbehagens erzeugt. Um das „öffentliche Leben aus völliger Versumpfung zu retten, faßten einige Männer den „Plan zur Bildung eines neuen politischen Vereins. Zur Teilnahme eingeladen, entwarf „ich ein Memorial über unsere damalige politische Lage, welches ich in der ersten „konstituierenden Versammlung des Vereins vorlas. In einen Dreierausschuß zur Aus„arbeitung von Statuten gewählt, machte ich einen Entwurf, der in der folgenden Ver„sammlung mit wenigen Abänderungen angenommen wurde. In einer engern Ver„sammlung aber, zu welcher ich keine Einladung erhielt, wurden die bereits an„genommenen Statuten umgearbeitet, dann der größern Versammlung vorgelegt, „und von dieser nach langer Beratung, wobei ich wenig Teil nahm, mit Auf„hebung der früheren angenommen. Diese Handlungsweise bewog mich, der fernern „Teilnahme an diesen Versammlungen zu entsagen. Statt des von mir vorge-

[1]) Nach unserer Ansicht verdient diese Broschüre nicht nur als Werk eines religiös gläubigen und edelgesonnenen Christen, eines rechtlich, praktisch und nüchtern denkenden Staatsbürgers und sittlich tadellosen Familienvaters, sondern auch wegen der lichtvollen Kürze, Klarheit und Präzision, womit der schwierige Stoff durchwegs behandelt ist, die Beachtung jedes Gebildeten und dürfte vielleicht noch bei Lebzeiten des Verfassers nicht gebührend gewürdigt worden sein. (Anm. d. Sekr. d. Biogr. Kom. v. 26. Sept. 1901.)

„schlagenen Namens „Volkspartei“, nannten sie sich „Verein der Un-„abhängigen.“

Der Beschluß der Bundesversammlung 1882, einen eidgenössischen Schulsekretär einzusetzen, um das ganze Schulwesen der Schweiz über den gleichen Leist zu schlagen, weckte überall Besorgnis und Widerspruch. Am 14. September 1882 ward von 188,000 stimmfähigen Bürgern das Referendum darüber verlangt. Diese Conjunktur trieb v. Müller wieder in die politische Wirksamkeit hinein. Am 24. Sept. fand die erste Versammlung der Opposition in Oberburg statt. Dieselbe konstituierte sich mit sehr einfachen Statuten, nahm den von ihm vorgeschlagenen Namen „Volkpartei“ an und wählte v. Müller in das leitende Komitee. Im Jahre 1885 wurde er zum Präsidenten der Partei erwählt. Die Wahl war ihm persönlich unerwünscht, namentlich in Betracht seines vorgerückten Alters, weil die Stelle einen rüstigeren Mann erfordert hätte. Da sich jedoch kein anderer Kandidat fand, so mußte er bis auf weiteres sich der Aufgabe unterziehen. Im folgenden Mai nötigte ihn eine fortwährende Kränklichkeit, dieses Präsidium aufzugeben.

Seit Februar 1884 lieferte er wöchentlich je einen Leitartikel, oft auch mehr in den in Thun erscheinenden „Freien Oberländer“.

„Meine Absicht war die Belehrung des Volkes über seine wahren Interessen „und Stärkung seines moralischen Bewußtseins und politischen Mutes ohne Er-„regung seiner Leidenschaft.

Am 4. Juni 1887 war eine Versammlung zur Bildung einer Minoritätsgemeinde in der oberen Stadt. Er ließ sich „zur Wahrung des Grundsatzes der religiösen Freiheit“ in den Vorstand wählen. Anfangs September war die neue Gemeinde konstituiert, und am 4. September fand der erste Gottesdienst in der Kapelle an der Nägeligasse statt. Im Jahre 1884 wurde er zum Präsidenten seiner Zunft (zu Mohren) gewählt. Diese Wahl, welche schon vor Jahren beabsichtigt, aber durch seine Abwesenheit verhindert, war, freute ihn als Zeichen der Anerkennung und Anhänglichkeit seiner Mitbürger sehr. — Dieses Amt hat er mit hingebender Gewissenhaftigkeit bis an sein Lebensende verwaltet.

So finden wir E. von Müller trotz zunehmender Altersschwäche immer bereit für das Wohl seines Landes zu arbeiten, und wo es galt eine gute Sache zu verfechten, war seine gewandte Feder stets kampfbereit. Er blieb nach Kräften thätig bis an sein Ende, und als er den Tod herannahen fühlte, sah er mit christlicher Ergebung seiner Auflösung entgegen. Am 1. Mai 1892 entschlief er sanft.

In E. v. Müller ist ein hochbegabter Mann, ein edler Charakter und glaubensfester Christ von seltener Uneigennützigkeit und Pflichttreue von uns geschieden.

Quelle: Die vorliegende Arbeit ist ein Auszug aus einer vom Verstorbenen für seine hinterlassenen Angehörigen handschriftlich verfaßten Autobiographie.

Vignolo-Stresa und Bern, im Frühjahr 1901.

Fanny und Dora v. Müller.

Josef Karl Herzog.

1798[1])—1857.

Die Darstellung des Lebens und Wirkens von Professor Karl Herzog bildet in der Hauptsache einen Beitrag zur Geschichte der politischen und religiösen Gegensätze, deren Vereinigung und Lösung die Regeneration und die Bundesverfassung von 1848 als Frucht entsprungen ist. Auf die Entwickelung der öffentlichen Zustände jener Periode hat Herzog zwar keinen maßgebenden, aber auch keinen unwesentlichen Einfluß ausgeübt, und seine öffentliche Thätigkeit und seine Erlebnisse sind mannigfaltig genug, um als Beitrag zum Verständnis seiner Zeit wesentliche Dienste zu leisten. Auch als Mann der Wissenschaft ruft er unser Interesse wach.

Karl Herzog entstammte einer alten, zu Münster im Kanton Luzern eingebürgerten Familie. Seine Eltern waren mit wenig Glücksgütern gesegnet; aber des talentvollen Knaben nahmen sich frühe einige Menschenfreunde an, unter denen namentlich der Schultheiß Eduard Pfyffer zu nennen ist. Herzog hatte das Glück, die Stiftsschule in seinem Heimatsorte besuchen zu können, wo er sich durch vorzügliche Begabung und Fleiß auszeichnete. In der Erlernung der alten und mehrerer neuern Sprachen legte er besonders hervorragende Fähigkeiten an den Tag, so daß er, außer seiner Muttersprache, das

[1]) Zufolge einer freundlichen Mitteilung von Hrn. Ingenieur Hans Herzog in Bern, eines Sohnes des Professors J. Karl Herzog, ist 1798 das Geburtsjahr des letztern, welche Angabe auch im „Verfassungsfreund", Jahrgang 1845, Seite 428, steht. Dagegen gibt das Berner „Intelligenzblatt" von 1857 bei den Civilstandsnachrichten an: „Gestorben am 14. Februar 1857 Herzog Karl, 57 Jahre alt", was auf 1800 als Geburtsjahr zurückweist, und Fialas Totenkalender bezeichnet den 9. Mai 1801 als das Geburtsdatum.



Französische, Englische, Spanische, Portugiesische und Italienische, sowie später auch noch slavische Sprachen und deren Litteratur beherrschen lernte. Ums Jahr 1820 kam Herzog auf die Hochschule zu **Jena**, um hier Jurisprudenz und Geschichte zu studieren. Sodann wirkte er eine zeitlang als Lehrer an dem von Fr. Wilh Aug. Fröbel gegründeten Erziehungsinstitut zu **Keilhau** bei Rudolstadt an der Saale, an dem außer Herzog mehrere hervorragende Pädagogen, wie Middendorf und Langethal[1], die mit Fröbel in der großen deutschen Bewegung dem Lützowschen Jägerkorps angehört hatten, thätig waren. In der Geschichte der Pädagogik sind dieselben unter dem Namen „Keilhauer Pädagogen" bekannt. Die von ihnen in einem frischen, freien und ausgeprägt deutschnationalen Geiste geleitete und durchwehte Anstalt blühte einige Zeit aufs schönste, erlitt aber bald auch heftige Anfechtungen. Die Rudolstädter Behörden wurden veranlaßt, eine Untersuchung derselben vorzunehmen. Der Bericht lautete günstig und enthielt das schöne Lob: „Könnten alle Schulen in solche Erziehungshäuser verlegt werden, so möchte nach einigen Generationen ein kräftigeres und trotz der Erbsünde reineres, edleres Volk daraus hervorgehen." Gleichwohl hörten die Anfeindungen nicht auf, und die Anstalt nahm ab. Herzogs Landsmann, der als Komponist bekannte Xaver Schnyder von Wartensee, zog deshalb den Vorsteher Fröbel nach der Schweiz, wo dieser seine erzieherische Thätigkeit fortsetzte und zuerst auf Wartensee ein Institut gründete, das nachher nach Willisau verlegt wurde. Herzog selber blieb einstweilen noch in Deutschland. Im Jahre 1828 erwarb er sich den Titel eines Dr. phil., trat dann an der Universität **Jena** zuerst als Dozent auf und wurde später zum außerordentlichen Professor für Geschichte und Litteratur ernannt. In dieser Stellung verblieb er, auch litterarisch vielfach thätig, mehrere Jahre. Er schrieb u. a. eine „Geschichte des thüringischen Volkes" (Hamburg 1827), eine „Geschichte der deutschen Nationallitteratur", eine „Geschichte der Hugenotten" nach dem Englischen, ein „Taschenbuch für Reisende durch den Thüringerwald", und lieferte Beiträge in verschiedene Zeitschriften.

Nachdem Bern im Jahre 1834 seine Hochschule gegründet hatte, wurde Herzog unterm 14. August desselben Jahres zum Professor für

[1]) Heinrich Langethal ward 1835 der erste Vorsteher des Waisenhauses in Burgdorf und 1841 Direktor der Einwohner-Mädchenschule in Bern. Er kehrte später nach Deutschland zurück und starb, im Alter erblindet, am 26. Juli 1879 zu Keilhau. (Vgl. Schulgeschichte von Burgdorf, von Pfr. Alb. Heuer, 1874. Ferner: Berner Taschenbuch 1881, S. 292.)

Geschichte und Staatswissenschaften hieher berufen. Sein neues Amt begann er am 25. April 1835, indem er in einer öffentlichen Antrittsrede[1]) die Frage behandelte, „welche Stellung die Schweiz im europäischen Staatensystem unserer Zeit naturgemäß einzunehmen berufen sei." Er entwickelte darin ganz gute Gedanken und machte keinen Hehl mit seinen politisch-religiösen Anschauungen. Nach einem Rückblick auf die Errungenschaften der französ. Revolution, die Umwälzung in der Schweiz, auf Napoleon, den Wienerkongreß, die Julirevolution und den Fall der Bourbonen, die Anerkennung der Volkssouveränität gegenüber dem in Rußland, Oesterreich und Preußen verkörperten Absolutismus, schilderte er Frankreich als den Mittelpunkt der (damaligen) europäischen Diplomatie, „gehaßt von den Thronen, geliebt von den Völkern, welche nach freier politischer Existenz streben", — dann England, „von jeher ausgezeichnet durch den Geist der Freiheit, der in seinen gesellschaftlichen Einrichtungen wie in den Sitten seiner Bürger lebt" — und die Schweiz „die seit 1830 den Entscheidungskampf führt zwischen der Aristokratie und der demokratischen Repräsentativverfassung, zwischen einer Quasilegitimität und der Volkssouveränität, zwischen Kantonalherrlichkeiten und der Nationalmajestät!" „Nicht auf seiner Ländermasse oder der Kopfzahl", rief Herzog aus, „beruht eines Volkes Kraft, sondern die Intelligenz bestimmt einzig und allein seine Macht. Eine Nationalidee einigt das durch Sprache, Religion, Verfassung und Naturgrenzen geschiedene Schweizervolk". „Die Nationalidee soll gefördert werden durch Bildung und Gerechtigkeitspflege." „Nicht die Macht soll Recht geben, sondern das Recht soll Macht haben." „Im Genuß seiner Rechte muß sich das Volk behaglich fühlen." „Die Vorteile freier Verfassungen dürfen nicht durch Ungeschicklichkeit und Unwissenheit von Staatsbeamten verloren gehen, die ihren Beruf in einem leidigen Vielregieren finden." „Geben wir unserm Nationalheer eine Fahne, wie es ein Vaterland, eine gemeinsame Sache zu verteidigen hat." Für die katholische Schweiz wünschte Herzog „Nationalkirchen". — Dies einige Gedanken aus der Antrittsrede.

Mit voller Begeisterung schloß sich Herzog in Bern sogleich der durch die Umwälzung von 1831 hervorgerufenen politischen Bewegung an. Schon von Deutschland her ging ihm der Ruf eines radikal-demokratischen Partei-Kämpfers voran, den übrigens auch andere Lehrer der jungen höchsten Lehranstalt genossen, so daß diese von Anfang an

[1]) Rede gehalten am 25. April 1835 bei Antritt seines Amtes als Professor der Staatswissenschaften an der Universität Bern von Dr. Karl Herzog. Bern, bei Karl Stämpfli 1835.

allerlei Angriffen ausgesetzt und als „Pflanzschule des Radikalismus" geschildert wurde. Die deutsche Bundestagskommission zu Frankfurt a./M. faßte am 11. Sept. 1834 sogar den Beschluß, den Besuch der Universität Bern zu verbieten, weil sie „eine Zufluchtsstätte für Lehrer und Studierende zu werden drohe, welche wegen politischen Vergehen Deutschland zu verlassen gezwungen seien. Man dürfe nur die Wahl der Professoren Ludwig Snell, Siebenpfeiffer, Troxler und Herzog hervorheben, um jeder weiterer Ausführung überhoben zu sein." Eine solche Maßnahme war erfolgt, gestützt auf einen Artikel in der Allgemeinen Augsburger Zeitung, welcher dem Zürcher Professor J. Kaspar Bluntschli zugeschrieben und worin Bern ein „Herd revolutionärer Umtriebe" genannt wurde.

Seine politischen Anschauungen entwickelte Herzog im „Berner Verfassungsfreund", einer Zeitung, die er nicht lange nach seiner Ankunft in Bern ins Leben rief. Das Blatt erschien zuerst dreimal, später, von 1843 hinweg, sechsmal wöchentlich und verteidigte, nicht ohne Geschick, die demokratischen Grundsätze der Verfassung und eine Regeneration im gleichen Sinne auch im schweizerischen Bundesleben. Bis zum Frühjahr 1839 und sodann wieder im Jahre 1846 leitete Herzog die Redaktion selbst, während diese zwischen hinein in den Händen des Fürsprechers Placid Theiler und Joh. Kaspar Wilhelms von Reichenburg, Kt. Schwyz, vorherigen Redaktors der Neuen Zürcherzeitung und nachher der Nationalzeitung in Basel, eines Tochtermanns von Prof. Troxler, lag.

Im Frühling 1838 bewarb sich Herzog um ein bernisches Bürgerrecht. Die Vorstadtgemeinde Laufen im Jura erteilte „ihm und seiner Familie" dasselbe in der Gemeindeversammlung vom 6. März einstimmig und unentgeltlich, und im Juni wurde diese Maßnahme vom Großen Rate gutgeheißen und Herzog als bernischer Bürger naturalisiert. [1]) Kurz zuvor war er zum Mitgliede der kathol. Kirchen-

[1]) Staatsarchiv Bern, Dekretenbuch 30 und Vorträgeprotokoll der Polizeisektion Nr. 6. Wahrscheinlich hatte Dr. Herzog als Rechtskonsulent der Bevölkerung des Laufenthales seine Dienste gewidmet. Gerade in jener Zeit handelte es sich um die Schaffung eines eigenen Amtsbezirks der aus 12 deutschen Gemeinden bestehenden Thalschaft. Die Angelegenheit ward im „Verfassungsfreund" verschiedene Male behandelt. Vor dem Jahre 1814 gehörte Laufen zu Frankreich und kam dann, wie der übrige Jura, durch den Wienerkongreß zu Bern, war aber nach Delsberg gerichtsbar. Dann erhielt Laufen 1823 endlich ein deutsches Amtsgericht, das jedoch immer noch in Delsberg unter dem Vorsitze des jeweiligen Oberamtmanns seine Verhandlungen pflegte. Erst durch die Verfassung von 1831 erhielt Laufen ein eigenes Amtsgericht und einen eigenen Amtsverweser (Reg.-Statthalter) und wurde nachher ganz von Delsberg losgelöst als ein besonderes Amt.

und der Schulkommission des Erziehungsdepartements, sowie zum Suppleanten der kantonalen Justiz- und Polizeisektion ernannt worden. So konnten sich seine Kräfte und Fähigkeiten nach verschiedenen Seiten hin bethätigen, und es schien, als sei er noch zum Spiele einer bedeutender Rolle im regenerierten Staate Bern berufen. Die Redaktion des „Verfassungsfreund", welcher, einer wiederholten Erklärung zufolge, ein Organ weder der Regierung noch irgend einer Fraktion derselben, sondern einzig und allein „ein unabhängiges freisinniges Organ der öffentlichen Meinung" sein wollte, gab er, wie bereits bemerkt, im April 1839 auf, blieb aber noch Mitarbeiter desselben. Seine verschiedenartigen Amtsthätigkeiten nahmen ihn im übrigen genugsam in Anspruch, da er nicht nur an der Hochschule, sondern auch am Gymnasium Unterricht erteilte.

Das Jahr 1842 brachte Herzog mit den Staatsbehörden in einen Konflikt, welcher um so bemerkenswerter ist, als er auf verschiedene damals am Staatsruder stehende Personen ein eigentümliches Licht wirft. Als Publizist hatte sich Herzog berufen gefühlt, wiederholt gegen Schäden im öffentlichen Leben anzukämpfen, da er überzeugt war, „daß oft Grundsätze nichts, Persönlichkeiten aber alles gelten und daß bescheiden stets virtus post nummos, der Verstand nach dem Geldsack folgt". Nach seiner Beobachtung machte sich nicht am wenigsten beim hohen Beamten die Grundsatzlosigkeit breit, und er glaubte zu Felde ziehen zu sollen „gegen die ganze Gilde der Materialisten, Egoisten und Heuchler, die von der Staatsmoral nichts wissen wollen." Im „Verfassungsfreund" vom 13. Januar 1842 veröffentlichte er einen besonders scharfen Artikel unter dem Titel: „Staatsmoral und Landjägerpatronage."

„Wir haben", heißt es darin, „kein Verantwortlichkeitsgesetz für höhere Staatsbeamte; aber wir haben eine freie Presse, eine kräftige, tiefgehende Waffe, einen starken Schild für Freiheit, Wahrheit und Recht, und diese Waffe zu handhaben, wird für einen aufrichtigen Republikaner, der nichts für sich selbst will, dem aber Gott nicht nur ein für das Volk treues Herz in den Busen legte, sondern auch ein Paar scharfsehende Augen und eine Feder — o himmlische Gabe! — spitz wie ein Degen, scharf wie ein Schwert, wenn es gegen abgefeimte Niederträchtigkeit geht, seiner Hand anvertraute, zur heiligen Pflicht." Unter der Bezeichnung „Patronage", worauf die Ueberschrift hindeutete, verstand er die oft vorkommende Begünstigung von Beamten auf Unkosten des Staatsinteresses, „nicht etwa bloß der Geldinteressen, sondern des Glaubens der Bürger an die Moralität des Staates in seinen eigenen

Handlungen." Als Beispiel solcher Patronage wird die Beurteilung von Wächtern der öffentlichen Ordnung oder Landjägern angeführt, die angeklagt und fehlbar befunden waren, aber durch eine „mächtige Patronage" Gnade gefunden hatten. „Und wer war ihr Patron? Der Mann, der bei der Gestaltung der neuen Ordnung der Dinge schnellen Schrittes vom Pferdehändler zum Juristen, vom Juristen zum Justizrat, vom Justizrat zum Regierungsstatthalter, vom Regierungsstatthalter zum Oberrichter, vom Oberrichter zum Regierungs- und Staatsrat- und Centralpolizeidirektor avancierte, dem das öffentliche Vertrauen wie selten einem Mann entgegenkam, der als eine aus dem Lande hervorgegangene, kräftige Stütze der neuen Ordnung begrüßt wurde, der aber seinen Ruhm nur darin sucht, ein großer Diplomat zu sein." Gegen wen die Spitze dieser Anschuldigung gerichtet war, ließ sich unschwer erkennen. Wenn auch nachher im Verfassungsfreund erklärt wurde, der Artikel enthalte nichts anderes, als eine „rhetorische Figur, worin egoistische Deckungsart, Knauserei, Filzigkeit und schmutziger Geiz als dem ächten republikanischen Sinn und Leben zuwider, ganz im Allgemeinen und ohne Nennung von Personen getadelt werden", so trat doch sogleich der Centralpolizeidirektor, Regierungsrat Johann Weber[1]), nebst Karl Neuhaus und Xaver Stockmar das markanteste Mitglied der obersten Exekutivbehörde der 31er Periode, klagend auf. Er leitete einen Preßprozeß ein und legte in der Märzsitzung des Gr. Rates sein Entlassungsbegehren vor, „weil er von einem Mitgliede der Polizeisektion, der er untergeordnet, öffentlich verläumdet worden sei." Von den Gerichten wurde Herzog als der Verfasser des eingeklagten Zeitungsartikels zu harten Strafen (Buße, Gefangenschaft und Tragung der Kosten) und zur Abbitte verurteilt, dann aus der Polizeisektion ent-

[1]) Johann Weber, zubenannt von Utzenstorf, halte seine erste Bildung bei Pestalozzi in Iferten und an der Kantonsschule in Aarau erhalten. Nach der Verfassungsänderung von 1831, zu der sein Vater und sein älterer Bruder eifrig mitwirlten, bezog er, schon im vorgerückten Alter, die Hochschule in Heidelberg und legte dann in Bern ein vorzügliches Examen in den Rechts- und Staatswissenschaften ab. Seine politische Laufbahn begann er als Mitglied der Justizsektion. Der Wahlkreis Fraubrunnen wählte ihn 1836 in den Großen Rat. Er wurde Regierungsstatthalter in Thun, bald aber ins Obergericht, dann am 5. Dezember 1838 in die Regierung berufen, in der er die vorher von Dr. Karl Schnell bekleidete Stelle eines Centralpolizeidirektors übernahm. Als Führer der sog. „Landpartei" machte er sich zum Verfechter der materiellen Interessen des Bauernstandes. Durch die Bewegung von 1846 aber wurde er überholt und verdrängt und namentlich von Dr. Herzog bekämpft, 1850 jedoch aber wieder ins Obergericht gewählt. Als Mitglied des Großen Rates empfahl er 1874 die Annahme der revidierten Bundesverfassung. Er starb im 75. Jahre seines Alters, am 27. August 1876.

fernt und schließlich durch Beschluß des Regierungsrates in Anwendung des § 20 der Verfassung auch von der Hochschule und vom höhern Gymnasium abberufen, weil er außer dem Preßvergehen auch durch andere Handlungen das Zutrauen der studierenden Jugend verloren habe.

Das waren harte Urteile und schwere Schläge für den Mann, der nur für ideale Güter zu fechten meinte und von jeher auch vielfach um seine ökonomische Existenz kämpfen mußte. Der Fall erregte nicht geringes Aufsehen und lieferte den Gegnern der Regierung willkommenen Stoff zu deren Bekämpfung. Die Preßfreiheit wurde in Gefahr erklärt. Einer der Freunde Herzogs schrieb im Verfassungsfreund: „Die Preßfreiheit ist die schönste und allerkostbarste Eroberung, welche uns die Revolution von 1830 zugesichert hat. Sobald aber eine Regierung die Hand nach diesem Volksheiligtum ausstreckt, giebt sie sich schon das Ansehen, als wollte sie sich der öffentlichen Aufsicht entziehen. In einem Freistaate soll nichts uneingeschränkter, unantastbarer und heiliger gehalten werden, als die Preßfreiheit. Mögen auch andere Freiheiten vernichtet werden, wenn nur die Preßfreiheit besteht und man sich keinerlei Beeinträchtigungen derselben erlaubt, so werden die individuellen Freiheiten, die Religionsfreiheit 2c. stets wieder aufleben und die Rückkehr aristokratischer und despotischer Grundsätze unmöglich sein."

Herzog selbst verlor trotz den wohl teilweise selbst verursachten trüben Erlebnissen den Mut zum Kampfe des Lebens nicht und arbeitete nun um so mehr in seinem Lieblingsfach, der Geschichte. Mehrere seiner Werke haben wir oben bereits genannt und holen hier nach, daß seine erste Arbeit, „Die Eidgenossen und die Gugler", bei ihrem Erscheinen anfangs der 20er Jahre von Paul Usteri in Zürich mit freundlichen Ermunterungen begrüßt worden war. Während der Verfassungsfreund Ludwig Wurstenbergers, des „Tacitus von der Schoßhalde", treffliche Lebensgeschichte des Schultheißen von Mülinen ganz hämisch, ja ungerecht kritisiert hatte, hieß dagegen Herzog, kurz nachdem er selbst eine Publikation, nämlich ein „Staatshandbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft" [1]) bearbeitet hatte, auf das Neujahr 1838 die Geschichte des eidgenössischen Staates Bern von Tillier im Verfassungsfreund vom 11. Januar auf das wärmste willkommen. Da dieses große fünfbändige Werk rasch vollendet und veröffentlicht wurde, so benutzte Herzog dasselbe auch für seine eigenen Studien, die er nun

[1]) Eine Art Adreßbuch, das erste die Schweiz umfassende derartige Werk.

nach der erfolgten Suspension eifrig fortsetzte. Die Ergebnisse legte er nieder in dem Werke: „Geschichte des Berner-Volkes von seiner Entstehung bis auf unsere Zeit", Bern, bei Chr. Fischer 1844.[1]) Wie bereits bemerkt, lehnt es sich allerdings an Tilliers Geschichte an, ist aber bei näherer Durchsicht sowohl in sachlicher als namentlich auch in stilistischer Hinsicht als selbständige Darstellung erkennbar. In 20 Abschnitten werden darin die Schicksale von Land und Volk von den Zeiten der Helvetier bis zur Herstellung der Verfassung von 1831, d. h. bis zum Beginn der sog. Regenerationsperiode „einfach und treu", wie der Verfasser im Vorwort sagt, erzählt. Sein politischer Parteistandpunkt tritt darin deutlich genug hervor, besonders in den letzten Kapiteln, welche das Patriziat und die Staatsumwälzungen behandeln. Ein erstes Zeichen der Anerkennung erhielt der „gewesene Professor" bald nach dem Erscheinen des Buches im Febr. 1845 von der bernischen Regierung, die ihm auf Antrag des Erziehungsdepartementes eine Gratifikation von 200 Franken a. W. zuerkannte.

Nach vielen und tiefgreifenden Streitigkeiten in kantonalen und allgemein schweizerischen Dingen brachte das Ende des Jahres 1844 den ersten Freischarenzug gegen die Luzernerregierung, welche die Jesuiten berufen hatte. Mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens eiferte Dr. Herzog in Wort und Schrift für den Sturz der Obrigkeit seines ursprünglichen Heimatkantons. Samstags den 7. Dezember sah sich der Rektor der Hochschule, Professor Friedrich Stettler[2]), veranlaßt, durch einen Anschlag am schwarzen Brett die Studenten von der Teilnahme an den Luzerner Unruhen abzumahnen. Er ließ die Hörsäle, wo dieselben eine Versammlung abhalten wollten, schließen, worauf sie in der Wirtschaft „Hopfenkranz" an der Matte zusammenkamen und besonders auch von Prof. Wilhelm Snell gehetzt wurden. Dr. Herzog schritt am gleichen Tage zur thätlichen Teilnahme an der Bewegung und zog an der Spitze von etwa 30 Mann, meistens Studenten von Bern, über Burgdorf[3]), wo sie sich bei dem Büchsenmacher Johann Kneubühler Waffen verschafften, teils zu Fuß und teils zu Wagen gegen Langenthal und der luzernischen Grenze zu; denn am folgenden Tage sollte der Kampf entbrennen. Allein obschon viele Berner, Aargauer u. a. den Luzerner Aufständischen zu Hülfe

[1]) Eine 2. unveränderte Auflage erschien 1855.

[2]) Über ihn siehe Band II der „Sammlung bern. Biographien".

[3]) Berner Taschenbuch 1869, S. 9. (Der Freischarenloskauf. Von Ed. Blösch, Landammann.)

kamen, mißlang das Unternehmen vollständig. Gegen den aller öffentlichen Ordnung und Gesetzlichkeit Hohn sprechenden Einfall erhob nicht bloß die Regierung von Luzern Widerspruch, sondern auch die besonnenen Männer der Kantone, von denen aus die Freischaren sich hauptsächlich rekrutiert hatten, rieten Maßnahmen gegen die „Gewaltkorps" an. Der im Januar und Februar 1845 zur Beratung der Instruktion für die Tagsatzungsgesandten Karl Neuhaus und Johann Weber von Utzenstorf zu einer außerordentlichen Sitzung versammelte Große Rat von Bern beschloß mit 130 gegen 48 Stimmen, auf ein Verbot der „Freischaren, welche nicht von den Kantonsregierungen organisiert und unter deren Befehlen stehen", für die ganze Eidgenossenschaft hinzuwirken. Friedrich Stettler bemerkte, er sei unbedingt gegen die Freischaren, die nie viel genützt haben, außer etwa die Lützow'sche Schar; die habe aber einen andern Chef gehabt, als einen „abberufenen Professor"; auch die Tiroler hatten an Andreas Hofer einen Führer, „der nicht bei der Weinflasche in Zofingen blieb." Alt-Landammann und Fürsprech Eduard Blösch von Burgdorf machte darauf aufmerksam, „welche Unruhe und Besorgnis es verbreiten müsse, wenn plötzlich eine Schar von 20 bis 30 Männern in einer Stadt oder Ortschaft einziehen und sich hier bei einem Büchsenschmied bewaffnen, ohne daß man wisse, weder wer sie seien, noch wohin sie ziehen und welches ihr Zweck sei." Damit war unverhüllt auf den Durchzug der Studenten unter Herzogs Leitung durch Burgdorf vom 7. Dezember hingewiesen, von dem Blösch übrigens der Regierung sogleich amtlich Kenntnis gegeben hatte. Hiegegen nahm nun Herzog in einer schroff gehaltenen „offenen Erklärung" im Verfassungsfreund die jungen Männer in Schutz, die sich unter seine Anführung gestellt und die „durch ihr Betragen bewiesen, daß sie fähig wären, Leben und Blut für eine vaterländische Sache zu opfern."

Trotz der Beschlüsse der obersten Behörden nahm die Bewegung gegen die Jesuiten und das ultramontane, konservative Regiment in Luzern immer mehr zu. Neuerdings wurden eifrige Vorbereitungen zu einem wiederholten Zuge ins Luzernische getroffen, ohne daß die Kantonsregierungen oder die in Zürich versammelte Tagsatzung solches verhinderten. Im Kanton Bern wußten die Putscheifrigen sehr wohl, daß das Regierungsverbot in der Voraussetzung des Gelingens einer erneuten Unternehmung nicht sehr ernst aufzufassen sei. Hatte ja doch u. a. der Centralpolizeidirektor Weber einem jungen Juristen, Frickart aus Zofingen, erklärt, „man solle nur zufahren, aber machen, daß die Regierung es nicht zu sehen brauche; übrigens werde ein zweiter

Zug nicht so kopflos unternommen werden, wie der erste." So sollte der Jesuitismus mithelfen, die Jesuiten auszutreiben. Als die Tagsatzung auseinander ging, ohne die erwartete Ausweisung des angefeindeten Ordens von Bundeswegen zu beschließen, erreichte die Aufregung den höchsten Hitzegrad. In großen Volksversammlungen zu Fraubrunnen, Ins, Sumiswald, Herzogenbuchsee, Wimmis, Zweisimmen, Dachsfelden und andern Orten wurden die Gemüter in die größte Spannung versetzt.

Wenige Monate nach dem ersten wurde Ende März 1845 der zweite Freischarenzug wirklich in Szene gesetzt, und Dr. Herzog beteiligte sich mit der ganzen Begeisterung, der er fähig war, auch an dieser neuen That. Samstags den 30. März sammelten sich in Zofingen Scharen aus dem Aargau, aus Baselland, Luzerner Liberale und viele Berner, unter ihnen eine große Zahl Studenten, an deren Spitze wahrscheinlich Dr. Herzog stand. Eine Kompagnie Berner mit drei, nämlich einer dem Schlosse Nidau und einer von Bipp entführten Kanonen erhielt am gleichen Tage Befehl, sich nach Huttwyl zu begeben. Sie marschierte über Langenthal und kam abends 5 Uhr ermüdet in Huttwyl an. Von hier aus meldete Herzog, kurz bevor um Mitternacht Generalmarsch geschlagen wurde, an den „Verfassungsfreund" nach Bern, voll froher Hoffnung auf guten Erfolg der Freischaarensache: „Die Entscheidung einer Lebensfrage, welche das Schweizervolk seit Monaten in Spannung gehalten hat, naht. Die Rat- und Thatlosigkeit, der Hohn gegen das Schweizervolk, der in dem Verbot der Freischaren liegt, ohne daß etwas gegen die Jesuiten geschah, hatte alle entschlossenen und freisinnigen Männer zur That gedrängt. Die Freisinnigen werden wenig Widerstand finden. Es muß und wird gehen. Das Siegwart'sche Regiment wird erfahren, daß man ein Volk auf einen gewissen Grad mißleiten, aber nicht ungestraft zu Grunde richten darf."

Es kam anders, als Herzog erhoffte. Die Freischar, in die er sich einreihte, rückte über Zell, Ettiswyl und Rußwyl nach Hellbühl vor, wo ein kurzes Scharmützel stattfand. Dann wurde der Gütsch in unmittelbarer Nähe Luzerns erobert, jedoch zu viel Zeit mit Parlamentieren verbraucht. Indessen machten am frühen Morgen des 1 April Luzerner, Urner und Unterwaldner Truppen, von denen angenommen worden war, daß die liberalen Stadtbürger sie nicht wer-

[1] Postdirektor [illegible] hatte zwischen Huttwyl und Bern einen Extra-Staffettendienst eingerichtet.

den landen lassen, einen Angriff, dem die überraschten, ermüdeten und erschöpften Freischaren nicht Stand hielten, sondern sich über die Höhen von Littau zurückzogen. Eine große Zahl derselben, darunter auch Dr. Herzog, wurde gefangen genommen.

Bei seiner Einbürgerung in Laufen im Jahre 1838 hatte Herzog es unterlassen, auf sein ursprüngliches Bürgerrecht in Münster förmlich Verzicht zu leisten. Deshalb ward er noch als luzernischer Bürger betrachtet und hatte eine strenge Strafe zu gewärtigen. Überdies war bekannt, daß er früher und auch jetzt wieder Studenten zur Teilnahme an den Einfällen in den Kanton Luzern veranlaßt hatte. Ein Sohn von Oberst Zelger, Mitgliedes des luzernischen Kriegsrates, sah in dem Kampf auf dem Gütsch an Herzogs Seite einen blutjungen Studierenden fallen, der, am Boden sich windend, in herzzerreißendem Tone noch ausrief: „Herr Jeses, was wird min Vater säge!"[1]) — Solche Berichte genügten, um den Haß gegen Herzog besonders stark anwachsen zu lassen.

Als die Kunde von dem „Luzernerunglück" Stadt und Land durchlief und sich auch allerlei Berichte über die Not und grausame Behandlung der Gefangenen daran knüpften, war das Gefühl allgemein, daß rasch geholfen werden müsse. In Burgdorf regte alt-Landamann Blösch schon am 1. April eine Sammlung von Liebesgaben für die Verwundeten an und brachte innerhalb zwei Stunden 300 Franken zusammen. Mehr als sonderbar aber nahm sich die Publikation aus, welche die bernische Regierung am 3. April, um ihr faules Gewissen nachträglich ein wenig zu beschwichtigen, erließ und in der sie nun allem Volke Kenntnis gab „von den leicht vorauszusehenden unglücklichen Folgen ungebührlicher Handlungen und nochmals (?) mit Ernst und Nachdruck vor ungesetzlichen, die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdenden Handlungen warnte." Indessen trat sie mit der Regierung von Luzern in Unterhandlung, um die Befreiung der über 200 gefangenen Berner[2]) zu erwirken und schickte zu diesem Zweck ihr

[1]) Berner Taschenbuch 1860

[2]) Von den 1836 Gefangenen waren, mit Inbegriff von Dr. Herzog, 201 bernische Kantonsbürger, 758 Aargauer, 514 Luzerner, 190 Basellandschäftler, 68 Solothurner, 28 Zürcher, 38 aus andern Kantonen und 9 Ausländer. Unter den gefangenen Bernern zählte man mehrere durch ihre soziale Stellung hervorragende Bürger, so außer Prof. Dr. Herzog den Exkapuziner Dr. Eduard Knobel, Arzt in Madretsch, Pfarrer Albrecht Weyermann in Gsteig (den nachmaligen Staatsschreiber), den Dr. Joh Glur, Arzt in Roggwyl, den Fürsprecher Kehrli, Utzenstorf, Kaspar Huggler, Präsidenten des Volksvereins von Meiringen und späteren Verfassungsrat, Amtschreiber Indermühle von Interlaken, Friedrich Seiler von Interlaken, mehrere Neuhaus von Biel, Hubler von Bätterkinden, Roth von Wangen u. s. w.

Mitglied Aubry[1]) nach Luzern. Landamann Blösch erschien zum gleichen Zwecke daselbst und brachte auch die ersten Unterstützungen in Geld und Kleidern zur Milderung der empfindlichsten Bedürfnisse. Dr. Herzog hatte kurz zuvor, nämlich in seinem oben bereits angeführten Artikel im Verfassungsfreund (vom 4. Febr.), mit Beziehung auf Blösch von einem „dem Narrenhause entlaufenen Polterer" gesprochen. Desto mehr mußte es ihn jetzt freuen, von ihm besucht und mit wollenen Kleidern versehen zu werden, die um so willkommener waren, als der Gefangene vorläufig nur auf Stroh gebettet war. Auf die Frage Blöschs, wie es ihm gehe, antwortete Herzog: „O, nicht so übel! Zweimal war die Suppe nicht genießbar; sonst ist sie recht." Auch wünschte er, man möchte sich von Bern aus für seinen Loskauf ebenfalls verwenden.[2])

Die Lösung der Gefangenen stieß auf Schwierigkeiten. Die Unterhandlungen darüber nahmen fast vier Wochen in Anspruch. Luzern hatte seine Gesamtkosten auf 650,000 Franken angeschlagen, wovon 300,000 Fr. teils auf die luzernischen Teilnehmer an den Freischarenzügen, teils auf die eidg. Kriegskasse fielen, so daß die übrigen 350,000 Franken die eigentliche Loskaufssumme bildeten. Als der bernische Große Rat diese Angelegenheit behandelte, stellte Regierungsstatthalter Kohler von Burgdorf[3]) den Antrag, auf eine Übereinkunft mit Luzern nur dann einzutreten, wenn auch Dr. Herzog mit inbegriffen sei. Mit 182 gegen bloß 6 Stimmen stimmte der Rat dieser Ansicht bei. Die Quote für Bern betrug 70,000 Fr., die sogleich entrichtet wurden und zwar vorschußweise aus der Staatskasse, also in dem Sinne, daß die betreffenden Gefangenen die Summe später zurückerstatten sollten, wofür sie einen Revers unterzeichneten.[4])

Luzern hatte schon am 4. April für die Gefangenen unter 20 Jahren Amnestie erteilt. Nun konnten auch die übrigen heimkehren. Dr. Herzog jedoch wurde zurückbehalten, weil er luzernischer Bürger sei und als solcher abgeurteilt und behandelt werden müsse. Man nahm übrigens an, daß es Bern mit der Auslösung dieses Gefangenen

[1]) P. J. Aubry von Freibergen hatte in Solothurn, Bern und Wien die Rechte studiert und lebte längere Zeit in Warschau. Zurückgekehrt, wurde er Prokurator und 1831 von Freibergen in den Verfassungs-Rat, dann in den Großen Rat und von diesem ins Obergericht gewählt. Nach den Vorfällen vom Jahre 1839 kam er an die Stelle Stockmars (siehe diesen) in die Regierung, der er bis 1846 angehörte.

[2]) Berner Taschenbuch 1869.

[3]) Über ihn siehe Bd. IV, S. 395 u. f.

[4]) Die Rückerstattung wurde ihnen später erlassen.

nicht so gewaltig ernst sei, da die Staatskanzlei ihn in zwei Zuschriften an Luzern als „Euern Bürger" bezeichnet hatte und übrigens Discite justitiam moniti.[1]) Doch seine Freunde und Gesinnungsgenossen verwendeten sich um so eifriger für ihn. Ein satyrisches Blatt, der „Guckkasten" von Friedrich Jenni, Sohn, erklärte es als schwarzen Undank, daß der Mann, der im Verfassungsfreund stets so sehr für die Regierung eingestanden sei, daß man sich gewundert habe, warum das Blatt nicht Regierungsfreund heiße, nun im Unglück im Stiche gelassen werde und zwar „auf eine Art, die jedes fühlende Herz mit Unwillen erfüllt"[2]). Der „Seeländer Anzeiger" schilderte ihn in einem längern Aufsatze als Familienvater, Bürger, Patriot und Gelehrten, „auf dessen Grundcharakter kein Fleck haftete, der gutherzig war bis zur Schwäche, treu in der Freundschaft bis zum Aufopfern, unterhaltend und belehrend in der Gesellschaft", der mit kindlicher Liebe seinen armen Eltern auch in der Ferne beigestanden und dem das Bernervolk für seine „Geschichte" Anerkennung und Dank schulde; „diesen Herzog, der als Berner an den Freischarenzügen teilnahm, um mit der That auf Tod und Leben zu besiegeln, was er so oft mit der Feder niedergeschrieben, sollte das Bernervolk in der Not verlassen oder gar verleugnen?" Ein Sohn des Gefangenen, Moriz Hugo Herzog, damals Stud. med. (der spätere verdiente Arzt zu Münster im Jura) legte in einer Zuschrift an den Großen Rat bestimmt und deutlich dar, daß das Bürgerrecht in Beromünster nicht mehr bestehe und sein Vater längst Berner geworden sei. Eine Versammlung von Freischärlern, die unter der Leitung von Oberrichter Imobersteg in Bern stattfand, forderte in sehr entschiedener Weise vom Gr. Rate eine kräftige Verwendung für Herzog. Auch Versammlungen in Langenthal, Laupen, Nidau u. a. O. faßten in gleichem Sinne Beschlüsse. Unterdessen untersuchte Dr. Casimir Pfyffer in Luzern im Auftrage der bern. Regierung die Bürgerrechtsfrage vom rechtlichen Standpunkte aus und gelangte zum Schlusse, daß Herzog nicht mehr luzernischer, sondern bernischer Bürger sei. Die Gemeinde Beromünster erklärte öffentlich, daß sie denselben als aus ihrem Bürgerverband ausgeschieden ansehe.

---

[1]) Im „Verfassungsfreund" vom 17. Febr. 1846 behauptet Herzog bestimmt, sein bernisches Staatsbürgerrecht sei damals von Bern aus „verläugnet worden", woran etwas Wahres sein mag. Jedenfalls wollte man ihn in Bern von gewisser Seite „gerne vergessen".

[2]) Guckkasten vom 3. Mai 1845.

Indessen nahm in Luzern der Prozeß seinen Fortgang. Über eine Eingabe Herzogs vom 18. Mai, daß man ihn als Berner anerkennen möchte, schritt der dortige Gr. Rat zur Tagesordnung. Die Verurteilung erfolgte; das Kriminalgericht sprach ihm 10 Jahre Zuchthausstrafe zu. Nach Dr. Robert Steigers Befreiung am 20. Juni wurde die Haft der noch übrigen Gefangenen, also auch diejenige Dr. Herzogs, verschärft, weil zu befürchten war, daß auch für diesen ein ähnlicher Versuch gemacht werden könnte. Zudem war die Stimmung hüben und drüben immer gereizter geworden, so daß Ausschreitungen aller Art vorfielen. So wurde z. B. einem armen Luzerner Fuhrmann in Großhöchstetten ein mit verschiedenen Waren beladener Wagen samt allen Vorräten darin böswillig verbrannt und in Gondiswyl einem Müller Schär, der mit einem Fuder Getreide durch die Ortschaft fuhr, von einem Versteck aus ein Pferd erschossen &c.

Auf das Rechtsgutachten Pfyffers gestützt richtete Bern neuerdings das Gesuch um Freigebung Herzogs an die luzernische Regierung, protestierte gegen dessen Verurteilung und trug schließlich auf ein eidgenössisches Schiedsgericht an, worauf jedoch Luzern nicht eintrat. Vor allem mußte Herzog für sich und seine Kinder aus zweiter Ehe[1]) in aller Form auf das Bürgerrecht von Beromünster Verzicht leisten. Ende November traf dann Regierungsrat Aubry noch mit einer Geldsumme von 5000 L. in Luzern ein. Diesen Betrag hatte Luzern in dem Sinne nachverlangt, daß er als Anteil an die 20,000 L. gelte, welche die am Freischarenzug zumeist beteiligten Kantone Bern, Aargau, Solothurn und Baselland für die Auslösung gefangener Bürger anderer Kantone, die bei der Vertragschließung im April zuvor nicht repräsentiert waren, zu leisten, beziehungsweise zu garantieren übernommen hatten. Nachdem auf diese Weise alle Förmlichkeiten erfüllt waren, wurde Dr. Herzog nach einer Haft von 8 Monaten und 9 Tagen auf freien Fuß gesetzt, d. h. die Luzerner Regierung ließ ihn Dienstags den 9. Dezember mit der Post an die bernische Grenze bei Huttwyl befördern. Nach einem Abstecher in den Aargau langte er am 20. Dezember in Bern wieder an, „physisch und psychisch im besten Wohlsein“, wie ein öffentliches Blatt jener Tage bemerkte, „ein Zeugnis, daß die Luzerner Gefangenschaften denn doch keinen Vergleich mit spanischen Inquisitionskerkern zulassen“. Zwei Tage nachher brachten ihm die Studenten einen Fackelzug und ein Ständchen, wobei Stud.

[1]) In erster Ehe hatte Herzog eine Luzernerin, El. A. Maria Huoz, zur Frau, die aber nach 6 Jahren starb. Seine zweite Gemahlin war eine Bernerin, Anna Studi, aus Hurjellen bei Großhöchstetten.

med. Schärer[1]) eine begeisterte Ansprache hielt. Sie schloß mit einem „Hoch auf die Studierenden, die beim Entfalten der Banner des Vaterlandes und der Freiheit die Feder mit dem Schwert, die Studierstube mit dem Feldlager vertauschen." Der Befreite antwortete, er betrachte diese Teilnahme weniger seiner Person, als vielmehr der Idee dargebracht, für die er in den Kampf gezogen sei. Im „Verfassungsfreund" dankte er allen denen, die ihm und seiner Familie während seiner Gefangenschaft Gutes erwiesen und zeigte an, daß er an dem Blatte bald wieder thätigen Anteil nehmen werde.

Für die gefangenen und die verwundeten Freischärler waren in verschiedenen Gegenden der Schweiz, ja selbst im Ausland milde Gaben gesammelt worden. Im Aargau hatte sich der greise Heinrich Zschokke an die Spitze eines bezüglichen Aufrufes gestellt. In London ergab eine Sammlung unter dort ansäßigen Schweizern an einem einzigen Abende eine Summe von 2000 Franken. In Bern bemühte sich der Militärdirektor Joh. Jaggi[2]) mit besonderem Eifer und viel Erfolg um die Linderung der Not. Dr. Herzog, der, wie fast alle Idealisten, es bei allem Streben nie dazu gebracht hatte, daß er in ökonomischer Hinsicht auf einem grünen Zweige sitzen konnte, genoß vielfache Unterstützung von seinen Gesinnungsgenossen. Seiner Familie flossen von verschiedenen Seiten Gaben zu. Zu ihren Gunsten verzichtete z. B. der damalige Dozent Dr. Emil Vogt, welcher anstatt des von der Regierung von seiner Stelle als Hochschullehrer abberufenen Dr. Wilhelm Snell die Fortsetzung der Vorlesungen übernommen hatte, auf die betreffende Besoldung. Das Erziehungsdepartement kaufte eine größere Anzahl der „Geschichte des Bernervolkes" an, die an Volks- und Schulbibliotheken abgegeben wurden. Ein gleiches that die Re-

---

[1]) Rud. Schärrer, nachheriger Direktor der Anstalt Waldau.

[2]) Johann Jaggi von Reichenbach bei Frutigen hatte sich ursprünglich dem Lehrerberufe gewidmet, studierte aber in vorgerücktem Alter noch das vaterländische Recht, ward in Frutigen Audienzaktuar und dann Notar und Rechtsagent. Bei der Umwälzung von 1831 kam er in den Gr. Rat, der ihn zum Gerichtspräsidenten von Frutigen wählte. Im sog. Reaktionsprozeß oder der „Erlacherhofverschwörung" übernahm er die Voruntersuchung einer Anzahl der Verhafteten. Beim ersten periodischen Austritt aus der obersten Administrativbehörde (Regierung) wurde er in diese ernannt, präsidierte von 1838 hinweg das Militärdepartement und entwickelte hier, obgleich er es früher nur bis zum Artillerie-Unterlieutenant gebracht hatte, doch eine anerkennenswerte Thätigkeit. Der Umschwung von 1846 entfernte ihn aus der Regierung, in der er sich durch sein Verhalten gegen die Freischaren unpopulär gemacht hatte. — (Johann Jaggi ist nicht zu verwechseln mit Albert Jaggi von Gsteig b. Saanen, ebenfalls Mitglied der bernischen Regierung [Justizdirektor] in den 40er Jahren.)

gierung der Waadt. Als Dr. Herzog nach Bern zurückgekehrt war, machten ihm Freunde in Renan und Sonvilliers eine goldene Cylinderuhr zum Neujahrsgeschenk.

Während Herzog seinen unfreiwilligen Aufenthalt in Luzern gehabt hatte, war in Bern ein völliger Umschwung der politischen Verhältnisse angebahnt worden. Gleich nach dem zweiten verunglückten Freischarenzuge, nämlich am 25. Mai 1845, fand in Fraubrunnen eine Versammlung von etwa 400 Ausgeschossenen der zehntpflichtigen Gemeinden des Oberaargaues und des Seelandes statt, um über die Frage der Zehnt- und Bodenzinsliquidation zu verhandeln. Die Versammlung hatte bloß einen vorbereitenden Zweck. Aber schon zwei Tage später bildete sich in Bern ein „Volksverein", der bestimmtere Aufgaben übernahm und sogleich einen Ausruf an alle Landesteile zur Bildung von Sektionen des Volksvereins erließ, „einerseits um den Feinden des Fortschritts entgegenzutreten und um zu erhalten und fortzupflanzen, was im Jahr 1831 errungen — und anderseits diejenigen Verbesserungen anzubahnen, welche das allgemeine Bedürfnis erheischt." Als allgemein empfundene Bedürfnisse wurden bezeichnet: Die endliche Regulierung der Feudallasten, Revision des Armenwesens, des Zollsystems und Posttaxenwesens, Vereinfachung des Civilprozeßganges, Beförderung des Administrativgeschäftsganges, sowie mögliche Vereinfachung des Staatshaushalts überhaupt. An der Spitze dieser politischen Bewegung standen die Fürsprecher Jakob Stämpfli, Niklaus Niggeler, Andreas Mathys u. a. Ein neugegründetes Blatt, die „Berner-Zeitung" war ihr Organ. Der Volksverein erklärte sich zwar anfänglich „fern von der Anmaßung, sich neben der Regierung zu einem Staatsverbesserungsverein aufzuwerfen." Aber bald geriet er mit derselben in strikten Widerspruch. Seit dem Freischarenzuge fand sich die Regierung wie auf einem Vulkan, von Gegnern umringt. Durch Strenge und Härte gegen die Teilnehmer an jener Unternehmung suchte sie gut zu machen, was sie selber gefehlt hatte. Alle Staatsbeamten, die sich in die Freischaren eingereiht hatten, sollten eingestellt und zur Verantwortung gezogen werden. Während sie von Luzern Amnestie gegen alle Freischaren verlangte, erklärte sie im eigenen Lande die an dem Zuge Beteiligten für strafbar. Nach einem bestehenden Gesetze, dem sog. Achtungsgesetz, konnten die Regierung und deren Beamten alle ihrer Amtsehre zugefügten Beleidigungen von Amteswegen, also auf Kosten des Fiskus, rechtlich verfolgen lassen. Von diesem Recht wurde nun ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht, daß gegen Ende des Jahres 1845 etwa 30 Preß- und Achtungsprozesse gegen verschiedene Personen im

Gange waren.[1]) Mit diesen Mitteln aber konnte sich die Regierung nicht mehr halten. Revision der Verfassung vom 6. Juli ward das Losungswort.

Kaum war Dr. Herzog wieder in Bern, so schloß er sich dieser Bewegung an. An der großen Volksversammlung in Aarberg am 11. Januar 1846, die sein Freund Regierungsstatthalter Kohler präsidierte, funktionierte er neben Ulrich Ochsenbein als Sekretär und beteiligte sich überhaupt aufs eifrigste an allen Zusammenkünften der Radikalen. Einen feurigen Toast brachte er in der „Gesellschaft zum Bären": „Der kommenden Generation, die, unter dem Schatten des Baumes wahrer Freiheit aufgewachsen und in den demokratischen Grundsätzen erstarkt, beharrlich und treu zu ihren Grundsätzen stehen wird!" „Um den Feinden der Volksfreiheit und Aufklärung einen unüberwindlichen Damm entgegenzusetzen," übernahm er, wie bereits oben bemerkt, im Januar 1846 selber wieder die Redaktion des „Berner Verfassungsfreund". Er versprach, das Blatt zum Organ der wahren, unverfälschten Volksmeinung zu machen und diese auf ebenso würdige als entschiedene Weise zu repräsentieren uud weder das Benehmen der politischen Gegner mit Übertreibung zu tadeln, noch die Fehler der eigenen Partei zu beschönigen. Diese Grundsätze einer richtigen Publizistik befolgte Herzog im großen und ganzen, und wenn er auch gelegentlich einem Gegner „mit der Hundepeitsche" drohte, so waren eben damals die politischen Verhältnisse danach. Jedenfalls trug der Verfassungsfreund wesentlich zur Verwirklichung der Forderungen bei, welche die junge Schule und der Volksverein an die Revision der Verfassung stellte. Namentlich befürwortete er die Aufstellung eines Verfassungsrates, die von Schultheiß Neuhaus und seinen Anhängern als eine Verletzung des § 96 der damals noch bestehenden Verfassung bezeichnet wurde. Die Revision wurde kräftig an die Hand genommen und rasch durchgeführt.[2]) Die „Berner Volkszeitung", Organ der

[1]) Fürsprech Jakob Stämpfli z. B. wurde am 17. Oktober wegen seiner in der Bernerzeitung veröffentlichten Behauptung, „die Regierung habe eine reaktionäre Bahn eingeschlagen und die Verfassung verletzt", zu 16tägiger Gefangenschaft, 80 Fr. Buße, Bezahlung der Kosten und zur Abbitte verurteilt. Im gleichen Blatt hatte Fürsprech Niklaus Niggeler die Frage aufgeworfen (ohne Namen zu nennen): Warum haben wir eine schlechte Regierung? und wurde ähnlich verurteilt. Beide appellierten freilich.

[2]) Die Wahlen in dem Verfassungsrat fanden am 2. März statt. 60 Wahlbezirke wählten 140 Verfassungsräte. Am 16. März konstituierte sich die Behörde, und am 13. Juli vollendete sie ihre Aufgabe. Am folgenden Tag wurde der 99 Paragraphen enthaltende Entwurf dem Volke bekannt gegeben und sodann am 31. Juli darüber abgestimmt. Von 35,336 stimmenden Bürgern nahmen 34,079 die neue Verfassung an, die dann ein halbes Jahrhundert lang ihre Gültigkeit behauptele.

Burgdorfer Partei, behauptete einmal, die Väter der neuen Verfassung seien Ludwig Snell, P. Feddersen, Emil Vogt und J. Stämpfli, aber Dr. Herzog habe Vorspanndienste geleistet, wogegen zwar dieser, wie auch Feddersen und Vogt, als gegen „eine niederträchtige Lüge und Verläumdung" protestierten. In jedenfalls richtiger Würdigung der Sachlage schrieb der Verfassungsfreund nach der Abstimmung vom 31. Juli 1846: „Durch den Volkssieg der Berner hat der Sonderbund den Herzstoß erhalten. Keine Tagsatzung und kein Vorort, selbst nicht der schlotterige zürcherische, hätte den Sonderbund so stark erschüttern können".

Als der Verfassungsrat seine Arbeit begonnen hatte, machte sich ihm der Mangel an zuverlässigen, volkswirtschaftlichen Angaben fühlbar, trotzdem die letzte Volkszählung erst im Jahre 1837 stattgefunden hatte. Im Verfassungsrat beantragte daher Revel von Neuenstadt am 20. März „eine frische Seelenzählung", die dann auch beschlossen und sogleich angeordnet wurde. Die Vorarbeiten, namentlich die Aufstellung einer Verordnung zu derselben, wurde Dr. Herzog übertragen. Einen Monat später konnte die Zählung vorgenommen werden.[1]) Sie war hauptsächlich eine nominelle, indem die Namen, das Alter, der Familienstand, die Religion, die Berufsart und die Heimats- und staatsbürgerlichen Verhältnisse anzugeben waren. Natürlich handelte es sich nachher auch um die Verarbeitung und Verwertung dieses Materials und diese führten zur Schaffung eines, allerdings vorläufig bloß provisorischen, statistischen Bureaus[2]), dessen erster Vorstand Dr. Herzog wurde.

Der Direktor des Innern, Regierungsrat Dr. Johann Rudolf Schneider, sah den Wert der Statistik für den Staatshaushalt ein und beabsichtigte auch, dem jungen Institut eine definitive Gestalt zu geben. Dadurch würde Dr. Herzog wahrscheinlich wieder eine seinen Kenntnissen entsprechende Bethätigung erhalten haben. Allein es kam einstweilen nicht dazu. Allerdings erhielt er am 3. Januar 1848 von der Regierung den Auftrag, für die Organisation eines Bureaus für Statistik und Archivwesen Vorschläge einzubringen, und er verfaßte dann einen Bericht über die bisherigen Leistungen des Bureaus, der

---

[1]) Die Volkszählung dauerte vom 20.—26. April, also 6 Tage und ergab eine Bevölkerungsvermehrung von rund 32,300, indem im Herbst 1837 der Kanton Bern 412,700, im Frühling 1846 aber (in runder Zahl) 445,000 zählte.

[2]) Das zuerst errichtete und somit älteste Institut für amtliche Statistik in der Schweiz. (Bergl. C. Mühlemann „Geschichte des statist. Bureaus des Kantons Bern", S. 15 und ff.)

dem Gr. Rate bei den Verhandlungen über das Organisationsdekret der Direktion des Innern im Mai des genannten Jahres vorlag. Das Archiv wurde bald nachher (durch das Reglement für die Staatskanzlei vom 8. Juli 1848) dem Ratsschreiber übertragen, während das statistische Bureau, für dessen Vorsteher eine Jahresbesoldung von 2000 a. Fr. in Aussicht genommen war, bloß provisorisch weiterbestand (bis 1856). Vor allem fehlte es dem Staate an den nötigen Finanzen; das statistische Bureau mußte nur aus dem Kredit der Direktion des Innern erhalten werden. Außerdem mangelte damals noch das allgemeine Verständnis für die Bedeutung der Statistik. Da diese Wissenschaft vor allen Dingen eine neutrale Haltung beobachten muß, so war in jenen politisch so aufgeregten Jahren auch das nötige Zutrauen nicht vorhanden und zwar dies um so weniger, als gerade Dr. Herzog aus seinem Parteistandpunkte keinen Hehl machte und fast ununterbrochen in Preßfehden stand.

Übrigens war Dr. Herzog noch mit allerlei andern Dingen beschäftigt. Daß seine vielseitige Gelehrsamkeit auch Anerkennung fand, beweist seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der „Litterarischen Gesellschaft zur Verbreitung der polnisch-slavischen Litteratur und Geschichte" in New-York im Juni 1846. Als der Sonderbundskrieg im Spätherbst des gleichen Jahres vor der Thüre stand, wurde in Bern ein Freikorps zum ausschließlichen Dienste in der Stadt gebildet. In dasselbe ließen sich hauptsächlich Radikale und so auch Dr. Herzog einreihen, „statt sich", wie ein gegnerisches Blatt spöttisch bemerkte, „die freie Mannesbrust der finstern Jesuitenbrut im offenen Kampfe entgegenzuwerfen". Im Sonderbundskrieg war er Sekretär einer eidgenössischen Abordnung, bestehend aus Regierungsrat Dr. Schneider und Peter Burgisser aus dem Aargau, nach Unterwalden, das sich am 26. November dem General Dufour unterworfen hatte. Die betreff. Repräsentation war beauftragt, im Einverständnis mit dem eidgen. Truppenkommandanten Maßnahmen zur Pazifikation des Kantons zu treffen. Herzog gehörte auch einer von Ochsenbein präsidierten Kirchenkommission an. Im Sommer 1848 wählten die Laufenthaler ihren Mitbürger in den Großen Rat. Als nun Dr. Herzog in der Sitzung vom 26. Juni beeidet werden sollte, wurde seine Wahl beanstandet, weil er Vorsteher des statistischen Bureaus, also Staatsbeamter sei. Erst als Finanzdirektor Stämpfli ausdrücklich erklärte, Dr. Herzog sei dies nicht, sondern besorge bloß spezielle statistische Arbeiten, wurde die Beeidigung vorgenommen.

Als Mitglied des Großen Rates ergriff Dr. Herzog das Wort nicht oft. Wir heben von seinen Voten eines hervor, das sich auf einen besonders wichtigen Gegenstand bezieht. Am 17. und 18. Juli 1848 hielt der Große Rat eine außerordentliche Sitzung ab zur Beratung über den Entwurf zur neuen Bundesverfassung.[1] Mit Wärme und Ueberzeugung empfahlen ihn Ulrich Ochsenbein, Alex. Funk und Alb. Kurz zur Annahme. Stämpfli sprach in mehr als zweistündiger gewaltiger Rede dagegen, weil er die Vornahme der Revision durch einen Verfassungsrat, die Centralisierung des Militär-, Zoll- und Verkehrswesens und das Einkammersystem (einen Nationalrat „ganz nackt", d. h. ohne den Ständerat) verlangte, und gab auch der Befürchtung Ausdruck, daß das Bundesprojekt für den Kanton Bern eine große finanzielle Belastung bedeuten werde. Alle radikalen Führer stimmten ihm bei,[2] ebenso Schultheiß von Tavel, der glaubte betonen zu sollen, „die Schweiz werde durch Beseitigung des 15er Vertrages alle die Eigentümlichkeiten verlieren, die sie bisher in ihrem Bestande bewahrt habe". Auf ihn ergriff nun Dr. Herzog das Wort und sprach begeistert und beredt, sich diesmals von den Ansichten seiner sonstigen Gesinnungsgenossen trennend, für die Annahme des Entwurfes. „Das Bundesprojekt", rief er aus, „in dem der Vorredner den Abend der Schweiz erblickt, erscheint mir als die Morgenröte einer neuen Aera der Freiheit in dem uns umdröhnenden Kanonendonner im Kampfe für Volksfreiheit; ich vertraue der Zukunft und empfehle den Entwurf zur Annahme." [3])

---

[1]) Zur Aufstellung eines Entwurfes hatte die Tagsatzung eine Bundesrevisionskommission ernannt, welcher Ulr. Ochsenbein angehörte. Sie begann ihre Arbeiten am 17. Februar, wenige Tage vor Ausbruch der Revolution in Paris, und endigte sie am 6. April. Hierauf wurde der Entwurf den Kantonen zur Prüfung und Instruktion ihren Tagsatzungsgesandten zugestellt. Der bern. Große Rat behandelte ihn zuerst am 8. Mai in stürmischer Sitzung. Dann kam derselbe am 15. Mai und 27. Juni vor die Tagsatzung („das alte Weib", wie die bern. Radikalen sie nannten) zur definitiven Beratung und endgültigen Redaktion.

[2]) Von der Regierung war das Projekt mit 5 (Stämpfli, Stockmar, Revel, Lehmann und Jmobersteg) gegen 3 Stimmen (Ochsenbein, Dr. Schneider und Jaggi) dem Großen Rate „ohne Empfehlung" vorgelegt worden. Im Gr. Rate bezeichnete Fürsprech Niggeler die Annahme des Entwurfs „für ein so großes Unglück, daß solches vor den Nachkommen gar nicht zu verantworten wäre", und Erziehungsdirektor Jmobersteg sah darin nur „ein neues Stanzerverkommnis". Fürsprech Ingold bemerkte, „wenn das arme Volk mehr zahlen müsse, könne es seinen Hunger nicht mit der Bundesverfassung stillen." Heftig dagegen sprachen auch Bützberger, Mathys u. a.

[3]) Die Abstimmung im Gr. Rate ergab nur 13 Stimmen gegen, d. h. für den Antrag Stockmars auf Rückweisung zur nochmaligen Durchsicht, eventuell Rückweisung,

Dadurch aber zog sich Dr. Herzog, ähnlich wie Ochsenbein, den Haß der Linksradikalen zu, und diesem gab besonders der sog. Guckkasten-Jenni in seinem Blatte Ausdruck, indem er ihn als einen „Nachbeter und Lobredner Ochsenbeins", als „Hans Fallstaff", einen „Mann ohne Wert" u. s. w. bezeichnete. Als sodann bei den nachfolgenden Nationalratswahlen der „Verfassungsfreund" eine Liste mit den Namen Ochsenbein, Alex. Funk und Anton von Tillier empfahl, da war es vollends um ihn geschehen, indem ihn eine Schar Jungens eines Abends spät im äußeren Bollwerk, wo er wohnte, mit einer Katzenmusik beehrte.

Dr. Herzog gehörte dem Großen Rate bloß ein Jahr lang an. Im Frühjahr 1849 stellte er an den Staat Bern eine Entschädigungsforderung wegen seiner im Jahre 1843 erfolgten Abberufung und lud denselben vor den Friedensrichter, indem er glaubte, zu einer solchen ebenso berechtigt zu sein, wie der Professor Dr. Wilhelm Snell, der nach dem Freischarenzug auch abberufen und dann entschädigt worden war. Hauptsächlich durch die Vermittlung von Reg.-Rat Funk wurde die Angelegenheit durch die Wiederwahl Dr. Herzogs zum ordentlichen Professor der Staatswissenschaften geregelt, wogegen freilich die konservativen Blätter und besonders Jennis „Guckkasten" Feuer und Flammen sprühten. Letzterer hieß ihn „einen gesinnungslosen Menschen, dessen Vorlesungen kein Student mit Ehre im Leibe besuchen werde".

Es folgte nun im Kt. Bern der vollständige politische Umschwung von 1850, der die konservative Partei an das Staatsruder stellte. Derselbe hatte für Dr. Herzog wenig angenehme Folgen. Ein Lichtblick für ihn als Familienvater war die im März desselben Jahres, gerade um die Zeit jener großen Münsinger Versammlungen, erfolgte Patentierung seines Sohnes Moritz [1]) zum Arzt. Die unsichere Stellung aber, in die er nach der Abberufung von der Hochschule jahrelang sich befunden hatte, führte ihn allmählich in fatale ökonomische Verhältnisse. Die Angriffe, die auf die Hochschule erfolgten, dehnten sich auch auf ihn aus, der im Getriebe der Politik so oft in den vordersten Reihen gestanden war und sich gerade dadurch viele unversöhnliche Gegner geschaffen hatte. Die politischen Wogen begruben ihn. Er wurde nochmals von der Hochschule entfernt. Er starb, zwei Söhne und zwei Töchter hinter-

---

aber 146 für einen Antrag, die Verfassung „mit Empfehlung" am 6. August dem Volke vorzulegen. An diesem Tage sodann stimmten in der Stadt Bern 1146 Bürger dafür und nur 126 dagegen, im Kanton 10,972 dafür und 3367 dagegen.

[1]) Er wirkte als Arzt zu Münster im Jura, wo er als solcher und besonders auch als Schulmann in hohen Ehren stand. Er starb daselbst am 7. Februar 1891.

lassend, nach einem Leben voll Kämpfen und Mühen in Bern am 14. Februar 1857.

In der Geschichte der bernischen Hochschule (Festschrift von 1884 von Professor Eduard Müller) wird Dr. Herzog als „ein sehr begabter und kenntnisreicher, aber politisch aufgeregter Mann" bezeichnet, der an den Parteikämpfen seiner Zeit leidenschaftlich teilnahm und diesem Treiben schließlich zum Opfer fiel. Ein Rückblick auf sein Leben und Wirken zeigt ihn uns hauptsächlich von dieser Seite. Hätte er seine Kräfte vor allem zum sorgfältigen und gewissenhaften Anbauen der Wissenschaft benützt, so würde uns sein Charakterbild sympathischer sein. Allein wenn man an ihm auch Mängel sieht, für die er übrigens litt und büßte, so sollen dabei seine wirklichen Vorzüge und Verdienste nicht übersehen werden, selbst nicht das mehr unfreiwillige Verdienst, daß fast sein ganzes Leben uns ein ziemlich getreues Spiegelbild der Eigentümlichkeiten seiner Zeit darbietet.

Quellen: Die in der Biographie gelegentlich bereits genannten, hauptsächlich aber verschiedene Zeitschriften („Verfassungsfreund", Intelligenzblatt, Schweizerischer Beobachter, Guckkasten u. a. m.)

Bern, im September 1901.

J. Sterchi, Oberlehrer.

Emanuel Friedrich von Fischer.

1786—1870.

Wie in der allgemeinen, so haben wir auch in der an typischen Gestalten so reichen schweizerischen und speciell bernischen Geschichte viele Männer, die durch ihr thätiges Eingreifen in die Ereignisse sich Bedeutung und Recht auf ein Andenken der Nachwelt errungen, daneben aber auch solche, die gerade durch ihr Leiden ihr Gedächtnis begründet haben. Auch das sind meist edle Charaktere, deren Veranlagung und Überzeugung eben mit der Zeit, in der sie lebten, in Zwist geraten mußten, sei es, daß sie ihr mit kühnem Fluge voraneilten oder daß sie sich in ihr veraltet und überwunden sahen.

Dem Manne, zu dessen Würdigung diese Zeilen etwas beitragen möchten, ist in überraschender Weise beides geworden, zuerst eine Reihe glänzender Erfolge im Dienste des Vaterlandes, dann aber nach

jähem Sturze auch ungerechte Verfolgung statt wohlverdienter Anerkennung. Es ist Emanuel Friedrich von Fischer, der letzte Schultheiß der Stadt und Republik Bern zur Restaurationszeit.

Als Nachkomme eines alten, längst regimentsfähigen Geschlechtes, welches durch die Pacht der Posten mehrerer Kantone große Bedeutung erlangt und viele Männer in den Staatsdienst geliefert hatte, wurde Emmanuel Friedrich von Fischer am 19. September 1786 in Bern geboren. Sein Vater und Großvater waren begabte und gewissenhafte Staatsbeamte, sein Großvater mütterlicherseits der tüchtige Schultheiß Sinner. — Indessen war in diesem Hause von dem Stolze, den man dem bernischen Patriziat so oft vorgeworfen hat, nichts zu verspüren; hier galt schon, was etliche Jahre später der größte Dichter deutscher Zunge aussprach: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ So wurde Fischer auch nicht unter einen Hauslehrer gestellt, sondern in die öffentliche Schule geschickt. Die traurigen Ereignisse des Jahres 1798 mit dem schweren Leid und der Bedrängnis, die sie zunächst über die regierenden Familien brachten, blieben ihm stets in unauslöschlicher Erinnerung.

In den Jahren der „unheilbaren unteilbaren“ helvetischen Republik besuchte Fischer die damals sogenannte Akademie, dann die oberste Klasse der „wissenschaftlichen Lehranstalt“. Alte Sprachen und Mathematik bildeten auch weiterhin den Gegenstand seines Privatstudiums, gewiß nicht ohne Einfluß auf das scharf abwägende, würdige, an einen alten Römer erinnernde Wesen Fischers.

Nach seiner Konfirmation besuchte er die Genfer Akademie und verfolgte von dort aus mit lebhaftem Interesse den Verlauf des Stecklikrieges vom Herbst 1802, bei dem mehrere seiner Verwandten beteiligt waren. Bald nachdem er zurückgekehrt, wurde auf Grund der Mediationsakte eine neue Regierung mit dem Schultheißen von Wattenwyl an der Spitze eingesetzt und auch Fischers Vater in den Kleinen Rat berufen. Im Jahr 1804 zog der junge Subalternoffizier mit gegen den unter dem Namen „Bockenkrieg“ bekannten Aufstand im Kanton Zürich. Für sein ausgezeichnetes Verhalten wurde ihm eine Verdienstmedaille zuteil. Im folgenden Jahre nahm er, wie dann auch wieder 1809 und 1813, an der Grenzbesetzung teil und reiste dann mit seinem Vater nach Paris. Hier ließ er sich auch dem Kaiser vorstellen, dessen Genie er zwar bewunderte, den er jedoch nie zu hassen aufhörte. Nach seiner Rückkehr übernahm er das Sekretariat der Kuratel, d. h. der leitenden Behörde der neugegründeten Akademie, und war nebenbei Mitglied der Bogenschützen- und der ökonomischen Gesellschaft.

Das Jahr 1813 brachte eine vollständige Änderung der politischen Lage: infolge der entsetzlichen Katastrophe in Rußland wurde Napoleon aus Deutschland hinausgedrängt und nach Frankreich zurückgetrieben. In diesem heißen Ringen wurde bekanntlich die Neutralität der Schweiz von den Verbündeten nicht geachtet, und zwar trotz einer neuen Grenzbesetzung unter dem General von Wattenwyl, an der auch Fischer als eidgenössischer Stabsadjutant teilnahm. In ziemlicher Unordnung und unter betrübenden Beweisen der Abhängigkeit wurde nach der Sendung Senfft-Pilsachs die Mediationsakte aufgehoben erklärt (24. Dez. 1813) und die Regierung an die noch lebenden Mitglieder der Standeskommission von 1802 übertragen, die sich dann zur neuen Regierung ergänzte. Fischer war mit dem Gang dieser Restauration nicht einverstanden und sah in der Umwälzung von 1831 eine naturgemäße Folge der hier begangenen Fehler.

Der sogenannten Langen Tagsatzung in Zürich, die einen Bundesvertragsentwurf auszuarbeiten hatte, wohnte Fischer als Legationsrat, zeitweise sogar als einziger Vertreter Berns bei und hatte gegenüber den diplomatischen Schachzügen eines Capo d'Istria und Genossen öfters Gelegenheit, seinen unabhängigen und freimütigen Sinn zu bezeugen. Schon damals sagte der Engländer Stratford Canning von ihm, der junge Berner sei von dem Holz, aus dem man Schultheißen schneide. Übrigens entstand durch die Ungunst der Zeitverhältnisse und die nicht gerade freundliche Stimmung der maßgebenden Kreise gegenüber Bern ein entschiedenes Mißverhältnis zwischen den Fähigkeiten und Anstrengungen Fischers und seinen greifbaren Erfolgen. Von den gewöhnlichen Umtrieben und Intriguen wenig erbaut, knüpft er an seine diesbezüglichen Erfahrungen das herbe Urteil: « Les vertus de la diplomatie sont les vices moraux. »

Der Bundesvertrag wurde endlich vom bernischen Großen Rate und von der Tagsatzung angenommen, und bald folgte der bekannte Entscheid des Wiener Kongresses. Indessen erforderte die Rückkehr Napoleons eine neue Grenzbesetzung. Fischer wurde Stabsadjutant des Generals Bachmann, den er hoch verehrte und dem er später ein litterarisches Denkmal setzte in der Schrift: „Zum Andenken des Freiherrn Niklaus Franz von Bachmann an der Letz" (deutsch und franz. 1831). Nach dem kurzen, ruhmlosen Zug nach Frankreich verfaßte Fischer einen Generalrapport, der sich durch Gründlichkeit und freimütiges Urteil auszeichnet.

Nach Vollendung dieser militärischen Aufgaben bethätigte er sich in verschiedenen Stellungen, die alle zu nennen uns hier zu weit führen

würde. Im Jahre 1816 wurde er als Mitglied der CC der Stadt Bern in den Großen Rat gewählt. Er vertrat in dieser Behörde durchaus keinen starren Standpunkt, wünschte berechtigten Hoffnungen verfassungsgemäß zu entsprechen und regte gelegentlich selbst Reformen an, ohne jedoch mit solchen Bestrebungen erheblichen Erfolg zu erzielen. — Bald darauf wurde er Geheimratsschreiber, ein Amt, dem das frühere des akademischen Sekretariats und die Censur der Druckschriften weichen mußte.

Jetzt stand Fischer im Rufe eines der befähigtsten und beschäftigtsten Männer der Eidgenossenschaft. Er war Vertreter Berns an der Tagsatzung in Zürich, wurde Mitglied der akademischen Kuratel und der Kommission für die Korrektion der Juragewässer. Im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit wurde er an den Hof nach Karlsruhe gesandt und lernte dort den preußischen Gesandten Varnhagen von Ense und den köstlichen Kirchenrat Johann Peter Hebel kennen.

Die Frage der Wiederaufrichtung des Bistums Basel, die sogenannte Diözesanangelegenheit, führte Fischer im Jahre 1818 mit Schultheiß Rüttimann von Luzern nach Rom zur Verhandlung mit der Kurie. Zwar war selbst eine persönliche Audienz Fischers beim Papst für die speziellen Wünsche der Bernerregierung erfolglos; dennoch wurde sein gewandtes Vorgehen in der Heimat anerkannt und durch eine goldene Verdienstmedaille gewürdigt. Zehn Jahre später fand die Sache eine befriedigende Erledigung. Bald saß Fischer auch in der Gesetzgebungs- und Finanzkommission.

Ins Jahr 1819 fällt seine Vermählung mit einem Fräulein de Mestral St. Saphorin. Diese Verbindung gestaltete sich zu einer glücklichen Ehe, die erst nach 35 Jahren durch den Tod der Gemahlin gelöst wurde. Von 4 Kindern überlebten den Vater drei (ein Sohn starb 1848 als Student der Theologie in Deutschland); auch hat er noch zwei Enkel gesehen. —

Nachdem er über 2 Jahre die Stelle eines Amtsstatthalters von Bern bekleidet, wurde er mit ungewohnter Schnelligkeit in den Geheimen und bald darauf in den Kleinen Rat gewählt. In diese Jahre fallen die schwierigen Verhandlungen mit dem Ausland wegen der Presse und der Flüchtlinge, die Abschließung von Militärkapitulationen mit Frankreich, Holland und Neapel, unangenehm gemacht durch das unfreundliche Verhalten der Mächte, die, nach Fischers Worten, eine Republik überhaupt nicht mehr schienen dulden zu wollen. In der durch Sands Mordthat, die Aufhebung der Burschenschaft und die unbedingte Gewaltherrschaft Metternichs eingeleiteten Aera wurde sogar der Schultheiß von Wattenwyl als Jakobiner verschrieen. Ein Charakter

wie Fischer ließ sich aber auch gegenüber einem hochfahrenden Vertreter der wirklichen Reaktion, wie z. B. der französische Gesandte Baron de Moustier einer war, seine freie und freiheitliche Stellung nicht nehmen und stand da offener für seine unabhängigen Ansichten ein, als andere, die dann plötzlich sehr liberal wurden, nachdem das Mode geworden war.[1]) — Er war auch ein feuriger Vertreter des Retorsionskonkordates.[2]) Als die Zustände in Waadt, Wallis und Genf beinahe ein Eingreifen der in Verona versammelten Vertreter der Mächte hervorgerufen hätten, vermochte Fischer als geheimer Gesandter ein solches glücklich zu verhüten. Auch bekämpfte er mit Erfolg auf der Tagsatzung die Richtung, die mit fremder Hilfe die alten Zustände und Rechte Berns wieder herbeiführen wollten; — ein solches Ansinnen wäre ihm als schändlicher Verrat erschienen.[3])

Nachdem er in verschiedenen Kollegien, so im Finanz- und Kommerzienrat, als Präsident des Kirchenrats und der Salzdirektion, seine große Begabung und Leistungsfähigkeit bewiesen hatte, wurde ihm im Jahre 1827 beim Rücktritt des auch als Geschichtsforscher verdienten Niklaus Friedrich von Mülinen die Ehre zu teil, bei der letzten Schultheißenwahl im alten Bern an die höchste Stelle im Staate zu gelangen. Dieser Erfolg war für ihn ein überraschendes Ereignis; es hatten ihm aber persönliche Bedeutung und Beliebtheit gegenüber ältern Gewohnheiten zum Siege verholfen. Die Wahl wurde zu Stadt und Land mit Freude und Zustimmung aufgenommen. Die kurze Zeit seiner Amtsführung reichte jedoch nicht hin zu umfassendem, nachhaltigem Wirken, und seine Reformbestrebungen, z. B. im Wahlsystem, blieben ohne durchschlagenden Erfolg. Besonders wünschte er die Abschaffung der verhaßten Ohmgeldsteuer, die dann wirklich bei der Umwälzung als wirksamer Wühlhebel diente.

Einer der schönsten Tage in Fischers Leben war unstreitig die Reformationsfeier im Jahre 1828; damals begab sich zum letzten Mal die alte Regierung in feierlichem Aufzug aus dem Rathaus in das festlich geschmückte Münster. Die Hebung der sittlichen und religiösen Grundlagen des Volkslebens lag ihm sehr am Herzen, und gerade die

[1]) Vergl. eine Notiz in Tilliers Geschichte des sogeheißenen Fortschritts, I. 328 und die dort citierten Passus des Aktenmaterials von 1832.

[2]) „Lebensnachrichten" pag. 190 u. ff.

[3]) Wie wenig abhängig sich übrigens die Bernerregierung von der Metternichschen Reaktionspolitik zeigte, mag der Umstand beweisen, daß sie Karl Ludwig Hallers Schrift „Ueber die spanischen Cortes" verbot, und daß Haller selbst bei seinem Uebertritt zum Katholizismus aus der Liste des Großen Rates gestrichen wurde.



Stimmung des Festes war geeignet, manches Krumme in Ordnung zu bringen. — Weniger Anerkennung fand das Vorgehen der Regierung gegen das „methodistische Dissententhum“, wie die religiöse Bewegung der Zwanzigerjahre gemeiniglich bezeichnet wurde, und besonders gegen den Kommissionsschreiber von Rodt, den Gründer der freien Gemeinde. Fischer war dabei krankheitshalber verhindert, mitzureden; doch läßt er in der Biographie von Wattenwyls durchtönen, daß nach seiner damaligen Ansicht die Regierung nach herkömmlichem Recht und bestem Wissen gehandelt habe, wenn er auch später zu andern Anschauungen kam.

Das denkwürdige Jahr 1830 stellte Fischer als Amtsschultheißen des Vororts an die Spitze der Eidgenossenschaft. Am 5. Juli eröffnete er in der Heiliggeistkirche mit feuriger, freier Rede die Tagsatzung, schon durchdrungen von der bedenklichen Lage der Dinge.

Bereits gährte es im Kanton. Die französische Julirevolution und der Einfluß eines Schützenfestes in Bern beschleunigten die Krisis. Es ist bekannt, wie die Brüder Schnell von Burgdorf vor allem auf eine Verfassungsänderung hinwirkten, wie die Regierung uneins war über die Maßregeln und Zugeständnisse, wie die Volksversammlung in Münsingen, wo Karl Schnell das zündende Wort eines Verfassungsrates in die Menge warf, einer Behandlung der eingelangten Wünsche und Begehren im Großen Rate zuvorkam und wie am 13. Januar 1831 „Schultheiß, Groß und Kleine Rät der Stadt und Republik Bern“ auf Fischers Antrag Niederlegung der Gewalten beschlossen.

Fischer fühlte sich zu diesem Schritte, der ihn genug kostete, verpflichtet. Er war der Verfasser der Proklamation, die in würdiger Sprache dem Volke die Niederlegung der Gewalten kund thun und erklären sollte. Der spätere Schultheiß Neuhaus soll beim Lesen derselben sogar geweint haben. [1]) Fischer hatte dem Volke gegenüber ein gutes Gewissen und wollte auch nur mit seinem Zutrauen regieren. Er hatte vernünftige Zugeständnisse und zugleich Maßregeln gegen Ausschreitungen gewünscht; die Mehrheit der Räte aber verwarf beides — einerseits durch kurzsichtigen Stockaristokratismus, andrerseits durch Furcht und berechnende Nachgiebigkeit geleitet — und machte dadurch ein Aufhalten des Stromes thatsächlich unmöglich. Durch die Haltung der Volksführer hauptsächlich verletzt, sah er deshalb keinen Ausweg, als mit Würde zu fallen. Eigennützige und kleinliche Beweggründe sind ihm zwar oft und heftig, aber grundlos und ungerecht untergeschoben worden.

[1]) S. die Charakteristik von Karl Neuhaus in Tilliers Geschichte des sogen. Fortschritts, II, 90.

Und was den häufigsten Vorwurf, den des Eigensinns, anbetrifft, so liegt er allerdings nahe; aber man bedenke dabei immerhin, wie leicht Charakterfestigkeit und Konsequenz absichtlich oder unabsichtlich mit Eigensinn verwechselt werden können!

Noch mehr und mit mehr Grund ist je und je der Schritt getadelt worden, daß er sowohl die Wahl in den Verfassungsrat als nachher in den neuen Großen Rat ausschlug und damit vielen Patriziern das Beispiel [2]) zu einem wirklich verhängnisvollen Entschlusse gab, der, wie Numa Droz sagt, heute noch gebüßt wird. Aufgeregte Stimmung, hohe Ansichten von Ehre und Verpflichtung und endlich der Widerwille, die neue Verfassung beschwören zu müssen, hielten ihn von der Mitwirkung am regenerierten Staatswesen ab. Die neue Regierung wurde ausschließlich liberal gebildet und stand sieben Jahre lang unter dem entscheidenden Einflusse der begabten, aber leidenschaftlichen Brüder Karl und Hans Schnell.

So stand Fischer am Ende seiner Laufbahn als Staatsmann, und zwar, da v. Wattenwyl und von Mülinen bald starben, als der letzte Schultheiß des alten Bern. Ausgezeichnete Geistesgaben, hohe Bildung, vornehmlich gründliche Kenntnis der Geschichte des engern und weitern Vaterlandes, Arbeitskraft und Ausdauer, glänzende Beredsamkeit und vorzügliche Gewandtheit in der Geschäftsleitung und Verwaltung, daneben seine sittlichen Eigenschaften, Wahrhaftigkeit, Treue, Ehrgefühl, fester Mut und eine glühende Vaterlandsliebe, hatten ihn in hohem Maße befähigt, seine öffentliche Thätigkeit zu Nutz und Frommen seines Landes weiterzuführen; aber der Geist der Zeit stand ihm im Wege und verwischte bald die Spuren seines vortrefflichen Wirkens.

Für ihn begann nun eine lange Zeit des Leidens und der Verfolgung, da er, wie weiland der feurige Petrus, hingehen mußte, wo er weder wollte noch wünschte. Daß der Große Rat im Jahre 1832 die Pacht der Posten seiner Familie plötzlich ohne gehörige Entschädigung entzog, war das bezeichnende Vorspiel. Nachdem auch die Stadt Bern ihr Gemeinwesen neu gestaltet, trat Fischer als Präsident an die Spitze des Stadtrates und bald darauf der Siebnerkommission, welche die Rechte der Stadt, deren Beobachtung ein Dekret der Regierung fraglich machte, wahren sollte. Natürlich wähnte man diese Kommission

[2]) Das Beispiel, nicht etwa Rat oder Aufforderung. Hr. v. Fischer-Manuel, Sohn des Schultheißen, teilt mir neben andern schätzbaren Bemerkungen mit, es sei noch ein Brief vorhanden, in dem F. einem andern Patrizier die Annahme anrate; er selber glaubte, durch seinen Abdankungsantrag zur Ablehnung verpflichtet zu sein, um nicht den Vorwürfen der selbstsüchtigen Handlungsweise durch die That Recht zu geben.

sofort in Verbindung mit dem reaktionären Werbekomplott des Herrn von Lentulus und Genossen; bei einer Durchsuchung des Erlacherhofes fand man einige Kistchen Patronen, und obschon die Sieben sofort offen erklärten, diese seien für die Bürgerwache bestimmt und die Kommission in keinem Zusammenhang mit den Werbungen gewesen, wurden sie alle in strengste Haft gesetzt und die Stadtbehörden durch die Regierung aufgelöst. Nach saumseligem Verhör und erniedrigender Behandlung wurden die Sieben nach mehrmonatlicher Haft freigelassen, aber vom Regierungsrat auf Jahre hinaus der bürgerlichen Ehren beraubt, ohne einer Schuld überwiesen zu sein. Sein Urteil über ein solches Verfahren legte Fischer nieder in seiner „Denkschrift des gewesenen Schultheißen der Stadt und Republik Bern und gewesenen Präsidenten der eidgenössischen Tagsatzung, Emanuel Friedrich Fischer, als Beitrag zur Tagesgeschichte". Dann verließ er Bern und ließ sich im Waadtland und später in Genf nieder, wo er mit den angesehensten Familien in anregendem und lebhaftem Verkehr stand.

Mit aller Aufmerksamkeit verfolgte er indessen die Zeitereignisse. Im Jahre 1838 war er, freilich nicht aus übertriebener Franzosenfreundlichkeit, für die Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon, wie die Schnell, die auf den entgegengesetzten Entscheid des Großen Rates hin ihre Stellen niederlegten und dem aufstrebenden Nationalisten Neuhaus Platz machten. Fischer ließ sich mündlich und schriftlich auch über die beginnenden kirchlichen Kämpfe der Waadt vernehmen. Hie und da erfreute sich selbst die „Augsburger Allgemeine Zeitung" seiner Mitarbeit.

Unterdessen war in Bern der Hochverratsprozeß vor sich gegangen. Nachdem man sich lange über die Konnexität, d. h. die Zusammengehörigkeit der Sieben mit dem Werbekomplott, gestritten hatte und verschiedenen Gerichten wegen zu geringer Willfährigkeit gegen die Regierung die Sache entzogen sowie das Obergericht 1836 einer „Epuration" unterworfen worden war, ließ sich im Jahr 1839 das Obergericht, trotz der „Trennung der Gewalten" gänzlich unter außergerichtlichem Einfluß, zu folgendem dritten endgültigen Urteil herbei: „Alle Beklagten sind von jeder peinlichen Anklage freigesprochen; hingegen werden polizeilich verurteilt: Fischer wegen hohen Verdachtes der Urheberschaft am Hochverratsversuche zu zweijähriger, Tscharner wegen mindern Verdachtes ebenfalls zu zweijähriger, und die übrigen zu einjähriger Gefangenschaft".[1])

[1]) Nähere Mitteilungen über diesen Prozeß finden sich in den „Lebensnachrichten über E. F. v. Fischer" von s. schon erwähnten Sohne, Herrn von Fischer-Manuel, und in dem Büchlein: Carl Ludwig Tscharner, als Manuskript gedruckt, Bern, 1857. Dort ist auch das bemerkenswerte Urteil Wilhelm Snells über dies Urteil erwähnt.

Infolgedessen brachte Schultheiß Fischer zwei Jahre auf Thorberg zu, eine Zeit, in der er sich am meisten über Mangel an Thätigkeit beklagte; doch linderten litterarische und philosophische Arbeiten, das Zusammensein mit seinem Freund und Schwager Tscharner und die Nähe seiner ihm nachgezogenen Familie, endlich auch viele, teilweise unerwartete Beweise der Achtung und der Anerkennung seiner Unschuld, sein Unglück. So kam einst die Großfürstin Anna Feodorowna von Rußland aus der Elfenau gefahren, und eines Tages langte der nach Konstantinopel reisende englische Gesandte Stratford Canning zu Fuß in Thorberg an, um Fischer zu besuchen.

Im Jahre 1842 erlangte er die Freiheit wieder, kam nach Bern und bezog bald nach der Feier seiner silbernen Hochzeit sein noch im Besitz seines Sohnes befindliches neues Gut im Baumgarten an der Straße gegen Bolligen. Die Burgerschaft wollte die Prozeßkosten von 26,536 Franken, 8 Batzen und $2^3/_4$ [1]) Rappen auf sich nehmen, was um so natürlicher war, als die VII als Beauftragte zusammengetreten waren; aber die Regierung kassierte den Beschluß und löste den Burgerrat auf.[2])

Daß Fischer für die Zeitereignisse stets lebhaftes Interesse zeigte, auch ohne sich im mindesten eingreifend bethätigen zu können, ist an dem gebornen Staatsmann und Patrioten klar. Die Freischarenzüge und die verderbliche Haltung der Neuhausischen Regierung ihnen gegenüber verwarf er natürlicherweise. In der 1846er Revisionsbewegung erkannte er den Zweck eines Personenwechsels in der exekutiven Behörde zu gunsten der Freischarenführer wohl, und es ist ihm gewiß nicht zu verargen, wenn ihm deshalb „der große Märit" ein Greuel war. Das „Normaldefizit" Stämpflis, der Zellerhandel mit seinen Folgen, die „Sittenverwilderung, welche die aufgeregte Politik dieser Zeit mit ihrem als Reizmittel dienenden Wirtshausleben und dem wenig erbaulichen Beispiel gewisser Führer nach und nach herbeigeführt hatte" [3]), ferner die laxe Strafjustiz, erfüllte auch Fischer mit ge-

[1]) Nach der Tscharnerschen Biographie hätte die Rechnung noch um 5 Rappen höher gelautet.

[2]) Näheres über diesen Gewaltakt steht, abgesehen von den Biographien der Beteiligten, in Tilliers Geschichte des sog. Fortschritts, II, 74 u. ff. und in der Biographie: „Albrecht Friedrich May, Staatsschreiber von Bern, dargestellt von Ludwig Lauterburg". Aus dem Berner Taschenbuch, 1860, pag. 99 und 100.

[3]) Numa Droz, Politische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts (in der Schweiz im XIX. Jahrh.) pag. 296. Droz's Darstellung sucht in ihrer Verbindung von objektiver Wahrheitsliebe und persönlicher Ueberzeugung ihresgleichen.

rechtem Zorn. Er schreibt einmal: „Einst meinte man, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; heutzutage aber glaubt man sich ohne Gott und wohl auch ohne Verstand behelfen zu können.“ Solche Urteile klingen hart, sind aber am Platze in einer Zeit, wo ein Regierungsrat (A. J.) in einer Großratssitzung sagen konnte: „Wenn ich etwas gut finde, thue ich's, Reglement hin, Reglement her“.[1]) Als ein radikales Blatt im Hinblick auf das zerfahrene Patriziat witzelte, die Patrizier hätten nur Buben und Berge, aber keine Bubenberge mehr, bediente es Fischer mit der Gegenbemerkung, die Radikalen hingegen hätten alles, Ochsen und Beine und Ochsenbeine. — Im Sonderbundskriege nahm er unverholen die Partei der Urkantone und konnte dem bekanntlich ebenfalls konservativ gerichteten General Dufour die Uebernahme des Oberbefehls gegen dieselben, die er übrigens selbst als acte d'obéissance militaire bezeichnete, nicht verzeihen. Auch der neuen Bundesverfassung stand er (— nur zu —) kühl gegenüber. Er arbeitete unterdessen mit der gewohnten Arbeitskraft im Armenwesen, einem bescheidenen, aber seiner nicht unwürdigen Arbeitsfeld.

Der Pessimismus, der sich im Blick auf die politischen Zustände leider nicht ohne Recht seiner bemächtigt hatte, ließ ihn die Bessern und das angestrebte Bessere viel zu gering anschlagen. Als der Ausschuß der vereinigten Opposition, voran der edle Landammann Blösch, gegen das extreme herrschende System einschreiten und dasselbe bei den Neuwahlen von 1850 zu Falle bringen wollte, als zu diesem Zwecke eine Volksversammlung auf den 25. März nach Münsingen auf die Leuenmatte einberufen und wirklich abgehalten wurde, während die Radikalen unmittelbar daneben auf der Bärenmatte tagten, als sodann die Maiwahlen einen entscheidenden Sieg der Konservativen ergaben, da verhielt sich Fischer der ganzen Bewegung gegenüber, die doch ein Wiedererwachen alten Bernergeistes bedeutet, sehr kühl und zurückhaltend. Besonders machte ihn die Rolle mißtrauisch, die verschiedene durch die Ereignisse gewitzigte und gemäßigte Altliberale, wie Hans Schnell und Blösch, daran nahmen. Denn er sah in ihnen immer noch die „Revolutionsmänner von 1831“. Er selbst ward in Brienz in den Großen Rat gewählt. Er nahm nach einigem Zaudern die Wahl an und unterstützte während der vierjährigen Dauer der konservativen Regierung, an deren Spitze Blösch trat, dieselbe mit Selbstüberwindung, aber mit Geschick und Würde. Als Stämpfli, um das Patriziat mo-

[1]) Sam. Oettli, Oberst Otto von Büren. Basel. pag. 40.

ralisch und ökonomisch zu vernichten und die Großratsmehrheit zu spalten, jenes im Rat und in der Presse offen beschuldigte, im Jahre 1798 viele Millionen aus dem Staatsschatz gestohlen zu haben, da erklärte ihm Fischer, wie viele andere, im Namen seines Vaters und Großvaters den Prozeß und schrieb im Tone des schneidendsten Hohnes die Flugschrift: „Herr Stämpfli und die Millionen, oder wer hat gesammelt und wer hat zerstreut?" und wies darin die feine Finanzleitung und Ehrlichkeit der alten Regierung ebenso deutlich nach, wie die übrigens handgreiflichen Nachteile derjenigen Stämpflis während des Freischarenregiments. Der Verläumdung schuldig erklärt, wanderte Stämpfli ins Gefängnis, kam aber mit dem Glorienschein des Märtyrers wieder heraus und avancierte kraft dieses Beweises seines Vollblutradikalismus sogleich nachher zum Nationalratspräsidenten und drei Jahre nachher zum Nachfolger Ochsenbeins im Bundesrat.[1])

Die heftige und hinsichtlich der Mittel nicht eben wählerische Opposition Stämpflis und seiner Anhänger machte ein Fortdauern der ausschließlich konservativen Regierung unmöglich, und so wurde bei den Maiwahlen von 1854 eine Vereinbarung getroffen, nach der fünf Konservative und vier Radikale, darunter noch einige Monate lang Stämpfli, in die Regierung kamen, die sogenannte „Fusion". Fischer wurde dabei durch sehr durchsichtige Wahlunregelmäßigkeiten aus dem Großen Rat gedrängt, machte aber leider die ohnehin in nicht beneidenswerter Lage befindliche Regierung dafür verantwortlich, bezichtigte sie der Charakterlosigkeit und Untreue und betrachtete Blösch von nun an als politischen Gegner. Dieser hatte die Umtriebe, die wir hier nicht näher schildern wollen, kommen sehen und deshalb gezaudert, ob er die Wahl in die neue Regierung annehmen solle, — und wahrhaftig hätte er durch seinen Rücktritt bloß den Gegnern genützt, ein Umstand, der in der damaligen Aufregung der Gemüter nicht genügend berücksichtigt worden ist.

Fischer zog sich wieder ins Privatleben zurück, wirkte weiter im Armenwesen, vertrat die Nydeckgemeinde, der er als Präsident des Kirchgemeinderates vorstand, in der Bezirks- und Kantonalsynode und gehörte auch deren stetigem Ausschusse an. Die um diese Zeit nach Plänen seines Sohnes ausgeführte Erweiterung der Nydeckkirche geschah hauptsächlich auf Betreiben Fischers, der bei deren Wiederbezug eben sein achtzigstes Jahr antrat. Bei Gelegenheit des sogenannten Lang-

[1]) Auch diese Stufenleiter ist von Numa Droz mit dankenswerter Deutlichkeit auf pag. 298 in „Die Schweiz im 19. Jahrh." geschildert worden.

hansstreites im Jahre 1865/6 hielt er in der Versammlung der Bezirkssynode eine formell wie inhaltlich feine, warme, einem persönlichen Glaubensbekenntnis gleichkommende Rede zur Verteidigung des alten und vollen Glaubens. Was er der Kirche am wenigsten wollte nehmen lassen, war ein tiefes Erfassen der Schuld und deshalb auch ein voller Begriff der Gnade mit all ihren thatsächlichen Voraussetzungen, Dinge, die von jeher die eigentlichen Grundlagen der evangelischen Lehre gebildet haben.

In den letzten Jahren arbeitete er noch litterarisch durch Veröffentlichung der Lebensgeschichte des Schultheißen und schweizerischen Landammanns Niklaus Rudolf von Wattenwyl, seines väterlichen Freundes und spätern Kollegen (1867) und durch die Abfassung seiner „Rückblicke eines alten Berners“ (1868). Er liebte und kannte die Geschichte ausgezeichnet, betrieb sie aber nicht als Selbstzweck, sondern suchte darin Lehren für Gegenwart und Zukunft, gemäß dem Worte Jeremias: „Tretet auf die Wege, und schauet und fraget nach den vorigen Wegen, welches der rechte Weg sei, und wandelt darinnen“. —

Durch fortwährende Bethätigung und Beobachtung der Zeitereignisse blieb er geistig frisch bis ins hohe Alter. Es war ein Glück für ihn, daß mehr und mehr die religiösen Fragen in den Vordergrund seines Denkens traten und ihm nun im Glauben und Hoffen die Ruhe zuteil wurde, die früher in seinem wechselvollen Leben so manche Trübung erfahren hatte. Bitterkeit und Groll schwanden leichter, und wir finden gerade auf religiösem Gebiet eine erfreuliche Duldsamkeit bei ihm. So stammt von ihm das schöne Wort: „Es scheint mir unmöglich, aufrichtig und ernstlich einem unserer christlichen Bekenntnisse anzuhangen, ohne das andere wenigstens zu achten.“

Im hohen Alter von über 83 Jahren ist dieser Mann, der alle Entwicklungsstadien der bernischen Geschichte von der Zeit des sich neigenden achtzehnten Jahrhunderts vor der Revolution bis zum endlich gemäßigten radikalen Regiment der Sechzigerjahre miterlebt hatte, am 13. Januar 1870, also am Jahrestag der Umwälzung der Dreißigerjahre, sanft entschlafen.

Nicht mit Unrecht ist Fischer mit Steiger, dem letzten bernischen Schultheißen vor der 90er Revolution, verglichen worden; es sind in der That eine ganze Reihe auffallender Ähnlichkeiten vorhanden, die sich zusammenfassen lassen in das auf beide passende Wort aus Horaz: «Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinæ».

Ja, auch Fischer ist unter jene justi ac tenaces propositi viri zu zählen, die durch ihre Begabung, ihren Charakter und ihre Ver-

dienste eines ehrenden Andenkens späterer Geschlechter würdig sind, wenn auch ihm der Ruhm, der mit Steigers Namen verbunden ist, im Strudel der seiner Regierung folgenden Parteigezänke unterging. Schultheiß Fischer ist ein hochbedeutender, den bernischen Namen ehrender Mann gewesen, der seinem Land und Volk treu gedient hat, solange es für ihn Tag war, und der seine Liebe und Anhänglichkeit an seine bernische Heimat auch dann nicht verlor, als seine Verdienste ihm schmählich gelohnt wurden.

Unter seinem Bilde in seiner großen Biographie steht das Wort, das auch in der Erinnerung eines jeden Lesers dieser Zeilen stets über seinem Bilde stehen möge, ein Wort, dem er sein ganzes wechselvolles Leben hindurch treu geblieben und für dessen Beherzigung er uns ein leuchtendes Beispiel ist:

Sein, nicht scheinen!

Quellen: Außer dem bedeutenden handschriftlichen Nachlasse über sein Leben und seine Gedanken sind am hervorragendsten: „Lebensnachrichten über Emmanuel Friedrich v. Fischer", von K. L. F. v. Fischer, Bern, 1874, und „Schultheiß Fischer" im B. Taschenbuch 1877, von Dr. E. Blösch, pag. 1 ff. — Zu dem vielen Material in Zeitungen und Schweizergeschichten nennen wir besonders die öfters erwähnte Arbeit von Numa Droz in der „Schweiz im 19. Jahrhundert", ferner Tilliers „Geschichte des sogeh. Fortschritts" (Bern, 1854—1855, 3 Bde.) für die Umwälzung und die Leidensperiode, und die „Geschichte der Eidgenossenschaft in der sogeh. Restaurationsepoche" für die Zeit seiner Wirksamkeit im Staate, auch „Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte" von Prof. Dr. Blösch, Bern, 1872.

Bern, den 18. November 1901.

Gottfried Bohnenbluft, stud. phil.

Heinrich Joseph Guthnik.

1800—1880.

Heinrich Joseph Guthnik[1]), aus Thenhofen[2]) bei Köln, war ein tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Apotheker und eifriger, kenntnisreicher Botaniker. Ueber seine Jugendjahre ist uns nichts Näheres bekannt. Im Jahr 1824[3]) finden wir ihn als Provisor in der Rudrauff'schen Apotheke in Nidau. Von hier aus bestand er in genanntem Jahre mit Auszeichnung das bernische Apothekerexamen. Später war er eine Zeit lang in Thun[4]),

dann bleibend in Bern[5]) beruflich niedergelassen. Schon von Thun aus hatte er die Flora der Riesen- und Stockhornkette und der Hochalpen gründlich erforscht und gesammelt. Ein von ihm verfaßtes Verzeichnis der auf dem Faulhorn, Schwarzhorn und Schwabhorn gefundenen Pflanzen findet sich in der Schrift von Schweizer: „Das Faulhorn in Grindelwald. Bern, 1832". Öftere Reisen und ein Aufenthalt auf den Azoren dienten zur Bereicherung seiner Sammlungen. In Bern nahm er die ehemals Brunner-, später Lindt'sche Apotheke in Pacht und stund sowohl während seiner Thätigkeit als Apotheker, als auch später, nachdem er sich i. J. 1850 ins Privatleben zurückgezogen hatte, den naturwissenschaftlichen Bestrebungen nach Kräften fördernd und ratend zur Seite. Er war Mitglied der bernischen (1857) und schweizerischen (1835) naturforschenden Gesellschaft, und der ökonomischen Gesellschaft, auch eine Zeit lang Mitglied der Sanitätskommission und des Erziehungsdepartements. Von 1852 bis 1859 führte Guthnik in Gemeinschaft mit Professor Perty die Direktion des alten, neben der Stadtbibliothek gelegenen botanischen Gartens, nahm dann lebhaften Anteil an der Gründung des neuen botanischen Gartens bei der Eisenbahnbrücke, dessen Kommission er 1859—1880 angehörte und dem er stets ein reges Interesse widmete. Noch kurz vor seinem Hinscheid stiftete er ein kleines Kapital, dessen Zinse nach seiner Verfügung alljährlich zu Gunsten der botanischen Sammlungen verwendet werden. In seinem Testament vermachte er der Hochschule (botanischer Garten) sein reichhaltiges, wertvolles Herbarium, seine, schöne und seltene Stücke umfassende Mineraliensammlung dem naturhistorischen Museum. Außerdem wurden noch verschiedene andere bernische Anstalten und Stiftungen mit Legaten bedacht[6]).

Guthnik unterhielt einen lebhaftlichen wissenschaftlichen Tauschverkehr mit vielen Botanikern des In- nnd Auslandes und war namentlich befreundet mit den Herren Christener, v. Fischer-Ooster, Prof. Fischer, Gibollet, Godet, Lagger, Muret, Shuttleworth u. a. Nach dem Hinscheid des verdienten Lichenologen Pfarrer Schaerer besorgte er dessen wissenschaftlichen Nachlaß und beschäftigte sich selbst noch mit dem Sammeln von Flechten.

H. J. Guthnik, geb. 1800 (getauft 22. November), Sohn des Wundarztes Martin Guthnik und der Anna Gudula geb. Riphan, verheiratete sich i. J. 1827[7]) mit Wilhelmine Juliane Adelheid Hörning[8]), Bürgerin von Neuenstadt, und erwarb in demselben Jahr das Burgerrecht dieser Stadt. Später (i. J. 1841)[9]) wurde Guthnik als Burger der Stadt Bern (Zunft zu Schuhmachern) auf-

genommen. Verstarb, nachdem ihm seine Frau schon i. J. 1861[10]) vorausgegangen war, den 21. März 1880[11]), ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Prof. L. Fischer.

Dieser zu Anfang Sommers 1900 durch Hrn. Prof. Fischer sen. verfaßten biographischen Skizze erlauben wir uns mit freundlicher Bewilligung des Autors das Folgende anmerkungsweise beizufügen:

¹) Geburts- resp. Taufdatum und Eltern s. am Schluß des Textes.

²) Thenhofen liegt nach den von uns benutzten Quellen in der Bürgermeisterei Worringen, Reg.-Bez. Köln.

³) Nach Nr. 24 d. Vorträge Prot. d. Justiz- und Polizeirates v. 4. Jan.—26. Mai 1827, S. 6—8 (Staatsarchiv Bern) scheint er ungefähr 1823 in den Kanton Bern gekommen zu sein. Er war römisch-katholischer Konfession, allein seit 4. Dez. 1826 mit seiner spätern Frau, einer Reformierten, verlobt und hatte sich aus eigener Ueberzeugung verpflichtet, seine Kinder — die Ehe blieb freilich kinderlos — evangelisch-reformiert erziehen zu lassen. Dies veranlaßte ihn, Einburgerungsofferten der katholischen Orte Pruntrut und Delsberg, wo aber eine katholische Erziehung der Kinder verlangt wurde, zurückzuweisen und Neuenstadt den Vorzug zu geben, von dessen Behörde er am 8. und 15. Oktober 1826 Zusicherung seiner Burgerannahme unter Vorbehalt seiner Naturalisation durch den Großen Rat des Kantons Bern erhielt. Die Einkaufssumme betrug 800 L., sein damaliges Vermögen, worin die genannte Einkaufssumme nicht inbegriffen war, 4353,5 L. — Seine Naturalisation als Berner erfolgte in der Sitzung des Großen Rates vom Mittwoch 21. März 1827 mit 64 Ja gegen 27 Nein (Großr. Pr. Nr. 7 S. 346; Staatsarch. Bern). Ob Guthnik jemals seinen ersten Burgerort Neuenstadt wirklich bewohnt hat, darüber mangeln uns Nachrichten.

⁴) Auch über die Zeit seines Aufenthaltes in Thun haben wir nichts Näheres erfahren können.

⁵) In Bern war er bereits 1835, denn an der 20. Versammlung der Schweiz. Naturf. Gesellsch. zu Aarau am 27., 28. und 29. Juli 1835 erscheint er unter den anwesenden Mitgliedern schon als „Apotheker in Bern“. — Nach dem von Sommertatt'schen Adreßbuch S. 61 bewohnte er 1836 das Haus Marktgasse 74 Schattseite (seit 1882 Marktgasse 25 und Amthausgäßchen 3), wo er die damals Brunner'sche Apotheke inne hatte. Als der dortige Hausbesitzer, der Professor der Chemie Karl Emanuel Brunner, das Grundstück durch Akt vom 1. und 19. Januar 1848 an Dr. med. Joh. Rud. Lindt verkaufte, übernahm letzterer als Käufer den Pachtakkord in allen Teilen (Bern Grundbuch 42/463 Amtsschreiberei Bern) und Guthnik führte die Apotheke weiter. — 1853 bewohnte er laut Burgerbuch von diesem Jahre das Haus Marktgasse 81 (seit 1882 Marktgasse 39). Später kaufte er durch Steigerungskaufvertrag vom 17. Dezember 1859 und 2. Februar 1860 das Haus Gerechtigkeitsgasse 89 (seit 1882 Gerechtigkeitsgasse 50 und Postgasse 43) um 55,000 Fr. und 111 Fr. Steigerungskosten mit Zins-, Nutzens- und Schadensanfang auf 2. Febr. 1860 an der Steigerung des 1. Dez. von den Erben des Geometers Gottlieb Schumacher, Julie Straßer geb. Schumacher und Cecile Schumacher. Dasselbe bewohnte er bis zu seinem Tode. — Mitglied des Erziehungsdepartements wurde Guthnik im Mai 1839 und ersetzte als solcher den Obersten Buchwalder. In dieser Behörde rapportierte er als

Präsident der katholischen Kirchenkommission auch über alle katholischen kirchlichen Angelegenheiten und wirkte namentlich auch für die Erhöhung der Besoldungen katholischer Geistlicher. Auch war Guthnik Mitglied des Centralkomitee des „Vereins für christliche Volksbildung", dem Reg.-Rat Johann Schneider von Langnau als Präsident vorstand.

[6]) So erhielten die Armenanstalt im Steinhölzli 2000 Fr., das Greisenasyl, die Insel, der Zieglerspital, die ehemalige Rojchtstiftung und die Armen der Gesellschaft von Schuhmachern je 1000 Fr. Das oben im Texte genannte „kleine Kapital" betrug Fr. 4000, die Guthnik 1879 testierte mit der Verfügung, daß aus den Zinsen eine geeignete Arbeitskraft zur Aushülfe bei der Instandhaltung der Sammlungen des botanischen Gartens besoldet werde; ein allfälliger Überschuß sollte zur Vermehrung der Sammlungen dienen (Müller, Gesch. d. bern. Hochschule, S. 139). — Der Wert seines dem botanischen Garten vermachten Herbariums rührte wohl zum größten Teile her von seiner vom März bis Juli 1838 mit den Herren Dr. Gygax und Hochstetter gemachten Reise nach den Azoren, während welcher die wissenschaftlichen Forschungen namentlich die Botanik betrafen.

[7]) Am 26. Juli zu Siselen. Die Stammregister der Burgerkanzlei geben irrtümlich 1826 als Jahr seiner Verheiratung, die Burgerbücher richtig 1827. Der bernische burgerliche Eherodel enthält natürlich die Heirat, die vor der Einburgerung in Bern erfolgte, nicht.

[8]) Getauft zu Biel 27. Okt. 1797, Tochter von Karl Philipp Adam Hörning von Neuenstadt, ursprünglich aus Lötzbeuren in Preußen, Handelsmann in Bern und seit 2. Dez. 1840 Burger von Bern, und der Marie Elisabeth Renner von Biel und Nidau † 1844.

[9]) Am 3. März. Das Datum seines Burgerbriefes ist vom 12. April, dasjenige der Gelübderstattung vom 25. April. — Wappen Guthnik: Oben im Blau eine von einer silbernen Schlange umkreiste gebildete goldene Sonne, unten in Gold drei silberne (sic!) Märzglöckchen mit grünbeblätterten Stengeln. Helmzier: Wachsende blau gekleidete blondhaarige Jungfrau, im linken Arm ein goldenes Füllhorn mit grünen Kräutern, in der rechten Hand das Märzglöckchen emporhaltend. Helmdecken: außen blau, innen golden.

[10]) Am 23. August. Sie wurde am 26. auf dem Monbijoufriedhof begraben Gegenwärtig ist jede Spur dieses Grabes verschwunden.

[11]) Er wurde am 24. März auf dem Schoßhaldenfriedhof (auch Ostermundingerfriedhof genannt) begraben. Das Grab wird gegenwärtig nicht mehr unterhalten.

Der Druck dieses Artikels wurde dadurch verzögert, daß auf verschiedene briefliche Anfragen um biographisches Material, welche Herr Droguist Hörning im Hochsommer 1900 in zuvorkommendster Weise an Seitenverwandte des Biographierten in Deutschland zu richten die Freundlichkeit hatte, bis auf den heutigen Tag keine Antwort einging.

Bern, den 9. Dezember 1901.

Der Sekretär der Biographienkommission:
R. von Diesbach.

Albrecht von Muralt.

1791—1848.

Albrecht von Muralt, geboren in Bern am 19. September 1791 als der Sohn des spätern Stadtmajors und Appellationsrichters Anton Salomon Gottlieb von Muralt und der Dorothea Maria von Weiß, verwitwete Tscharner, war einer jener Schweizer, die in fremden Kriegsdiensten durch Tapferkeit und Treue dem Namen ihres Vaterlandes Ehre gemacht haben. Seine Erlebnisse, die sich hauptsächlich an die ewig denkwürdigen Feldzüge Napoleons I. knüpfen, hat er nachher in einer sehr interessanten Darstellung schriftlich geschildert und sich auch dadurch ein anerkennenswertes Verdienst erworben.

Schon im Jahr 1808, also in seinen Jünglingsjahren trat er in bayrische Kriegsdienste und wurde bei dem Chevaux-légers-Regiment von Leiningen eingeteilt. Im Frühling des folgenden Jahres betrat er im Kriege gegen die aufständischen Tiroler zuerst das Feld der Ehre und wurde mit einem Detachement leichter Reiter dem operierenden Corps des bayrischen Obersten Graf Arco zugeteilt, der den jungen Lieutenant von Muralt in verschiedenen Relationen als einen sehr tapferen und zu schönen Hoffnungen berechtigenden Offizier schilderte. Namentlich zeichnete sich von Muralt in den Gefechten bei Mittenwald an der Tirolergrenze und bei Murnau so vorteilhaft aus, daß ihn der Graf in seinem Armeebefehl öffentlich belobte und ihn zu seinem zweiten Adjutanten ernannte. In einem Scharmützel bei dem Städtchen Schwaz wäre von Muralt mit dem Befehlshaber Arco, der seine Tollkühnheit mit dem Leben büßte, beinahe umgekommen.

Unter bayrischen Fahnen machte von Muralt namentlich auch den höchst folgenschweren Feldzug nach Rußland mit. Als die erste Macht des Rheinbundes mußte nämlich Bayern mit seinem Kontingent dem Siegeswagen Napoleons auch nach den russischen Gefilden folgen. Muralt befand sich eben auf Urlaub in seiner Vaterstadt Bern, als er im Februar 1812 Befehl erhielt, sich ungesäumt bei seinem Regiment in Dillingen einzufinden. Unaufhaltsam rückte das Kriegsvolk vorwärts durch Sachsen und Schlesien nach Polen. Den Oberbefehl über die bayrischen Völker übernahm der General Gouvion-St-Cyr. Die vier Chevaux-légers-Regimenter wurden von dem bayrischen Armeekorps abgetrennt und dem Oberbefehl des Vicekönigs von Italien, Eugen von Beauharnais, unterstellt. Die Chevaux-légers-Regimenter König

und Leiningen, wo von Muralt sich eingestellt hatte, bildeten eine Brigade unter dem General-Major Preysing. Seit den Römertagen hatte die Welt kein herrlicheres und siegessichereres Heer gesehen, als die kombinierte, gewaltige Armee war, die der große Korse Napoleon nun gegen Rußland vorschob. Dann folgte unter fast beständigen Kämpfen mit Kosakenhorden der Vormarsch nach Moskau. Am 7. und 8. September entwickelte sich die gewaltige Schlacht bei Borodino, in der über 40,000 der Armee Napoleons und 40 Generale fielen. Muralts Mut und Entschlossenheit war es zuzuschreiben, daß es dem Adjutanten des Vicekönigs gelang, das Städtchen Ruza und eine Masse Proviant zu erobern. Von sechs Kreuzen der Ehrenlegion, die infolge der Schlacht von Borodino den verdientesten Offizieren der Regimenter Preysings zugesprochen wurden, kam eines dem damals 21jährigen Berner Albrecht von Muralt zu und zwar dies, wie der Armeebefehl lautete, „auf besondere Empfehlung und in Rücksicht seines guten Benehmens." Ich erfuhr später, erzählt von Muralt, daß mich der Graf Seyssel, Oberst des 4. Chevaux-légers-Regiments, bei dem König sehr warm empfohlen hatte, weil er Augenzeuge gewesen, wie Lieutenant Münch, welcher später ebenfalls das Kreuz bekam, und ich, die ersten waren, welche unsere Leute beim Angriff der russischen Kavallerie zum Stehen brachten.

Während Napoleon in Moskau sich befand, ward von Muralt vom General Preysing oft mit Depeschen in das kaiserliche Hauptquartier gesandt. Seine jugendliche, aber kriegerische Haltung und die Leichtigkeit, mit der er die französische Sprache beherrschte, machten ihn unter dem ebenso zahlreichen als glänzenden Generalstab des Kaisers bald bemerkbar. Auf dem langen und außerordentlich beschwerlichen Rückzuge aus Rußland gab die bayrische Kavallerie noch manche Probe ihrer Kraft und Ausdauer, und auch von Muralt verlor in den ungünstigsten und gefahrvollsten Lagen seine Fassung nie. General Preysing hatte aber nach den erlittenen empfindlichen Verlusten dem französischen Heerführer Ornano melden müssen, daß er seine Brigade als aufgelöst betrachten müsse, und zur Antwort erhalten: «Que voulez-vous que je fasse? Il faut que chacun se tire d'affaire comme il pourra.» Auf diese, durch die Umstände diktierte, wenig tröstliche Bemerkung hin war das gemeinsame Band, das Offiziere und Soldaten unter der gleichen Fahne versammelte und ihnen gegenseitige Pflichten auferlegte, aufgelöst. Nur wer die ungeheuren Beschwerden und Strapazen auf dem Wege, der aus Rußland herausführte, zu überwinden vermochte, konnte sich vor einem

traurigen, elenden Untergange retten. Muralt machte unverdrossen den langen, in seiner Art ganz einzigen Rückzug mit. „Auf dem Marsche," erzählt er, „gehörte ein bedeutender Grad von Aufmerksamkeit und Entschlossenheit dazu, sich nicht von seinem Häuflein trennen zu lassen; denn auf der Straße bewegte sich die dichte Menschenmasse immer fort, und niemand wartete auf diejenigen, welche durch ein augenblickliches Hindernis gezwungen waren, zurückzubleiben. Unmöglich ist es, sich einen Begriff davon zu machen, wie wertvoll jeder Schritt war, den man gegen die russische Grenze machte, und welches peinliche, ja verzweiflungsvolle Gefühl sich derjenigen bemächtigte, welche durch einen Zufall oder durch Erschöpfung ihrer selbst oder ihrer Pferde gezwungen waren, sich von den glücklicheren voraneilenden Reisegefährten zu trennen." Ungefähr ein Jahr nach dem Ausmarsch langten von dem Regiment von 600 Mann, die ausgezogen waren, etwa 50 in Dillingen wieder an, von denen zudem die Mehrzahl elend und schwach waren. Von Muralt überstand die Beschwerden. Bald nach seiner Rückkunft rückte er zunächst als Instruktor einer Abteilung bayrischer Rekruten ins Feld und wurde in Braunau am 4. September 1813 zum Oberlieutenant befördert.

Infolge des Vertrages von Ried vom 8. Oktober vereinigte sich die bayrische Armee mit derjenigen Österreichs, um den Kampf gegen Napoleon, dessen Stern gesunken war, aufzunehmen, und nun machte von Muralt im Gefolge des Prinzen Karl von Bayern in dessen unmittelbarer Umgebung den ganzen französischen Feldzug mit. Wiederholt belobten Armeebefehle die vorzüglichen Dienste, welche von Muralt leistete. Letzteres war z. B. der Fall nach dem Gefecht bei Donnemarie und nach der Schlacht bei Arcis-sur-Aube vom 20. März 1814. In diesem Kampfe war das Armeekorps, dem von Muralt angehörte, am stärksten beteiligt und litt auch am meisten. Mit dem bayrischen Prinzen zog dann von Muralt in Paris ein unter dankbaren Empfindungen gegen die Vorsehung, die ihn durch viele und schwere Gefahren von Moskau nach Paris geleitet hatte. Nach Beendigung des Feldzuges erhielt er auch die Medaille, welche der König von Bayern für die Krieger stiftete, welche den Krieg von 1813—1814 mitgemacht hatten.

„In Hinsicht des Avancement," sagt er in seinen Erinnerungen, „war ich nicht so glücklich. Bei meinem Eintritt in das 3. Chevaux-légers-Regiment waren bei demselben schon mehrere überzählige Unterlieutenants angestellt, und da man in Bayern bis zum Stabsoffizier nur regimentsweise avancieren konnte, so ging es gewöhnlich

bis zum Rittmeister nur langsam. — Ich habe das Glück gehabt, niemals verwundet zu werden. In der Schlacht von Borodino riß mir eine Haubitze ein Stück von meinem Mantel weg, doch ohne mich zu verletzen. Auch war meine Gesundheit immer gut, und mit Ausnahme des russischen Feldzuges, wo auch der Stärkste unterlag, bin ich niemals durch Krankheit verhindert worden, meinen Dienst zu verrichten."

Nach Beendigung des französischen Feldzuges nahm von Muralt seinen Abschied aus bayrischen Diensten. Die Zufriedenheit seiner Obern und die ungeteilte Achtung seiner Waffenbrüder begleiteten ihn. Während er nun in Bern sich aufhielt, wurde das bernische Regiment Kirchberger in holländischen Diensten errichtet, und von Muralt übernahm in demselben eine ihm angebotene Hauptmannsstelle. Indessen sagte ihm das Leben in Holland nicht zu, so daß, als ihm im Herbst 1816 eine Unterlieutenantsstelle in den französischen Haustruppen (Gardes-à-pied) mit dem Rang eines Bataillonschefs in der Armee angetragen wurde, er dem Ruf Folge leistete. Am 22. November 1822 wurde er zum Oberlieutenant und am 13. Dezember 1825 zum Ritter des Ordens du mérite militaire befördert. Am 17. Januar 1827 erhielt er den Rang eines Oberstlieutenants und am 5. April das Offizierskreuz der Ehrenlegion. Eben befand sich von Muralt auf Urlaub in Bern, als in Paris die Julirevolution von 1830 ausbrach. Die franz. Haustruppen begleiteten König Karl X. nach Maintenon, von wo sie nach Versailles zurückgeschickt wurden. Hiehin eilte von Muralt und wohnte noch der Abdankung bei. Es wurde ihm der Reformgehalt eines Oberstlieutenants auf 6 Jahre zuerkannt. Sein militärischer Wirkungskreis, der 22 Jahre gedauert hatte, nahm nun ein Ende. Er kehrte nach Bern zurück, wo er seine letzten Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit, aber oft von nervösen Leiden geplagt, zubrachte. Beinahe erblindet, starb er hier am 23. November 1848.

Der Charakter Albrecht von Muralts wird als „etwas heftig" bezeichnet; „aber sein Herz war edel und gut." Für die Ehre hielt er nichts für unmöglich, und die Gefahr war sozusagen seine Lust. Geistige Bildung und reiche Erfahrungen verbanden sich in glücklicher Weise mit der Gabe des angenehmen Umgangs und der leichten Formen, so daß er in Paris in den ersten Gesellschaften eine gern gesehene, willkommene Erscheinung war.

Bemerkenswert ist, daß man ihn nie, selbst in vertrauten Kreisen nicht, ein Wort von den Feldzügen, die er mitgemacht, und von den Kämpfen, denen er im Felde beigewohnt, noch von den Waffenthaten und mannigfaltigen Erlebnissen sprechen hörte. Aber er hat der Nachwelt mit der Feder treu und wahr, lebhaft und anschaulich

und in höchst verdankenswerter Weise erzählt, welchen Anteil er an weltgeschichtlichen Ereignissen genommen und dabei erlebt hatte. Seine uns hinterlassenen Erinnerungen sind ein Verdienst, für das man ihm dankbar sein darf.

Quellen: Nekrolog im „Schweizerischen Beobachter" 1849, S. 649. — Hilty, Polit. Jahrbuch von 1893, S. 45—154: „Die Feldzüge des Oberstlieutenants Alb. von Muralt, von ihm selbst beschrieben." — Maag, Geschichte der Schweizertruppen in französischen Diensten, 1813—1815. — Gef. Mitteilungen des Herrn Rob. v. Diesbach aus den bernburgerlichen Rödeln und Stammregistern.

J. Sterchi.

Benedikt von Weingarten.

14 . .—1513.

Benedikt von Weingarten gehörte einer Familie an, die wahrscheinlich aus dem Dörfchen Weingarten, Amt Aarberg, stammte. Dieselbe war zwar nicht adelig, zählte aber einige Zeit zu den angesehensten der Stadt Bern. Benedikt, dessen Geburtsjahr nicht angegeben werden kann, erscheint von 1488 an als Mitglied des Rates der 200 und war dann, wie auch schon sein Vater, Landvogt zu Bipp von 1494—1498, hierauf im Amte Schenkenberg im Aargau von 1498—1502 und endlich in Aarwangen von 1502—1505. Im Jahr 1506 wurde er Mitglied des „kleinen Rates" und „Venner".

Benedikt von Weingarten galt als entschiedener Gegner des französischen Einflusses und des Kriegsdienstes unter französischen Fahnen. Durch seine offene Parteinahme gegen diese herrschende Unsitte scheint er sich viel Haß und Ungunst zugezogen zu haben.

Als im Jahr 1513 die Eidgenossen ausziehen mußten, um das im Jahre vorher dem Herzog Maximilian Sforza wiedergewonnene Herzogtum Mailand gegen die Franzosen zu verteidigen, wurde von Weingarten als Hauptmann an die Spitze des bernischen Auszuges von anfänglich 500 Mann gestellt. Es war vorerst nur eine Schar von 4000 Eidgenossen, welcher erst später ein zweiter Zug nachfolgen sollte. Sie stand einem gewaltigen und glänzend ausgerüsteten Heere gegenüber, das von den berühmtesten Feldherrn jener Zeit, den La Tremouille, Trivulzio und Robert von der Mark geführt war.

Die eidgenössischen Söldner hatten zuerst die Absicht, mit dem Herzog Maximilian gegen Alessandria vorzurücken, zogen sich aber, als Mailand gefallen war, nach dem festen Novara zurück, um hier

die aus der Heimat zugesagte Verstärkung zu erwarten. Die Franzosen folgten ihnen auf dem Fuße nach und belagerten Novara. Die Heftigkeit der Beschießung übertraf alles, was man bis dahin je gehört hatte. Bald waren die Mauern zerstört. Bei offenen Thoren wurde aber die Stadt geschirmt. Dabei fehlte es nicht an Versuchen, die Gewalt des schwerfälligen Kugelgeschützes durch Mittel der Verlockung zu unterstützen, wie solche nur zu oft in diesen Feldzügen angewendet wurden. Doch gelang es, die Truppen bei ihrer Pflicht zu erhalten.

Am 5. Juni kam der mit Sehnsucht erwartete Gewalthaufe der Eidgenossen in die Nähe der bedrängten Stadt und vereinigte sich mit der Besatzung. Die Franzosen dagegen bezogen ein festes Lager. Schon am folgenden Morgen, am 6. Juni 1513, schritten die Schweizer, jetzt etwa 9000 Mann stark, zum Angriff. Nachdem sie sich in gewohnter Weise durch Gebet ermutigt hatten, stürzten sie sich in stürmischem, wenn auch ungeordnetem Anlauf auf die Franzosen dergestalt, daß Tremouille nur halbbewaffnet zu Pferde stieg und Trivulzio seine Truppen in höchster Eile einteilen und aufstellen mußte. Verderblich wüteten indessen bald die französische Artillerie und die schwerbepanzerten Kürassiere. Der Herzog wich in die Stadt zurück, während die Eidgenossen aushielten. Bald kam es zum Handgemenge, indem nicht mehr bloß mit Streitäxten und Hellebarden, sondern mit Dolchen und Messern gekämpft wurde.

Als der Kampf am zweifelhaftesten stand, brach plötzlich eine Abteilung, welche durch die Reiterei aufgehalten worden war, dem Feind in die Seite und entschied den Sieg. In wilder Flucht löste sich das französische Heer auf. Vergeblich bemühte sich Trivulzio, seine Mannschaft zusammenzuhalten. Tremouille selbst war verwundet. Nicht weniger als 8000 Franzosen und Lanzknechte bedeckten das Schlachtfeld. In dem mehr als dreistündigen Kampfe hatten auch die Sieger bei 1500 Mann verloren, und unter den 200 toten Bernern lag auch der tapfere Hauptmann von Weingarten. Der bernische Chronist deutet an, daß nachher der Argwohn auftauchte, derselbe sei „erst nach vergangenem strit von bösen fründen" getötet worden und gibt ihm als Zeitgenosse das Zeugnis, daß er „ein hantfester, ufrechter, witziger mann gsin". Der Sieg von Novara war einer der glänzendsten, den die Schweizer je erfochten haben.

Quellen: V. Anshelms Berner Chronik III. 419 u. f. — Leu, Helvetisches Lexikon XIX. 238. — A. v. Tillier, Geschichte des eidg. Freistaates Bern III., 74—80. — Glutz-Blozheim, Geschichte der Eidgenossen V. 2, S. 311—325.

Dr. E. Blösch (Allg. D. Biogr., Bd. 41.)

